EX LIBRIS
252.4661
M914
SOCIETATIS
VERBI DIVINI
Techny, Ill.

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

Theophilus.

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

Theophilus.

Kurze Predigten für Zöglinge höherer Schulen.

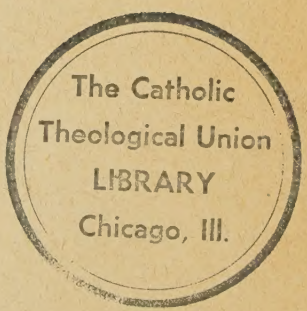
WITHDRAWN

Von

Dr. theol. **Karl Joseph Müller,**

Professor, Geistl. Rat in Breslau.

Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg.



Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1901.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

36
32901

Imprimatur.

Friburgi Brisgoviae, die 4. Aprilis 1901.

✠ **Thomas,** Archiepps.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Zwei Gründe haben den Verfasser bewogen, nachfolgende Predigten zu veröffentlichen: freundliche Erinnerung und kollegiale Dienstfertigkeit.

1. Das Königliche katholische St. Matthias-Gymnasium zu Breslau, an welchem seit 1873 nach dem Abgange Theodor Webers dem Unterzeichneten unter nicht gewöhnlichen Verhältnissen als Religionslehrer zu wirken beschieden ist, wurde in dieser Zeit alljährlich von etwa 500 katholischen Schülern besucht, für welche in der altehrwürdigen Gymnasialkirche während der Schulzeit an zwei Wochentagen und an allen Sonn- und Feiertagen ein besonderer Gottesdienst eingerichtet war und noch ist. In diesen 27 Jahren dürften also wohl mehr als 3000 Schüler, von denen viele sich in angesehenen Stellungen befinden, eine größere Anzahl der vorliegenden Kanzelvorträge gehört haben, so daß es einzelnen früheren Zuhörern eine nicht unangenehme Veranlassung sein wird, bei Lesung dieser gedruckten Ansprachen an ihren Religionslehrer sich zu erinnern, der, inzwischen alt geworden, mit diesen geistlichen Reden einen herzlichen Abschiedsgruß entbietet. Dieselben überspannen einen Zeitraum, dessen erste Hälfte mit mühevollen Sorgen und schweißreichen Arbeiten für den Lehrer und die Schüler reichlich bedacht war. Aber wie dornenvoll auch der Gang des Religionslehrers zum Lehrstuhl überfüllter Klassen war, wie aufreibend auch seine Schularbeit in ungezählten Unterrichtsstunden sein mochte, wie zahlreich auch seine bittern Erfahrungen waren, immer betrat er in freudigster Stimmung die Kanzel der Gymnasialkirche, um seinen jugendlichen Zuhörern mit nachdrucksvoller Milde die christlichen Heilslehren in ihrem überzeugenden Zusammenhange, in ihrer Wahrheit und sittlichen Wirksamkeit nachzuweisen; um seinen geliebten Zöglingen die Schönheit des katholischen Glaubens, das Glück des katholischen Lebens und den Frieden des katholischen Sterbens zu schildern; um seine teuren Pfleglinge zu unterweisen, wie sie die treueste Liebe zur katholischen Kirche und zu deren Dienern mit ebenso unverwüstlicher Abneigung gegen unkirchliche Anschauungen und Bestrebungen, sowie mit beständiger Duldsamkeit gegen irrende Personen und Gemeinschaften verbinden sollen. Inwieweit ihm

dies geglückt, wird am Tage des Gerichtes der Herr beurteilen, in dessen Dienste der Prediger arbeiten wollte.

2. Außerdem sollte diese Veröffentlichung ein längst bekanntes Bedürfnis der Amtsgenossen — wenn auch nur in einem recht bescheidenen Maße — befriedigen. Die Erfahrung lehrt ja, daß es keine leichte Aufgabe ist, zwei und noch mehr Jahrzehnte hindurch an einer und derselben Anstalt das Predigtamt zu verwalten. Denn der Religionslehrer kommt allmählich in die Gefahr, nicht nur seinen Gedankenreichtum trotz fleißiger Fortbildung zu erschöpfen, sondern auch sich öfter, als es nötig ist, zu wiederholen und die alten Geleise der Anordnung und des Stils zur Schadenfreude seiner kritisierenden Zuhörer auszutreten und völlig unbrauchbar zu machen. Oft ist er auch durch allzusehr gehäufte Schularbeiten verhindert, eine eigene Predigt gründlich vorzubereiten, weswegen er nicht selten zu einer gedruckten greifen muß, wobei ihm aber in der Regel noch recht viel Arbeit erwächst, da ja nur sehr wenige Predigtwerke Vorlagen bieten, welche seinem Zuhörerkreise angepaßt sind. Diese und ähnliche Übelstände bezw. Verlegenheiten sollen die vorliegenden Predigten soviel wie möglich beseitigen. Sie sind durchweg selbständig ausgearbeitet; ihre Kürze ist überall beabsichtigt. Sie sind seiner Zeit ex memoria wortgetreu vorgetragen worden und nahmen durchschnittlich 20 bis 30 Minuten in Anspruch. Wer sich aber nicht dazu verstehen kann, sie wörtlich zu memorieren, der verwerte ihre Gedanken und bereichere sie durch passende Beispiele aus der Heiligen Schrift, der Heiligenlegende, sowie aus der Kirchen- und Profangeschichte. Indessen auch in dieser Gestalt müssen sie kurz bleiben:

Quidquid praecipies, esto brevis; ut cito dicta
Percipiant animi dociles, teneantque fideles:
Omne supervacuum pleno de pectore manat.

So möge denn dieses Werk erinnern an die Vergangenheit und dienen der Zukunft! Quam multi pereunt per vanam scientiam in hoc saeculo, qui parum curant de Dei servitio! (De imitat. Chr. 1, 3.)

Breslau, den 19. März 1901.

K. J. Müller.

Inhalt.

Seite

Vorwort v

Die erste Ansprache des neuen Religionslehrers:
Der Segen des gemeinschaftlichen Gottesdienstes 1

Am ersten Sonntage im Advent:
Das heilige Sakrament der Taufe — die Wiedergeburt aus Wasser und Geist 5

Am zweiten Sonntage im Advent:
I. Die sorgfältige Gewissenserforschung 9
II. Das wahre Glück des Menschen 12
III. Der christliche Glaube setzt Demut des Geistes voraus . . . 16

Am dritten Sonntage im Advent:
I. Der christliche Glaube setzt Entschiedenheit des Gemütes voraus . 19
II. Warum Schüler die Wahrhaftigkeit lieben sollen 22

Am Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä:
Maria ist ohne Erbsünde empfangen worden 26

Am vierten Sonntage im Advent:
I. Der christliche Glaube setzt ein festes Herz voraus 33
II. Die gewissenhafte Vorbereitung auf die doppelte Ankunft des Herrn 36

Am Feste der Geburt unseres Heilandes Jesu Christi:
Das Kind von Bethlehem im Zusammenhange mit der damaligen Welt 40

Am Feste des hl. Stephanus:
Das Blut der Märtyrer — der Sieg der Kirche 45

Am Sonntage nach Weihnachten:
Über den geistigen Kampf in unsern Tagen 50

Am Schlusse des bürgerlichen Jahres:
I. Was hat uns das alte Jahr gebracht 54
II. Am Schlusse des Jahres 1871 58

Am Feste der Beschneidung des Herrn (Neujahr):
Die Beschneidung der Juden — ein Haupthindernis für die Ausbreitung des Christentums 60

Am Sonntage nach dem Feste der Beschneidung des Herrn:
Die Tugend des Gehorsams 66

Seite

Am Feste der Erscheinung des Herrn:
Warum so viele Gebildete unserer Tage nicht zu Jesus kommen mögen 71

Am ersten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn:
Über die große Bedeutung der Arbeit 77

Am zweiten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn:
I. Nur beglückend wirst du glücklich sein 81
II. Über die Nichtigkeit aller rein weltlichen und sinnlichen Freuden . 84

Am dritten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn:
1. Worin besteht die geistliche Kommunion, und
2. Welchen Nutzen gewährt sie dem frommen Christen? . . . 88

Am Feste der Reinigung Mariä (Lichtmeß):
Ist es recht, daß wir die Heiligen verehren? 94

Am vierten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn:
I. Christus — der erhabenste Charakter 97
II. Über den Sturm der Leidenschaften 101
III. Die Einzelgemeinde als das Schifflein auf dem vom Sturme gepeitschten See 104

Am fünften Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn:
I. Warum es Gott den Bösen hier auf Erden oft recht gut gehen läßt 107
II. Wie in jeder Gemeinde Gute und Böse, so auch in der ganzen Kirche Heilige und Sünder 110
III. Woher stammt das Böse und welche Bedeutung hat es in der Welt? 113

Am sechsten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn:
I. Das Reich Gottes — sein Wesen, seine Gründung und Geschichte 117
II. Der Sauerteig als Bild der Lehre Christi 121

Am Sonntage Septuagesima:
Was hat der Neidische von seiner Leidenschaft? 124

Am Sonntage Sexagesima:
Wie haben sich die Zuhörer auf eine christliche Predigt vorzubereiten? 126

Am Sonntage Quinquagesima:
Über die Pflicht der Selbstüberwindung 129

Am ersten Sonntage in der Faste:
Die Versuchungen Jesu — ihre Bedeutung für den Herrn und für die Zöglinge 133

Am zweiten Sonntage in der Faste:
Die Selbsterkenntnis — die Verklärung des Geistes 137

Am dritten Sonntage in der Faste:
I. Entstehung und anfängliche Entwicklung der pharisäischen Feindschaft 139
II. Was soll uns zum aufrichtigen Sündenbekenntnisse bewegen? . 143

Am vierten Sonntage in der Faste:
Über die Gegenwart Jesu im allerheiligsten Sakramente . . . 146

Seite

Am fünften Sonntage in der Faste:
I. Die weitere Entwicklung der pharisäischen Feindschaft bis zum Tode Jesu 149
II. Der Tempel der Juden mit seinen täglichen Opfern und der Herr 153

Am Palmsonntage:
Isaak als Vorbild des Kreuzestodes Jesu 158

Am Karfreitage:
I. Die ganze Gerichtsverhandlung wider Jesum — eine himmelschreiende Ungerechtigkeit 161
II. Was bewirkte der Heiland durch seinen Tod am Kreuze? . . . 164

Am Ostersonntage:
Die Auferstehung Jesu in ihrer Bedeutung für die damalige Welt . 169

Am Ostermontage:
I. Inwiefern ein jeder aus uns ein wahrhaftiger Zeuge von der Auferstehung Jesu sein kann 174
II. Vertraue auf Jesum, wenn du das letzte Mal leidest . . . 179

Am ersten Sonntage nach Ostern:
I. Die Bedeutung der Taufpaten 186
II. Die Bedeutung der Osterkerze 190

Am zweiten Sonntage nach Ostern:
I. Die Osterkerze im Zusammenhange mit den Feierlichkeiten am Ostersonnabend 192
II. Ohne Christus giebt es keine Kirche und ohne Kirche giebt es kein Heil 195
III. Die Schäflein am Grabe ihres treuen, mutigen und aufopferungsvollen Hirten 201
IV. Warum die Priester von der Welt gehaßt werden . . . 206

Am dritten Sonntage nach Ostern:
I. Die erhebende Weihe des Taufwassers 209
II. Über das neue Leben in der Regierung der Kirche . . . 212
III. Über die Abstufung der Erscheinungen des Auferstandenen . . 216

Am Feste der Auffindung des heiligen Kreuzes (3. Mai):
Das große Geheimnis des heiligen Kreuzes 219

Am vierten Sonntage nach Ostern:
I. Über die große Macht des Gewissens 224
II. Wo gehst du hin? 228

Am fünften Sonntage nach Ostern:
Wesen und Bedeutung des im Namen Jesu verrichteten Gebetes . 231

Am Feste der Himmelfahrt des Herrn:
I. Inwiefern die katholische Kirche die wahre Kirche Christi ist . 234
II. Der Glaube an Wunder — ein Merkmal, an welchem die wahre Kirche Christi erkannt wird 237

Am sechsten Sonntage nach Ostern:
Ansprache an die Neokommunikanten 239

Seite

Am Pfingstsonntage:
1. Worin zeigte sich der Mut der heiligen Apostel, und
2. Worin hatte er seine tiefsten Wurzeln? 245

Am Pfingstmontage:
Warum wird der Heilige Geist Gott der Vollender genannt? . . 250

Am Feste der allerheiligsten Dreieinigkeit:
Der Glaube an die allerheiligste Dreifaltigkeit in seiner grundlegenden Bedeutung für das gesamte christliche Leben 257

Am Fronleichnamsfeste:
I. Armut des Herzens und Geistes als Vorbereitung auf die heilige Kommunion 261
II. Der Tabernakel als Wohnsitz des höchsten Gesetzgebers, als Opferaltar des ewigen Hohenpriesters, als Brotkammer des fleischgewordenen göttlichen Wortes 265

Am zweiten Sonntage nach Pfingsten:
Die Erweckung der göttlichen Tugenden als Vorbereitung auf die heilige Kommunion 273

Am dritten Sonntage nach Pfingsten:
Über die zum würdigen Empfange des heiligen Bußsakramentes erforderliche Reue 277

Am Feste der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus (29. Juni):
Das Papsttum ist die Einheit 282

Am vierten Sonntage nach Pfingsten:
Über die gute Meinung 289

Am fünften Sonntage nach Pfingsten:
Die höhere Geistesbildung und die kindliche Demut des Herzens . 292

Am sechsten Sonntage nach Pfingsten:
Die Liebe zu den Armen 296

Am siebenten Sonntage nach Pfingsten:
Vorteile und Nachteile der Jugendbündnisse 299

Am achten Sonntage nach Pfingsten:
I. Die christliche Tugend der Klugheit 304
II. Die wahre und falsche Freundschaft 307

Am neunten Sonntage nach Pfingsten:
Der weinende Gottmensch 311

Am zehnten Sonntage nach Pfingsten:
I. Der stolze Demütige 314
II. Das Gebet und die Demut 318

Am elften Sonntage nach Pfingsten:
I. Was ist das Weihwasser, was predigt es und was bewirkt es? . 322
II. Für wen sollen wir gerade in diesen Tagen (1869) beten? . . 325

Am zwölften Sonntage nach Pfingsten:
Du sollst den Herrn, deinen Gott, mit deiner ganzen Phantasie lieben 330

Seite

Am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten:
Die Pflicht der Dankbarkeit 335

Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten:
Die Scheidung der Geister in unsern Tagen 339

Am Feste der heiligen Schutzengel:
Es giebt Engel 346

Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten:
Welcher Schüler sät in seinem Fleische? 351

Am sechzehnten Sonntage nach Pfingsten:
Gedenke, daß du den Sonntag heiligest 357

Am siebzehnten Sonntage nach Pfingsten:
Der verheißene Messias — der Sohn und Herr Davids . . . 360

Am Feste der Geburt Mariä (8. September):
Der ewige Erlösungsplan 363

Am Feste des heiligen Namens Mariä:
Wie kommt es, daß wir Maria so innig verehren? 369

Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten:
Maria — die schmerzhafte Mutter 373

Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten:
I. Homiletische Erklärung des Sonntagsevangeliums . . . 375
II. 1. Der göttliche Gnadenruf an die Nationen im Laufe der Geschichte, und
2. Der göttliche Gnadenruf an die einzelnen Menschen im Laufe ihres Lebens 379
III. Die religiöse Gesinnung — die Vermählung der menschlichen Seele mit Gott 385

Am Feste Allerheiligen (1. November):
I. Zwei recht gefährliche Angriffe gegen die Heiligenverehrung . . 388
II. Die Vorteile derjenigen, welche in der Gemeinschaft der Heiligen leben 391

Am einundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten:
I. Als Glaubensgrundlage wird verlangt: Klarheit für den Verstand und Zartgefühl für das Herz 397
II. Wann sind wir um Gottes willen andächtig? 400
III. Die Gott zugefügten Beleidigungen sind in den Augen vieler eine Schuld von 100 Denaren; die ihnen selbst zugefügten Beleidigungen eine Schuld von 10 000 Talenten 403

Am zweiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten:
I. Das Bild des christlichen Schülers und Zöglings 407
II. Drei Fragen der Feinde Jesu 411

Am dreiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten:
I. Das Wesen und die Wirkungen des heiligen Sakramentes der letzten Ölung 414

Seite

II. Die kirchlichen Begräbniszeremonien 420
III. Der Apostel Paulus als Vorbild der studierenden Jugend . . 424

Am vierundzwanzigsten und letzten Sonntage nach Pfingsten:
I. Der geschichtliche Verlauf der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 n. Chr. — ein Beweis für die Gottheit Jesu 427
II. Die Todsünde — der Greuel der Verwüstung in der menschlichen Seele 431
III. Die heilige Pflicht der Wachsamkeit 434

Zur Erstkommunionfeier:
Das Andenken an die erste heilige Kommunion — ein süßer Trost im Leiden, ein Freudenquell in der Betrübnis und ein sicherer Wegweiser für das Leben 438

Zur Einweihung einer Kirchenorgel:
Die Bedeutung der Orgel für andächtige Christenherzen 441

Die erste Ansprache des neuen Religionslehrers.

„Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt." (Matth. 22, 2.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Herrliches Bild! Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Denket euch die Freuden und den Frieden, das Glück und die Wonne, dieses Übermaß irdischer Freuden, welche eine Hochzeit bietet. Zwei Herzen vereinigen sich, um das Traurige und Freudige, das Angenehme und Unangenehme, um Kreuz und Leiden gemeinsam zu tragen. Das ist der Zweck einer Hochzeit. Ach! und in der Kirche, dem Himmelreiche auf Erden, da vereinigen sich nicht bloß zwei, nein, Millionen Christenherzen mit dem heiligsten Herzen Jesu durch Liebe aufs innigste, so daß in Wahrheit das Himmelreich einem Könige gleich ist, der seinem Sohne Hochzeit hielt.

Ich freue mich nun aufrichtig, daß ich gerade heute (am 19. Sonntage nach Pfingsten) zum erstenmale euch das Wort Gottes von dieser geheiligten Stätte aus verkündige. Das Himmelreich, unsere heilige Kirche, ist keine Zwingburg, in welche jedermann mit Gewalt hineingeführt wird. Nicht Gewalt, sondern freie, ungezwungene Vereinigung durch christlichen Glauben, durch christliche Hoffnung und Liebe ist es, welche die große Gemeinschaft der Kirche zusammenhält. Hier findet Herz zum Herzen sich; nur eine solche Vereinigung kann auch über das Grab hinaus, ja ewig dauern. Eine solche Vereinigung sollen aber unsere kirchlichen Zusammenkünfte an Sonn- und Wochentagen sein. Beim Anblicke einer um ihren Priester versammelten Gemeinde, wer möchte da nicht an David denken, welcher vor Entzücken singt: „Siehe, wie gut und lieblich es ist, daß Brüder zusammenwohnen! Wie Salböl auf dem Haupte, das träufelt auf den Bart, auf den Bart Aarons, das träufelt auf den Saum seines Kleides; wie Tau des Hermon, der fließt auf den Berg Hermon. Denn dorthin sendet der Herr Segen und Leben auf ewig." — David findet nicht Worte und Bilder genug, um den Segen der kirchlichen Gemeinschaft zu schildern und zu preisen. Wie das kostbarste Salböl, welches bei der Weihe des jüdischen Hohenpriesters auf sein Haupt gegossen wurde, wie

dieses Salböl herabträufelte auf den Bart und den Kleidessaum des Hohenpriesters, so verbreitet sich auch der Segen Gottes über alle, welche in Gemeinschaft mit andern dem Gottesdienste andächtig beiwohnen. Der Segen des gemeinschaftlichen Gottesdienstes ist wie der allbefruchtende Tau, der sich über dem majestätischen Berge Hermon ansammelt und von da sich über alle Berge und Hügel und Thäler des gelobten Landes verbreitet. Siehe daher, wie gut und lieblich es ist, daß Brüder zusammenwohnen; denn dorthin sendet der Herr Segen und Leben auf ewig.

O wie gut ist es also, die heilige Messe mit Andacht zu hören! Da feiert der Priester das hochheilige Opfer für die seiner Sorge anvertrauten Schäflein; er, der gute Hirt, kennt seine Schafe; er kennt die guten und die schwachen, er kennt die gesunden und die kranken. Alle in seinem Herzen tragend, tritt der Seelsorger an die Stufen des Altars und bittet Jesum, das unschuldige Opferlamm, er möge doch sein Anliegen vernehmen. O erhabener, himmlischer Augenblick, da der Priester die hochheilige Hostie auf dem Altare mit den Augen kindlichen Glaubens betrachtet und Jesum, den Oberhirten, unter der Gestalt des Brotes schaut. Da beginnt dann ein Bitten und Bestürmen. Siehe, o Jesu, meine geliebten Zöglinge; du kennst die guten und frommen, o stärke sie in ihrem Vorhaben, befestige ihre Tugend, mache sie standhaft in ihren Versuchungen; du kennst, o Jesu, die kranken und schwachen, die so gern hier erschienen wären, wenn sie nicht ans Krankenbett gefesselt wären. O schicke diesen frommen Kranken einen Strahl deiner Gnade, zeige ihnen an, daß jetzt ihrer im heiligen Meßopfer gedacht wird, lindere ihre Schmerzen, gieb ihnen Geduld und reichen Segen in ihrem Leiden. Der Seelsorger gedenkt dann der Sünder unter seinen Schäflein und bittet Jesum, daß er nicht aufhören möge, sie anzuregen und zu unterstützen, wenn sie die Absicht haben, sich zu bekehren; der Seelsorger gedenkt der Eltern, damit sie ihre Kinder gut erziehen, er gedenkt der Kinder, daß sie ihre Eltern lieben und ehren und ihnen gehorchen mögen. Der Seelsorger gedenkt der Unglücklichen, damit Jesus ihnen helfe, ihre Leiden mit Geduld und Liebe zu ertragen; er gedenkt der Lauen und Schwachen unter seinen Schäflein, damit der Herr sie stärke und befestige; der Seelsorger gedenkt der Abwesenden, damit der Herr sie erleuchte und ihnen Lust und Liebe zum Besuche des Gottesdienstes einflöße; er gedenkt der hartnäckigen Sünder, daß Gott ihre Herzen erweichen möge; er gedenkt der Spötter und Verächter alles kirchlichen Lebens, auf daß sie zur Einsicht kommen mögen. Das sind die Wünsche und Bitten, welche der Religionslehrer allsonntäglich für seine Zöglinge Gott vorträgt. Das sind *seine* Bitten; aber auch *eure* Bitten empfiehlt er Jesu; o wie gut ist es, daß Brüder in Christo zusammenwohnen. Wenn der Herr eine solche Einmütigkeit im

Bitten, solchen Glauben der Brüder sieht, so kann er nicht mehr länger zögern; er gewährt, er verspricht, er regt an zum Guten, er kommt zuvor, erleuchtet, stärkt und befestigt auf unsichtbare, gnadenvolle Weise. Allerdings können wir die süßen Früchte des heiligen Meßopfers gewöhnlich nicht sehen; aber wer aus uns hätte sie nicht schon in seinem Leben empfunden? — Die frommen und heilsamen Entschlüsse, sie werden in der Regel während einer heiligen Messe gefaßt. Christus der Herr auf dem Altare regt uns an, und wir folgen seinen Eingebungen. Wir wissen das nicht immer; wie oft sind wir nämlich plötzlich im gewöhnlichen Alltagsleben zum Guten aufgelegt; wir hegen vortreffliche Gesinnungen, oft empfinden wir ein echt christliches Mißtrauen gegen uns selbst und setzen unser ganzes Vertrauen auf Gott; nicht selten haben wir einen wahren Abscheu vor der Sünde, so daß wir sie um keinen Preis in der ganzen Welt wieder begehen möchten. Solche und ähnliche gute Gedanken, Empfindungen, Entschlüsse, so zarte und so schwache Anfänge sie auch sein mögen, sind durchaus nicht unser alleiniges Werk, sondern die Wirkungen der Gnade, welche der Herr in so wunderbarer Weise in der heiligen Messe spendet. Oft entgehen uns zwar diese Wirkungen der heiligen Messe, weil wir sehr zerstreut oder nicht aufmerksam genug sind; oft werden wir sie auch bei der größten Aufmerksamkeit in der Kirche nicht gewahr; doch deswegen ist die heilige Messe nicht unwirksam. Im Laufe des Tages zeigt sich gewiß die Wirkung; und du, mein Christ, ahnst es nicht, woher sie kommt; du hast selbst vielleicht schon lange keine heilige Messe gehört; und doch wird deiner gedacht, Gott erhört das Gebet, das ein anderer deinetwegen verrichtet, und du empfängst einen anregenden, erleuchtenden Gnadenstrahl. O verschließet euch dann solchen Anregungen nicht, beachtet sie wohl, und aus kleinen, schwachen Anfängen wird ein kräftiges, tugendhaftes Leben sich entwickeln.

Ein Königlicher, dessen Sohn zu Kapharnaum im Sterben lag, eilte zu Jesus, damit dieser hinkomme und seinen Sohn heile. Jesus ging aber nicht mit, sondern sprach zu dem Königlichen: „Geh hin, dein Sohn lebt." Unterwegs begegneten darauf dem Vater die Diener, welche ihm sagten, daß sein Sohn lebe. Und als jener die Stunde erforschte, in welcher es mit seinem Sohne besser geworden war, erkannte er, daß es um dieselbe Stunde gewesen war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: „Dein Sohn lebt." Der Vater wußte nun ganz genau, woher diese glückliche Wendung in der Krankheit seines Sohnes stammte. Die Diener und der Kranke selbst aber wußten es nicht, bis es ihnen der Vater sagte. Ebenso ergeht es vielen Christen. Sie genießen die Früchte der heiligen Messe und wissen es nicht, daß die heilige Messe die Quelle aller jener Gnaden ist. O könnten wir sie nur ein einziges Mal mit unsern leiblichen Augen schauen, die Millionen Gnadenstrahlen, welche vom heiligen Meßopfer ausgehen und

sich verteilen auf alle Gläubigen, wir würden staunen und einsehen, wie gut und lieblich es ist, daß Brüder zusammenwohnen.

Ach! und diese Strahlen, man meidet sie. Nicht als ob ihr fern vom Gottesdienste bliebet; ihr müsset ja demselben beiwohnen. Aber wie viele mögen wohl mit ganzem Herzen hier zugegen sein! Wie zerstreut sind wir oft; wie unandächtig; wie oft mit andern Dingen in Gedanken beschäftigt! Wie oft ist schon unsere ganze körperliche Haltung, unser Betragen in der Kirche vor und während des Gottesdienstes ein recht ärgerliches, wie wenig erbaulich, so daß man es manchem schon am Gesicht ansieht, wie geringe Teilnahme er am Gottesdienst hat! Und kann es so bleiben? Kann es so bleiben von jetzt ab, da wir einen gnadenvollen Einblick gethan in die geheimnisvollen Wirkungen des Gottesdienstes?

O wir haben es nicht gewußt, wie gnadenreich der sakramentale Gottesdienst ist! Ach wir Ärmsten! Wir dachten nicht daran; wir waren leichtsinnig. — Wie thut es uns leid, Gott so oft beleidigt zu haben! Wir wollen uns von nun an bessern! Wir bedürfen ja so sehr der Gnaden für unsern Beruf, für das Studium. Erleuchtung, Lust, Eifer, Fleiß und gutes sittliches Betragen, das ist euch auch so nötig. Ihr wisset nicht, um was ihr bitten sollet während des Gottesdienstes. — O bittet um Erleuchtung! Der Glaube ist ein Licht, welches hineinleuchtet in die Finsternis dieses Lebens. So oft ihr dem Gottesdienste beiwohnt, erwecket den Glauben an die Gegenwart Jesu im allerheiligsten Altarssakramente, benutzet jeden Gottesdienst als eine Gelegenheit, um euch im heiligen Glauben zu üben, zu befestigen und zu stärken. Im Herzen den Glauben an die Gegenwart Jesu, werdet ihr bald voll Ehrfurcht und heiliger Scheu dem hochheiligen Opfer des Neuen Bundes beiwohnen. Wie könnte doch dann noch einer aus uns gleichgültig und ohne innige Teilnahme des Herzens sein!

Ihr wisset nicht, um was ihr bitten sollet während des Gottesdienstes. O bittet um Erleuchtung für euer Studium. Der heilige Geist ist ja der Geist der Wissenschaft, ja der wahren Wissenschaft. Gott ist die Quelle aller Wahrheit und Weisheit. Zu ihm sollen wir alle unsere Zuflucht nehmen, wenn wir Jünger der wahren Wissenschaft werden wollen. O bittet nicht bloß mit den Lippen, nein, auch mit dem Herzen um Segen für eure Arbeiten zu Hause und in der Schule.

Ihr wisset nicht, um was ihr bitten sollet während des Gottesdienstes. O bittet um Lust und Fleiß für euer Studium. Betrachtet den hl. Aloysius, wie er mit dem größten Fleiße die innigste Frömmigkeit verband. Hütet euch vor jeder Sünde; denn die Sünde verleidet euch eure Berufsarbeiten.

So komm denn, Heiliger Geist, und erfülle die Herzen dieser jugendlichen Schar. Entzünde in ihnen das Feuer der Begeisterung für unsere heilige Religion; erwecke in ihnen die Andacht während des Gottesdienstes und gieb ihnen die Gnade, fromm, fleißig und gewissenhaft zu sein. Amen!

Am ersten Sonntage im Advent.

„Jesus sprach zu Nikodemus: ‚Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, wenn jemand nicht wiedergeboren ist aus Wasser und Geist, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen.'" (Joh. 3, 5.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der Anfang des Kirchenjahres, d. i. der heutige Sonntag, erinnert lebhaft an den Anfang des übernatürlichen Lebens, welches der Mensch als Mitglied der Kirche durch die Teilnahme am öffentlichen kirchlichen Leben, dessen großer Rahmen das Kirchenjahr ist, bethätigen soll. Daher wird es nicht befremden, wenn wir heute, an der Schwelle des Kirchenjahres, über den Anfang des echt christlichen Lebens eine erbauliche Betrachtung anstellen. Unterwies ja der Heiland selbst schon am ersten Osterfeste während seiner öffentlichen Lehrwirksamkeit den wißbegierigen, hochangesehenen Pharisäer Nikodemus über die Grundlage der christlichen Lebensweisheit.

Nikodemus sprach: „Meister, wir wissen, daß du als Lehrer von Gott gekommen bist; denn niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm." Aus dieser Anrede geht hervor, daß Nikodemus infolge der von Jesus gewirkten Wunder ihn bereits für einen wahren Gottesgesandten hält, und daß Jesus ihm gegenüber göttliche Autorität besitzt, welcher Nikodemus sich willig unterwirft. Diese Gesinnung und Willensrichtung des Nikodemus war offenbar sehr anerkennenswert; aber er selbst mochte wohl fühlen, daß sie trotz alledem noch nicht hinreichend war, um Mitglied des göttlichen Reiches werden zu können. Dies bestätigt denn auch der Heiland, indem er versichert: „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen." Doch diese Worte vermochte Nikodemus nicht zu verstehen, weil er sich an die buchstäbliche Bedeutung des Wortes „Wiedergeburt" klammerte und darum eine solche einfach für unmöglich hielt. Jesus fuhr daher bekräftigend und zum Teil ergänzend fort: „Wahrlich, wahrlich, sage ich dir, wenn jemand nicht

wiedergeboren ist aus Wasser und Geist, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen."

Alles kommt hier auf die richtige Erklärung des Wortes „Wiedergeburt" an. Dasselbe bedeutet offenbar eine nochmalige Geburt. So weit hatte Nikodemus Jesum richtig verstanden. Insofern Nikodemus jedoch unter Wiedergeburt eine nochmalige natürliche Geburt verstand, hatte er Jesum falsch verstanden. Das Wort „Geburt" in dem zusammengesetzten Ausdrucke „Wiedergeburt" bedeutet also nicht „die natürliche Geburt", sondern nur etwas der natürlichen Geburt in mancher Hinsicht Ähnliches. Suchen wir diese Ähnlichkeit zu erforschen!

Mit dem Begriffe der natürlichen Geburt eines Menschen bezeichnen wir im allgemeinen jenen wichtigen Zeitpunkt, in welchem der Mensch sich so weit in seinem natürlichen Leben entwickelt hat, daß er nunmehr als einzelnes, abgesondertes, in gewisser Hinsicht selbständiges Wesen sich zu bethätigen anfängt. Der leiblich Geborene kann aber nach seiner rein leiblichen oder nach seiner leiblich-geistigen, d. i. rein menschlichen Seite aufgefaßt werden. Als rein leibliches Wesen nun tritt er infolge der natürlichen Geburt als selbständiges Mitglied in das sogen. Naturreich ein; hier gilt das Gesetz der Notwendigkeit. Als leiblich-geistiges Wesen dagegen tritt er infolge der natürlichen Geburt in das irdisch-geistige Menschenreich ein; hier gilt das Gesetz der Vernunft in seiner überaus großen Mannigfaltigkeit. Die geistige Wiedergeburt wird also nach dem Gesetze der Ähnlichkeit nichts anderes zunächst bedeuten als die volle und lebendige Aufnahme des einzelnen Menschen in das engere Reich Gottes. Hier gilt als Gesetz der ganz besondere Wille Gottes, die Heiligung der Menschen. Sowie der Mensch infolge der rein leiblichen Geburt anfängt, als selbständiges Wesen nach rein natürlichen und allgemein vernünftigen Gesetzen zu leben, so beginnt er infolge der Wiedergeburt als selbständiges Wesen aus freiem Antriebe im Reiche Gottes nach religiösen Gesetzen zu leben; er beginnt ein Leben, dessen Ziel die persönliche Heiligung und übernatürliche Glückseligkeit in der Ewigkeit ist. Wir sehen demnach, daß das Wort „Wiedergeburt" den eigentlichen Anfang des religiösen Lebenswandels bezeichnet.

Allein der Anfang des religiösen Lebens kann in einem weiteren und in einem engeren Sinne des Wortes genommen werden. Wir können als Anfang desselben den Glauben bezeichnen; und selbst hier können wir alsbald die anregende, zuvorkommende Gnade unterscheiden von der freien Mitwirkung des Menschen mit jener Gnade. Wir können sodann einen Unterschied machen zwischen Glauben und Glauben. Es kommt dabei auf die Beweggründe an: ob jemand aus Furcht vor Gott oder aus Liebe zu Gott glaubt. Aus dem Glauben kann sich darauf eine gewisse Hoffnung und die Liebe zu Gott entwickeln. In diesem Falle wird der

Glaube schon lebendig im Menschen und zeigt sich in seiner ganzen religiösen Geistesrichtung, in seinen Anschauungen und Werken. Doch in dieser mehr oder minder allgemeinen Bedeutung versteht der Heiland in der Unterredung mit Nikodemus die Wiedergeburt nicht. Er sagt: „Wenn jemand nicht wiedergeboren ist aus Wasser und Geist, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen.“ Das heißt nicht ganz allgemein: Wer anfängt religiös zu leben, wird in das Reich Gottes kommen. Der Heiland fügt noch näher bestimmend hinzu: Wer den Anfang seines religiösen Lebens aus Wasser und Geist empfängt. Nikodemus besaß ja schon den Glauben an Jesum, wie aus seiner Anrede klar hervorgeht; ja sogar schon einen lebendigen Glauben, verbunden mit einer gewissen Hoffnung und Liebe zum Herrn. Im allgemeinen war er also bereits wiedergeboren; aber noch nicht aus Wasser und Geist. Fragen wir uns daher jetzt, was der Heiland unter der Wiedergeburt aus Wasser und Geist versteht.

Wasser und Geist sind hier zunächst Bilder für einen tief religiösen Gedanken, für einen inneren geistigen Vorgang, der sich schwer beschreiben läßt. Überdies müssen diese Bilder im innigsten Zusammenhange mit dem Worte „Wiedergeburt“ aufgefaßt werden. Schon auf der ersten Seite der Heiligen Schrift finden wir eine der unsrigen ähnliche Ausdrucksweise. Es heißt im Schöpfungsberichte: „Der Geist Gottes schwebte über den Gewässern.“ Damit will die Heilige Schrift sagen: Der Geist Gottes bildete und entwickelte nach bestimmten Naturgesetzen die Urgewässer zu der vom Menschen zu bewohnenden Erde. Der Geist ist also das Bildende, und das Wasser ist das, was gebildet, entwickelt und geformt werden soll. Durch die Wiedergeburt nun soll das religiöse Leben des Menschen entwickelt und gebildet werden; für diesen Gedanken ist das Wasser das bezeichnende Sinnbild. Und derjenige, welcher als letzte und eigentliche Ursache das religiöse Leben des Wiedergeborenen bildet und entwickelt, ist der Geist Gottes. Die religiöse Entwicklung der einzelnen Menschen geht also unter der Einwirkung des göttlichen Geistes vor sich und durchläuft oft recht zahlreiche Entwicklungsstadien. Der Heiland hat aber eine ganz bestimmte religiöse Entwicklungsstufe im Auge, jene, welche in gewisser Hinsicht ähnlich ist derjenigen Entwicklung des menschlichen Lebens, infolge deren die leibliche Geburt eintritt; deshalb nennt er auch diese religiöse Entwicklungsstufe Wiedergeburt. Er versteht darunter jene religiöse Entwicklung, infolge deren der einzelne Mensch befähigt ist, in das engere Reich Gottes einzutreten und Mitglied der Kirche zu werden. Diese Entwicklung setzt in jedem Falle den Glauben an die Wahrheiten des apostolischen Glaubensbekenntnisses voraus, sowie die Unterwerfung unter die beiden Hauptgebote der Gottes- und Nächstenliebe.

Wer demnach Mitglied der Kirche werden will, muß als Erwachsener diese religiöse Entwicklung abgeschlossen haben oder als unmündiges Kind durch den Mund der Paten feierlichst versprechen, dieselbe sobald als möglich nachzuholen. Nur unter diesen und andern darauf bezüglichen Bedingungen wird er durch den Empfang der heiligen Taufe auf sakramentale Weise der großen, allgemeinen kirchlichen Gemeinschaft als wirkliches Mitglied einverleibt. Das heilige Sakrament der Taufe ist daher die eigentliche Wiedergeburt aus Wasser und Geist, so daß die Worte des Herrn „Wenn jemand nicht wiedergeboren ist aus Wasser und Geist, so kann er in das Reich Gottes nicht eineingehen", nach der Lehre unserer heiligen Kirche und der heiligen Väter bedeuten: Wenn jemand nicht getauft ist, so kann er in das Reich Gottes nicht kommen.

Die heilige Taufe hat somit als das Sakrament der Wiedergeburt aus Wasser und Geist für den Menschen eine der leiblichen Geburt ähnliche Bedeutung. Wie aber das Kind sich leiblich und geistig mit den Jahren gewöhnlich entwickelt, so soll auch der getaufte Erwachsene die Taufe nicht als eine abgeschlossene religiöse Entwicklung betrachten, sondern immer mehr und mehr den Kreis der religiösen Kenntnisse erweitern, dieselben immer besser begründen lernen und seine ganze religiöse Gesinnung von dem heiligen Geiste immer mehr durchdringen und beleben lassen. Benutzet darum die Zeit eures Lebens auch zur Aneignung von gründlichen Kenntnissen in unserer heiligen Religion. Doch nicht bloß eurem Gedächtnisse präget diese erhabenen Wahrheiten ein! Das hieße ja als träge Knechte das empfangene Talent vergraben, ohne daraus auch nur den geringsten Nutzen zu ziehen. Nein, die religiösen Wahrheiten wollen sich zu vollem Leben gestalten; sie sind nicht kalte, geistlose Lehren, sondern geistvolle, das menschliche Herz erwärmende, zu Thaten und Handlungen antreibende Grundsätze echt christlicher Lebensweisheit. Sie sind durchaus Geist und Leben; sie wollen bilden, erziehen, leiten und beherrschen, nicht bloß den Verstand, sondern auch den Willen, das Herz, den ganzen Menschen nach allen seinen Beziehungen, nach seiner ganzen Bedeutung. O daß wir doch darum alle von diesem heiligen Geiste uns beseelen lassen und uns so fügsam und bildungsfähig wie Wasser zeigen möchten! Dann werden wir wahrhaft wiedergeboren sein aus Wasser und Geist; wiedergeboren zu Mitgliedern der Gemeinschaft der Heiligen. Amen!

Am zweiten Sonntage im Advent.

„Johannes ist's, von dem geschrieben steht: ‚Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.'" (Matth. 11, 10.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Nach der Versicherung des Heilandes ist Johannes der Täufer sein Vorläufer im vollen Sinne des Wortes; denn er belehrt nach dem heutigen Evangelium seine zahlreichen Zuhörer. „Dieser ist's, von dem geschrieben steht ‚Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.'" Johannes hatte auch diese seine Aufgabe in ihrem ganzen Umfange erfaßt; denn seine gesamte Wirksamkeit war getragen von dem Gedanken: „Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Pfade!" „Weshalb er denn auch predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden." Unsere Pflicht ist es nun, diese erschütternden Bußpredigten nicht bloß zu hören, sondern auch zu beherzigen, indem wir die Tugend der Buße üben. Damit wir aber würdig das heilige Sakrament der Buße empfangen können, ist es nötig, uns selber zuvor kennen zu lernen, auf daß wir die Menge der Sünden, die Größe und Ursache derselben, sowie den Hang zu ihnen wissen. Allein das ist keine so leichte Sache, wie man sie oft ansehen und behandeln will. Wir erforschen gewöhnlich unser Gewissen nach den Gedanken, die uns vielleicht eingefallen und in die wir eingewilligt; oder nach den Worten, die wir gesprochen; nach den Werken, die wir verrichtet, und nach den Unterlassungen des Guten, das wir versäumt haben. Zwar ist die Art der Gewissenserforschung richtig; aber die Erkenntnis seiner selbst scheint mir, um es nochmals zu wiederholen, keine so leichte Sache.

Betrachtet zunächst die Gedanken! In unserem Verstande fließt gewissermaßen ein schneller Strom von Vorstellungen, Zweifeln, Ungewißheiten, Eigensinn, Vorurteilen, Achtung unserer selbst, Verachtung anderer und verwegener Urteile. In unserem Herzen ist ein Ab- und Zufluß, eine beständige Abwechslung von Begierden und Neigungen, der Liebe und des Hasses, des Fliehens und Suchens, der Furcht und der Hoffnung, des Verdrusses und der Abneigung, der Laune und der Willkür, des Stolzes und der Härte, der Gefälligkeit und Unbiegsamkeit. In unserer Einbildungskraft liegt eine fruchtbare und nie ganz versiegende Quelle verführerischer Träume, gefährlicher Vorstellungen, schädlicher Blendwerke, unheiliger Entwürfe, Pläne und Absichten, welche die Begierde erzeugt und durch Begünstigung derselben oftmals ein Feuer anzündet, dessen Verwüstungen wir nicht verhindern, weil wir sie nicht

wahrnehmen. Wie schwer muß es da sein, zu entscheiden, wo die freie Einwilligung in alle diese Vorstellungen, Neigungen und Phantasiegebilde beginnt; welche von ihnen Sünden sind und welche nicht! Und aus dieser offenbaren Schwierigkeit ergiebt sich von selbst, wie mühevoll es ist, sein Gewissen mit Bezug auf die sündhaften Gedanken sorgfältig zu erforschen.

Betrachtet ferner die Worte! Wieviel Leichtsinn, Unbesonnenheit, vergessener Anstand, nicht beobachtete Schamhaftigkeit, aufgeopferte Liebe, Spötterei, Tadel, üble Nachrede, Galle und Bitterkeit, Hitze und Zorn läßt sich nicht in unsern Worten wahrnehmen! — Der hl. Jakobus schreibt: „Wer in seinem Worte niemals anstößt, der ist ein vollkommener Mann, denn er kann den ganzen Leib im Zaume halten." Indessen glauben viele, in diesem Punkte Unvollkommene sich in dieser Hinsicht nichts vorwerfen zu sollen. Zweideutige Reden sind bei ihnen gute Einfälle; schmutzige Zoten sind bei ihnen nur leere Scherze; da sind Schwüre und Verwünschungen nur gerechter Unwille; da sind Ehrabschneidungen erprobte Wahrheiten; da sind Verleumdungen eigene Meinungen, und Gotteslästerungen nur etwas scharfe Ausdrücke des Zornes. Zahllose Fehler der Zunge machen nur darum keinen Eindruck mehr, weil man an sie gewöhnt ist. Wie wenige erwägen genügend ihre Worte und bedenken alle Folgen ihrer Rede. Es war nur ein launiges, gehässiges und ungeduldiges Wort; es hat aber beleidigt, erzürnt und aufgebracht. Es war nur ein Scherz; er hat aber die Person, die der Gegenstand desselben war, lächerlich gemacht, ihr Ansehen geschmälert und ihr wirklich geschadet. Es war nur ein Scherz; er hat aber Groll und Haß in einem Herzen zurückgelassen, welches sehr zart und empfindlich ist. Es war nur ein freier Ausdruck, der die Religion betraf; er ist aber von Leuten gehört worden, die nicht besonders gut unterrichtet und im Glauben vielleicht schon wankend sind. Es war nur ein Einfall, der die Schamhaftigkeit beleidigte; aber er ist in das Herz von Leuten gedrungen, die eine lebhafte und starke Einbildungskraft besitzen, alles bemerken, alles aufgreifen und nichts vergessen. Es war nur eine unbesonnene Äußerung, aber vor Zuhörern, welche bei der Hitze der aufkeimenden Leidenschaften leicht zu verführen, leicht auf böse Wege zu bringen sind. Wie schwer ist es doch, alle Worte nach solchen Gesichtspunkten zu prüfen, um zu erkennen, inwiefern wir durch unsere Worte gesündigt haben!

Betrachtet sodann die Werke! Wenn ihr euch vor dem Priester zeigen wollt, wie ihr vor Gott seid, so müßt ihr euch notwendig an die Zahl und Größe, an die erschwerenden Umstände, verschiedenen Arten, an die Gelegenheiten, Quellen und Folgen eurer Sünden erinnern und sie vor dem zeitlichen Richter bekennen, wie sie der ewige weiß. Der Priester kennt euch nicht immer schon genau, wenn er nur

das Äußerliche einer Thatsache, nicht aber das Innerliche des Thäters, seine Gemütsbeschaffenheit, seine Meinung, seinen Hang, seine Gewohnheit kennt. Da gilt es zu wissen, ob die Versuchung von außen oder von innen kam; ob sie vorausgesehen werden konnte oder nicht; ob die Versuchung zum Bösen einmal oder oft herantrat; ob sie schwach oder stark war. Da gilt es zu wissen, ob nichts uns zum Guten aufmunterte, wie stark die Aufmunterung war, ob das Gewissen sich geltend machte. Da gilt es zu wissen, ob Leichtsinn die Quelle unserer bösen Werke ist, oder Gewohnheit oder Bosheit; da gilt es zu wissen, in welcher Absicht wir das Böse thaten, sei es, um uns damit zu rühmen, oder um gefällig zu erscheinen, oder um unsere Verachtung gegen das göttliche Gesetz und unsern Unglauben zu bezeigen. Da gilt es zu wissen, ob der Sünder gebildet oder ungebildet, ob reich oder arm, ob angesehen oder verachtet, ob einflußreich oder wenig vermögend ist. Da gilt es zu wissen, ob die böse That im geheimen oder öffentlich vollbracht wurde. Mit einem Worte: der Sünder muß gleichsam alle Falten und Winkel seines Gewissens durchforschen. Erst wenn er dies alles nach Kräften gethan hat, wird seine Reue über alles Bekannte und Unbekannte aufrichtig und wirksam sein, so daß er mit dem zerknirschten König David verdienstlich bitten kann: „Reinige mich von meinen verborgenen Sünden und wegen der fremden verschone deinen Knecht.“ Ihr erkennet daraus, wie schwer es ist, alle Werke nach solchen Gesichtspunkten zu prüfen, um zu erfahren, inwiefern wir *durch unsere Thaten* gesündigt haben.

Betrachtet endlich die Unterlassungen des Guten! So viel Licht im Verstande, das wir nicht beachteten; so viele unbenutzte Gnaden im Herzen; so viele unterlassene Gebete und Pflichten; so viel Gleichgültigkeit gegen den Gebrauch der heiligen Sakramente; so viele Arme, denen man helfen und beistehen sollte, aber nicht half; so mancher gute Rat, den man zu geben oder zu benutzen unterlassen; so viel Zeit, die man weder zur Erbauung anderer noch zu seiner eigenen angewendet hat. Man ist mit sich bald zufrieden, wenn man nur keine offenbaren Todsünden für sich allein begangen hat; ob wir sie in andern begangen haben, kommt nur selten in Betracht. Man giebt nicht acht auf die Pflicht eines guten Beispiels für alle; auf die Pflicht der brüderlichen Ermahnung gegen viele; kurz: ihr ersehet auch hieraus, wie schwer es ist, sein Gewissen *sorgfältig* zu erforschen.

Doch nicht, um euch mutlos und verzagt zu machen, habe ich euch auf dies alles aufmerksam gemacht; das sei ferne von mir! Vielmehr um euch allen Ernstes anzuweisen, dort Hilfe und Unterstützung zu suchen, wo sie allein zu finden sind, nämlich bei Gott. Rufet recht inständig den Heiligen Geist an, damit er euren Verstand erleuchte, euer

Herz und euren Willen bewege, auf daß ihr eure Sünden klar erkennet, herzlich bereuet und aufrichtig beichtet. Der göttliche Geist muß uns unterstützen, wenn unsere Beichte gut sein soll; der Heilige Geist allein kann uns zu einer guten Beichte helfen. Ohne ihn wirket ihr nichts; und mit ihm wirken heißt alles anwenden, was euch von der Sünde trennt und mit Gott verbindet. Amen!

Am zweiten Sonntage im Advent.

„In jener Zeit, als Johannes die Werke Christi im Gefängnisse hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern." (Matth. 11, 2.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Müßte das menschliche Leben nur nach seiner Außenseite beurteilt werden, so gäbe es allerdings in den meisten Fällen keine größere Thorheit als einen gottesfürchtigen Wandel, und keine größere Weisheit als ein gottloses Verhalten. Allein schon ein Blick auf das heutige Evangelium belehrt uns eines Besseren. Diese großen Gegensätze treten uns hier in den beiden Personen Johannes und Herodes Antipas entgegen. Jener war im Gefängnisse, und dieser in einem aufs prachtvollste eingerichteten Palaste. Jener war arm und schmachtete in Fesseln, und dieser war reich und erfreute sich an den üppigsten Gastgelagen. Doch das ist nur die Außenseite. Die Innenseite dagegen zeigt ein ganz anderes Bild. Danach ist Johannes trotz der materiellen Fesseln frei und glücklich, während Herodes trotz seiner leiblichen Freiheit ein Sklave der Sünde und unglücklich ist. Diese scheinbaren Widersprüche lösen sich aber sofort auf, sobald wir betrachten, worin das wahre Glück des Menschen besteht.

Der Mensch, aus Geist und Körper zusammengesetzt, ist nur dann glücklich, wenn diese in Harmonie miteinander leben. Zum Herrschen und Befehlen ist der Geist geschaffen; zum Gehorchen dagegen ist der Körper geboren. Wer aber herrschen will, muß selbst die größte Ordnung lieben, muß seinem eigenen Hause gut vorstehen können. Der Geist, zum Beherrscher des Körpers bestimmt, muß darum vor allem sich selbst zu beherrschen gelernt haben, muß gleichsam in seinem eigenen Reiche, in seinem rein geistigen Leben die größte Ordnung und Pünktlichkeit liebgewonnen haben, bevor er an eine erfolgreiche Beherrschung des Körpers und seiner Welt denken kann. Das ist nun aber leider nicht so leicht und nicht so schnell ins Werk gesetzt. Geist und Körper sind schon auf

ihrer untersten Entwicklungsstufe im einzelnen Menschen miteinander aufs innigste verbunden und bleiben es auch durch alle Augenblicke bis zu seinem Tode. Beide, Geist und Körper, entwickeln sich allmählich, wobei der eine auf den andern bald einen wohlthätigen, bald einen nachteiligen Einfluß ausübt. Die langsame und mühsame Bildung des Geistes bleibt aber in den meisten Fällen hinter der schnellen Entwicklung des Körpers zurück. Und auf diese Weise erlangt der Körper einen unheilvollen Vorsprung, den er gern zu seinen Gunsten und auf Kosten des Geistes auszubeuten weiß. Es tritt der so häufige Fall ein, daß der Geist, statt zu herrschen über den Körper, von diesem beherrscht und zu allem verleitet wird, was dem Körper, seinen Leidenschaften, Begierden und Lüsten schmeichelt. *Wie kann ein solcher Mensch da noch glücklich sein?* — Sein innerstes Bewußtsein sagt ihm, daß sein ganzes Leben verfehlt, daß das Verhältnis des Geistes zu seinem Körper gestört, daß er sein eigener Sklave ist, preisgegeben den abscheulichsten Launen und der verderblichsten Willkür seines Körpers, dessen Ziele ihm unbekannt, dessen Mittel ihm verwerflich und dessen Willkür ihm unberechenbar erscheinen muß. Der Geist mit seinen unabänderlichen Denkgesetzen, mit seinen Naturgeboten, mit seinem Gewissen, mit seinem geoffenbarten Gesetz ein Sklave der Willkür des Körpers! Welch ein erbärmlicher Zustand! *Das* sieht jeder ein, daß da kein Glück sein kann, und daß dieses Unglück um so größer sein muß, je mehr der Geist sich von der Willkür des Körpers und der Sinnenwelt überzeugt, je mehr er einsieht, daß er nicht zum Gehorchen, sondern zum Befehlen geschaffen ist. Bis zu diesem entscheidenden Momente gleichen sich fast alle Menschen; diesen Weg der Entwicklung legen fast alle zurück. Von da ab teilt sich jedoch der Weg nach zwei ganz und gar verschiedenen Hauptrichtungen. Der Mensch steht am Scheidewege. Entweder verschafft er dem Geiste die ihm gebührende Herrschaft über den Körper und die ganze Sinnenwelt, wodurch er selbst wahrhaft frei und glücklich wird, oder er begiebt sich derselben, sei es aus freiem Entschlusse, sei es aus Schwäche oder aus Gedankenlosigkeit. Und so wird er ein erbärmlicher Sklave dessen, den er beherrschen sollte, dessen, der ihn jetzt um so schonungsloser bedrückt und in Fesseln schlägt, je mehr er fühlt, daß seine Herrschaft nur eine angemaßte, eine unwürdige und ungerechte ist.

Das ist das tiefste Fundament für das Glück bezw. Unglück des Menschen. Glücklich ist daher nur jener, welcher geistig frei ist; und unglücklich ist nur jener, welcher ein Sklave seiner eigenen, niederen Begierden und Leidenschaften ist. Was man außerdem noch für Glück oder Unglück im Leben hält, ist es nur dann, wenn es auf diesem Fundamente ruht; sonst ist es nur ein Schein von Glück oder Unglück. Denn den geistig freien Menschen vermag nichts in der Welt, auch nicht das größte

scheinbare Unglück, unglücklich zu machen, gleichwie auch den geistigen Sklaven nichts in der Welt, auch nicht das größte scheinbare Glück, glücklich machen kann.

Diese Wahrheit beruht auf den Erfahrungen von Millionen Menschen, sie ist das Ergebnis der gelehrtesten Forschungen. Die größten und edelsten Geister der heidnischen wie der christlichen Welt haben sie gekannt, gelehrt und eingeprägt. *Doch wie gelangt der Mensch zu seiner geistigen Freiheit?* Auf diese Lebensfrage erhalten wir die mannigfaltigsten Antworten, welche sich, soviel steht nun einmal fest, nicht in Einklang bringen lassen. Der Gebildete weiß es, und der Ungebildete fühlt es, daß Glück Freiheit bedeutet. Aber schon in dem Begriff der wahren Freiheit und in der Anwendung der Mittel, sie zu erlangen, gehen die Menschen auseinander.

Die einen verstehen unter Freiheit Unabhängigkeit in äußeren Lebensverhältnissen und preisen diejenigen glücklich, welche mit Glücksgütern reichlich versehen im Überflusse leben, einer gesicherten Existenz sich erfreuen und alle ihre leiblichen und geistigen, ihre häuslichen und sozialen Bedürfnisse befriedigen können. Andere verstehen unter Freiheit Unabhängigkeit von Vorgesetzten und preisen diejenigen glücklich, welche nach Ehre und Macht streben, um möglichst viele Untergebene und Verehrer, um möglichst wenige Gebieter und Beherrscher zu haben. Beide Klassen von Menschen aber, wenn sie nur in das Erwähnte ihr Glück setzen, gehören zu der großen Menge jener, welche unter Freiheit Zügellosigkeit verstehen und darum glücklich zu sein wähnen, wenn sie sich selbst, ihre Leidenschaften und Begierden fast gar nicht beherrschen und Sünde auf Sünde folgen lassen. Sie sind eben ihre eigenen Sklaven, und auf solchem Hintergrunde nimmt sich gar sonderbar aus ihr angebliches Glück.

Nicht schon die von den Alten so schön besungene Ruhe von Arbeiten für das öffentliche Wohl, nicht schon der Aufenthalt in angenehmer Gegend, welche fern von dem Treiben der Welt ist, nicht schon eine harmlose Beschäftigung, wie sie Land- und Weinbau im kleinen mit sich bringt, nicht schon die Ruhe unter schattigen Bäumen, an sprudelnden Quellen und still dahinfließenden Wasserbächen macht den Menschen für die Dauer wahrhaft glücklich, sondern *einzig und allein die Tugend*, deren Glück spendende Kraft der heilige Sänger im ersten Psalm mit den Worten preist: „*Glückselig der Mann*, der in der Bösen Rat nicht wandelt, der nicht auf Sünderwegen steht, noch sitzet auf dem Stuhle der Pest. Der seine Lust vielmehr hat an dem Gesetze des Herrn, betrachtet Tag und Nacht in seinen Geboten. So wird er sein gleich einem Baum, gepflanzt an Wasserbächen, der seine Frucht zur Stunde bringt. Nicht welken wird sein Laub, gelingen wird, was nur immer er thut." Denn die Tugend ist die wahre Freiheit und darum auch das einzig wahre Glück des Menschen. Wo die Tugend *fehlt*, ist *alles äußere Glück*

nur Schein, und wo die Tugend ist, ist alles äußere Unglück ebenfalls nur ein Schein.

Diese große Wahrheit kann von euch, im Herrn Geliebteste, nicht oft und eingehend genug beherzigt werden. Ihr befindet euch in den sogenannten Entscheidungsjahren. Die tiefen und erhabenen Religionswahrheiten, welche ihr im Elternhause vernahmet, die euch eine liebende Mutter einprägte mit aller Sorgfalt und Hingebung, die ihr von mütterlicher Hand geleitet üben und lieben lerntet, die euch in Haus und Schule immer sorgfältiger und umfassender mitgeteilt, begründet und bewiesen werden, dieselben Religionswahrheiten beginnet ihr nun schon mit eigenem Verständnisse zu durchdringen und aus mehr oder minder freier Wahl euch dafür zu entscheiden. Wie so verführerisch wirken da die vielen scheinbaren Rätsel des wirklichen Lebens, in dem ihr euch schon selbständig zu bewegen beginnet! Wie leicht ist da der jugendliche Geist geneigt, sofort überall da, wo sich nicht alsogleich das Verständnis erschließt, unlösbare Widersprüche zwischen den vom kindlichen Gemüte erfaßten Glaubenswahrheiten und dem wirklichen Leben anzunehmen, und dem Zweifel im Glauben, der Gleichgültigkeit und dem offenbaren Unglauben sich zu ergeben. Zu diesen Rätseln, an denen so mancher kindliche Glaube in verhängnisvoller Entscheidungsstunde scheitert, gehört das scheinbare Glück der Bösen und das scheinbare Unglück der Guten.

Was Wunder, wenn die Jugend, den Schein von der Wahrheit nicht unterscheidend, im Glauben wankt, da doch schon der heilige Dichter im Alten Bunde, der gereifte und einsichtsvolle Mann, angesichts des Glückes der Bösen so wehmütig singt: „Fast hätten gestrauchelt meine Füße, wären ausgeglitten meine Schritte, weil ich beneidete die Sünder, sehend der Ungerechten Ruhe. Von menschlichem Ungemach erfahren sie nichts, und mit den Menschen werden sie nicht geplagt; darum wendet sich mein Volk dahin und volle Tage findet es bei ihnen. Und sie sprachen: Wie sollte Gott wissen und Kunde sein in der Höhe? Siehe, diese sind Böse und — die Glücklichen auf der Welt, sie haben den Reichtum! Und ich sprach: Also habe ich vergeblich mein Herz gereinigt und mit den Unschuldigen meine Hände gewaschen."

In diesen herrlichen Worten des 72. Psalmes schauen wir die peinliche Lage des heiligen Sängers. Sie sind die lebendige, tief empfundene Schilderung eines heißen Seelenkampfes, der vielleicht lange und furchtbar in der Brust selbst eines Psalmisten getobt. Das scheinbare Glück der Bösen und seine eigene Plage bei aller Frömmigkeit hätten ihn beinahe in den Abgrund des Unglaubens gestürzt. Da erfaßte ihn noch zu rechter Zeit des Allmächtigen und Allbarmherzigen Rechte. Erleuchtet von dem göttlichen Lichte des heiligen Glaubens schaut er das scheinbare Glück

der Bösen, seine eigene Kurzsichtigkeit und das wahre Glück aller Gottesfürchtigen. Nach schweren Zweifeln atmet seine Brust wieder frei auf und singt begeistert: „Wahrhaftig gut gegen Israel ist Gott, gegen die, so geraden Herzens sind."

O, so strebet nach der Tugend; sie wird euch wahrhaft frei und glücklich machen! Ich meine die christliche Tugend, welche ihre Wurzeln geschlagen im Glauben und sich im Hoffen und Harren entfaltet zur christlichen Liebe, welche in alle Ewigkeit unsere Glückseligkeit sein wird. Amen!

Am zweiten Sonntage im Advent.

„Als Johannes die Werke Christi im Gefängnisse hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern." (Matth. 11, 2.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Was viele bei Lesung oder Anhörung des heutigen Evangeliums ganz unbeachtet lassen und worauf gerade in unsern Tagen ein jeder seine volle Aufmerksamkeit lenken sollte, ist der Anfang desselben: „Als Johannes die Werke Christi im Gefängnisse hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern." Johannes der Täufer schmachtete im Gefängnisse. Das ist es, was nur wenige beachten und beherzigen. Viele denken sich dabei gar nichts oder sind nicht im stande, sich die Leiden und Folgen einer Kerkerhaft recht vorzustellen. Andere dagegen beachten es wohl, sie wissen auch, daß Johannes wegen seines heiligen Eifers für das mosaische Gesetz einem rachsüchtigen Weibe zu Liebe in den Kerker geworfen und aus Wohlgefallen eines Mannes an den Fußspitzen einer erbärmlichen Tänzerin enthauptet wurde; sie bewundern wohl auch noch allenfalls die gläubige Überzeugungstreue des Johannes, welche selbst des Kerkers Schreckniss weder biegen noch brechen konnten. Sie sagen sogar, wenn's schon weit gekommen ist: „Das war ein Mann, was Festigkeit anbelangt. Seine Überzeugung, welche sich auf das Wort Gottes gründete, war unerschütterlich, zuverlässig und unbeugsam." — Doch bis hierher haben sie leichtes Reden. Den hl. Johannes bewundern, ist ja recht schön; allein bloß bewundern ist noch sehr wenig; wollen wir unsere ganze Schuldigkeit thun, so müssen wir auch im stande sein, vorkommenden Falls ihm nachzuahmen. Die ernste Frage: Werden wir ebenfalls eine solche Glaubensprobe bestehen? — darf uns daher um so weniger unnötig erscheinen, als ja auch uns in diesen Tagen der Trübsal eine ähnliche Probe bevorstehen

kann. Wer ein vorsichtiger Mann ist, der untersucht sein Haus schon vor dem Sturme, um zu sehen, ob es fest genug sei; denn wenn der Sturm bereits losgebrochen ist, so dürfte es in der Regel zu spät sein. Darum lasset uns heute prüfen, ob wir auch fest genug im Glauben sind, um alle Kämpfe zu bestehen.

Der christliche Glaube ist eine Gnade, ein Geschenk Gottes. Wir verdanken ihn Gott allein, welcher dem Menschen dieses Geschenk durch seine heilige Kirche anbietet. Und der Mensch hat die bedeutungsvolle Wahl, es anzunehmen oder zurückzuweisen. Alles kommt demnach auf unsern Geist und unser Herz an. Soll unser Glaube stets fest und unerschütterlich sein, soll er immer und überall zuverlässig sein, so müssen wir uns einen demütigen Geist, ein entschiedenes Gemüt und ein festes Herz bereiten.

Unser Geist empfängt das Geschenk des Glaubens nur dann von Gott, wenn er demütig ist. Nichts bedroht daher die Festigkeit des Glaubens mehr als geistiger Hochmut. Ach, und wie leicht und natürlich ist es doch für unsern Geist, hochmütig zu werden und seinen heiligen Glauben damit in die furchtbarste Gefahr zu bringen! Da gilt es vor allem zu wissen, daß nur Demut unsern Geist befähigt, das göttliche Geschenk des Glaubens zu empfangen. Aber gar sehr würde derjenige irren, welcher meinen möchte, daß es genüge, vielleicht einmal im Leben demütig zu sein, um den Glauben zu empfangen. O, nicht bloß einmal im Leben, nein stündlich, ja jeden Augenblick muß unser Geist demütig und damit bereit sein zur Annahme des Glaubens. Denn wir sind ja fast stündlich in der Lage, unsern heiligen Glauben zu zeigen und zu bekennen. So oft wir aber im Tage das thun, ebenso oft empfangen wir vorerst den Glauben von Gott. Jeder prüfe demnach seinen Geist, ob er auch so demütig ist, daß er unter allen Umständen des Lebens den Glauben zeigt. Eine gewisse Klugheit und weise Übung ist hier von nöten. Die Demut des Geistes will gelernt und geübt sein; sie fällt nicht wie etwa eine reife Frucht von selbst in unsern Schoß. So viel Selbsterkenntnis soll jeder besitzen, daß er weiß, wie weit er mit der Übung der Demut gekommen ist. Wer sein Roß in der Reitbahn noch nicht zu lenken versteht, soll sich nicht auf die offene Landstraße mit ihm wagen. In gleicher Weise soll derjenige, der es in der Demut des Geistes noch nicht weit gebracht hat, sich nicht in öffentliche Glaubensstreitigkeiten einlassen. Denn das ist ein bekannter Kunstgriff unserer Gegner, daß sie in Gesprächen über den Glauben gar zu gern unserem Hochmute schmeicheln, womit es ihnen bei unerfahrenen und kurzsichtigen Mitbrüdern nicht selten gelingt, die Demut und den Glauben, wenn nicht für immer, so doch oft für recht lange Zeit zu Falle zu bringen. Ach ja! So mancher nimmt in der Schule einen schönen, hoffnungsvollen Anlauf,

aber seine Demut hat noch keine Versuchung gesehen, keinen Widerspruch erfahren und keine ernste Probe bestanden. Und so lange unsere Demut sich noch nicht erprobt und über alle Zweifel hinaus bewährt hat, tragen wir unsern Glauben in einem überaus gebrechlichen Gefäße. Welcher vernünftige Seemann wagt sich aber mit einem gebrechlichen Fahrzeuge in das offene Meer! Ebenso sollten auch wir uns nicht mit vollen Segeln in das von Glaubensstreitigkeiten aufgewühlte Alltagsleben stürzen, bevor wir nicht den Grad und die Zuverlässigkeit unserer Demut genau geprüft haben. Es gilt daher zuallererst, sich in der geistlichen Demut zu üben, nicht draußen, sondern daheim, nicht im großen, sondern im kleinen zuerst; denn Übungen gehören nicht in die Öffentlichkeit, sondern in eine weise Zurückgezogenheit. Ziehet euch, im Herrn Geliebteste, zu solchen heiligen Übungen nicht bloß in euer Haus zurück, ja ziehet euch nicht bloß in euren engen Familienkreis, sondern in euch selber zurück. Achtet zunächst mit der gewissenhaftesten Sorgfalt auf die innersten Vorgänge eures Geistes; prüfet ihn unerschrocken im Tage öfters, indem ihr ihm bald diese, bald jene Glaubenswahrheit zur Betrachtung vorlegt; beobachtet genau euern Geist, wenn ihr an das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit denket. Was wird er dabei thun? Wird er meinen: das ist ja doch nicht möglich, daß in einem einzigen Gott drei Personen sind; wird euer Geist schwanken, ob er es für wahr halten soll oder nicht? O, dann habt ihr eine ernste Gelegenheit, euern Geist sofort in der Demut zu üben. Benutzet sie! Das ist ein rein innerer Vorgang in euch, den nur ihr allein kennt. Sprechet dann zu euch selbst: „Wenn ich es auch nicht einzusehen vermag, wie das möglich ist, daß in einem einzigen Gott drei Personen sein können, ja, wenn es mir auch fast so scheinen möchte, als ob es eine Unwahrheit sein könnte, so will ich mich doch mit meiner Einsicht dem Ansehen Gottes und dem unfehlbaren Lehramte der Kirche in Demut unterwerfen, so will ich mich beugen, wenn ich auch noch so gern mich dagegen erheben möchte, und ich will das Geheimnis der allerheiligsten Dreieinigkeit ebenso fest, ja noch viel fester für wahr halten, als wenn ich es selbst erdacht hätte und jedem klar beweisen könnte.“ Wie mit diesem Geheimnisse des Glaubens, ebenso müssen wir mit allen übrigen Glaubenswahrheiten unsern Geist in der Demut üben. Übung, und zwar eine fortwährende, macht auch in dieser Hinsicht den Meister. Die Tugend ist zum größten Teile eine gewisse Fertigkeit, welche wie jede andere anfangs unerreichbar zu sein scheint, durch Aufmerksamkeit und Fleiß aber doch angeeignet wird. Darum nur nicht zurückschrecken vor den anfänglichen Schwierigkeiten. Wir müssen täglich unsern Geist in der Demut üben, indem wir ihm bald diese, bald jene Glaubenswahrheit zur unbedingten Annahme vorlegen. So werden wir ihn stählen und uns einen sichern, festen Boden verschaffen, auf den wir uns in allen

Zweifeln und Streitigkeiten des Glaubens verlassen können. Das ist Sache eines jeden aus uns; das ist seine eigenste und innerste Angelegenheit, wobei wir ihm wohl raten, worin er sich selbst aber nur allein helfen kann.

So lange es demnach unser Geist nicht zu einer gewissen Fertigkeit und Leichtigkeit in der Demut gebracht hat, ruht unser Glaube auf einer sehr unzuverlässigen, persönlichen Grundlage. Wir dürfen uns sozusagen gar nicht erst aus unserem Hause wagen, wenn wir unsern Glauben nicht den größten Gefahren aussetzen wollen. Ach! Und wie viele vernachlässigen die persönliche Grundlage ihres Glaubens; sie bauen und bauen einen Glaubenssatz auf den andern, verbinden und vergleichen, setzen die Krone auf. Da auf einmal kommt eine unselige Versuchung zum Hochmut, und all ihr Glauben, dieses langjährige Werk vieler Mühen, wankt in seinen Grundfesten und stürzt über einen Haufen. Zwar wird selbst der in der Demut geübte Christ von Versuchungen zum Hochmut nicht verschont bleiben, ja vielleicht erst recht dazu versucht werden. Aber bedenket doch! Tugendhaft sein heißt nicht frei von Versuchungen sein; vielmehr besteht die Tugend in der Fertigkeit, der Versuchung zu widerstehen. Die Demut ist der beständige Kampf gegen den Hochmut. *Demut des Geistes sei darum unsere Losung.* Darin sich zu üben, schicke jeder sich an. Wie fest wird dann unser Glaube sein! So werden wir eine schätzenswerte Stütze in vielen Zufällen des Lebens haben; *aber die Übung in der Demut muß weise, innerlich und beharrlich sein.* „Wer ausharrt bis ans Ende, der wird selig werden." Amen!

Am dritten Sonntage im Advent.

„Johannes bekannte und leugnete es nicht, und bekannte: Ich bin nicht Christus." (Joh. 1, 20.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Wie wir vor acht Tagen hörten, war Johannes der Täufer unerschütterlich in seinem Glauben, weil er sich durch viele Übungen einen demütigen Geist bewahrt hatte. Wir sahen dabei ein, daß auch wir uns einen demütigen Geist bereiten müßten, wenn wir, gleichwie Johannes, eine ernste Glaubensprobe bestehen wollen. Allein die Demut des Geistes genügt wohl, um den Glauben zu empfangen; *um ihn aber allen Angriffen und Stürmen des Lebens gegenüber zu bewahren, dazu müssen wir uns noch ein entschiedenes Gemüt bereiten.*

Das Gemüt nun ist der erleuchtete Wille des Menschen. Ein entschiedenes Gemüt haben wir also, wenn wir uns vor allem klar sind, was wir denn eigentlich wollen, und fest entschlossen sind, es unbedingt zu wollen. Wer mit demütigem Geiste den christlichen Glauben empfangen hat, der muß sich auch klar bleiben, daß er glauben soll; der muß auch fest entschlossen sein, unbedingt glauben zu wollen. Das nenne ich ein entschiedenes Gemüt.

Auch darin ist uns der hl. Johannes der Täufer mit gutem Beispiele vorangegangen. Die ihm nach dem heutigen Evangelium vorgelegten Fragen beantwortete er kurz und bündig. Die Priester und Leviten fragten ihn: „Wer bist du?" „Und er bekannte und leugnete es nicht und bekannte: Ich bin nicht Christus!" Wie diese, so lassen auch die übrigen Antworten an Klarheit und Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig.

Eine solche Klarheit und Entschlossenheit in Glaubenssachen ist auch uns nötig. Das menschliche Leben auf Erden ist ein Wirrwarr von allerlei Meinungen, Wünschen und Bestrebungen. Sich darin immer mit Erfolg zurecht zu finden und das Richtige zu treffen, das ist die Kunst, welche jeder einzelne verstehen soll. Jeder setzt sich im kleinen ein gewisses Ziel, und so unbedeutend auch dieses ist, ohne alle Hindernisse wird es kaum erreicht. Will man davon nicht abkommen, so muß man entschieden sein und dasselbe fortwährend im Auge behalten. Unter allen verschiedenen Meinungen muß man das eine festhalten: „Ich will doch mein Ziel erreichen." So muß es uns als eine der wichtigsten Lebensaufgaben erscheinen, den Glauben festzuhalten. Wenn andere Meinungen sich hören lassen — ach und was ist das nicht für ein Wirrwarr von Ansichten und Wünschen in Glaubenssachen! — und wenn ihr euern Gegner nicht mit Gründen und Beweisen schlagen könnt, so lasset ihn ruhig reden und beweisen! — Sprechet dafür im Innern: Ich will doch glauben. Zuletzt kommt es eben bei allen — Gelehrten und Einfältigen — auf das Ich will an. Auch unsere Gegner haben den Unglauben nicht wegen einleuchtender Gründe, sondern zumeist deshalb angenommen, weil sie wollten. Um euch dafür eine Probe zu liefern, so beobachtet einmal einen Ungläubigen genau! Wird er von einem gläubigen Gelehrten mit seinen Ansichten in die Enge getrieben und hat er keine vernünftigen Gründe, seine falsche Ansicht auch fernerhin festzuhalten, so kann man als letzten Grund oft hören: „Und ich will es doch nicht glauben!" An dem Willen scheitern alle Meinungen. Darum lassen wir die Ungläubigen reden, schreiben und handeln gegen uns; halten wir ihnen unerschrocken entgegen: „Ich will doch glauben!" Warum wir wollen, das ist allein unsere Sache.

Freilich wird man uns entgegnen: „Das ist lächerlicher Eigensinn!" Meine Geliebten! Dem Eigensinn steht der Gemeinsinn

entgegen. Der Eigensinnige sagt: Ich will; und auch der gläubige Katholik sagt: Ich will. Aber der Eigensinnige steht allein unter so vielen da; und der gläubige Katholik steht nicht allein mit seinem Glauben da. Millionen, ja Milliarden haben seit achtzehn Jahrhunderten dasselbe wie er geglaubt. Wahrhaft große Geister haben denselben Glauben bekannt und verteidigt. Viele sind für ihn in den Kerker, ja in den Tod gegangen. In einer solchen Gemeinschaft wissen wir uns. Und da soll es lächerlicher Eigensinn sein, wenn ich allen Angriffen gegenüber sage: „Ich will doch glauben." Nein, das ist nicht Eigensinn, sondern Gemeinsinn. Darum nur mutige Entschiedenheit! Immer noch wählen wollen, immer noch unentschieden sein, das ist ein beklagenswerter Zustand. Ein Schiff, das der Segel beraubt ein Spiel der Wellen geworden ist, weil das Steuerruder ohne Segel unnütz ist, flößt gewiß den Fahrgästen Angst ein. Nicht wohin der Steuermann will, sondern wohin die Wellen wollen, dahin geht ja das Schiff, und sein Untergang ist in den meisten Fällen gewiß! — Einem solchen Schiffe gleicht der im Glauben unerfahrene Christ. Sehet, wie er schwanket! Er durchschneidet keine Wellen, er läßt sich von ihnen tragen. Wohin? Er weiß es nicht, und wenn er auch wüßte, daß es sein Verderben ist, er könnte es doch nicht ändern. Wie ganz anders der entschiedene Christ. Seine Gesinnung und Anschauungsweise erhält eine feste Richtung durch den Glauben, den er, wie der Steuermann das Ruder, entschlossen festhält. Kommen dann auch die verschiedenartigen Luftströmungen menschlicher Ansichten und Meinungen, so kann es für ihn keinen Zweifel über die Richtung seiner Meinung geben. Sein Ziel bleibt immer das seines heiligen Glaubens. Nur eins wird er nicht unterlassen: Heftige Stürme sind eine ernste Veranlassung, das Steuerruder fester zu fassen. Er wird demnach noch entschiedener den Glauben festhalten und seine Gesinnung noch eifriger danach einrichten.

„Man wird uns den Vorwurf der Schroffheit machen", sagst du? O, bleiben wir uns nur klar! Schroffheit ist ein Fehler und auch kein Fehler. Wer in schroffer Weise jemand in Glaubenssachen angreift, macht sich eines Fehlers, wenn nicht gar einer Sünde schuldig. Angreifen sollen wir auch niemand in seinem Glauben, wohl aber uns verteidigen, wenn wir dazu Veranlassung haben. Und da ist Schroffheit kein Fehler. Wenn wir maßlos angegriffen werden in dem Teuersten unseres Herzens, d. i. im Glauben — im Verteidigungszustande, da ist kein Platz für süßliche und allgemeine Redensarten. Da gilt es Entschiedenheit, Ernst und Würde, da gilt es ohne Umschweife unsern Glauben zu bekennen. Wenn dann unsere Angreifer sofort die Nutzlosigkeit ihres Vorgehens erkennen und sich an unserer Klarheit und Entschlossenheit stoßen, so können doch nicht wir dafür. Sie mögen es Schroffheit

nennen, weil sie sich daran gestoßen haben, wir nennen es Entschiedenheit. Die Wahrheit liegt in der Mitte, sagt man gewöhnlich, und das ist richtig! Aber von der Mitte aus nach beiden Seiten giebt es nur gar zu viele Standorte. Da ist es schwer, in allem die Mitte zu halten, die Wahrheit zu besitzen und die Tugend zu üben. Entschiedenheit im Glauben ist die rechte Mitte zwischen Unentschiedenheit und Schroffheit. Wer demnach meinen wollte, daß es besser sei, unentschlossen als schroff zu sein, der wisse, daß unter Umständen beides gleich sündhaft ist. Der im Glauben Unentschlossene hat zu wenig Entschiedenheit; der im Glauben Schroffe hingegen zu viel. Ist es auch schwer, zwischen „zu wenig" und „zu viel" die rechte Mitte zu halten und wahrhaft entschieden zu sein, so dürfen wir doch nicht verzagen. Mit Gottes Gnade und einiger Ubung wird es uns schon gelingen, uns ein entschiedenes Gemüt zu bereiten. Um diese Gnade lasset uns täglich Gott bitten, nicht bloß für uns, sondern auch für alle unsere Mitbrüder, namentlich für diejenigen, von deren Entschiedenheit so sehr vieles für unsere heilige Kirche abhängt. Bitten wir Gott, daß er ihnen die wahre Entschiedenheit in Gnaden verleihe und sie sowohl vor Unentschlossenheit als auch vor Schroffheit bewahre; denn beides wäre für die Kirche von unsäglichem Schaden.

Nur für die Oberflächlichen und Leichtsinnigen ist das menschliche Leben keine Kunst. Der erfahrene und nach christlicher Rechtschaffenheit strebende Mann weiß, daß das Leben der Künste größte ist. Er wird auch nicht gleich voreilig urteilen und sagen: Dieser ist unentschlossen, jener schroff im Glauben; denn was für ihn vielleicht schon schroff wäre, dasselbe kann für einen andern noch entschieden sein. Darum sehe jeder zu, wie weit er mit gutem Gewissen in der Entschiedenheit gehen darf. Das eigene Gewissen wird es ihm sagen, wenn er auf seine Stimme hört. Amen!

Am dritten Sonntage im Advent.

„Johannes bekannte und leugnete es nicht, und bekannte: Ich bin nicht Christus." (Joh. 1, 20.)

In Christo geliebte Zöglinge!

So verlockend auch für Johannes den Täufer die Frage jener sein mochte, welche die Juden an ihn abgesandt hatten, er widerstand doch der starken Versuchung und bekannte: „Ich bin nicht Christus." Diese nachahmungswürdige Offenheit und Wahrheitsliebe des großen Täufers am Jordan veranlaßt mich, euch heute einzuladen zu einer erbaulichen

Betrachtung über die christliche Tugend der Wahrhaftigkeit, damit ihr dieselbe noch mehr liebgewinnen und üben lernet.

Die Tugend der Wahrhaftigkeit ist das beharrliche Bestreben des Menschen, immer und überall nach außen hin vor den Mitmenschen so zu scheinen, daß zwischen der äußeren Erscheinung und der innersten Gesinnung die vollkommenste Übereinstimmung herrscht. Als solche ist sie entgegengesetzt der Unwahrheit, Lüge, Verstellung, Heuchelei und Scheinheiligkeit; denn derjenige, welcher die Unwahrheit sagt, lügt, sich verstellt, heuchelt oder scheinheilig ist, zeigt im allgemeinen nach außen hin wenigstens nicht seine volle innerste Gesinnung, wenn er nicht gar das gerade Gegenteil von dem, was er denkt, als seine innerste Gesinnung und Meinung kundzugeben sich bemüht. Der Wahrhaftige dagegen ist, soweit es dem einzelnen Menschen nach Maßgabe seiner natürlichen Fähigkeiten und ihrer Ausbildung möglich ist, stets bemüht, seine äußere Kundgebung in möglichst vollem Einklange mit seinem innersten Denken und Wollen zu erhalten. Freilich ist das nicht so leicht, als man meinen möchte, da oft manche sich nicht recht klar sind über ihre innerste Gesinnung, andern aber, obwohl sie genau wissen, was sie denken und wollen, die nie versagende Fertigkeit abgeht, den allein passenden Ausdruck für ihre innerste Gesinnung zu finden. So kann selbst beim besten Willen eines Menschen, die äußere Kundgebung in voller Übereinstimmung mit seiner innersten Gesinnung zu erhalten, die Wahrhaftigkeit keine ganz volle sein. Doch genügt in einem solchen Falle der gute Wille, verbunden mit der demütigen Bitte zu Gott um gnadenvolle Unterstützung.

Ist es demnach schon schwer, die innerste Gesinnung im beständigen Einklang mit der äußeren Kundgebung zu erhalten, so ist es noch viel schwerer, stets das Richtige zu treffen in der jedesmaligen Entscheidung darüber, ob man bloß das Recht oder sogar die Pflicht hat, in einem bestimmten Falle seine innerste Gesinnung zu offenbaren. Denn die Wahrhaftigkeit ist ein weises Bestreben, welches nicht darin besteht, daß man vor jedermann unter allen Umständen seine innerste Gesinnung offenbare. Das wäre ja die größte Thorheit und würde nicht bloß zu leichtfertiger Offenherzigkeit, sondern auch zu sträflicher Vertrauensseligkeit führen. Demnach tritt an uns die wichtige Aufgabe heran, in jedem einzelnen Falle zuvor aufs sorgfältigste zu prüfen, ob wir ein Recht oder gar die Pflicht haben, unsere auf einen bestimmten Fall sich beziehende innerste Gesinnung zu offenbaren. Haben wir nun die Pflicht, so sollen wir mit Gottes Hilfe bemüht sein, durch Zeichen oder Worte oder Mienenspiel die innerste Gesinnung in allem getreulich wiederzugeben. Haben wir aber bloß ein Recht, so hängt die äußere Kundgebung von der richtigen Beantwortung der Frage ab, ob der Ausdruck unserer Gesinnung nützlich und heilsam oder unnütz und

schädlich für uns oder andere sein könnte. Doch für heute wollen wir von diesem Rechte absehen und nur die Pflicht, wahrhaft zu sein, ins Auge fassen.

Um euch nun von der Pflicht, wahrhaft zu sein, zu überzeugen, könnte ich euch eine große Anzahl von Stellen aus der Heiligen Schrift vorführen, viele Schriften der heiligen Väter euch namhaft machen, welche sie gegen die Lüge verfaßt haben; ich könnte euch die Beispiele Jesu Christi, der Apostel und aller Heiligen zur Nachahmung empfehlen. Doch das alles ist den meisten aus euch zum großen Teile schon bekannt; ich will daher einige weniger bekannte Erwägungen euch vor die betrachtende Seele führen.

Zunächst sollen wir die Wahrhaftigkeit lieben; denn sie ist das Leichteste und Bequemste. Sauls Rüstung war für den Hirten David unbequem; nicht so die Schleuder und die Hirtentasche. Unsere innerste Gesinnung kennen wir; wir haben uns an dieselbe gewöhnt; sie ist uns in der Regel etwas Alltägliches, wir haben sie liebgewonnen und sind mit ihr groß geworden, sie ist unser größter Schatz. Diese alltägliche Gesinnung zu verleugnen und so zu lügen, ist daher in der Regel das Ungewohnte. Alles Ungewohnte aber ist unbequem und schwer.

Wir sollen sodann die Wahrhaftigkeit lieben; denn sie ist Klugheit. Wer klug ist, beachtet im voraus den möglichen Ausgang seines Vorhabens. Das gewöhnliche Ende aller Lügen aber ist Schmach und Schande für den Lügner, weil die bei weitem meisten Lügen ihn allmählich in allerlei Widersprüche verwickeln, aus denen er nicht herauskommt ohne das Geständnis, gelogen zu haben. Für den Wahrhaftigen dagegen ist ein solcher Widerspruch unmöglich, und insofern ist die Wahrhaftigkeit mit Recht Klugheit.

Wir sollen ferner die Wahrhaftigkeit lieben; denn sie ist Freiheit. Die schlimmste Sklaverei ist der schwere Druck, den ein böses Gewissen auf unsern Geist ausübt. Das Gewissen ist nämlich das in uns fortwährend lebendige Bewußtsein von unserer innersten Gesinnung. Wenn wir nun diese innerste Gesinnung verheimlichen oder eine entgegengesetzte heucheln, so macht das Gewissen uns die bittersten Vorwürfe, schilt uns erbärmliche Schauspieler, beschuldigt uns der Feigheit und Charakterlosigkeit, brandmarkt uns als Verräter und wirft uns beständig Ehrlosigkeit der schlimmsten Art vor. Für solche Sklaven des bösen Gewissens giebt es nur einen Weg zu der heißersehnten Freiheit: die Wahrhaftigkeit ist es, welche alle früheren unglückseligen Bande zerreißt; der Ärmste atmet dann wieder frei auf, nachdem er an sich erfahren, daß die Wahrheit frei macht.

Als einen weiteren Grund, weshalb wir die Wahrhaftigkeit lieben sollen, erwähnen wir jetzt den Umstand,

daß sie ein immerwährender Anlaß zu einer tugendhaften Gesinnung ist; denn wer offenbart gern eine schlechte Gesinnung? Jene Menschen sind doch Gott sei Dank auch jetzt noch sehr selten, welche immer und überall ihre abscheuliche, verwerfliche Gesinnung mit ebensoviel Dreistigkeit als Bosheit zur Schau tragen und offen bekennen. Vielmehr suchen die meisten Träger einer schlechten Gesinnung diese zu verheimlichen oder heucheln eine gute Gesinnung. Allein diese Halbheit, diese Feigheit und Charakterlosigkeit sind auf die Dauer unerträglich. Die Rücksicht auf sein Gewissen, die Rücksicht auf seine Ehre, die Rücksicht auf die Leichtgläubigkeit seiner Mitmenschen, die Aussicht auf die nahe bevorstehende Schande, das alles drängt den Heuchler zur Offenheit und Aufrichtigkeit. Er will nichts Halbes, sondern etwas Ganzes sein. Wahrhaftigkeit ist sein Ziel. Entweder bleibt er fest in seiner schlechten Gesinnung, aber bekennt sie offen und frei, oder er verwirft sie, weil er sich schämt, sie zu bekennen, und ist im Hinblicke auf seine Liebe zur Offenheit bemüht, eine edle Gesinnung zu hegen und zu pflegen.

Ihr sollt außerdem die Wahrhaftigkeit lieben, weil sie die sicherste Grundlage für eine gedeihliche Besserung und darum eins der wichtigsten Erziehungsmittel ist. Die Aufgabe der Erziehung besteht in dem beharrlichen und weisen Bemühen, die innerste Gesinnung des Zöglings zu beinflussen, zu entwickeln und heranzubilden. Die christliche Erziehung stellt sich überdies noch die ganz besondere Aufgabe, den Zögling an christliches Denken und Wollen zu gewöhnen, ihm alle unchristliche, sündhafte Denkungsart abzugewöhnen und vor dem Rückfall in eine solche zu behüten, sowie ihn anzuleiten, wie er seine christliche Gesinnung immer mehr vertiefen, befestigen und vervollkommnen soll. Wie kann aber selbst der beste und liebevollste Erzieher auf seinen Zögling einen zweckmäßigen Einfluß ausüben, wenn der Zögling vor ihm sein Herz verschließt, seine wahre, d. i. schlechte Gesinnung verheimlicht und den Erzieher durch eine erheuchelte Gesinnung täuscht! Wer möchte wohl meinen, daß der Arzt einen Kranken zu heilen vermöge, wenn der Kranke ihm geflissentlich den eigentlichen Sitz der Krankheit verheimlicht und die wirklichen Ursachen derselben verschweigt! Ein solcher Kranker ist aber derjenige Zögling, welcher nicht die Wahrhaftigkeit liebt und gewissenhaft übt. Ihr ersehet daraus zur Genüge, welch große Bedeutung die Lüge, das gewohnheitsmäßige Lügen eines Schülers, eines Zöglings, hat. Ganz abgesehen davon, daß die Lüge eine schwere Sünde ist, welche zeitliche und ewige Strafen nach sich ziehen muß, vereitelt sie jede vernünftige, jede christliche Erziehung. Will sich der Erzieher durch Erkundigung überzeugen von den Ergebnissen seiner Thätigkeit, so hört er eine Lüge, welche die Erfolglosigkeit seiner bisherigen Wirksamkeit verbirgt oder gar einen gewissen Erfolg vorgiebt, wo

keiner zu verzeichnen ist. Will er ein böses Werk rügen oder strafen, so sucht der an Lügen gewöhnte Zögling den bösartigen Charakter desselben abzuschwächen oder gänzlich zu verwischen, indem er mit beharrlicher Dreistigkeit die böse Absicht leugnet oder eine augenblickliche, verhängnisvolle Übereilung vorschützt, wo wohlüberlegter Plan und schlechte Gesinnung die treibenden Ursachen waren. Ein Zögling ohne Wahrhaftigkeit kann demnach ebensowenig erzogen werden, als ein Schüler ohne Aufmerksamkeit in der Schule unterrichtet werden kann. Ein Schüler, welcher gewohnheitsmäßig oder planmäßig lügt, sich verstellt oder heuchelt, verdient auch durchaus nicht mehr die Bezeichnung eines **Zöglings; er ist das unfruchtbarste Land, das sich denken läßt.**

Ich bitte euch darum, im Herrn geliebte Zöglinge, doch vor allem die bedeutungsvollste Grundlage aller Erziehung, die Wahrhaftigkeit, nicht zu vernachlässigen. Bedenket, daß die Wahrhaftigkeit leicht und bequem, daß sie Klugheit und Freiheit ist, daß sie anspornt zu einer edeln, eines Gebildeten würdigen Gesinnung, und daß sie für euch, die ihr gegenwärtig noch Zöglinge seid, die unerläßliche Bedingung ist, ohne welche ihr nicht erzogen werden könnt. Bedenket außerdem noch, daß die Wahrhaftigkeit die sichere Grundlage ist für den geistigen Verkehr aller Menschen untereinander und die unbedingt notwendige Voraussetzung der ganzen menschlichen Gesellschaft überhaupt. Bedenket endlich, daß ihr Christi Schüler sein wollet, Schüler desjenigen, der sich selbst die Wahrheit nannte. O, beherziget das alles und entschließet euch heute für alle Zukunft, nicht bloß nach Kräften auf wissenschaftlichem Wege die Wahrheit zu erforschen, sondern auch die Wahrhaftigkeit mit lobenswerter Charakterfestigkeit zu lieben, damit ihr nicht selbst durch Verstellung zur inneren Lüge werdet. Fliehet alles Unwahre in eurem Charakter und übet die christliche Wahrhaftigkeit. Dazu helfe euch Gott, dessen Gnade ich für diese eure Lebensaufgabe herabflehe. Amen!

Am Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä.

(Am 8. Dezember.)

„Die Tiefen waren noch nicht, und ich war schon empfangen." (Spr. 8, 24.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Sowie wir eine zweifache Geburt des Heilandes glauben, die göttliche, wonach er der eingeborene Sohn Gottes des Vaters, und die menschliche, wonach er der erstgeborene Sohn der allerseligsten Jung-

frau Maria ist, ebenso glauben wir auch eine doppelte Empfängnis seiner jungfräulichen Mutter, die göttliche, wonach Maria von Ewigkeit her, noch ehe die Tiefen waren, im Schoße der allerheiligsten Dreifaltigkeit schon empfangen worden, und die menschliche, wonach sie die unbefleckt empfangene Tochter der heiligen Mutter Anna und des hl. Joachim ist. Die menschliche meint die Kirche, wenn sie heute das Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä feierlich begeht, wobei sie uns vornehmlich das zu glauben vorstellt, „daß die allerseligste Jungfrau Maria von dem ersten Augenblicke ihrer Empfängnis an durch eine ganz besondere Gnade des allmächtigen Gottes, im Hinblicke auf die Verdienste Christi, von jeglicher Schuld der Erbsünde frei geblieben sei". Ein großes Glaubensgeheimnis und Vorrecht ist dieses, wodurch Maria sich von allen übrigen natürlichen Nachkommen Adams unterscheidet. Denn während wir alle gerade dadurch, daß wir von unsern Müttern empfangen wurden, mit der Erbsünde befleckt wurden und somit als Kinder des göttlichen Zornes kein Anrecht auf den Himmel hatten, blieb Maria, trotzdem sie ebenso wie wir von der Mutter empfangen wurde, frei von jeder Makel der Erbsünde. Sonach ist auch ein großer Unterschied zwischen der Empfängnis Mariens und zwischen der unseres Heilandes vorhanden. Beide, der Heiland wie seine Mutter, sind ohne Erbsünde empfangen worden, was beim Heilande nicht befremden kann, da ihn ja Maria nicht von einem menschlichen Vater, sondern vom Heiligen Geiste empfing, der den menschlichen Leib Jesu in dem jungfräulichen Schoße Mariens nicht zeugte, sondern vermöge seiner Allmacht aus nichts schuf, infolgedessen der Heiland seiner menschlichen Natur nach durchaus nicht ein natürlicher, d. i. aus dem Samen Adams gezeugter Nachkomme des ersten Menschen und damit auch nicht ein Erbe seiner im Paradiese begangenen Sünde sein konnte. Ganz anders dagegen verhält es sich mit Maria, seiner gebenedeiten Mutter. Diese wurde von ihrem Vater Joachim auf natürliche Weise gezeugt und von ihrer Mutter Anna auf rein menschliche Weise empfangen. In demselben Augenblicke aber, da Maria gezeugt und empfangen wurde, hob Gott der Vater zu ihren Gunsten jenes allgemeine Gesetz von der Vererbung der Sünde Adams auf und bewirkte, daß Maria ohne Erbsünde empfangen wurde. Der große Unterschied zwischen der Empfängnis Jesu und zwischen der Empfängnis Mariä ist demnach folgender: Beim Heilande war es eine Unmöglichkeit, daß er mit der Erbsünde befleckt empfangen werden konnte, wogegen es bei Maria immerhin möglich war, aber durch die gnadenvolle Dazwischenkunft Gottes verhindert wurde. Der göttliche Heiland war ein Baum, der, ohne daß er veredelt zu werden brauchte, die herrlichsten Früchte trug, während Maria von Gott erst veredelt werden mußte; nur müssen wir dabei unterscheiden: wir veredeln, wenn die Bäumchen schon aus der Erde hervorgewachsen sind.

So hat nun Gott Maria nicht veredelt; vielmehr stellt euch vor: Gott veredelt den Keim eines im Mutterschoße der Erde befruchteten Samenkornes im ersten Augenblicke seines Lebens. In ähnlicher Weise veredelte Gott Maria, da sie eben erst im Entstehen begriffen war.

Das ist nun eine kurze Erklärung des geheimnisvollen Glaubenssatzes:

„Maria ist ohne Erbsünde empfangen worden."

Ihn selbst und einige Umstände seiner Verkündigung wollen wir heute, als am Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä, miteinander betrachten. Zuvor aber betet mit mir: „O Maria, ohne Erbsünde empfangen, bitte für uns, auf daß wir würdig werden der Verheißungen Christi!" Ave Maria!

Nicht selten hört man die Ungläubigen unserer Tage reden: „Wir glauben, was die katholische Kirche lehrt, darum nicht, weil sie fortwährend an dem Alten hängt und nicht mit der Zeit fortschreitet." Diese Leute merken dabei aber gar nicht, daß, wollte unsere heilige Kirche ebenso fortschreiten wie die Ungläubigen, das Fortschreiten nichts anderes bedeuten würde als vom Glauben übergehen zum Unglauben. So kann aber, Gott sei Dank, unsere heilige Kirche als die unfehlbare Lehrerin und Hüterin des Glaubens nicht fortschreiten; denn sie lehrt im Auftrage Jesu den Glauben und müßte erst dieser göttlichen Sendung untreu werden, bevor sie den Unglauben predigen könnte. Während die Kirche also im Sinne der Ungläubigen sich niemals entwickeln kann und jegliche Aufforderung zu solchem Beginnen als eine unchristliche Anmaßung entschieden zurückweisen muß, läßt sich doch in gewissem Sinne auch in der kirchlichen Glaubenslehre ein Fortschritt nicht verkennen, der bei keiner andern Gelegenheit so klar zu Tage tritt wie bei dem Glaubenssatze: „Maria ist ohne Erbsünde empfangen worden." Denn könnten wir unsere katholischen Vorfahren fragen, so würden uns nicht wenige von ihnen antworten, daß zu ihrer Zeit die Kirche noch nicht geboten hatte, zu glauben, daß Maria ohne Erbsünde empfangen worden ist. Ja selbst viele von den älteren Zeitgenossen werden sich noch an jene Jahre zu erinnern wissen, in denen das Fest der unbefleckten Empfängnis noch nicht so feierlich begangen wurde; sie haben es selber miterlebt, wie erst am 8. Dezember des Jahres 1854 die Kirche durch den Mund des Heiligen Vaters Pius IX. als Glaubenssatz für alle Katholiken verkündigte, daß Maria ohne Erbsünde empfangen worden ist. Das ist also offenbar ein Fortschritt, aber nicht im Glauben der Kirche, als wenn das die Kirche vorher nicht gewußt hätte, sondern es ist dies bloß ein Fortschritt in der Lehre und Verkündigung des Glaubens. Denn schon vorher hat es gelehrte und heilige Männer wie Frauen gegeben, welche von Maria

dasselbe, wie wir jetzt, glaubten, lehrten und verteidigten; nur wollte damals Gott noch nicht, daß seine Kirche diesen Glaubenssatz feierlich verkündigte und allen Gläubigen zu glauben vorstellte. Gott ist ja ein weiser Hausvater, der seinen Kindern nicht gleich alles auf einmal giebt, sondern immer erst die Zeit abwartet, da seine Kinder im stande sind, die himmlischen Geschenke zu empfangen und zu ihrem ewigen Heile anzuwenden. Denn wie es für jeden einzelnen Menschen eine bestimmte Zeit giebt, da er nur Milch genießen kann, ebenso giebt es auch für das ganze Menschengeschlecht ein Kindes-, ein Mannes- und Greisenalter, d. i. Altersstufen, auf welchen dem Menschengeschlechte der liebe Gott nicht einerlei geistige Speise anbietet. So hat Gott dem Menschengeschlechte im Alten Bunde, wo es sich gleichsam im Kindesalter befand, noch nicht klar und deutlich geoffenbart, daß es in dem einen Gott drei göttliche Personen giebt. Und das that Gott in der weisen Absicht, damit die Juden, die ohnehin so leicht zur heidnischen Vielgötterei hinneigten, nicht etwa versucht würden, zu glauben, es gäbe nicht einen Gott, sondern drei Götter, indem sie die drei Personen in ihrer angeborenen Herzenshärte und geistigen Befangenheit sehr leicht zu drei Göttern gemacht hätten. Wie Gott demnach seine weisen Gründe hatte, weshalb er nicht schon durch seinen Diener Moses, sondern erst durch seinen eingeborenen Sohn Jesum Christum selbst das große Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit unverhüllt offenbarte, ebenso müssen wir auch gläubig festhalten, daß es kein bloßer Zufall ist, wenn Gott weder früher noch später, sondern gerade am 8. Dezember 1854 durch den Mund des Papstes Pius der ganzen christlichen Welt klar und unumwunden verkündigen ließ: Maria ist ohne Makel der Erbsünde empfangen worden. Vielleicht waren die Gläubigen vorher noch nicht fähig oder noch nicht würdig, ein so großes Glaubensgeheimnis in ihre Herzen aufzunehmen; ein Umstand, der uns zur aufrichtigsten Dankbarkeit gegen Gott bewegen sollte. Doch dem sei, wie ihm wolle; das ist jedenfalls gewiß, daß Gott gerade den Papst Pius IX. in besonderer Weise auszeichnen wollte, als er ihn durch seinen Heiligen Geist antrieb, der ganzen Kirche feierlich zu verkündigen: Maria ist ohne Erbsünde empfangen worden. Schon vor dem Jahre 1844, da noch Papst Gregor XVI. regierte und an Pius IX. noch niemand dachte, hat Christus selbst zu einem einfachen, heiligmäßigen Landmädchen mit Namen Maria Lataste über die unbefleckte Empfängnis Mariens also gesprochen: „Der Tag wird kommen, da Himmel und Erde sich vereinigen werden, um meiner Mutter zu geben, was dem größten ihrer Vorrechte gebührt. Niemals ist in ihr eine Sünde gewesen, und ihre Empfängnis ist rein und unbefleckt und makellos gewesen wie ihr übriges Leben. Ich will," sagt Christus weiter zu diesem frommen Landmädchen, „ich will, daß diese Wahrheit auf Erden öffentlich verkündigt

und von allen Christen anerkannt werde. Ich habe mir einen Papst auserwählt und ihm diesen Entschluß eingegeben. Er wird diesen Gedanken immer im Kopfe haben und die Bischöfe der Welt versammeln, um zu hören, wie ihre Stimmen die unbefleckte Empfängnis Mariä verkünden, und alle Stimmen werden sich mit der seinigen vereinigen. Seine Stimme wird öffentlich den Glauben der andern Stimmen verkünden, und seine Stimme wird in der ganzen Welt widerhallen. Dann wird auf Erden der Ehre Marias nichts mehr mangeln. Die höllischen Mächte und ihr Anhang werden sich gegen diesen Ruhm Marias erheben; allein Gott wird ihn mit seiner Kraft aufrechterhalten, und die höllischen Mächte werden samt ihrem Anhange in den Abgrund zurückkehren. Betrübnis wird nun über die Erde kommen, Unterdrückung wird herrschen in der Stadt, die ich liebe, und in der ich mein Herz zurückgelassen habe. Sie wird in Trauer und Trostlosigkeit sein, allenthalben von Feinden umringt, wie ein Vogel, der im Netze gefangen ist. Zwar wird während einer kurzen Zeit diese Stadt zu unterliegen scheinen. Alsdann wird aber meine Mutter in diese Stadt hinabsteigen, die Hände des auf einem Throne sitzenden Greises erfassen und zu ihm sprechen: Nun ist die Stunde gekommen, erhebe dich! Siehe an deine Feinde, ich werde sie nacheinander verschwinden lassen, und sie verschwinden für immer; du hast mich im Himmel und auf Erden verherrlicht, ich will dich auf Erden und im Himmel verherrlichen. Siehe an die Menschen, sie sind voll Verehrung gegen deinen Namen, voll Verehrung gegen deinen Mut, voll Verehrung gegen deine Macht. Du wirst leben, und ich werde mit dir leben. Greis, trockne deine Thränen, ich segne dich! — Der Friede wird auf die Welt zurückkehren, weil Maria über die Stürme hinwehen und sie besänftigen wird; ihr Name wird gelobt, gepriesen, erhöht werden auf ewig. Die Gefangenen werden erkennen, daß sie ihr die Freiheit, die Verbannten, daß sie ihr das Vaterland, und die Unglücklichen, daß sie ihr Ruhe und Glück verdanken. Zwischen ihr und allen ihren Schützlingen wird ein wechselseitiger Austausch von Gebeten und Gnaden, von Liebe und Zuneigung stattfinden, und vom Osten bis zum Westen, vom Norden bis zum Süden wird alles Maria verkünden, Maria, die ohne Sünde empfangen, Maria, die Königin der Erde und des Himmels."

O meine Geliebten! Wer von uns möchte da nicht frohlocken aus Grund seines Herzens, wenn er diese herrliche Weissagung vernimmt. Sie ist buchstäblich in Erfüllung gegangen an Papst Pius IX. O Heiliger Vater, du vielbedrängter und so vielgeliebter Vater, du warst ein auserwähltes Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorsehung; dich hat Jesus erkoren; auf dich hat der liebevolle Heiland gewartet, damit du

unter dem Beifallsjubel des ganzen christlichen Erdkreises der allerseligsten Gottesmutter die Krone der unbefleckten Empfängnis aufsetztest. Deinetwegen hat Maria, deine und unsere Mutter, warten wollen. O nun begreife ich, Heiliger Vater, warum du schon von Jugend auf ein so inniger und frommer Verehrer der jungfräulichen Gottesmutter warest. O nun begreife ich, warum du in Krankheit und Not nach Loreto zum Gnadenbilde der Gottesmutter wallfahrtetest. Siehe, du litttest als Knabe an der Fallsucht, du glichest einem Jünglinge, dessen Hoffnungen nach menschlicher Berechnung vereitelt werden sollten; wegen deiner Krankheit konnte dich niemand zum Priester weihen; wie konntest du also Papst werden? Da zogest du wie infolge göttlicher Eingebung nach Loreto hin, fielest daselbst auf deine Knie nieder vor dem wunderbaren Gnadenbilde und gingest geheilt und dankerfüllt von dannen. Maria hat dich gerettet, Maria hat dich zum Priester weihen lassen, Maria hat dich in der Unschuld bewahrt, im Glauben gestärkt, in der Demut befestigt, im Gottvertrauen gestählt, in deinem Mute dich furchtbar gemacht. Maria hat dich zum Papst gewählt. Kurz, was hättest du wohl, Heiliger Vater, was du nicht durch die Fürbitte Mariens von deinem Heilande, dessen sichtbarer Stellvertreter auf Erden du warest, erhalten hättest? Nun begreife ich auch, warum du keinen deiner apostolischen Briefe schließest, ohne daß du die unbefleckte Gottesmutter um ihre Fürbitte anrufest. Nun erkenne ich, warum du zeitlebens ein so kindlicher Verehrer Mariens gewesen bist. Nun verstehe ich, warum du gerade auf das Fest der unbefleckten Empfängnis im Jahre 1869 die Eröffnung einer allgemeinen Kirchenversammlung angesetzt hast. Da wolltest du, dem Körper nach zwar ein schwacher Greis, dem Geiste nach aber ein Glaubensheld, den entscheidungsvollen Schwertstreich unter dem Beistande der mächtigen Himmelskönigin gegen den Unglauben und die Irrlehren führen. Da sollte die Stunde gekommen sein, in welcher du, umgeben von den Bischöfen der ganzen Welt, wie inmitten einer geordneten Schlachtreihe dich erheben, kämpfen, siegen und triumphieren wolltest. Ja, Pius und Maria — sehet da die Mutter und ihr liebstes Kind unter den Menschen!

Welcher Priester wird am heutigen Festtage predigen, ohne des glorreichen Papstes Pius IX. zu gedenken? Ihm verdanken wir vorzüglich die Verkündigung des Glaubenssatzes von der unbefleckten Empfängnis. Wenn wir den Glauben aller früheren christlichen Jahrhunderte in Erwägung ziehen und die Zeugnisse der heiligen Väter für dieselbe Glaubenswahrheit betrachten, so können wir nicht anders, als uns wundern, daß die Kirche nicht schon früher dasselbe gethan hat, was Pius erst vor einem halben Jahrhundert ausgeführt hat; mir müssen, die göttliche Vorsehung anbetend, feierlich bekennen, daß Gott gerade diesem

Papste eine so große Ehre von Anbeginn an zugedacht hatte. Denn die hervorragendsten Väter unserer heiligen Kirche können nicht Worte genug finden für die Glaubenswahrheit, daß Maria rein von Sünden war. Der hl. Ephräm der Syrer predigt: „Maria ist eine unbefleckte, unversehrte, unverdorbene, ganz keusche, von jeglichem Schmutze der Sünde freie Jungfrau, die Braut Gottes und unsere Herrin; sie ist die unverletzte, unversehrte, ganz reine und keusche Gottesgebärerin." Der hl. Johannes von Damaskus redet die allerseligste Jungfrau also an: „Du bist heiliger als die Engel und vorzüglicher als die Erzengel, bewunderungswürdiger als die Thronen, schöner als die Cherubim, majestätischer als die Seraphim, erhabener als der Himmel und reiner als die Sonne, die wir mit unsern Augen sehen." „Ja sogar reiner als die Reinheit selbst," so ruft der hl. Epiphanius aus, „schöner als die Schönheit selbst, heiliger als selbst die Heiligkeit ist Maria; sie ist unter allen Geschöpfen an Heiligkeit und Reinheit Gott am ähnlichsten; sie ist nächst Gott das heiligste Wesen; über ihr steht nur Gott allein; und unter ihr stehen alle Geschöpfe; sie ist die Königin nicht bloß aller Heiligen, sondern auch aller Engel." Der hl. Hieronymus nennt sie einen verschlossenen Garten, in welchen der Teufel nicht eindringen konnte. Der hl. Augustin lehrt, daß infolge der Adamssünde zwar kein Mensch sagen könne, er sei ohne Sünde, nimmt aber sofort Maria aus, von der er nicht sprechen will, wenn es sich um eine Sünde handelt. Und der hl. Anselm sagt: „Es könne mit Maria nichts verglichen werden; denn alles, was da ist, sei entweder über ihr oder unter ihr; über ihr sei Gott allein, und unter ihr alles, was nicht Gott ist. Wer vermöge zu ihrer Höhe hinaufzublicken? Sie habe ganz gewiß, um zu jener Erhabenheit zu kommen, unbefleckt empfangen werden müssen."

O, so glauben wir fest und beten wir heute mit Pius IX.: „Sei gegrüßt, heilige Gottesgebärerin, die du uns als eine glückliche Mutter den König geboren hast, der Himmel und Erde von Ewigkeit zu Ewigkeit beherrscht. O allerreinste und unbefleckte Jungfrau, wie schön und vollkommen bist du! Nicht die geringste Makel ist an dir! Ich lobe dich, ich preise dich, ich benedeie dich, o Gnadenvolle, um der Gnade der Unbeflecktheit willen, die dir Gott verliehen! O könnte ich heute alle himmlischen Heerscharen hören, wie sie dein Lob, du mächtige und milde Himmelskönigin, anstimmen werden. O heilige Jungfrau Maria, ohne Erbsünde empfangen, bitte für mich und alle mir anvertrauten Christenseelen jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen!"

Am vierten Sonntage im Advent.

„Johannes kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden." (Luk. 3, 3.)

In Christo geliebte Zöglinge!

An den letzten beiden Sonntagen hatten wir Gelegenheit, an Johannes dem Täufer die Demut des Geistes und die Entschlossenheit des Gemüts zu bewundern, womit er den heiligen Glauben empfing und bewahrte. Heute führt uns unsere heilige Kirche in die Schule, in welcher Johannes den Grund zu einem so unerschütterlichen Glauben legte; sie führt uns in die Wüste, wo er seit seiner frühesten Kindheit gelernt hatte, sich im Geiste zu verdemütigen, entschieden zu sein **und sich ein festes Herz zu bereiten.** Aus einer solchen Schule ging Johannes hervor, und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden.

Was uns demnach noch zu betrachten übrig bleibt, ist ein festes Herz, das wir uns neben der Demut des Geistes und der Entschiedenheit des Gemütes bereiten müssen, wenn wir gleich wie Johannes unerschütterlich im Glauben sein wollen. — Ein festes Herz also! — Des Herzens Festigkeit zeigt sich in einer vernünftigen Liebe. Das Herz ist zur Liebe geschaffen und will auch lieben. Seine Gefühle sind aber sehr veränderlich, unzuverlässig und verräterisch, weshalb alles darauf ankommt, diese Gefühle möglichst zu ordnen, zu zügeln und gehörig unterscheiden zu lernen. Wer nun auf eine bestimmte Ordnung in den Gefühlen seines Herzens hält, der hat eine vernünftige Liebe und ein festes Herz. — Allein an eine solche Ordnung denken nur wenige; die meisten lieben den Glauben bald zu sehr, bald zu wenig, bald falsch. Sie denken: Wenn sie nur den Glauben lieben, so haben sie genug gethan. Doch welcher Christ hätte nicht schon einmal im Leben seinen Glauben geliebt? Das ist gerade so schwer nicht bei der großen Zuneigung unseres Herzens zur Liebe. Und doch war diese Liebe von keiner Dauer, weil sie nicht vernünftig war.

Das menschliche Herz ist eben ein gar seltsames Wesen; alles, was ihm gefällt und schmeichelt, das liebt es auch. Selber aus Fleisch und Blut zusammengesetzt, fühlt es sich am allermeisten zu Fleisch und Blut hingezogen; daher seine bald mehr bald minder sinnliche Liebe; daß ich dabei aber nicht an die sündhafte sinnliche Liebe denke, ist selbstverständlich, da diese durch das sechste Gebot verboten ist; vielmehr denke ich an jene verschiedenen Arten von sinnlicher Liebe, welche nicht verboten, sondern

erlaubt, ja sogar von Gott geboten sind; eine solche sinnliche Liebe ist die eheliche, die Liebe zwischen Kindern und Eltern, ferner die Verwandtenliebe und zum Teil auch die Freundesliebe. Bei alledem kommt ein Herz, das seinen heiligen Glauben liebt, so leicht in die größte Gefahr, zu fehlen, oder gar zu sündigen, wenn es nicht streng auf die gewissenhafteste Ordnung in seiner Liebe hält. Gott hat uns geboten, den Glauben, ferner die Eltern und Kinder, die Gatten, Verwandten und Freunde zu lieben. Wenn aber Kindesliebe und Liebe zum Glauben sich nicht miteinander vertragen, so neigt ein weiches Herz so gern zu den Kindern, aber ein festes widersteht der Versuchung und zieht die Liebe zum Glauben vor. Wenn Gattenliebe und Liebe zum Glauben sich nicht miteinander vertragen, so neigt ein weiches Herz so gern zum Gatten hin; aber ein festes Herz widersteht dieser Versuchung und zieht die Liebe zum Glauben vor. Wenn Verwandten- oder Freundesliebe streitet wider die Liebe zum Glauben, so neigt ein weiches Herz so gern zu den Verwandten oder Freunden hin; aber ein festes Herz widersteht auch dieser Versuchung und zieht die Liebe zum Glauben vor. Das nenne ich eine vernünftige Ordnung in der Liebe; ihr werdet das hart, neu und unerträglich finden. — O das ist nicht meine Lehre oder Ansicht; höret meinen göttlichen Meister selbst, der da spricht: „Wenn jemand zu mir kommt und setzt nicht Vater und Mutter, Weib und Kinder, Brüder und Schwestern hintan, der kann mein Jünger nicht sein."

Fest sei also unser Herz in der Liebe zum Glauben, winkt auch sinnliche Liebe, welche Gott geboten hat. Es sei nicht weichlich und schwach, sondern fest und stark, wie das göttliche Herz Jesu. Als seine jungfräuliche Mutter Maria und andere Verwandte sich eingefunden hatten, um ihn zu sehen und mit ihm zu reden, erwiderte er denen, welche die Nachricht davon ihm überbrachten: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Verwandten?" Dann blickte er die rings um ihn Versammelten an, streckte seine Hand gegen seine Jünger aus und sprach: „Sehet meine Mutter und meine Verwandten! Diese und wer immer den Willen meines Vaters im Himmel thut: die sind mein Bruder, meine Schwester und meine Mutter."

Aber wie ich schon vor acht Tagen sagte, die Wahrheit liegt in der Mitte; und gerade das Herz ist so leicht geneigt, im Eifer und aus Liebe zum Glauben sie zu übersehen. Es meidet die Weichherzigkeit und verfällt in die Hartherzigkeit, anstatt die Mitte zwischen beiden zu halten und die Festigkeit sich zu bewahren. Es geht in der Liebe zum Glauben zu weit und wird intolerant, wenn nicht gar fanatisch.

Zwar wird mit dem Worte Toleranz oft recht großer Mißbrauch getrieben; es so ganz unbeachtet zu lassen, ist aber eines guten Katholiken unwürdig. Toleranz heißt Duldung. Wir sollen einander

geduldig ertragen und in Frieden miteinander leben. Das übersehen manche im Eifer für ihren heiligen Glauben, und indem sie ihre große Liebe zu demselben zeigen, schonen sie die Person des Gegners nicht, stiften Unfrieden und werden intolerant genannt. Ein festes Herz meidet diese Sünden. Es wird wohl mit allem Eifer den Glauben verteidigen und den Irrglauben verwerfen, aber die Person des Irrgläubigen mit Liebe und christlicher Duldsamkeit umfassen. Etwas anderes ist ein falscher Weg, und etwas anderes eine Persönlichkeit auf dem falschen Wege. Der falsche Weg wird niemals der rechte werden, ihn müssen wir verabscheuen. Den Wanderer aber auf dem falschen Wege werden wir mit Liebe darauf aufmerksam machen, daß er auf einem falschen Wege sich befindet, wir werden ihn belehren, und wenn er uns zurückweist, ihn mit aller Liebe und Ausdauer bemitleiden. Das ist die wahre christliche Toleranz, wenn wir den irrenden Mitbruder in aller Liebe belehren, seinen Irrtum aber entschieden verwerfen. Niemand aus uns werde daher aus Eifer seines Herzens für den Glauben intolerant, indem er mit dem Irrglauben zugleich auch den irrgläubigen Mitbruder zurückweist.

Ebenso lasse sich niemand zum Fanatismus hinreißen. Unter einem Fanatiker im Glauben verstehen wir einen Menschen, dessen Herz von Liebe zum Glauben so sehr überwältigt wird, daß er gar nicht mehr weiß, was er thut. Es ist das ein hoher Grad von Zorn, den wir auch religiöse Wut nennen können. Damit wird aber dem Glauben nur schlecht gedient, weil es eine verdammenswerte Sünde ist. Der höchste Grad von Liebe, den ein menschliches Herz zum Glauben haben kann, ist Begeisterung, welche sich vom Fanatismus durch besonnene Ruhe und kluge Mäßigung unterscheidet. O unterscheidet es wohl! Zur religiösen Wut, zum Fanatismus lasset euch nie und nimmer verführen. Werden wir angegriffen in unserem heiligen Glauben, so ist das erste Ruhe, dann Besonnenheit, dann Klugheit und endlich Mäßigung im Reden; liebt unser Herz wirklich den Glauben, dann brauchen wir es nicht auf unnatürliche Weise in Wut zu versetzen, da es ihm ohnehin an Wärme nicht fehlen wird.

So haben wir denn die Klippen gesehen, an denen die Liebe so vieler Herzen zum Glauben scheitert. Es sind ihrer drei: Hüten wir uns vor Weichherzigkeit, indem wir die erlaubte sinnliche Liebe der Liebe zum Glauben vorziehen; werden wir nicht harten Herzens, indem wir intolerant werden; seien wir endlich nicht heißen Herzens, indem wir uns zum religiösen Fanatismus hinreißen lassen. Nicht weich, nicht hart, nicht heiß, sondern fest, sanft und warm sei unser Herz in seiner Liebe zum heiligen Glauben. Ach! daß wir doch alle mit dem Psalmisten (Ps. 107) sprechen könnten: „Mein Herz ist fest, o Gott, mein Herz ist

fest! Singen will ich und spielen mit meiner Zierde! Auf, meine Zierde! Auf, Psalter und Harfe! Mit der Morgenröte will ich aufstehen, ich will dich preisen unter den Völkern, Herr. Denn bis an den Himmel reicht deine Gnade und Wahrheit." Amen.

Am vierten Sonntage im Advent.

„Bereitet den Weg des Herrn." (Luk. 3, 4.)

In Christo geliebte Zöglinge!

„Bereitet den Weg des Herrn!" also läßt die Stimme des Rufenden in der Wüste sich vernehmen, und der königliche Sänger des Alten Bundes bezeichnet den Weg des Herrn näher, indem er sagt: „Alle Wege des Herrn sind Barmherzigkeit und Wahrheit", wofür ein gelehrter Ausleger setzt: „Alle Wege des Herrn sind Barmherzigkeit und Gerechtigkeit." Denn doppelt ist die Ankunft unseres Herrn Jesu Christi in dieser Welt. Er kam als Kind und wird kommen als Richter. Die erste Ankunft war die der Barmherzigkeit, die zweite wird die der Gerechtigkeit sein. Die erste war lieb- und trostreich; die zweite wird schrecklich und furchtbar sein. Bei der ersten sangen die Engel: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!" Und aus Anlaß der zweiten werden sie bei Posaunenschall rufen: „Kommet zum Gericht!" Wie wichtig ist doch darum für uns die gewissenhafte Vorbereitung auf die doppelte Ankunft des Herrn!

Die erste Ankunft Christi geschah auf dem Wege der Barmherzigkeit, als er im Stalle bei Bethlehem von seiner jungfräulichen Mutter geboren wurde. Das ganze Menschengeschlecht war infolge der Erbschuld gleichsam zu Boden geworfen und von der Gewalt des Teufels in Fesseln geschlagen. Wie demnach aus einer großen Menge Menschen, von denen jeder einzelne, an Händen und Füßen gebunden, als Gefangener festgehalten wird, keiner dem andern nützlich sein kann, ebenso war auch niemand aus dem ganzen Menschengeschlechte im stande, seine Mitmenschen aus den Fesseln der Erbschuld zu befreien. Alle hätten verderben müssen, wenn nicht vom Himmel der Erlöser herabgestiegen wäre.

Und in der That! Wer hätte nicht glauben zu dürfen gemeint, daß Licht und Finsternis, Weiß und Schwarz, Tag und Nacht kleinere Gegensätze wären, als die wider alles Erwarten eingetretenen Thatsachen, daß Gott Mensch wird, der Donnerer wimmert, daß der des

Leidens Unfähige leidet, daß der Herr des Himmels und der Erde darbt und der Unsterbliche stirbt! Vor gar langer Zeit sprach Gott zu Job: „Hast du wohl einen Arm wie Gott und donnerst du mit einer ähnlichen Stimme? Umgieb dich also mit Herrlichkeit, richte dich in die Höhe und sei glorreich!“ Gleichsam als hätte er sagen wollen: Bekleide dich mit Ruhm wie ich und laß widerhallen die Abgründe von deiner Stimme wie ich! O überaus preiswürdiger Dulder des Alten Bundes! Wenn es dir vergönnt gewesen wäre, Gott im Stalle bei Bethlehem zu schauen, wie viel Ursache hättest du gehabt, jene erhabenen Worte mit der ärmlichen Lage des göttlichen Kindes in Bethlehem zu vergleichen! Hättest du da nicht mit vollem Rechte gefragt: Wie kommt es, daß derselbe, welcher die ganze Welt durch die Kraft seines Wortes trägt, nun von den Armen einer menschlichen Mutter getragen wird? O bewunderungswürdige Umgestaltung! Ganz passend ruft der hl. Cyprian aus: „Bei allen übrigen Wundern lassen sich doch noch einige Vernunftgründe finden, bei diesem allein erfaßt mich Staunen!“ Den höchsten, den besten, größten und unermeßlichen Gott bewog nichts anderes, Mensch zu werden, als seine Liebe und Erbarmung. Denn der heilige Papst Gregor erklärt, daß die Ursache für unsere Erlösung keine andere sei als die Barmherzigkeit Gottes.

Doch vielleicht hatte sich der Mensch dieser Erbarmung würdig gemacht? oder es bedurfte Gott in irgend einer Weise des Menschengeschlechtes, zu dessen Erlösung er sich selbst bis aufs Blut, ja bis zum Tode opferte? O gewiß nicht! Er war von Ewigkeit her glücklich ohne den Menschen, und wäre es auch ohne ihn bis in alle Ewigkeit geblieben. Sind doch zahllose Engel ohne alle Hoffnung für immer zu Grunde gegangen, ohne daß dadurch Gottes Glückseligkeit vermindert worden wäre. Nichts hätte darum die Glückseligkeit Gottes verringert, wenn auch das ganze Menschengeschlecht auf ewig verloren gegangen wäre. Mit weit größerem Rechte kann darum von dem in der Krippe wimmernden und am Kreuze sterbenden Gott gesagt werden, was vom letzten Könige der Athener geschrieben steht: „Ich sterbe aus Liebe!“ So rein, so uneigennützig und so groß war sie, daß, wenn du, o Mensch, Gott gewesen wärest, du für dich selbst nicht mehr thun und leiden gekonnt hättest.

So ist denn in Wahrheit der Weg bei der ersten Ankunft Christi ein Weg der Barmherzigkeit; der Weg bei seiner zweiten Ankunft aber wird ein Weg der Gerechtigkeit sein. Zum zweitenmal wird Christus nicht als ein schwaches Kind, sondern als der allmächtige Gott, nicht als Erlöser, sondern als Richter kommen. Erinnert euch an das, was sich zur Zeit der Geburt des Heilandes ereignete. Als die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande nach Judäa gekommen waren, fragten sie: „Wo ist der neugeborene König der

Juden?" — Da befiel sowohl den König Herodes als auch die ganze Stadt Jerusalem ein großer Schrecken. „Der König erschrak und ganz Jerusalem mit ihm", wie uns der heilige Evangelist berichtet. Woher denn ein so ungewöhnlicher Schreck? Lag denn nicht Christus der Herr in einem Stalle als ein armes, hilfloses, unbewaffnetes, mit Windeln an Händen und Füßen gebundenes Kind? Wahr ohne Zweifel ist nun alles dies; gleichwohl fürchtete sich und zitterte Herodes und mit ihm die Synagoge. „O wehe!" so ruft mit Recht der hl. Augustinus aus, „wie furchtbar wird da erst das Tribunal des Richters sein, wenn schon die Wiege des Kindes dem hochmütigen Könige Furcht einflößt!" Um wie vieles schrecklicher und wie verschieden von der ersten Ankunft wird also die Ankunft Jesu als des ewigen Richters sein! —

Bei seiner ersten Ankunft stieg Gott vom Himmel herab in aller Stille, sanftmütig, mild und als Kind. Bei seiner zweiten Ankunft aber wird er in großer Macht und Herrlichkeit kommen. „Derselbe, welcher jetzt im Verborgenen kommt, wird dann offen hervortreten, um alle zu richten" (Augustinus). Bei seiner ersten Ankunft stieg er vom Himmel herab gleich einem befruchtenden Tau, wie ein Segen spendender Regen, ganz so, wie schon der heilige Sänger des Alten Bundes (Ps. 71) vorherverkündete mit den Worten: „Wie Regen auf das Vließ wird er kommen, wie Tropfen, die tauen auf die Erde." Bei seiner zweiten Ankunft aber wird er kommen wie stürmisches Wetter. Nach der Weissagung des Psalmisten (Ps. 49) wird brennendes Feuer vor ihm hergehen, und in seiner Umgebung wird es stürmen gar sehr. Bei seiner ersten Ankunft stieg er vom Himmel hernieder, um unsere Wunden, unsere Krankheiten zu heilen. Er selbst sagt ja: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben." Bei seiner zweiten Ankunft aber wird er erscheinen als ein unerbittlicher Richter aller Sünder. „Siehe," so weissagt der Prophet Jesaias, „der furchtbare Tag des Herrn wird kommen." Bei seiner ersten Ankunft stieg er herab als der gute Hirt, gleichsam mit dem Hirtenstabe in der Hand, um seine verirrten Schäflein zu sammeln und zu weiden; bei seiner zweiten Ankunft aber wird er mit der Wage der Gerechtigkeit erscheinen, um jedem zu vergelten nach seinen Werken. Mit einem Worte: Seine erste Ankunft war reine Barmherzigkeit, seine zweite aber wird reine Gerechtigkeit sein.

Im Herrn Geliebteste! Wer vermöchte wohl an jenen großen Tag und an den ewigen Richter ohne Furcht und Zittern zu denken? Wir alle, daran dürfen wir durchaus nicht zweifeln, werden vor ihm erscheinen müssen. Da gilt es denn, die Aufforderung: „Bereitet den Weg des Herrn", zu beherzigen. Offenbar wird derjenige die Ankunft des allgerechten Gottes nicht zu fürchten haben, der mit christlicher Demut die Ankunft des allbarmherzigen Gottes erwartet und ihm an Selbstverleug-

nung und Liebe zu Gott ähnlich wird. Jetzt, da Gott noch als Kind in der Krippe liegt, lasset uns durch eine wahre Reue über unsere Sünden seine Thränen trocknen, womit er die Sünden des ganzen Menschengeschlechtes beweint, und wir werden der Gefahr entgehen, von denselben Augen einst ernst angesehen zu werden. Jetzt, da Gott noch als Kind in der Krippe liegt, lasset uns ihn zu unserem Freunde machen, und er wird dann, wenn er auf dem Throne sitzt, nicht unser Gegner sein. Nun, dem zarten Kinde lasset uns Geschenke darbringen, die demütige Unterwerfung unseres Verstandes durch recht christlichen und festen Glauben, und wir werden nicht zu fürchten haben, daß einst die Hände des ewigen Richters uns verstoßen werden. Nun, da er nicht hat, wohin er sein Haupt legen könnte, lasset uns ihm eine angenehme Wohnung in unserem Herzen zubereiten, damit er uns dann nicht auf ewig verbanne aus den Wohnungen des Himmels. Nun sprechet: O komm, göttlicher Heiland! Ich will dich speisen in den Hungrigen, tränken in den Durstigen, bekleiden in den Nackten, beherbergen in den Fremden und pflegen in den Kranken, damit du uns vor aller Welt dann zurufest: „Kommet, ihr Gesegneten! denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist. Kommet also, ihr Gesegneten meines Vaters, und nehmet Besitz von dem Reiche, das euch von Anbeginn der Welt an bereitet worden ist."

Demnach brauchen wir uns wahrlich nicht zu wundern, wenn die Heiligen Gottes die Adventszeit mit Werken der Selbstverleugnung und Abtötung zugebracht haben. Die hl. Hedwig pflegte während der ganzen Adventszeit bei Wasser und Brot zu fasten. Und die hl. Radegundis fastete nicht bloß während dieser ganzen Vorbereitung auf das heilige Weihnachtsfest, sondern auch das ganze Jahr hindurch an jenem Tage der Woche, auf welchen das Geburtsfest unseres göttlichen Erlösers gefallen war. Und unsere heilige Kirche leitet uns alle zu dieser heilsamen Übung an, indem sie mehrere Tage der heiligen Adventszeit als Fasttage zur gewissenhaftesten Beobachtung den Gläubigen vorschreibt. Durch Gebet, Fasten und Almosengeben werden auch wir dem Herrn den Weg zu unserem Herzen bereiten. So wird es hoffentlich geschehen, daß das, was unsere Kirche in der heiligen Messe erfleht, auch an uns in Erfüllung gehen wird, daß wir nämlich, nachdem wir freudig den kommenden Erlöser werden aufgenommen haben, dereinst auch den kommenden Richter ohne Furcht und Bangigkeit werden schauen können, unsern Herrn Jesum Christum. Amen!

Am Feste der Geburt unseres Heilandes Jesu Christi.

„In jener Zeit ging ein Befehl aus vom Kaiser Augustus, das ganze Land zu beschreiben." (Luk. 2, 1.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Es erschien den Evangelisten Lukas und Matthäus zweckmäßig, die Thatsache der Geburt des Heilandes in die damaligen Weltbegebenheiten einzureihen, nicht bloß um sich sofort als wahre und umsichtige Geschichtschreiber zu kennzeichnen, sondern auch um jedem, der es lesen werde, zu ermöglichen, die Geburt Jesu in ihrem Zusammenhange mit der damaligen Welt richtig aufzufassen. Deswegen erwähnt Lukas die vom römischen Kaiser Augustus unter dem syrischen Statthalter Quirinus anbefohlene Beschreibung des Landes der Juden: „In jener Zeit u. s. w."; und Matthäus teilt mit, daß Jesus zu Bethlehem im Lande Juda unter der Regierung des Königs Herodes geboren worden sei. Mit diesen wenigen Federstrichen eröffnen uns die heiligen Evangelisten eine weite Aussicht in die ganze damalige Welt; sie zeigen uns die damalige jüdische Welt, deren Verkörperung Herodes war; sie lenken unsere Aufmerksamkeit auf die damalige römische Welt, deren höchster Vertreter Augustus war, und sie weisen uns hin auf die beiderseitigen Wechselbeziehungen und auf ihr Gesamtverhältnis zu dem neugeborenen Kinde im Stalle zu Bethlehem. Fürwahr ein überreicher Stoff zu einer Betrachtung am heutigen Hochfeste! Regt ja doch auch ein Katechismus dazu an, indem er auf die Frage, wann der Sohn Gottes Mensch geworden sei, die Antwort enthält: „In der Fülle der Zeiten, als das Elend der Sünden am größten war, vor beinahe 2000 Jahren unter dem römischen Kaiser Augustus."

Zwar begegnet dem forschenden und prüfenden Blicke in die damalige jüdische wie römische Welt wenig Erfreuliches und sehr viel Elend, welches freilich sorglich verborgen gehalten wurde unter der Hülle, welche Reichtum, Macht, Grausamkeit, Kunst und Wissenschaft darüber auszubreiten verstanden. Gleichwohl wollen wir davor nicht zurückschrecken, zumal jenes Elend der dunkle Hintergrund ist, auf dem das Lichtbild des bethlehemitischen Kindes in seinem Glanze und in seiner vollen Bedeutung erscheint. Diese zumeist geschichtliche Betrachtung wird uns lehren, wie groß, ja wie riesengroß die Aufgabe war, welche denjenigen erwartete, dessen Geburtsfest wir heute feiern; sie wird uns auf einem bisher wenig betretenen Wege zeigen, daß das Kind in der Krippe der menschgewordene Sohn Gottes gewesen sein muß, weil sonst jede vernünftige Betrachtung der damaligen Zeitlage aufhören und eine ganze achtzehnhundertjährige Geschichte zu einem unlösbaren Rätsel werden würde.

Das Kind von Bethlehem im Zusammenhange mit der damaligen jüdischen wie römischen Welt sei demnach der Gegenstand unserer heutigen Festbetrachtung.

Die wunderbare Begebenheit, die uns heute schon zu so früher Stunde die nächtliche Ruhe mit Gebet und Danksagungen der feierlichsten Art vertauschen ließ, ist schnell erzählt. Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Ein Stall ist die Geburtsstätte, eine Krippe ist die Wiege; Stroh vertritt die Stelle weicher Federn, winterliche Kälte treffen wir anstatt behaglicher Wärme. Seine Mutter ist eine Jungfrau aus der ärmsten Volksklasse; sein angeblicher Vater ist ein bescheidener und bedürftiger Zimmermann; gewöhnliche Hirten des Landes sind nächst den Eltern die ersten Zeugen dieser Geburt. Nichts Verfängliches und Außergewöhnliches liegt in der Anwesenheit der Hirten; denn im Stalle Hirten zu treffen ist doch wahrlich kein Wunder! Der Geburtsort ist Bethlehem im Lande Juda, einst so wichtig und bedeutungsvoll, weil es die Geburtsstadt des größten und thatenreichsten aller Könige Israels, des Königs David, war; und jetzt ein armseliges, vergessenes und unbedeutendes Städtchen, ebenso arm und bedeutungslos wie die Nachkommen der einst so glänzenden Davidischen Königsfamilie. Alles Irdische ist vergänglich, davon zeugten Bethlehem, Joseph und Maria. Das Kind von Bethlehem war anscheinend ein Kind der Armen, wie so viele Millionen. Niemand fragte nach ihm, niemand kümmerte sich um dasselbe. Die damalige Welt merkte nichts. Alles ging seinen gewohnten Gang weiter. Die große wie die kleine Welt hatte keine Ahnung von der weltbewegenden und welterschütternden Kraft der kleinen Arme im Stalle, keine Ahnung von der gewaltigen Stimme und der feurigen Beredsamkeit des kleinen Mundes in der Krippe. Um nach allem, was wir in der damaligen jüdischen Welt wahrnehmen, zu urteilen, so hatte das Kind von Bethlehem kein Willkommen, sondern die grausamste Verwerfung, keine Förderung seiner Pläne und Thätigkeit, sondern unüberwindliche Hindernisse, keine Freunde und Gönner, sondern die mächtigsten Feinde zu erwarten. Menschlich betrachtet, war es die ungünstigste Zeit für die Ankunft des göttlichen Heilandes.

Das Volk der Juden ward beherrscht durch König Herodes, den Idumäer. Ach, dieser einzige Name ist die Bezeichnung eines namenlosen Elendes. Dieser Mensch brachte Unglück über Unglück in das jüdische Land. Da die Vornehmen und die große Masse des Volkes an dem angestammten Fürstenhause der Hasmonäer hingen, konnte sich Herodes nur durch Gewalt und Grausamkeit als König behaupten. Nicht eigene Gewalt war es, nein, Gewalt der Fremden, der Römer. Wer mit der neuen Ordnung der Dinge nicht zufrieden war und sein Mißfallen

äußerte, wurde hingerichtet. Welche Achtung er vor dem Hohenpriester und dem Hohen Rate hatte, zeigte er, als er von Bewaffneten begleitet vor dem Hohen Rate erschien, um sich zu verantworten. Unmittelbar nach der Ermordung Cäsars stand er auf seiten der Mörder, die er durch hohe Summen Geldes unterstützte; nach Besiegung der Mörder sehen wir ihn die Partei des Antonius ergreifen, den er durch reiche Geldgeschenke gewann, und der seinetwegen tausend jüdische Abgeordnete in Tyrus niedermetzeln ließ. König geworden, betrieb er die Hinrichtung des letzten Hasmonäerfürsten Antigonus. Und nachdem auch Antonius besiegt worden, ward er Freund des siegreichen Octavian, des nachmaligen Kaisers Augustus. Das war der Landesvater des Kindes im Stalle zu Bethlehem, das zum Manne gereift dem Petrus gebot: „Stecke dein Schwert in die Scheide; denn alle, welche das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen!"

Herodes besaß gegen seinen kaiserlichen Freund und seine Schmeichler ebensoviel Zuneigung als Abneigung gegen seine eigene Familie und sein armes Volk. Nach oben hin schmeichelte er, nach unten hin war er ein grausamer Tyrann. Das Volk bedrückte er mit unerträglichen Abgaben; dadurch kam er zu unermeßlichen Reichtümern. Selbst Gräber verschonte er nicht. So plünderte er das Grab des Königs David und nahm daraus die silbernen und goldenen Gefäße. Und wenn er auch wirklich einen Teil seiner Einkünfte zur Vergrößerung und Verschönerung des Tempels in Jerusalem verwendete, der bei weitem größte Teil seiner Schätze wurde im Dienste seines persönlichen Ehrgeizes, seiner übertriebenen Prachtliebe und zur Befestigung seiner Gewaltherrschaft verschwendet. So erbaute er dem Kaiser Augustus zu Ehren zwei prachtvolle Tempel und eine ganze Stadt mit herrlichen Palästen — Cäsarea ist ihr Name. Seinem Vater, seiner Mutter und seinem Bruder zu Ehren errichtete er Städte, Burgen und Türme. Selbst ausländischen Städten schenkte er Prachtgebäude. Er schämte sich nicht, auf der Insel Rhodus einen heidnischen Götzentempel zu erbauen und längst in Verfall geratene Spiele durch Geldbeiträge neu zu beleben. Von Gold mußte die Bahre sein, welche seinen Leichnam tragen sollte, und seinem kaiserlichen Freunde vermachte er in seinem Testamente 10 Millionen! — Das war der Landesvater des Kindes von Bethlehem, das zum Manne gereift lehrte: „Ihr sollt euch auf Erden keine Schätze sammeln, welche Rost und Motten verzehren, wo die Diebe sie ausgraben und stehlen"; des Kindes im Stalle, in der Krippe, das später als Lehrer in Israel ausrief: „Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels ihre Nester, der Menschensohn aber hat nicht, worauf er sein Haupt legen könnte." Das Kreuz war seine Bahre, und in seinem Testament hinterließ er seinen Jüngern seine arme Mutter.

Gegen seine eigene Familie wütete Herodes wie ein blutdürstiger Tiger. Seine hervorragende Stellung im jüdischen Staatswesen hatte er sich durch Blut errungen; und wer mit Blut beginnt, der stärkt sich durch Verbrechen. Verdacht und Angeberei beherrschten sein Familienleben; Folter und Verurteilung waren etwas Alltägliches. So ließ er den Hohenpriester Aristobul im Bade zu Jericho ertränken, seine Gemahlin Mariamne und deren Söhne Aristobul und Alexander hinrichten. Ja schon lag er selbst, gequält von den furchtbarsten Schmerzen, auf dem Sterbebette, als er fünf Tage vor seinem eigenen Tode noch ein Todesurteil unterschrieb, das an seinem ältesten Sohne Antipater vollstreckt wurde; und wäre sein letzter Wille ausgeführt worden, so sollten am Tage seines Todes Tausende der angesehensten Juden im Amphitheater zu Jericho hingerichtet werden, um — es ist eine teuflische Absicht — das Volk zu zwingen, aus Anlaß seines Todes zu trauern. Herodes starb nach einer 37jährigen Regierung, nur wenige Monate nach der Geburt des göttlichen Heilandes. Das war der Landesvater des Kindes von Bethlehem, das zum Manne geworden lehrte: „Liebet eure Feinde ꝛc.", der Landesvater dessen, der am Kreuze betete: „Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Und wie diese, so gäbe es noch sehr viele Gegensätze zwischen Jesus und der damaligen jüdischen Welt hervorzuheben. Betrachtet das damalige Volk der Juden und seine Hoffnung auf einen politischen Erlöser, den Volkscharakter, seine Zähigkeit, seinen Fanatismus und seine leichte Erregbarkeit. Und dem gegenüber betrachtet den König Israels, auf einer Eselin sitzend, seine Sanftmut, seine Charakterstärke und seine himmlische Ruhe. Denket an das damalige religiöse Leben und die Parteibildungen auf dem religiösen Gebiete: an die Pharisäer mit ihrem geistlichen Hochmute, an die Sadducäer mit ihrer verwerflichen Freigeisterei und an die Essäer mit ihrer widerwärtigen Frömmelei. Das war das Volk des Kindes im Stalle zu Bethlehem, das später lehrte: „Jedes Reich, das in Parteien sich trennt, wird verwüstet, und jede Stadt, jede Familie, die in sich uneinig ist, wird nicht bestehen."

Werfen wir jetzt noch einen flüchtigen Blick in die römische Welt! Rom stand damals auf dem Gipfelpunkte seines Glanzes und seiner Macht. Es war die Beherrscherin der Welt, seinen gewaltigen Heersäulen war keine Aufgabe zu schwer. In drei Erdteilen breitete sich das römische Reich aus. Könige waren Rom unterthänig, Nationen beugten sich unter sein Joch. Völker fügten sich seinem Willen und seinen Gesetzen. Bundesgenossen buhlten um seinen Schutz und seine Gunst. Eine einzige Stadt und deren Bürger beherrschten die damalige Welt. An der Spitze stand der römische Kaiser, dem wie einem Gotte Weihrauch gestreut und Opfer dargebracht wurden. Das Kind im Stalle zu Bethlehem aber lehrte

als Meister in Israel: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Und an einer andern Stelle sagt Jesus: „Die Könige der Völker herrschen über sie; und die Gewalt über sie ausüben, sie lassen sich Wohlthäter nennen. So aber soll es unter euch nicht sein; sondern der Größte unter euch sei wie der Kleinste und der Oberste wie ein Diener.“ Und zu dem Versucher in der Wüste spricht er: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen.“

Der Arme war in der römischen Welt verachtet; die Armut galt dem gebildeten Römer als ein ungeheures Laster. Wer den Armen unterstütze, so meinte man, verlängere nur sein Elend. Aus dem kleinen Munde im Stalle aber vernehmen wir: „Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.“ „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Der Reiche dagegen galt zu Rom alles. Es gab keinen Genuß, den er sich versagte. Herrliche Paläste, Scharen von Dienern, ungeheure Güter mit prachtvollen Landsitzen, mit verschwenderisch ausgestatteten Gärten und Bädern, Tausende von Sklaven standen ihm zur Verfügung. Wie so eigentümlich nimmt sich dagegen der Stall, die Krippe des Kindes zu Bethlehem aus; und wie so wehmütig klingen Jesu Worte: „Wahrlich ich sage euch, es hält schwer, daß ein Reicher ins Himmelreich komme!“ Umsonst warnten die edelsten Männer vor der Zuchtlosigkeit und Genußgier. Die alte Genügsamkeit war dahin. Das Familienleben war zerrüttet, die Erziehung der Jugend eine verkehrte. Welch eine Arbeit erwartete hier die Apostel des Kindes von Bethlehem, die Apostelfürsten Petrus und Paulus, die beiden Gründer der römischen Christengemeinde!

Ja, der Geist der ganzen damaligen Welt und der Geist dessen, der als Kind in der Krippe liegt, giebt es wohl einen größeren Gegensatz? Denket euch König und Bettler, reich und arm, mächtig und machtlos, oben und unten, alle und einer, Wissenschaft und Glaube! — Und doch ist der Bettler der König aller Könige geworden; der Arme ist jetzt der Herr, den Millionen anbeten; dem Machtlosen stehen jetzt Millionen treuer Bekenner zur Verfügung. Der unten war, thront jetzt oben im Himmel; einer hat alle besiegt, der Glaube hat die Welt überwunden. Nur drei Monate bekämpfte Herodes das Jesuskind, und dann starb er. Drei Jahre hindurch stritten die Pharisäer wider den göttlichen Meister, und er stand von den Toten auf. Dreißig Jahre wüteten die Juden gegen die Apostel, dann kam Titus und zerstörte Jerusalem. Und fast dreihundert Jahre raste das römische Weltreich mit seinen Gesetzen und Richtern, mit seinen Haken und Krallen, mit Ruten und Peitschen, mit Rosten und Scheiterhaufen, mit Foltern und wilden Tieren, mit Feuer und Schwert, mit Kerker und Verbannung — und nach Verlauf von dreihundert Jahren war Rom überwunden, der erste christliche Kaiser

pflanzte auf dem Kapitol die Siegesfahne des Christentums auf. Das ist der Siegeslauf des Kindes in der Krippe. Drum freuet euch und frohlocket: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern Herrschaft ruht, und sein Name ist: Wunderbarer, Ratgeber, Starker, Gott, Friedensfürst, Vater der Zukunft", hochgelobt in Ewigkeit. Amen!

Am Feste des hl. Stephanus.

„Sie konnten der Weisheit und dem Geiste, der da redete, nicht widerstehen." (Apg. 6, 10.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Gar verschieden sind die Kämpfe, denen Menschen ausgesetzt sein können. Da gilt es zu kämpfen gegen das eigene Fleisch und Blut, gegen seine eigenen Temperamente und Leidenschaften, gegen die Welt und den Satan. Der schwerste von allen Kämpfen aber ist der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben; denn gleichwie der Kampf des anbrechenden Tageslichtes mit der nächtlichen Finsternis nicht ohne Morgenrot vor sich geht, ebenso endet gewöhnlich ein Kampf des Glaubens, jenes himmlischen Lichtes, mit dem Unglauben, jener irdischen Finsternis, mit dem Morgenrot des dabei vergossenen Märtyrerblutes. Aber wie in dem natürlichen Bereiche, ebenso ist es auch in dem übernatürlichen. Hat die aufgehende Sonne lange genug mit den von der Erde aufsteigenden Dünsten gerungen und das Morgenrot als ihren sichersten Vorboten vorausgeschickt, so erscheint sie endlich selbst, erleuchtet und erwärmt sie den ganzen Erdkreis. Ebenso auch die Kirche, jene übernatürliche Sonne auf Erden; auch sie hatte vorerst zu kämpfen mit den Menschen, welche die Finsternis des Heidentums mehr liebten als das Licht der göttlichen Offenbarung; und auch hier bemerken wir eine furchtbare Röte, jene Ströme des heiligen Blutes, welches in diesem gerechten Kampfe vergossen wurde. Und dieses Morgenrot wiederholte sich in fast jedem Lande, in fast jeder Provinz, in fast jedem Winkel der Erde, wohin die Kirche nach dem Ratschlusse ihres göttlichen Bräutigams die Strahlen ihres vom Himmel stammenden Lichtes entsenden sollte. Das Herzblut der Märtyrer, welche als Diener der Kirche und als Glaubensboten die ersten Strahlen jenes himmlischen Lichtes in einzelne Länder der Erde trugen, war von jeher die Morgenröte, welche als Vorläuferin der Kirche die Herzen der in Finsternis und Todesschatten sitzenden Menschen erleuchtete, durch ihre Gnaden und Segnungen erwärmte und für den Himmel tauglich machte. Die Märtyrer gleichen also den ersten Sonnenstrahlen und sind die Vorboten der heran-

nahenden Kirche. Die Märtyrer kämpfen mit den von der Erde aufsteigenden und ihnen sich widersetzenden Mächten der kirchenfeindlichen Finsternis und werden von diesen auf eine grausame Weise getötet; die Röte ihres vergossenen Blutes aber ist die heilverheißende Morgenröte.

Ein solcher Glaubensbote nun war der hl. Stephanus, den die Kirche zum Diakon weihte, damit er ihr Licht leuchten lasse vor den Menschen durch seine Weisheit und die übrigen Tugenden. Die Menschen aber, welche die Finsternis mehr liebten als das Licht, erhoben sich zum Kampfe wider ihn, und da sie seiner Weisheit und dem Geiste, der da redete, nicht widerstehen konnten, schrieen sie vor Wut auf, knirschten mit den Zähnen und steinigten ihn. Damit glaubten sie ihr Ziel erreicht zu haben; sie ahnten nicht, daß dieses Ende gerade der Anfang war. Sie meinten, das vergossene Blut des hl. Stephanus sei die Abendröte, und glaubten nicht, daß es die Morgenröte der herannahenden Kirche sei. Anstatt also der Kirche hinderlich zu sein, waren die Feinde ihr stets förderlich, indem sie der Kirche durch das Blut der Märtyrer den Weg bereiteten, auf welchem sie triumphierend ihren Einzug unter alle Völker und Nationen der Erde von jeher feierte. Zum Beweise hierfür wollen wir heute, als am Feste des heiligen Erzmärtyrers Stephanus, die Wahrheit betrachten:

Das Blut der Märtyrer — der Sieg der Kirche.

Möchte dieser Gegenstand der heutigen Betrachtung uns alle dazu ermuntern, im Kampfe für unsere heilige Kirche standhaft alle Unbilden und Verfolgungen, ja, wenn es Gott will, selbst Kerker und Tod zu erdulden. Kämpfen ist ja unser Beruf, Leiden unser Lohn, Sterben unser Gewinn und der Sieg unserer heiligen Kirche. Ave Maria!

Der durchaus verwerfliche Grundsatz: „Gewalt geht vor Recht", stand im Heiden- und Judentume in voller Blüte. Wenn die boshaften Juden sich gar keinen Rat mehr wußten, nahmen sie zur Gewalt ihre Zuflucht und suchten sich damit wenigstens an der Person zu rächen, wenn sie auch die Lehre derselben nicht widerlegen konnten. So hatten sie Jesum bekämpft, und dem Diakon Stephanus sollte es nicht besser ergehen. Dieser hatte sich mit den Vorstehern der damals berühmtesten Synagogen in einen Streit über Glaubenssachen eingelassen, um sie auf diese Weise für den christlichen Glauben zu gewinnen und in die Kirche Jesu aufzunehmen; allein es fehlte ihnen am guten Willen. Sie hatten ja den Glaubensstreit durchaus nicht etwa begonnen, um sich nötigenfalls überzeugen zu lassen; sie wollten auch nichts lernen; sie waren vielmehr gekommen, um Stephanus in seiner Rede zu fangen; doch sie selber wurden gefangen; sie wollten von Herzen einmal sich freuen und mußten sich recht sehr grämen; sie wollten einmal das große Wort führen und mußten alles gar sehr kleinlaut zugeben; sie wollten Stephanus besiegen, und sie selber

waren die Besiegten; denn sie vermochten nicht der Weisheit und dem Geiste, der da redete, zu widerstehen. Sie knirschten vor Wut mit den Zähnen, verstopften sich die Ohren, lärmten auf ungebührliche Weise, fielen insgesamt über Stephanus her, legten Hand an ihn und steinigten ihn. Nichts Thörichteres aber konnten sie thun. Ist das ein Kampf mit gleichen Waffen, wenn so viele gegen einen sind? Was soll das Geschrei bei einem Wortstreite, wo es sich vor allem um Ruhe des Geistes handelt? Beweist denn der am meisten, der am lautesten schreit und niemand zu Worte kommen läßt? Fürwahr! Dann käme es ja gar nicht mehr darauf an, daß einer einen scharfen Verstand hätte, sondern daß einer eine recht kräftige Stimme besäße, mit der er alle seine Gegner überschreien und womöglich betäuben könnte. Und nun erst gar handgreiflich werden, zuschlagen und töten; wie schlecht reimt sich dieses zu einem Wortstreite, wo es sich um Beweisgründe handelt! Und nimmt dennoch eine Partei zu den Leibeskräften ihre Zuflucht, wird sie handgreiflich, lärmt sie ungebührlich und tötet sie gar ihren Gegner, so ist dies der schlagendste Beweis dafür, daß sie für dieses Mal besiegt ist. Denn Hilfstruppen läßt man nur ins Gefecht rücken, wenn die Fechtenden nach aller menschlichen Berechnung unterliegen und besiegt werden müssen; nun, in einem Geisteskampfe sind die Hände, Stimme und überhaupt die äußere Gewalt Hilfstruppen; wer also die Hände oder die rohe Gewalt im Geisteskampfe zu Hilfe nimmt, beweist dadurch aufs deutlichste, daß entweder sein Geist zu schwach ist, um seinen Gegner zu besiegen, oder daß die Sache, welche er vertritt, sich nicht länger mehr verteidigen läßt. Das erstere aber mag wohl bei den Gegnern des hl. Stephanus nicht zutreffen; denn es ist nicht anzunehmen, daß jene Vorsteher der Synagogen beschränkte und einfältige Leute werden gewesen sein. Um so mehr müssen wir daher glauben, daß das letztere bei ihnen der Fall war; denn ein Kampf gegen die Lehre Jesu, welche Stephanus verteidigte, ist immer verhängnisvoll gewesen. Da nützen alle Beweisgründe nichts, und es ist nur schade um all die kostbare Zeit, die durch solche Glaubensstreitigkeiten vergeudet wird. Es wäre gerade so, als wenn die Nacht sich noch mit dem Tage streiten wollte: die Sonne geht auf und die Nacht verschwindet, gleichviel, ob sie will oder nicht. Ebenso trat das Christentum ein, und da war kein Platz und keine Berechtigung mehr für das Juden- und Heidentum; ein ernster Kampf war vergeblich und schon verloren, noch ehe er begonnen hatte. Das wollten die Gegner des hl. Stephanus aber nicht einsehen, gebärdeten sich wie die Nacht gegen die aufgehende Sonne und wurden natürlich von dem Heiligen Geiste, der durch Stephanus redete, vollkommen besiegt. Das Judentum, welches sie verteidigen wollten, war morsch und glich einem schon lange im Grabe liegenden Körper; rührt man ihn an, so fällt er in sich selbst zusammen.

Scheinbar war allerdings Stephanus der Besiegte. Da es sich hier aber nicht um die Person, sondern um die Sache handelte, so hatte das Christentum über das Judentum gesiegt. Den Leib des Stephanus konnten sie töten; seine Seele und die ewige Wahrheit aber, welche er vorgetragen hatte, konnten sie nicht töten. Stephanus starb zwar, aber der Diakon lebte fort. Stephanus starb; aber der Lehrer der ewigen Wahrheit starb nicht mit; sein heiliges Blut war der erste Sieg unserer heiligen Kirche über das grausame Judentum. Die Steine, welche auf den Körper des hl. Stephanus fielen, weckten viele Juden, die noch unentschlossen waren, auf; sprühten Funken der heiligsten Begeisterung um sich her und erwärmten die kalten Herzen, so daß sie mutig und unerschrocken Jesum den Gekreuzigten bekannten, dessen heiligen Diener sie so standhaft und gottergeben hatten sterben sehen. So wurde das Blut des hl. Stephanus der Same, aus welchem Hunderte von Christen hervorgingen, wodurch unsere heilige Kirche an Mitgliedern einen bedeutenden Zuwachs erhielt, neugestärkt ihr geheiligtes Haupt mutig erhob und unerschrocken den größten Verfolgungen entgegensah. Das Blut ihrer Kinder erzeugte ihr ja wieder Kinder, stärkte und kräftigte sie ganz wunderbar.

Nicht umsonst heißt unsere heilige Kirche auf Erden die streitende; Kampf und Streit ist hienieden ihr Los, damit sie im Jenseits auf ewig triumphiere. Deshalb werden die Christen auch Soldaten Christi genannt, welche zwar nicht mit dem Schwerte in der Hand, aber doch mit dem Worte Gottes, welches der hl. Paulus das Schwert des Geistes nennt, zu kämpfen haben gegen den Satan, die Welt und ihre Werke. Und dieser Kampf steht nicht zurück hinter einem furchtbaren Kriege, der mit Pulver und Blei geführt wird. Mögen die Kriegsleute auch noch so brav und von Liebe zu ihrem Vaterlande beseelt sein, einer gewissen Befangenheit, Bekümmernis und Besorgnis um ihr Leben werden sie sich kaum erwehren können, wenn die ersten feindlichen Kugeln vor ihnen oder hinter ihnen einschlagen. Wenn sie sehen, daß die Sache ernst gemeint ist, erfaßt ihre Herzen unwillkürlich Schrecken, ihre Gesichter werden leichenblaß, und ihr Mut scheint sie für einen Augenblick verlassen zu haben; doch da fällt ein Kamerad, von einer Kugel getroffen; ihr Herz blutet vor Schmerz über diesen Verlust; nun geht es aber auch unaufhaltsam vorwärts; Rache und Wut schnaubend dringen sie in die feindlichen Reihen; das Blut ihres gefallenen Kameraden hat sie mutig gemacht. Ebenso ist es auch im geistigen Kampfe, den die Kirche zu bestehen hat. Anfangs waren die Christen furchtsam, und sie wagten es kaum, an das Tageslicht zu kommen, wenn eine Verfolgung, ein Kampf bevorstehen sollte; sie flüchteten sich sogar in Einöden und Wüsten, verbargen sich in ihren Häusern, um nicht vor den heidnischen Richter geführt zu werden; ja manche waren anfangs so feig, daß sie ihren heiligen Glauben vor

Richtern und Zeugen verleugneten, vom Christentum abfielen und den heidnischen Götzenbildern Opfer darbrachten. Wie mutig wurden sie aber, sobald der erste Märtyrer sein Blut vergossen und für seinen heiligen Glauben sein Leben hingegeben hatte. Da kamen die übrigen Christen aus ihren Verstecken hervor, traten aus freien Stücken vor den Richter hin und gaben sich als Christen an. „Auch wir sind Christen, wie jener dort, den ihr eben zu Tode martert," so sprachen ganze Scharen und gingen freiwillig unter Absingung von kirchlichen Lobgesängen in den Tod; ein einziger Märtyrer hatte auf diese Weise ganze Scharen mutig und kampfbereit gemacht; ein Märtyrer machte Tausende zu heiligen Blutzeugen; die Heiden erschraken ob der Standhaftigkeit so vieler Märtyrer, wurden im Hinrichten müde und stellten nicht selten deshalb die Christenverfolgung ein. Das Blut der heiligen Märtyrer war also der Sieg unserer heiligen Kirche. Auf den blutigsten Kampf folgte der glänzendste Sieg; auf den Krieg folgte der Friede, und im Frieden sammelte die Kirche die Früchte ein, welche sie im Kriege errungen hatte. Die Bekenner, welche noch mit ihrem Leben davongekommen waren, zeigten den übrigen ihre Wunden und wurden schon bei Lebzeiten wegen ihres standhaften Glaubensbekenntnisses wie Heilige verehrt; sie trösteten und stärkten; sie erzählten ihre trostreichen Erfahrungen, standen als im Kriegsdienste ergraute Veteranen da, ermahnten und begeisterten durch ihre heiligen Berichte die jüngeren Christen zu mutigem Bekenntnisse ihres heiligen Glaubens.

Wie aufmerksam hören wir nicht den Erzählungen unserer Veteranen zu; wie begeistert werden wir, wenn diese alten Krieger ein Schlachtenbild aus der Vergangenheit vor unsern Augen entrollen; aber was ist ein solcher Kampf gegen einen Glaubenskampf! Wo Wehrlose, arme und gebrechliche Greise mit dem Worte Gottes gegen die rohe Gewalt sich verteidigen und ihr Leben für die höchsten Güter, für ihren heiligen Glauben und ihr Gewissen einsetzen; wie gewaltig mußte da nicht eine Nachricht aus einem solchen Kampfe jung und alt begeistern! Scharenweise trat denn auch das Volk, welches das Blut und die Standhaftigkeit der Märtyrer sah, zur katholischen Kirche über, so daß dieselbe nach einer jeden Verfolgung einen großen Zuwachs an Mitgliedern und Gläubigen erhielt. Selbst Angesehene und Gelehrte konnten nicht mehr länger diesem allgemeinen Zuge widerstehen. Sie vertauschten den Mantel ihrer Weltweisheit mit der „Thorheit des Kreuzes Christi" und wurden die eifrigsten und geschicktesten Verteidiger des christlichen Glaubens. Ein Märtyrer war gestorben, und die Lücke, die er zurückgelassen, füllte sich von selbst wieder aus; Stephanus wurde gesteinigt, und Paulus, jener wütende Verfolger der Christen, trat durch seine aufrichtige Bekehrung an seine Stelle. Was Stephanus vielleicht niemals durch seine Reden zuwege gebracht hätte, das bewirkte er mit Hilfe der Gnade Gottes durch seinen Tod und sein

heiliges Blut. Nicht ohne Bedeutung ist es also, daß jener Jüngling Saulus bei der Steinigung des hl. Stephanus zugegen war. Schon bei dieser Gelegenheit wurde der Grund zur Bekehrung des Saulus gelegt. Und wirklich, wenn Stephanus durch seinen Tod sonst niemand bekehrt hätte, so wäre schon deswegen sein Tod in den Augen Gottes und seiner heiligen Kirche unendlich kostbar gewesen. Hätten die Juden damals, als sie den hl. Stephanus steinigten, gewußt, daß sie dadurch den Saulus bekehren würden, sie hätten niemals den Diakon Stephanus getötet. Paulus, jener große Gelehrte, jener gewandte Redner, jener große Geist, jener mächtige Apostel, jener größte Gegner des verstockten und hinterlistigen Judentums, jener unermüdliche Arbeiter im Weinberge des Herrn, er, der allein mehr gearbeitet als alle übrigen Apostel zusammen, jener Bekehrer der gebildeten Griechen und Römer; fürwahr, einen besseren Nachfolger konnte Stephanus durch seinen Tod nicht bestellen; die Kirche verlor Stephanus und erhielt dafür Paulus, ihren größten Lehrer in der apostolischen Zeit. Saget, ist da nicht das Blut der heiligen Märtyrer der Sieg unserer heiligen Kirche?

So ist es, meine Geliebten! und eben deshalb sind die Gegner der Kirche in unsern Tagen viel klüger geworden. Heutzutage würde man sich hüten, einen Glaubenshelden um seines Glaubens willen zu töten; sein Tod würde ja gleichbedeutend sein mit einem neuen Siege der Kirche. Darum kommt man jetzt nicht mit Henker und Beil, sondern mit Spott und Verhöhnung; darum giebt man um keinen Preis zu, daß man an den Papst Hand anlege und ihn der rohen Gewalt überließe; nicht weil man gebildet sein will, noch weil einem Gebildeten die Gewalt wenig zusagt; o, deswegen nicht, sondern weil man durch Erfahrungen klüger geworden ist. Denn der Heilige Vater in Ketten, seine treuen Brüder, die Bischöfe, in Gefängnissen, das wäre der endliche Sieg der Kirche. Aber auch ohne diese Hilfsmittel wird unsere heilige Kirche kämpfen und siegen. Er lebt ja noch, der da sagte: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen." Amen!

Am Sonntage nach Weihnachten.

„Siehe, dieser ist gesetzt als ein Zeichen, dem man widersprechen wird." (Luk. 2, 24)

In Christo geliebte Zöglinge!

Welchen Widerspruch der Heiland auf Erden erfahren, ist uns bekannt; wir brauchen nur an Herodes den Großen und seine Söhne, an die Pharisäer und Schriftgelehrten, an die Priester und die große Masse des

jüdischen Volkes zu denken. Wie gut war es demnach, daß der greise Simeon infolge göttlicher Eingebung Maria, die Mutter Jesu, schon im voraus auf diesen mächtigen Widerspruch mit den Worten aufmerksam machte: „Siehe, dieser ist gesetzt als ein Zeichen, dem man widersprechen wird", damit sie nicht an ihrem göttlichen Sohne irre würde.

Eine gleiche Weisheit bewies später der Heiland selber, indem er die Apostel auf den großen Widerspruch aufmerksam machte, den auch sie allenthalben erfahren würden. Und diese Weissagung erfüllt sich täglich aufs neue. Die Kirche hat zu jeder Zeit seit ihrer Gründung große Kämpfe zu bestehen gehabt; sie ist eben der Sauerteig, der alles in Gärung setzt, bis er alles durchsäuert hat. Den rohen Kampf der weltlichen Macht in den ersten christlichen Jahrhunderten kennen wir; wir haben schon oft Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, wenn wir an die heiligen Märtyrer dachten. Denn der weltlichen Macht gegenüber hat die Kirche nur Märtyrer. Anders ist es aber in den rein geistigen Kämpfen gegen die zahllosen Irrlehrer gewesen. Zwar haben auch die Irrlehrer es stets verstanden, sich die weltliche Macht zur Freundin zu machen, und hat es daher auch in diesem rein geistlichen Kampfe im Laufe der Zeit oft nicht an Gewaltthätigkeiten der schrecklichsten Art gefehlt. Doch im ganzen und großen blieb dieser Kampf ein geistiger, in welchem stets die Wahrheit den Sieg davontrug, während der Irrtum unterlag und verschwand. Auch in unsern Tagen ist ein solcher, zum Teil rein geistiger Kampf entbrannt. Für Kenner der Kirchengeschichte ist das nichts Neues. Für die großen Massen der Gläubigen dagegen ist das etwas Schreckliches, weil sie selbst solche Kämpfe noch nicht erlebt, das Rasseln der geistigen Waffen noch nicht gehört und das Geschrei in einem solchen geistigen Kampfe noch nie vernommen haben. Aber Kampf bleibt Kampf, ob unter dem Donner der Kanonen, oder mit dem Donner der Stimme des Predigers; Kampf bleibt Kampf, ob mit dem Schwert von Stahl oder mit dem Schwerte der Zunge; Kampf bleibt Kampf, ob mit dem mächtigen Arm oder mit dem gediegenen Geiste.

Im Kampfe pflegt es nicht zart herzugehen. Auch auf dem geistigen Schlachtfelde giebt es Tote und Verwundete, von denen letztere durch die geistlichen Werke der Barmherzigkeit gepflegt werden müssen. Im geistigen Kampfe, da giebt es weder Blei noch Pulver, da giebt es keine anstrengenden Märsche und Feldlager. Also nicht Lahme und Krüppel, sondern ganz anderer Art sind die Verwundeten. Verwundete sind da die Sünder; sie müssen wir belehren. Verwundete sind da die Zweifelhaften; ihnen müssen wir recht raten. Verwundete sind da die Wankelmütigen; um ihr Heil müssen wir Gott bitten. Verwundete sind da die wegen so mancher Anfeindungen Betrübten; sie müssen wir trösten. Verwundete sind die den Unbilden besonders Ausgesetzten; sie müssen wir aufmuntern.

Verwundete sind da die Beleidigten; sie müssen wir zu neuer Thätigkeit anspornen. Die Pflege dieser Verwundeten, namentlich der Unwissenden, Zweifelhaften und Beleidigten, muß uns vor allem am Herzen liegen, wenn wir es mit der Kirche halten. Die Verwundeten pflegen und heilen, das können wir; den Kampf selbst dagegen überlassen wir denen, welche von Gott und der Kirche dazu berufen sind.

Die Krankenpfleger kommen aber auch nicht selten auf das Schlachtfeld, und da gilt es, nicht zu erschrecken und furchtsam zu sein, wenn es auch auf dem geistigen Felde oft die größte Unordnung und Tote giebt und wir neben dem Toben des Kampfes das Gestöhn der Verwundeten hören. Wir vernehmen da Stimmen, die wir lieber nicht gehört hätten, so schroff, so schneidig und so grell sind sie. Wir sehen da Führer, die allen Mut verloren haben, und solche, die im Eifer zu weit gehen. Mit einem Worte: Auch im geistig-kirchlichen Kampfe ist eben manches nicht in der Ordnung oder doch nicht so, wie es sein sollte. Kampf bleibt Kampf, und da giebt es zu große Hitze und zu große Kälte. Da giebt es Eigensinn und selbstlose, zu allen nur erdenklichen Opfern bereite Hingebung. Da giebt es Furchtsame und Tollkühne. Da giebt es Wagehälse und Abenteurer der traurigsten Art. Der eine tobt, der andere ist still. An all das müssen wir uns erst gewöhnen, wollen wir nicht kleinmütig und zaghaft werden. Die Jugend geht gewöhnlich zuerst ins geistige Feuer, der besonnene und ruhige Kern folgt nach, und alte, längst erprobte Kämpen geben den Ausschlag.

Die Kampfesweise sodann kommt uns manchmal schrecklich vor. Wenn wir einen geistigen Kämpen hören, so denken wir: etwas ruhiger könnte er auch sein; nicht so hitzig wäre gewiß etwas christlicher; nicht so erregt wäre besser; nicht so viel Geschrei wäre heilsamer und klüger; nicht so lieblos wäre besser. O meine Geliebten! Ihr würdet euch wundern, wenn ihr einmal einen Kämpen aus alter Zeit hören und sehen möchtet, wie er das Schwert des Geistes schwingt. Höret den hl. Augustinus, mit welcher Gesinnung er auf den geistigen Kampfplatz gegen die Irrlehrer seiner Zeit tritt. Er ruft aus: „Unsere Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde geschaffen hat. Der die Kühnheit zu kämpfen verlieh, derselbe wird auch den Kämpfenden Sieg verleihen. Uns schreckt nicht der Feinde Schar, noch die Gestalt der Krieger, noch ihre glänzenden Waffen. Ergreifet die Waffen gegen die verderbenbringenden Schlachtreihen der Irrlehrer. Umhüllet euch die Hüften in Wahrheit, niemand zittere, niemand erschrecke. Es ist der Panzer der Gerechtigkeit, es ist der Schild des Glaubens, an welchem die feurigen Pfeile der Übelthäter aufgefangen und unschädlich gemacht werden. Wohlauf denn, Brüder, der Kampf ist da, der Gegner drängt, er legt sich Pfeile

zurecht, er versucht sie abzuschießen. Niemand sei furchtsam!" Nach dieser Einladung geht der hl. Augustinus ins Gericht mit allen Irrlehren, deren es zu seiner Zeit gegen 90 gab, wobei er jedoch behauptet, daß es leicht mehrere geben könne, die er noch gar nicht kenne. Dabei entwickelt er eine wunderbare und bewunderungswürdige Schärfe seines Riesengeistes, einen staunenswerten Glanz der Beredsamkeit; zahllose Bilder läßt er vor unserem betrachtenden Geiste vorüberziehen. Bald vergleicht er die Irrlehrer mit Heu. „Niemand", so sagt er, „schrecke die Person des Mächtigen ab; alles Fleisch ist ja Heu." Bald sieht er die geoffenbarte Wahrheit als eine himmlische Botschaft an, welche die Irrlehrer aus Neid und Feindschaft teilen möchten. „Aber", so ruft er aus, „ich leiste Widerstand, ich stimme nicht bei; ich teile nicht mit, weil ich den Frieden nicht teilen mag." Bald nimmt er die Irrlehrer in das peinlichste Verhör, stellt Fragen über Fragen, verwickelt sie in Widersprüche, beschämt sie und fordert sie auf, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren. Um solche Kämpfer, wie St. Augustin vor Zeiten einer war, lasset uns, Geliebteste, den Herrn bitten!

Haben wir auch nicht die erforderlichen Fähigkeiten und das nötige Geschick, um die Waffen des Geistes in diesen Zeiten zu führen, da der Heiland und seine heilige Kirche als ein Zeichen gesetzt ist, dem man fortwährend in der schamlosesten Weise widerspricht, so können wir doch in demutsvollem Gebet den Herrn der Heerscharen bestürmen, daß er seiner heiligen Kirche recht viele glaubenseifrige und opferwillige Diener erwecke, welche den Glaubenskampf entschieden aufnehmen und siegreich beenden. Zum Gebet nehmen wir daher unsere Zuflucht; stellen wir uns hinter die Verteidiger unserer Kirche als eine geschlossene Reihe von Betern. Wenn es auf die Zahl der Krieger und ihre Stärke ankommt, wenn die gute Bewaffnung derselben und ihre ganz vorzügliche Führung den Ausschlag geben; mit einem Worte: wenn der Sieg von Menschen allein abhängt, so muß unsere heilige Kirche unterliegen. Doch wir vertrauen auch nicht auf Menschenhilfe und -kunst, sondern auf des Ewigen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Und da kann auch ein kleiner, schwacher, in der Kriegskunst unerfahrener Hirtenknabe wie David dem wohlbewaffneten, im Kriegshandwerke geübten Riesen Goliath mit einem einzigen Steine die freche, herausfordernde Stirn zerschmettern. Drum zum Gebet, damit Gott seine heilige Kirche beschütze vor ihren Feinden. Amen!

Am Schlusse des bürgerlichen Jahres.

„Lobet den Herrn in seinem Heiligtume, lobet ihn in seiner starken Feste." (Ps. 150, 1.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Zum letztenmal im alten Jahre haben wir heute diese heilige Stätte aufgesucht. Gefühle der mannigfaltigsten Art bewegen unser Herz; wir blicken zurück, wir lassen das vergangene Jahr noch einmal vor unserer betrachtenden Seele vorüberziehen, um uns ein Gesamtbild von demselben zu machen. Unsere Wege waren oft so verschieden, aber so viele führten uns in dieses Gotteshaus, das den Mittel- und Vereinigungspunkt für uns bildete. O denket alle mit mir zurück und fragen wir uns: Was hat uns das alte Jahr gebracht?

Du antwortest: Mir hat es Freude über Freude des Herzens gebracht! O so freue dich von Herzen; es ist das schönste und höchste, was du von einem Jahre verlangen kannst. Über Freude des Herzens geht nichts. Deine Tage sind glückliche gewesen, aber nicht wie die Welt es meint, sondern wie Gott sie giebt. Du warst glücklich, weil du dem Herrn in aller Einfalt und Demut dientest. Deine Freuden waren Früchte des Glaubens und kirchlichen Lebens. Wie oft hast du nicht in diesem Jahre das Gotteshaus besucht bei Hitze und Kälte, bei gutem und schlechtem Wetter, des Sonntags und in der Woche, des Morgens und des Abends, des Vormittags und Nachmittags, und immer gingst du freudig von dannen. Niedergeschlagen, gebeugt kamst du an, und aufgerichtet gingst du fort. Beschwerden aller Art suchten dich heim; aber du hast sie gering geachtet, erschienst regelmäßig im Hause Gottes und freutest dich mit uns an dem kirchlichen Leben, an den kirchlichen Festen und Feierlichkeiten. O das war eine Freude, ein Jubel und Frohlocken des Herzens! Denkst du noch daran, wie erhebend für dich so manche heilige Zeremonie war; denkst du noch daran, wie tief dich so manches Wort ergriff und dir Freudenthränen entlockte; denkst du noch daran, wie dein Wissen in religiösen Dingen sich erweiterte und dein Verständnis dafür immer größer wurde; denkst du noch daran, wie oft dich der Leib des Herrn in der heiligen Kommunion stärkte und zu neuem Leben befähigte; denkst du noch daran, wie allgütig sich der Herr gerade dir gegenüber gezeigt; denkst du noch daran, wie dankbar du stets dem Herrn gewesen bist. O zähle die Gänge aus Liebe zum Herrn; o zähle die einzelnen Gedanken an den Herrn, wenn du es vermagst; o zähle die recht christlichen Worte und Handlungen; o zähle die Gefahren und Versuchungen, denen du mit Gottes Hilfe entronnen bist; o zähle die Thränen der Armen und Notleidenden, die du im vergangenen Jahre stilltest; o zähle die

„Gott vergelt's", welche dir nachgerufen wurden, wenn du mit freundlichem Gesicht dem Armen ein Almosen reichtest. O zähle das alles, wenn du es noch kannst, und betrachte deine Herzensfreude, die du damals empfandest, schätze den Frieden, würdige das Glück und bedenke, daß du das alles nicht dir allein, sondern auch Gott und seiner heiligen Gnade verdankest. Nicht wahr? Da habe ich wohl nicht erst nötig, dich heute zum Lobe und Danke aufzufordern; du fühlst dich selber aus eigenem Antriebe zum allgütigen Vaterherzen im Himmel hingezogen und stimmst gern ein in den Ruf des heiligen Sängers: „Lobet den Herrn in seinem Heiligtume, lobet ihn in seiner starken Feste."

Doch da höre ich andere einen stillen, wehmutsvollen Seufzer unterdrücken. Sie mögen denken: Ach! zu denen, welche Freude über Freude im alten Jahre erlebt haben, gehöre ich nicht. Ich habe nur Kummer über Kummer, Schmerzen über Schmerzen, Jammer und Elend gehabt. Ach ja! Für mich war es ein trauriges, trostloses Jahr. O betrübte Herzen! Ich glaube es euch gern. Wer zählt die Thränen, welche im vergangenen Jahre, in stiller Zurückgezogenheit im einsamen Kämmerlein aus Liebe zu Verwandten und Freunden geflossen sein mögen; wer kennt die Enttäuschungen, welche nicht erwartet wurden und doch eintraten; wer beschreibt die Leiden und Ängste, welche unser armes, ohnehin gequältes Herz heimsuchten. Wie viele waren krank und verlassen, arm und ohne Unterstützung; wie viele waren gut und wurden verleumdet; wie mancher war fromm und wurde verkannt. Wie mancher wollte das beste und meinte es von Herzen gut; aber er wurde mit kalter Hand zurückgestoßen. Wie viele Freuden des Herzens wurden in grausamer Weise zerstört. O ja! Kreuz und Leiden, das sind zwei unvergeßliche Merkmale, welche für manche aus uns das alte Jahr an sich trägt. O saget mir, wie konntet ihr das alles ertragen? Wie war es möglich, daß ihr nicht unter so vielen Schicksalsschlägen zusammenbrachet, um euch nie mehr wieder zu erheben? O sprechet! wie war es möglich, daß ihr inmitten so vieler Seelenleiden doch noch ungebeugt und ungebrochen, stark und männlich dasteht?

Ihr antwortet: O das war auch gar nicht leicht, es war ein schwerer und harter Kampf. Oft, so sagst du, wollte ich verzagen, wenn die Leiden doch gar zu groß waren und mich ganz entmutigten; oft fing ich zu murren und zu klagen an, wenn ich andere glücklich und zufrieden sah, die es nach meiner Meinung gar nicht verdienten. Mein Gott, so rief ich in der Angst meines Herzens aus, warum denn gerade ich? Warum muß denn ich gerade so viel leiden, während die Sünder glückliche und zufriedene Tage verleben? Siehe, o Gott, ich diene dir mit reinem Herzen; mein ganzes Bestreben ist, dich zu lieben und deine Gebote gewissenhaft zu erfüllen. Ich besuche so gern und so regelmäßig den Gottesdienst,

habe so große Freude daran und gehe öfters zu den heiligen Sakramenten. Und doch muß ich leiden, viel leiden und werde immer wieder aufs neue geprüft. Da ist es schwer, nicht zaghaft und kleinmütig zu werden; da ist es schwer, nicht zu murren und nicht ungeduldig zu werden. O ich will es nur bekennen: In diesem Seelenzustande ließ ich mich sogar manchmal zur Ungeduld hinreißen. Gewiß, mein Christ, du hast traurige und schmerzliche Erfahrungen im alten Jahre gemacht; es wäre grausam, wenn ich dich daran erinnern und die alten Schmerzen erneuern wollte. Aber eine Frage erlaubst du wohl: Wie war es möglich, daß du inmitten so vieler Seelenleiden doch noch ungebeugt und ungebrochen, stark und männlich dastehst?

O blicket zurück und saget mir: Was stärkte euch, wenn ihr schwach waret; was richtete euch auf, wenn ihr zusammenbrechen wolltet; was heilte euch, wenn ihr krank und elend an Leib und Seele waret? Was ermutigte euch, wenn ihr verzweifeln wolltet; was stimmte euch freudig, wenn ihr traurig waret? Welches war der unerschöpfliche Brunnen des Trostes, der Stärke und der Wonne? Nicht wahr, das war unsere heilige Religion, die Religion des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe; die Religion der Selbstverleugnung, Sanftmut und Geduld; mit einem Worte: es war die Religion des Kreuzes. Dazu nahmst du in Leiden und Sorgen deine Zuflucht und warst geborgen; die Leiden schmerzten nicht mehr, wenn du an das Bild des Gekreuzigten dachtest; sie wurden sogar süß, und du freutest dich, daß auch du einmal gewürdigt wurdest, aus Liebe zum Heilande etwas zu leiden. Wenn Sorgen der mannigfachsten Art dich heimsuchten, so fandest du in dem Gedanken Erleichterung: Gott sorgt für mich, er wird auch ferner für mich sorgen; er ist ja ein guter Vater, und ein guter Vater verläßt seine Kinder nicht; ach, und nun siehe, blicke zurück! Wie hat doch der gute himmlische Vater auch im vergangenen Jahre mit unwandelbarer Liebe für uns gesorgt!

Wenn du schwach wurdest, den mannigfaltigen Versuchungen zu unterliegen drohtest, o sage mir, wohin eiltest du, um dich zu stärken und zu waffnen gegen alle Künste der Verführung zum Bösen? Die heilige Religion war dein Stab, deine Stütze und Stärke. Wie inbrünstig betetest du: Gott und Vater! Führe mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich vom Übel; lasse mich nicht über meine schwachen Kräfte versucht werden; du kennst mich, ich bin zu schwach; wie hinfällig und untauglich selbst zum geringsten guten Werke bin ich; darum nehme ich zu dir, o mein Gott, meine Zuflucht; auf dich und deine Hilfe vertraue ich von ganzem Herzen; gieb mir deine Gnade, und ich werde nicht schwach, sondern stark sein, um das Gute zu thun und das Böse zu meiden. — O blicke zurück! Wie hat doch der gute himmlische Vater auch im vergangenen

Jahre deine inbrünstigen Gebete erhört; du riefest, und er hörte dich in aller Frühe; du schwebtest in der Gefahr, der Versuchung zu unterliegen, und er befreite dich aus dieser Angst und brachte dich auf dem Felsen des Heiles in Sicherheit!

Und wurdest du auch wirklich manchmal von der Versuchung überwunden, so wußtest du, daß die Schuld davon nicht an Gott, sondern an dir selber lag. O welch ein Schmerz ergriff dann deine Seele; da konntest du mit dem Psalmisten beten: „Was bist du so traurig, meine Seele?" Aber nicht bloß in den Worten, im Munde oder auf der Zunge lag dieser Schmerz; nein es war ein wirklicher Seelenschmerz. Du warst betrübt, nicht wegen des zeitlichen Schadens, den du dir durch die Sünde zugezogen; sondern vorzüglich deswegen warst du in deiner Seele betrübt, weil du an die ewigen Höllenstrafen dachtest, die du verdient hattest; weil das Bild des gekreuzigten Heilandes dir vor Augen schwebte, der ja auch um deiner Sünden willen so viel Schimpfliches und Schmerzliches leiden wollte. Du warst betrübt, weil du an den guten, himmlischen Vater dachtest, dem du so viele Wohlthaten verdankest, und den du trotzdem durch deine Sünden so schwer beleidigt hattest. Aber du verzagtest inmitten dieses Schmerzes nicht; du sagtest: Mut! O welch eine Gnade schon! Du knietest im Beichtstuhle, o welch himmlische Wohlthat! Du bekanntest aufrichtig deine Sünden, o welche Beruhigung! du warst belohnt und getröstet; o welch heilsamer Trost! Du hörtest das Wort: „Ich spreche dich los von deinen Sünden"; o welche Freude, welche Wonne für dein armes, betrübtes Herz! Ach, und nun siehe, blicke zurück! Welche Quelle von Freude war doch im vergangenen Jahre die heilige Religion! Das alles, diesen Trost, diese Stärkung, diese Wonne hättest du entbehren müssen, wenn die heilige Religion nicht gewesen wäre. Darum stehet auf, die ihr im alten Jahre das Brot des Schmerzes gegessen habt, erhebet euch zum Danke und stimmet ein in den Ruf des heiligen Sängers: „Lobet den Herrn in seinem Heiligtume, lobet ihn in seiner starken Feste."

Und wir alle, alle wollen heute jubeln und singen: Lobt ihn ob seiner Kraft, lobt ihn nach seiner vielfältigen Größe! Lobt ihn mit Posaunenschall, lobt ihn mit Harfe und Zither; lobt ihn mit Pauken und Reigen, lobt ihn mit Saiten und Flöten; lobt ihn mit hellen Zimbeln, lobt ihn mit Jubelzimbeln. Alles, was Odem hat, lobe den Herrn. Halleluja. Amen!

Am Schlusse des Jahres 1871.

„An den Bächen Babels saßen wir und weinten."
(Ps. 137, 1.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Wir stehen am Schlusse eines höchst denkwürdigen Jahres. Am Anfange desselben tobte noch ein furchtbarer Krieg, aber bald wurde Friede geschlossen; die siegreichen Armeen kehrten zurück und brachten als schönsten Siegespreis die Einigkeit unseres geliebten deutschen Vaterlandes mit heim. Die Träume unserer Kindheit und die Hoffnungen unserer Jugend, sie erfüllten sich in diesem Jahre mit nie geahnter Schnelligkeit. Unser allverehrter König nahm die ihm von den Fürsten angetragene deutsche Kaiserwürde an und regiert seitdem als mächtiger Herrscher mit einer Weisheit, welche eben ein Herrscher hat, der wie er die Gottesfurcht als Anfang aller Weisheit betrachtet und danach auch lebt. Dem Vaterlande und seinem geliebten Landesvater gilt darum heute unser ganz besonderer Dank für den Schutz, den sie uns gewährt, und für die Wohlthaten, die sie uns erwiesen haben.

Davon wollen wir uns selbst in diesen Tagen der Versuchung nicht abwendig machen lassen. Gott allein ist es vollkommen bekannt, wie sehr jeder kirchlich gesinnte Katholik den König und das Vaterland liebt. Wir würden uns selbst rühmen, wollten wir es immer wieder sagen; wir können mit einem berechtigten Gefühle des Stolzes auf unsere Thaten hinweisen. Blicket auf die Schlachtfelder, wie viele Katholiken haben da mit Gott, für König und Vaterland geblutet und ihr Leben dahingegeben. Blicket in die Spitäler, wie viele Geistliche und Klosterleute haben mutig den Sterbenden Trost und Hilfe gespendet, die Kranken selbst unter Verhöhnungen und Verleumdungen verpflegt. Blicket auf die Tummelplätze des wilden Kriegsgottes; wir sehen in dichtem Kugelregen katholische Priester auf ihrem Platze, um zu begeistern die, welche in den Kampf ziehen, um zu trösten die Sterbenden, zu absolvieren die Beichtenden und zu stärken mit dem Himmelsbrote, die danach verlangen. Das sind unsere Werke, und die Frage, ob wir das Vaterland um eines irdischen Lohnes willen wahrhaft lieben, bedarf keiner Antwort, ebenso wenig wie der Vorwurf, als wären wir vaterlandslose Menschen, keiner Entkräftigung bedarf, da er in sich selbst zerfällt und seine Erfinder beschämt.

Als aber die Juden gefangen nach Babylon abgeführt wurden, sollten sie Psalmen singen. Es heißt: „An den Bächen Babels saßen wir und weinten und hingen unsere Zithern an die Weiden. Wie könnten wir doch ein Lied singen im fremden Lande?" Und der Sänger der unent-

weihten Harfe schwört: „Wenn ich dein vergäße, Jerusalem, so soll meine Rechte sich vergessen.“ Da hatten die Führer Mitleid mit den armen gefangenen Sängern, welche ihres heiligen Tempels zu Jerusalem gedachten.

Wir aber, meine Geliebten, sollen singen und jubeln, nachdem das Teuerste unseres Herzens, unsere heilige Religion, geschmäht und verfolgt ist, nachdem unser Oberhaupt, der Heilige Vater, ein Gefangener in seinem eigenen Hause ist und den Beschimpfungen seiner Todfeinde preisgegeben wird! Ach ja, wenn wir unsern Blick nach Rom wenden, da erfüllt Wehmut unser Herz, und wir blicken sehnsuchtsvoll nach den Bergen, von wo uns die Hilfe kommt.

Doch sagt man euch nicht, daß es vergeblich sei, auf Hilfe zu hoffen; hören und lesen wir nicht fast täglich: Nun geht es zu Ende mit der katholischen Kirche; das ist der letzte Papst, und wenn dieser gestorben sein wird, wird keiner mehr gewählt; wozu denn auch noch: dieser Aberglaube, diese Thorheit, diese Verfinsterung der Menschen muß doch endlich einmal ein Ende nehmen! Seht, so sprechen unsere Feinde! Ist es da nicht, als vernähmen wir die Feinde des Psalmisten, die sagen: „Wir sind fertig, eine List ist ausgedacht, wer wird uns sehen, die Grube ist gegraben und die Schlingen sind gelegt, nun muß er hineinfallen.“ Aber Gott sei Dank! Der Psalmist sagt weiter: „Du, o Herr, hast mich gerettet. Vertrauet nicht auf Fürsten und Menschenkinder, in denen kein Heil ist. Eitel ist die Hilfe von Roß und Wagen; der mich rettet, ist der Herr!“ Darum lasset euch nicht irre führen: „Auch unsere Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat.“ — Er wird der Schmähungen und Beschimpfungen gedenken und unseres Heiligen Vaters sich annehmen. Erst wenn dieser von allen Menschen, die ihm helfen könnten, verlassen sein wird, läßt er ihn triumphieren über seine Feinde, damit jeder, auch der Einfältigste, einsieht, daß Gott unsere Hilfe in der Not ist.

Wie oft waren nicht schon die Päpste in ähnlicher, ja vielleicht schlimmerer Lage als heute, und immer hat der Herr geholfen. Im Jahre 409 wurde Rom unter Papst Innocenz I. geplündert durch den Gotenkönig Alarich. 455 wurde Rom unter Papst Leo I. genommen und geplündert vom Vandalenkönig Geiserich. 466 wurde Rom unter Papst Hilarius beraubt von Ricimerus, König der Vandalen. 476 wurde Rom unter Papst Simplicius von Odoaker erobert. 536 wurde Rom unter Papst Sylverius belagert und erstürmt von Belisar. 546 wurde Rom unter Papst Vigilius gebrandschatzt durch den Gotenkönig Totilas. 555 wurde Rom unter Papst Pelagius I. belagert und genommen durch Narses. 847 wurde Rom unter Papst Leo IV. von den Sarazenen eingenommen und der Vatikan geplündert. 997 wurde Rom unter dem

Papst Gregor V. durch Crescentius in Besitz genommen, worauf der Papst elf Jahre im Kerker als Gefangener lebte. 1084 wurde Papst Gregor VII. in der Engelsburg belagert. 1347 wurde Rom unter Papst Clemens VI. zur Republik erklärt. 1453 wurde Rom unter Papst Nikolaus V. abermals Republik. 1527 wurde Papst Clemens VII. in der Engelsburg von den Kaiserlichen sechs Monate hindurch bedrängt. 1798 wurde Rom und der Kirchenstaat zur römischen Republik erklärt und der Papst zum Gefangenen gemacht. 1809 wurde Rom unter Pius VII. dem französischen Kaiserreiche einverleibt und der Papst ein Gefangener Napoleons. 1848 wurde Rom und die Umgebung Mazzinische Republik und der Papst Pius IX. sah sich zur Flucht genötigt. Und 1870 — ihr habt es alle miterlebt; zum Troste und zur Beherzigung habe ich euch das Vorhergehende mitgeteilt: In vierzehn Jahrhunderten ist Rom siebzehnmal mit Gewalt den Päpsten entrissen worden und sechzehnmal wieder in den Besitz derselben gekommen.

So hat der Herr geholfen. Heute sind wir traurig und weinen, aber morgen schon kann der Herr uns freudig stimmen. Darum schauen wir getrost und wohlgemut ins neue Jahr. Was es uns auch immer bringen möge, Freud oder Leid, Glück oder Unglück; vom Herrn ist es geschehen und wunderbar ist es in seinen Augen. Uns kann es nur zum Besten gereichen. Amen!

Am Feste der Beschneidung des Herrn.

(Neujahr.)

„Als acht Tage um waren, und das Kind beschnitten werden sollte, ward sein Name Jesus genannt." (Luk. 2, 21.)

In Christo geliebte Zöglinge!

„Als acht Tage um waren und das Kind beschnitten werden sollte, ward sein Name Jesus genannt, wie ihn schon der Engel genannt hatte, ehe er im Mutterleibe empfangen war." Das ist der vollständige Wortlaut unseres festtäglichen Evangeliums; derselbe ist ebenso kurz wie inhaltsreich; wenige Worte sind es, aber sehr viele Gedanken. Was sagt uns nicht schon der bloße Name Jesus, welches Wort Heiland, Erlöser bedeutet; welch ein umfangreicher und in einigen Predigten gar nicht zu bewältigender Betrachtungsstoff bietet sich uns dar in dem einzigen Wörtchen „Jesus". Sollen und müssen ja doch alle Predigten von dem süßesten

Namen Jesus handeln, seine Bedeutung, sein Lob und seine Anbetung den Gläubigen verkündigen. Ja worüber könnte man nicht am heutigen Tage predigen, da wir Jesus unsern ganzen christlichen Glauben, unsere ganze christliche Hoffnung und unsere ganze christliche Liebe verdanken? Mit einem Worte: der Name „Jesus" ist Gott und die ganze Welt; er ist alles, so daß der Prediger wirklich nicht weiß, was er aus dieser Gedankenfülle herausnehmen und etwas ausführlicher mit seinen aufmerksamen Zuhörern betrachten soll. Das Zunächstliegende aber wird wohl sein, daß wir uns fragen, bei welcher Gelegenheit und Feierlichkeit unser göttlicher Heiland den Namen „Jesus" erhalten hat. Und da antwortet uns das heutige Festevangelium: bei seiner Beschneidung erhielt der acht Tage alte Knabe den Namen „Jesus". Die Beschneidung aber war eine von Gott selber angeordnete feierliche Handlung, wodurch jemand ins Judentum, d. i. in das auserwählte Volk Gottes, aufgenommen wurde. Sie war ein äußeres Merkmal, woran die Juden erkannt werden konnten, und zugleich ein Gedenkzeichen, welches sie fortwährend daran erinnern sollte, daß sie das auserwählte Volk Gottes seien, Gott allein angehörten und seine Gebote genau und gewissenhaft befolgen sollten. Abraham, der eigentliche Stammvater aller Juden, führte die Beschneidung ein, indem er sie an sich selbst, an seinem Sohne Ismael und an allen seinen männlichen Hausgenossen auf Befehl Gottes vollzog. Gott hatte nämlich mit dem frommen Abraham einen feierlichen Bund geschlossen; es war ein gegenseitiges Versprechen. Gott versprach, daß Abraham der Vater einer Menge Völker werden würde, und aus seinem Samen Könige hervorgehen sollten; und Abraham versprach dafür, vor Gott zu wandeln und seine Gebote zu halten; als äußeres Zeichen dieses gegenseitigen Versprechens aber ordnete Gott die Beschneidung an. „Ihr sollet", so sagte Gott, „das Fleisch eurer Vorhaut beschneiden; und das soll sein das Zeichen des Bundes zwischen mir und zwischen euch. Wenn es acht Tage alt ist, soll alles Männliche bei euch beschnitten werden in euern Geschlechtern, sowohl der Hausgeborene als der um Geld von irgend einem Fremden Erkaufte, der nicht von deinem Samen ist." Und Abraham that also, wie ihm Gott befohlen hatte. „Abraham war aber neunundneunzig Jahre alt, als er beschnitten wurde am Fleische seiner Vorhaut; und Ismael, sein Sohn, war dreizehn Jahre alt, als er beschnitten wurde."

Seitdem wurde nun jedes jüdische Knäblein, wenn es acht Tage alt war, von seinem Vater selbst beschnitten. Auch unser göttlicher Heiland unterwarf sich freiwillig dieser schmerzhaften Handlung, und sein Nährvater Joseph sprach die dabei üblichen Worte: „Gepriesen sei der Herr, unser Gott, der seinen Geliebten geheiligt vom Mutterleibe an, der uns sein Gesetz ins Fleisch gedrückt hat und seine Söhne bezeichnet hat mit

dem Zeichen seines heiligen Bundes, zur Aufnahme in den Segen Abrahams, unseres Vaters." Das war die einfache Handlung der Beschneidung. Wer hätte wohl geglaubt, daß in späterer Zeit eben wegen der jüdischen Beschneidung ein so hartnäckiger Kampf zwischen dem Judentum und dem Christentum entstehen würde? Wir wollen daher heute miteinander betrachten die Wahrheit:

Die Beschneidung der Juden war ein Haupthindernis für die Ausbreitung des Christentums.

Das sei der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung, welche der Herr segnen möge.

Die Hauptursache, weshalb es wegen der jüdischen Beschneidung zu einem lang andauernden Kampfe zwischen dem Juden- und Christentum kam, war die unerhörte Verblendung und Hartnäckigkeit, mit der die Juden an dem Althergebrachten festhielten. Darum wollten sie um keinen Preis die von Gott selber angeordnete und durch das mosaische Gesetz aufs neue eingeschärfte Beschneidung aufgeben und verlangten unbedingt, daß die Heiden erst beschnitten werden müßten, ehe sie in die von Christus gestiftete Kirche durch das Sakrament der Taufe aufgenommen werden könnten. Das war doch aber ein ungebührliches Verlangen, welches einem weniger wahrheitsliebenden als hochmütigen Herzen entstammte. Denn die Juden vergaßen dabei, daß die Beschneidung nicht für *alle Völker* der Erde, sondern nur für die Juden, als die Nachkommen Abrahams, eingeführt war. Und auch für diese hätte Gott die Beschneidung nicht angeordnet, wenn er in seiner Allwissenheit nicht vorhergesehen hätte, daß sie ein wirksames Mittel sein werde, sein auserwähltes Volk heranzubilden, zusammenzuhalten und im Glauben an den allein wahren Gott zu erhalten. Denn Gott wollte nach seinem ewigen Ratschlusse sich ein Volk bilden, welches den Glauben an ihn bewahrte und sich nicht zur Vielgötterei und dem Aberglauben der übrigen Völker auf Erden verführen ließe, damit der Erlöser ein Volk antreffen könnte, welches an den wahren Gott glaubte. Deshalb schloß er mit Abraham einen Bund, indem er versprach, seine Nachkommen zu mehren und zu einem großen Volke zu machen. Die Beschneidung aber sollte als ein äußeres Kennzeichen sie zusammenhalten und von allen andern Völkern absondern; nur dadurch, daß die Nachkommen durch die Beschneidung von den andern Völkern geschieden wurden, war es möglich, daß inmitten der abscheulichsten Abgötterei der Glaube an den wahren Gott unter den Juden erhalten blieb bis zu dem Augenblicke, da der menschgewordene Sohn Gottes auf Erden erschien, um *alle Nationen und Völker* zu dem alleinseligmachenden Glauben zu bekehren. Natürlich mußte jetzt auch die Beschneidung am Fleische für immer verschwinden; denn nun sollte der Glaube an Gott nicht bloß unter den

Juden, sondern auch unter allen übrigen Nationen und Völkern der Erde verkündigt werden.

So hatte das Judentum mit Hilfe der Beschneidung seinen Beruf erfüllt; es hatte durch ein von den heidnischen Völkern abgeschlossenes Leben den Glauben möglichst rein bewahrt; der verheißene Messias erschien in der Person Jesu, nahm Besitz von dem überlieferten Glauben, vervollständigte ihn durch neue und deutlichere Offenbarungen, lehrte einen vollkommeneren Lebenswandel durch sein Wort und Beispiel, erlöste durch seinen kostbaren Tod am Kreuze alle Menschen, erwarb dadurch von seinem himmlischen Vater die notwendigen Gnaden und übergab diese seiner Kirche, damit alle Menschen auf der ganzen Erde in seine Kirche eingehen und von ihr alle jene Gnaden in Empfang nehmen möchten, mit deren Hilfe sie ihr übernatürliches Ziel, die Anschauung Gottes, erreichen können.

Schon daraus ersehet ihr, ein wie verkehrtes Verlangen der Juden es war, daß jene Heiden, welche Christen werden wollten, sich erst beschneiden lassen sollten. Christus hat alle Menschen erlöst; folglich müßten, hätte man den Juden nachgeben wollen, alle Menschen beschnitten werden; dadurch wären aber alle Menschen Juden, d. i. ein einziges Volk, geworden, nicht bloß was den Glauben und die Sitten anlangte, sondern auch in staatlicher Hinsicht. Und dieses letztere wäre das beste Mittel gewesen, die durch Christus vollbrachte Erlösung aller Menschen mit einem Schlage, mit dem Messer der Beschneidung, null und nichtig zu machen. Denn da müßte man nicht alle die einzelnen Völker kennen, um noch glauben zu können, es wäre möglich, daß hier auf Erden alle Menschen unter einem weltlichen Szepter sich vereinigen, friedlich und glücklich leben würden. Denket euch nur einmal die gegenwärtig lebenden zweihundert Millionen Katholiken auf der ganzen Erdkugel zerstreut. Wir alle, die wir zur katholischen Kirche gehören, haben einen Glauben, eine Hoffnung und Liebe, dieselben Sakramente und ein sichtbares Oberhaupt, den Papst, den wir von Grund unseres Herzens als den Stellvertreter Jesu Christi auf Erden kindlich lieben. In diesen sowie noch in einigen andern Stücken, welche auf unsere ewige Glückseligkeit Bezug haben, sind alle treuen Katholiken untereinander einig. Welche Verschiedenheit aber bietet sich unserem Blicke dar, wenn wir alle einzelnen Völker, denen jene zweihundert Millionen Katholiken angehören, miteinander vergleichen! Sicher würden sie sich nicht in die staatlichen Einrichtungen des Judentums schicken wollen. Nun sollen aber alle Völker und Nationen der Erlösungsverdienste Jesu Christi teilhaftig gemacht werden; hätte man daher, wie die Juden zur Zeit Christi und seiner heiligen Apostel es unbedingt verlangten, von allen Heiden gefordert, daß sie erst beschnitten und Juden werden müßten, ehe sie Christen hätten

werden können, so wäre alle Mühe der heiligen Apostel vergeblich gewesen. Denn durch die Beschneidung wären alle Christen Bürger des jüdischen Staates geworden, und das mochten sie um alles in der Welt nicht werden; Christen wollten die Heiden werden; aber man sollte ihnen die Liebe zu ihrem Vaterlande und ihre sonstigen Eigentümlichkeiten lassen; man sollte ihnen nicht die jüdische Sprache aufdrängen, sondern ihre eigene lassen; sie wollten Christen werden, aber man sollte sie nicht durch das mosaische Gesetz verpflichten, die jüdischen Speisevorschriften zu beobachten. Mit einem Worte: die Völker und Nationen wollten wohl zur katholischen Kirche übertreten, aber die Beschneidung, wodurch sie Unterthanen der jüdischen Könige wurden, mußte ihnen erspart werden. Und mit vollem Rechte! Denn das kann keinem Menschen vernünftigerweise verboten werden, daß er sein Vaterland liebt und die Gebräuche und Einrichtungen desselben, insoweit sie nicht gegen das Christentum verstoßen, hochschätzt und in Ehren hält.

Es war demnach ein unsinniges Verlangen der damaligen Juden, daß die Heiden zuvor beschnitten werden sollten, ehe sie Christen würden und in die Kirche Jesu aufgenommen werden könnten; denn Christus war nicht für die Juden allein, sondern für alle Menschen gestorben, und er will auch, daß alle Menschen in seine Kirche eingehen und so ewig selig werden sollen. Da wäre aber die Beschneidung ein Haupthindernis für die Verbreitung des Christentums gewesen. Natürlich konnten darum auch die Apostel und die ganze Kirche nicht im geringsten hierin den Juden gegenüber sich nachgiebig zeigen. Es wäre dies ja den Absichten und Plänen ihres göttlichen Meisters und Stifters schnurstracks zuwider und für das Christentum äußerst gefährlich gewesen. Und Gott sei Dank hat die Kirche Jesu die Beschneidung der Juden gründlich abgeschafft; sonst wäre es umgekehrt der Fall gewesen, und die Kirche Jesu wäre, schon in ihrem Keime erstickt, niemals aus einem Senfkörnlein zu jenem majestätischen Baume herangewachsen, wie es der Heiland so deutlich vorhergesagt hatte.

Das war aber kein kleiner Kampf! Die Kirche mußte ihre ganze Macht und ihr ganzes Ansehen aufbieten, um die Juden mit ihrem Ansinnen für immer zurückzuweisen. Die Apostel versammelten sich zu Jerusalem und erklärten unter dem Beistande des Heiligen Geistes feierlich und nachdrücklich, daß die Beschneidung des Judentums für die Heidenchristen nicht verpflichtend sei. Nun hatte die gesamte Kirche gesprochen, und aller Zweifel war verschwunden; der Kampf war aber deswegen noch keineswegs zu Ende, vielmehr entbrannte er jetzt erst recht. Daher sehen wir den Apostel Paulus so mutig und unerschrocken gegen die jüdische Beschneidung kämpfen. „Brüder," so schreibt er an die Römer, „meines Herzens sehnlichster Wunsch und Gebet betrifft das Heil der

Israeliten. Denn ich muß es ihnen bezeugen, daß sie für Gott eifern, nur nicht nach richtiger Einsicht." „Christus ist ja des Gesetzes Ende, allen zur Gerechtigkeit, die glauben." „Es ist zwischen Juden und Heiden kein Unterschied; denn sie haben alle denselben Herrn, der reich ist für alle, die ihn verehren." „Aber die Juden prahlen mit dem Gesetze und sind stolz auf die Beschneidung; nun hat zwar die Beschneidung einen Nutzen, wenn sie das Gesetz halten; beobachten sie das Gesetz aber nicht, so ist ihre Beschneidung eine Vorhaut geworden. Denn der ist noch kein wahrer Jude geworden, der es nur äußerlich ist, und nicht die äußere Beschneidung, die am Körper geschieht, ist die echte, sondern das Innere macht den wahren Juden aus; und die Beschneidung des Herzens nach dem Geiste und nicht nach dem Buchstaben ist die echte. Da entscheidet nicht der Beifall der Menschen, sondern der Beifall Gottes."

Und an die Christengemeinden in der Provinz Galatien schreibt derselbe heilige Apostel: „Sehet, ich, Paulus, sage euch: wenn ihr euch beschneiden lasset, wird euch Christus nichts nützen. Gehoben ist eure Verbindung mit Christus, wenn ihr durch das Gesetz gerecht werden wollet; der Gnade seid ihr verlustig. Denn in Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern der Glaube, der durch die Liebe thätig ist."

Ebenso entschieden wie Paulus überführt die Juden etwas später der heilige Märtyrer Justinus. „Die Beschneidung", so spricht er zu dem Juden Trypho, „ist nicht für alle notwendig, sondern für euch Juden allein. Ihr, die ihr dem Fleische nach beschnitten seid, bedürft unserer Beschneidung; wir aber brauchen nebst der unsrigen die eurige nicht. Denn wenn sie nötig wäre, so hätte Gott den Adam nicht mit einer Vorhaut geschaffen, nicht an den Opfern Abels, welcher ihm mit der Vorhaut opferte, Wohlgefallen gehabt, und nicht auf Henoch, der auch mit der Vorhaut versehen war, mit Gnade herabgesehen. Der unbeschnittene Lot entkam durch Gottes und der Engel Geleite unverletzt aus Sodoma. Noe, der Anfang des Menschengeschlechtes, ging unbeschnitten mit seinen Söhnen in die Arche. Unbeschnitten war Melchisedech, der Priester des Allerhöchsten, welchem Abraham, der sich zuerst beschneiden ließ, den Zehnten darbrachte. Euch allein also war diese Beschneidung nötig."

Wenn die Beschneidung aber nur für die Juden und nicht auch für die Christen nötig war, warum ließ sich dann Christus selbst, als er acht Tage alt war, beschneiden? Wollte er uns Christen damit nicht ein Beispiel hinterlassen, das wir nachzuahmen hätten? O das wollte er gewiß ebensowenig, wie er später wollte, daß die Taufe, die er von Johannes empfing, uns allen zur Pflicht gemacht werden sollte. Denn wie er die bloß äußerlich reinigende Taufe der Juden zur christlichen Taufe vervollkommnete, welche die Seele vom Schmutze der Sünde reinigt,

ebenso wollte er auch die Beschneidung der Juden an ihrem Fleische in die Beschneidung der Christen an ihren Herzen umwandeln. Sowie Christus einmal für uns alle gestorben ist, um uns das ewige Leben zu schenken, ebenso ist Christus einmal für uns alle dem Fleische nach beschnitten worden, damit wir alle durch ihn an unsern Herzen „von allem Irrtum und von aller Bosheit und Ungerechtigkeit beschnitten seien. Und diese Beschneidung können alle Menschen erlangen".

Nun denn, in Christo geliebte Zöglinge, sind wir auch wirklich an unsern Herzen im Geiste Christi beschnitten? Wollte Gott, daß dieses so wäre! Aber leider können wir nicht sagen, daß wir seit unserer Taufe frei von Sünden geblieben sind. Wir haben wiederum gesündigt, weil wir uns nichts von alledem versagten, was uns schon so oft in die Sünde gestürzt hat. O so machen wir uns heute, als an der Schwelle eines neuen Jahres, den festen Vorsatz, alles zu vermeiden, was uns im alten Jahre so oft unglücklich gemacht hat. Darum wünsche ich euch zum neuen Jahre auch einen neuen Menschen. Möchte doch unser alter Mensch im alten Jahre geblieben sein. Das lasset uns im Namen Jesu wünschen und erbitten. Gelobt sei auch im neuen Jahre Jesus Christus; in Ewigkeit! Amen!

Am Sonntage nach dem Feste der Beschneidung des Herrn.

„Da stand Joseph auf, nahm das Kind und seine Mutter und kam in das Land Israel." (Matth. 2, 21.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Alles wahre Leben beruht auf richtiger Gliederung, Abstufung und Einteilung nach Maß, Zahl und Gewicht. Betrachtet die sichtbare Natur, und ihr werdet das bestätigt finden. Die Sterne da droben am Himmelszelt durchlaufen ihre vorgeschriebene Bahn; sie erscheinen und verschwinden zur Minute. Der menschliche Körper entwickelt sich nach bestimmten Gesetzen. Alles hat da seine Bestimmung; alles ordnet sich einem allgemeinen Gesetz unter; nichts überschreitet die ihm gesetzten Grenzen. So will die Hand nicht denken; der Kopf will nicht die Nahrung des Leibes verdauen; das Herz will nicht sprechen, der Mund will nicht hören, das Auge will nicht schmecken, und das Ohr will nicht sehen. Wir bemerken da keinerlei Übergriffe; überall ist Unterordnung, herrscht Ordnung.

Ebenso soll es im geistigen, im sittlichen Leben des Menschen sein. Hier erfordert die Ordnung aber eine größere Anstrengung und Sorgfalt. Die Pflanze wächst gleichsam von selbst; da ist leicht und schnell alles in bester Ordnung; nicht so schnell geschieht dasselbe beim mensch-

lichen Willen; dieser ist frei und kann zu nichts gezwungen werden. Und doch soll auch er sich unterordnen; er soll gehorchen lernen. Betrachten wir das heutige Evangelium! Joseph gehorcht und flieht nach Ägypten, um das Kind vor Herodes in Sicherheit zu bringen. Aus Gehorsam kehrt Joseph heim und zieht nach Nazareth, um das Jesuskind mitten unter seinen Glaubensgenossen aufzuziehen. Die Tugend des Gehorsams, dieser Christenschmuck, sei demnach der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung, welche reich gesegnet sein möge durch die Gnade dessen, von dem der Weltapostel schreibt, daß er gehorsam gewesen sei bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Dazu verhelfe uns die Fürsprache der allerseligsten Gottesmutter.

Wir sollen gehorsam sein zunächst gegen uns selbst. Eine feste Willensrichtung thut da not. Wir sollen nicht heute so und morgen anders gesonnen sein. Nicht wie die Windfahnen, welche von der so oft im Tage wechselnden Luftströmung abhängig sind; nicht wie ein Rohr im Teiche, welches nach dem Winde sich richtet. Es muß uns Ehrensache sein, durch Charakterfestigkeit uns auszuzeichnen. Wer schwankt, ist unsicher, hat keine volle, oder gar keine Überzeugung; wer schwankt, tappt in geistiger Finsternis umher, oder ist unfähig, sich über irgend etwas eine klare Kenntnis anzueignen; wer schwankt, ist kurzsichtig, es fehlt ihm an Überlegung, oder er ist furchtsam und feig, weil er vor der Ausführung zurückbebt. Gewiß sind das geistige Zustände, welche einem Christen wahrlich nicht zur Ehre gereichen. Auch verrät der Unbeständige, daß sein geistiges Leben durchaus kein gesundes ist, da dieses sich in einer stetigen Fortentwicklung zeigt, so daß das Spätere immer eine Frucht des Früheren ist. Der Unbeständige aber gleicht einem Wanderer, der schweißtriefenden Angesichtes in die Kreuz und Quere läuft, dabei aber nie an sein Ziel gelangt; einem Künstler, der eine zentnerschwere Bildsäule auf thönerne Füße stellt. Nicht das Zickzack der Laune und Willkür, sondern die gerade Linie der christlichen Grundsätze kennzeichnet den festen Charakter.

Auf ein schwankendes Rohr kann niemand sich stützen; denn die erste Anforderung, die man an einen Stab oder eine Stütze zu stellen pflegt, ist Festigkeit. Wer einer Unterstützung bedarf, hat in sich selbst Unsicheres und Hinfälliges genug. Er sucht eben darum vor allem etwas Festes und Sicheres; deshalb sieht er sich nach einem Stabe, nach einer Stütze um. Was kann ihm da ein Mensch helfen, welcher einem Rohre im Teiche, einer Wetterfahne auf dem Turme gleicht. Kein Wunder, wenn der Charakterlose, der Schwächling bei seinen Mitmenschen wenig oder gar kein Vertrauen genießt; wenn niemand sich auf ihn verlassen, niemand auf ihn bauen will. Wer mit einem solchen ein Freundschaftsbündnis schließen wollte, würde gar bald aus Erfahrung wissen, was

Verrat sei. Wer in der Not zu ihm um Hilfe schreien wollte, würde sich gar bald von der Gleichgültigkeit seines angeblichen Freundes überzeugen müssen; und wer in Unglücksfällen bei einem solchen Trost suchen wollte, würde gar bald die unverhüllteste Schadenfreude durch die Maske des Beileids hindurchschimmern sehen. Wem daher an einem gesunden Leben seines Geistes und Herzens gelegen ist, wer seine persönliche Ehre und Würde hochhält und die wahre Freundschaft recht zu schätzen versteht, der eigne sich christliche Lebensgrundsätze an, um sie gewissenhaft zu befolgen.

Das Wort gewissenhaft ist von größter Bedeutung; es weist uns hin auf unser Gewissen, jene Macht, die in uns beständig wacht und selbst im Verborgenen uns antreibt, nach bestimmten Grundsätzen zu denken, zu reden und handeln. Das bloße Reden von Grundsätzen nützt wenig. So mancher versteht, sehr schön davon zu sprechen; er handelt auch allenfalls danach, wenn andere es wahrnehmen können; sobald er aber allein ist oder sich unbeobachtet weiß, handelt er ganz anders als sein Gewissen ihm gebietet. Es sind dies die geheimen Sünder, welche vor andern gerecht und fromm erscheinen, deren Inneres aber den übertünchten Gräbern gleicht, welche zwar äußerlich recht schön aussehen, innerlich aber voll Moder und Leichengeruch sind. Alles Scheinwesen muß uns jedoch in der Seele verhaßt sein; denn es ist nur eine elende Hülle der schändlichsten Gewissenlosigkeit. Diese Decke kann auch nicht allzulange den bodenlosen Abgrund der inneren Bosheit verbergen. Manche schmeicheln sich freilich, recht klug und weise zu sein, wenn sie einige Proben solcher Gewissenlosigkeit gegeben haben, und halten den für unklug und einfältig, der den Schein für Wirklichkeit, Gewissenlosigkeit für Aufrichtigkeit ansieht. Allein wo bleibt da, abgesehen von so vielem andern, die unbedingt notwendige Rücksicht auf die eigene Ehre und Würde? Was ist ein ehrloser Christ? Ein Mensch, dem seine Mitmenschen ihre Hochachtung versagen, dem sie kein Vertrauen mehr schenken, der verlassen und einsam dasteht, von allen gemieden, für alle so gut wie nicht vorhanden ist. Die persönliche Ehre ist darum eins der wichtigsten Güter; der Gewissenlose aber setzt seine Ehre aufs Spiel. Oder ist es etwa ehrenhaft, wenn er solche Mitbrüder, welche noch an Gewissenhaftigkeit, an Treue und Glauben festhalten, durch sein trügerisches Scheinwesen in die Schlingen seiner Gewissenlosigkeit lockt? Fürwahr! Solche Handlungsweise wird erst dann ehrenvoll sein, wenn auch der Räuber, der im Hinterhalte, im sichern Versteck auf seine Beute lauert, ein Ehrenmann sein wird. Bis dahin aber hat es noch gute Weile! Und bis ebendahin wird auch der Hinterlistige, Gewissenlose mit dem Brandmale der Ehrlosigkeit versehen bleiben. Wer daher von seinen Mitmenschen geachtet, geliebt sein will, kurz wem an seiner Ehre etwas liegt, der sei gehorsam gegen sein Gewissen.

Das Gewissen kann indes ein irriges sein. So mancher hält etwas für erlaubt, was verboten ist, sieht etwas für eine kleine Sünde an, was eine große, eine schwere ist. Der Christ darf darum in sein Gewissen kein unbedingtes Vertrauen setzen; er bedarf des Beirates seiner Eltern, seines Beichtvaters. Die Eltern haben die große verantwortungsvolle Aufgabe, das Gewissen, diese Stimme Gottes, schon im kleinen Kinde zu wecken, zu entwickeln und auszubilden. O erhabene Aufgabe! Vernehmet es, im Herrn geliebteste Eltern! Ihr sollt in das wachsweiche bildsame Herz eurer Kinder das Ebenbild Gottes eindrücken. Das Kindesherz ist zart und weich, o fasset es nicht mit rauher Hand an! Das Kindesherz ist fügsam, o lenket es sanft und behutsam! Das Kindesherz ist leicht empfänglich, o redet nie ein unbesonnenes Wort, gebet ihm nie ein schlechtes Beispiel! Das Kindesherz ist vergeßlich, o lasset euch das Erinnern und Ermahnen zu keiner Zeit verdrießen! Das Kindesherz ist leichtfertig; o dann lasset bei aller Liebe es niemals an Ernst und Strenge fehlen! Das Kindesherz hat einen großen Hang zur Geselligkeit; o dann wachet, kümmert euch um den Umgang eurer Kinder und überwachet ihn sorgfältig! Diese schweren Pflichten der Eltern sollen die Kinder nach Kräften erleichtern und versüßen durch gewissenhaften Gehorsam. Im Herrn geliebteste Zöglinge! Die Folgsamkeit gegen die leiblichen Eltern ist eine nie versiegende Quelle häuslichen Friedens und reichlichen Segens für Zeit und Ewigkeit. — Der leibliche Vater wird unterstützt durch den geistlichen, durch den Beichtvater. Im Beichtstuhle verwaltet der Priester so mannigfache Ämter; er ist da Lehrer, Richter, Arzt und Stellvertreter Gottes; er hat aber nur ein Herz, und das ist ein Vaterherz, welches der Beichtvater stets reden läßt, er mag belehren oder richten, er mag als Arzt Bußwerke auflegen oder als Stellvertreter Gottes die Lossprechung erteilen. Wem daher an seinem ewigen Heile gelegen ist, der sei gehorsam gegen die leiblichen Eltern, gegen Erzieher und Lehrer, gegen den Beichtvater.

In immer weitere Kreise dringt unsere Betrachtung ein. Aus dem verborgenen Kämmerlein unseres Herzens, aus den Schlupfwinkeln unseres Gewissens traten wir in den Kreis unserer Familie und knieten zuletzt im Beichtstuhle. Familie und Beichtstuhl stehen aber unter dem Schutze der Gebote Gottes und seiner heiligen Kirche. Der Gehorsam gegen die Eltern und den Beichtvater hat demnach zur Folge den Gehorsam gegen Gott und seine heilige Kirche. Nur dann können die Eltern Anspruch auf Folgsamkeit der Kinder machen, wenn sie das gebieten oder verbieten, was Gott und die Kirche gebieten oder verbieten. O daß doch alle Eltern es erkennen möchten, da es noch Zeit ist! Wie so viele haben alles Ansehen unter ihren Kindern eingebüßt, und sie beklagen sich darüber bitter. Aber wie so oft ist daran nicht so sehr der Ungehorsam der Kinder, als

der Ungehorsam der Eltern gegen Gottes und der Kirche Gebote schuld. Die göttlichen und kirchlichen Gebote übertritt kein Vater, keine Mutter ungestraft. Schon die bloße Vernunft giebt uns hier einen bedeutsamen Fingerzeig. Es giebt auf Erden keinen Menschen, der nicht einen Höheren über sich hätte. Wer sich nun gegen seinen Vorgesetzten empört, reizt seine eigenen Untergebenen zur Auflehnung gegen seine eigene Person; denn das böse Beispiel ist zu verführerisch. Wer darum will, daß seine Untergebenen gehorchen, muß vor allem selbst gehorsam sein gegen seine eigenen Vorgesetzten. Daraus erhellt, wie thöricht jene Eltern sind, welche sich gegen Gott und die Kirche auflehnen und dann sich noch wundern, wenn sie alles Ansehen unter den Kindern verlieren, wenn diese ihnen den Gehorsam verweigern. Sie gleichen einem Menschen, der das Dach niederreißt, unter dem er Schutz gegen Wind und Wetter sucht. Eltern und Vorgesetzte, welche die Gebote Gottes und der Kirche nicht befolgen, werden stets über Ungehorsam zu klagen haben. O erzwinget euch den Gehorsam der Kinder durch euern eigenen Gehorsam. Gottesfurcht ist auch der Erziehungsweisheit Anfang.

Gehorsam sind wir endlich schuldig jeglicher Obrigkeit; denn sie ist die Stellvertreterin Gottes; wir sollen ihr gehorchen nicht bloß um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen. Der große Weltapostel schreibt an die Römer: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es giebt keine Gewalt außer der von Gott; und die, welche besteht, ist von Gott. Deshalb widersteht jeder, der sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der Anordnung Gottes, und diejenigen, welche sich dieser widersetzen, ziehen sich die ewige Verdammnis zu. Die Fürsten braucht man nicht zu fürchten wegen guter Handlungen, wohl aber wegen schlechter. Willst du also die obrigkeitliche Gewalt nicht fürchten, so thue Gutes, und du wirst Lohn empfangen. Denn der Fürst ist der Diener Gottes zu deinem Heile.“ So ermahnte der hl. Paulus die römischen Christen, gerade als Nero im ganzen römischen Reiche die Christenverfolgung begann, in welcher Tausende römischer Christen an Laternenpfählen verbrannt, Petrus gekreuzigt, und Paulus, der Ermahner zum Gehorsam, enthauptet wurde.

Fassen wir nun das Gesagte kurz zusammen, so sollen wir gehorsam sein gegen uns selbst, gegen unser Gewissen, gegen unsere Eltern, gegen den Beichtvater, gegen Gott und die heilige Kirche, gegen jegliche Obrigkeit. Der Gehorsam hat die Bedeutung des belebenden Saftes im Baume. Die Wurzel erzeugt den Stamm; dieser bringt die Äste hervor, aus denen die Zweige sich entwickeln, welche Blätter und Blüten treiben und Früchte zeitigen. Die große menschliche Gesellschaft hat aber ihren Lebenssaft in dem Gehorsam aller ihrer Glieder. Jeder Ungehorsam ist daher ein Angriff auf den Bestand, auf das Wohl und Gedeihen der menschlichen

Gesellschaft. König Saul glaubte etwas Gutes zu thun, als er, wenn auch im Widerspruche mit dem mosaischen Gesetze, Opfer darbrachte und den im Kriege gefangen genommenen König der Amalekiter, wenn auch gegen den ausdrücklichen Befehl Samuels, nicht tötete. Allein Gehorsam sei dem Herrn lieber als Opfer; und Ungehorsam gleiche der Wahrsagerei und dem Götzendienste, mußte Saul aus dem Munde Samuels hören. Selbst die scheinbar beste That ist demnach eine grundschlechte, wenn sie aus Ungehorsam gegen Gott vollbracht ist. Der erste und wichtigste Lebensgrundsatz sei daher Folgsamkeit. Die Schlange, die das Herz vergiftet, die Zwietracht und Verderben stiftet, das ist der widerspenstige Geist, der gegen Zucht sich frech empört. Gehorsam ist des Christen Schmuck. Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden! Amen!

Am Feste der Erscheinung des Herrn.

„Die Weisen sprachen: ‚Wo ist der neugeborene König der Juden? Denn wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten.‘“ (Matth. 2, 2.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Eine ebenso seltsame wie wunderbare Begebenheit wird uns im heutigen Festevangelium mitgeteilt. Versetzet euch im Geiste in die gnadenvolle Zeit der Geburt Jesu. Mit Ausnahme der Hirten auf den Feldern Bethlehems weiß niemand aus Judäa, daß der Heiland der Welt geboren ist. Da erschienen in Jerusalem drei Könige aus dem fernen Morgenlande, um sich zu erkundigen, wo der neugeborene König der Juden sei. Ihr ganzer Aufzug, ihre ungewöhnlichen Kleidertrachten, ihre Dienerschaft, ihre zahlreichen Dromedare und Kamele, ihr ganzer Hofstaat, dies alles zusammengenommen und dazu noch der Umstand, daß es so ganz und gar unerwartet kam, fürwahr das mußte ganz Jerusalem auf die Beine bringen. Was mögen sie wollen; was mögen sie bringen? das waren die Fragen aller Neugierigen, welche scharenweise die drei fremden Könige zu dem Palaste des Königs Herodes des Großen begleiteten. Ihre Neugier sollte jedoch gar bald befriedigt werden; denn kaum waren jene Könige von Herodes feierlich empfangen worden, als sie auch schon fragten: „Wo ist der neugeborene König der Juden? Denn wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten.“ Als der König dies hörte, erschrak er und ganz Jerusalem mit ihm. Und er versammelte alle Hohenpriester und die Schriftgelehrten des Volkes

und erforschte von ihnen, wo Christus geboren werden sollte. Sie aber sprachen zu ihm: „Zu Bethlehem, im Lande Juda, denn also steht geschrieben durch den Propheten: Und du, Bethlehem, im Lande Juda, bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Judas; denn aus dir wird hervorgehen der Fürst, der mein Volk Israel regieren soll."

Das war die Antwort der jüdischen Schriftgelehrten auf die Frage der drei heidnischen Könige; es war die Antwort des gläubigen Judentums auf die Frage des gelehrten Heidentums; es war die Antwort des Glaubens auf die Frage der Wissenschaft. O welch eine tiefe Bedeutung liegt in diesen wenigen Worten unseres heutigen Festevangeliums. Jene drei Könige aus dem Morgenlande waren Gelehrte, weshalb sie auch die drei Weisen genannt werden. Sie beschäftigten sich außer andern Wissenschaften vorzüglich mit der Sternkunde. Aufmerksam gemacht auf den Stern des Messias durch den großen Propheten Daniel, der unter dem Könige Darius Vorsteher der babylonischen Sternkundigen war, hatten sie schon längst sein Erscheinen am Himmel berechnet. Sobald daher dieser Stern hervortrat, wußten sie, daß der Weltheiland geboren sei, und machten sich auf die Reise nach Jerusalem, um dort von den Hohenpriestern zu erforschen, wo der neugeborene König der Juden sich aufhalte. Ihre Wissenschaft und Gelehrsamkeit hatte sie zu Jesus nach Bethlehem geführt, und auf ihren Knien liegend empfingen sie von jenem Wunderkinde die Gnade des Glaubens, welcher die schönste und kostbarste Blüte aller echten Wissenschaft ist. Das waren gelehrte Morgenländer. Wie kommt es denn aber, daß so viele Gebildete unserer Tage nicht zu Jesus kommen mögen? Der Grund davon ist: Die Reise vom Morgenlande bis nach Jerusalem dauert ihnen zu lange und ist ihnen zu beschwerlich. Die Anfrage bei den Hohenpriestern sodann, wo der neugeborene König der Juden sei, ist für sie angeblich entehrend; endlich weigern sie sich, vor Jesus niederzufallen, um ihn anzubeten. Wir wollen daher diesen dreifachen Grund etwas näher beleuchten, und wir werden uns gewiß nicht mehr wundern, warum heutzutage so viele Gebildete von Jesus nichts wissen wollen.

Der erste Grund, warum so viele Gebildete unserer Tage zu Jesus nicht kommen mögen, ist: Die Reise vom Morgenlande nach Jerusalem dauert ihnen zu lange und ist ihnen zu beschwerlich. — Aber sind denn so viele unserer Gebildeten, gleichwie die drei Weisen, im Morgenlande, so daß sie von dort nach Jerusalem reisen müßten, wenn sie Jesus sehen wollten? Ihr müsset dies bildlich verstehen. Unter dem Morgenlande verstehe ich hier das Land der Wissenschaft und unter Jerusalem den Sitz des Glaubens. Nun lassen sich zwar Wissenschaft und Glaube sehr gut miteinander vereinigen; aber nur dann kann dieses geschehen, wenn die Gelehrten einsehen, daß wir Menschen

hienieden bloß Pilger sind, und wir alle aus diesem irdischen Jammerthale in den Himmel pilgern sollen, um dort Gott anzuschauen von Angesicht zu Angesicht. Aber zu dieser Einsicht gelangen leider viele Gebildete nicht. Sie sind gewöhnt, nur das für wahr zu halten, was sie mit ihren fünf Sinnen wahrnehmen und mit ihrem Verstande begreifen können; was darüber ist, halten sie für ein Märchen oder für eine Dichtung. Sie sagen, was wir nicht einsehen, das kann auch nicht wahr sein; gerade als wenn jene drei Weisen gesagt hätten, weil wir Jerusalem noch nicht gesehen haben, deshalb kann es auch ein Jerusalem nicht geben. Mit demselben Rechte hätten sie dann auch sagen können: da wir den neugeborenen König der Juden noch nicht gesehen haben, so kann es auch überhaupt keinen neugeborenen König der Juden geben. Ihr sehet ein, wie thöricht dies gewesen wäre; auf diese Weise wären jene drei Weisen niemals nach Jerusalem gekommen, um sich zu erkundigen, wo der Weltheiland geboren sei. Vielmehr stand bei ihnen unerschütterlich fest, daß zu derselben Zeit, da jener seltsame Stern im Morgenlande erschien, der heißersehnte Erlöser geboren sei; und nur darum handelte es sich jetzt noch bei ihnen, sich aufzumachen und ihn aufzusuchen, um ihn anzubeten. Ebenso sollten es auch unsere Gebildeten machen. Sie sollten nicht erst untersuchen und erforschen wollen, ob Gott Mensch geworden; ob es überhaupt einen Gott gebe; ob Christus wirklicher und wahrer Gott, ob seine Lehre die ewige Wahrheit und seine Kirche hier auf Erden die treue Bewahrerin und unfehlbare Verkünderin der ihr anvertrauten christlichen Wahrheit sei. Dies, sowie noch so vieles andere zu ergründen, sollten sie sich erst gar nicht in den Sinn kommen lassen; denn es ist ja doch nicht möglich; *so etwas kann nicht erforscht, sondern nur geglaubt werden.* Vielmehr müßten unsere Gebildeten gleichwie die heiligen drei Könige sich aufmachen und Jesus suchen. Wo ist die wahre Kirche Christi? wir sind gekommen ihn anzubeten, wir sind durch unsern Verstand wie durch ein Licht von oben erleuchtet worden; wir wissen aus der Geschichte, daß es eine wahre Kirche giebt, die vom Heiligen Geiste geleitet wird; wir kennen ihre Stiftung; wir kennen die Apostel; wo ist also die apostolische Kirche? Wenn sie also suchten und forschten, so würden sie gar schnell ans Ziel kommen. So aber tappen sie im Finstern umher, gehen ihre eigenen Wege und wollen lieber leugnen, daß es einen Gott giebt, als nach Jerusalem, jenem herrlichen Vorbilde der Kirche Jesu, zu pilgern, um den Rat, die Erklärungen und Belehrungen der Priester zu hören. Sie möchten schon Glieder der Kirche werden, wenn sie nur die Priester dabei nicht nötig hätten. Von diesen aber sich belehren, warnen und zurechtweisen zu lassen, nein, das sei doch gar zu entehrend für eine auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung stehende Person.

Aber hätten wohl jene drei Weisen aus dem Morgenlande jemals erfahren, wo der neugeborene König der Juden sei, wenn es ihnen nicht die gläubige Wissenschaft der Schriftgelehrten und Hohenpriester kund gethan hätte? Sie gingen wohl zuerst zum Könige Herodes; allein selbst der König konnte ihnen in betreff des Messias keine nähere Auskunft erteilen; er erschrak sehr, und das war alles. Im übrigen wußte er nichts und rief die Hohenpriester und Schriftgelehrten. Diese hielten Rat und teilten dann Herodes mit: „Zu Bethlehem, im Lande Juda, soll Christus geboren werden; denn also steht geschrieben durch den Propheten: Und du, Bethlehem im Lande Juda, bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Judas, denn aus dir wird hervorgehen der Fürst, der mein Volk Israel regieren soll."

Nun, wie damals so ist es auch heute noch und wird es auch bleiben solange diese Welt besteht. Die Priester der Kirche sind die von Gott selber gesandten Lehrer der Gläubigen; an sie sollen sich alle wenden, welche in den religiösen Wahrheiten unterwiesen sein wollen. In andern Dingen mögen andere recht tüchtige Lehrer sein. Über Religion aber, über die Glaubens- und Sittenlehren sind die Priester zu hören. Wer sich daher über die Priester hinwegsetzt, sie als Lehrer verachtet und sich für klüger hält, befindet sich bereits auf einem falschen Wege und wird niemals den rechten Weg finden, der nach Bethlehem, zu Jesus führt. Wie sehr täuschen sich daher alle jene, welche für gebildet gelten wollen und dabei es als eine Schande, die sie ihrer Bildung anthun würden, ansehen, wenn sie die Priester in religiösen Sachen um Rat fragen und gar als Prediger aufmerksam und gläubig anhören sollen. Du großer Gott! Die heiligen drei Könige — diese gebildeten Morgenländer haben sich nicht geschämt, jüdische Priester um Rat zu fragen. Wie können sich daher unsere Gebildeten schämen, in Glaubenssachen auf uns Priester zu hören. Fürwahr! Es gehört ein großes Maß von Verblendung dazu, um noch meinen zu können, es sei eine Entehrung für jemand, einem Priester zu glauben und seine Lehre zu befolgen. Doch sei es ferne von mir, hier irgend jemand vor Gott anklagen zu wollen. Ich will hier nicht jene abscheulichen Redensarten öffentlich zur Schau stellen, womit man sich entschuldigen und die Priester in ihrem Lehramte so gern behindern möchte; ich will übergehen, daß man sagt, die Priester wissen ja nichts Neues und bringen immer wieder das Alte — als wenn auch Gott einmal neu werden könnte und nicht immer der alte Gott bliebe! Ich will hier nicht erwähnen, daß manche sich gar damit trösten, daß sie es mindestens ebensogut sagen würden wie die Priester — als wenn zum Priester nicht auch die Weihe, sondern bloß eine hinreichende wissenschaftliche Ausbildung gehörte! Sind ja diese, sowie noch so viele andere Worte nichts weiter als bloße Redensarten, die höchstens den Unverstand

derer beweisen, die sie fortwährend im Munde führen. Hätten nun die Weisen aus dem Morgenlande ebenso gedacht und gesprochen, so konnten sie unverrichteter Sache in ihre Heimat wieder zurückkehren. So aber schenkten sie willig der Schriftauslegung der jüdischen Hohenpriester Glauben, reisten freudig nach Bethlehem, fanden das Kind und seine Mutter, fielen vor dem Kinde auf ihre Knie nieder, beteten es an und brachten ihm Geschenke dar, Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Aber hiermit sind wir auch beim Hauptpunkte angekommen, der unsern Gebildeten so unendlich viele Schwierigkeiten macht. Glauben möchten schon noch recht viele; aber die kleine Reise von Jerusalem nach Bethlehem will ihnen nicht behagen, die Reise aus ihrem Studierzimmer in die Predigt, von den Vergnügungsorten in die Kirche, von den Gastmählern in die heilige Messe, allwo sie denselben Jesus wiederfinden, den die Weisen aus dem Morgenlande in Bethlehem fanden und anbeteten. Sie meinen, sie könnten auch zu Hause andächtig sein und daselbst dem Herrn ebensogut dienen wie in der Kirche, gerade als wenn jene Weisen die Reise von Jerusalem nach Bethlehem sich ebenfalls hätten ersparen können, indem sie Jesus ja auch zu Jerusalem hätten anbeten und vor ihm auf ihre Knie niederfallen können. Sie wollten Jesus aber nicht bloß anbeten im Geiste und in der Wahrheit, was sie allerdings auch zu Jerusalem zu thun im stande waren, sondern ihm auch Geschenke darbringen; nämlich Gold, Weihrauch und Myrrhen. Das Gold der Liebe und der innigsten Anhänglichkeit an ihn, den Weihrauch der unbedingtesten Anbetung seiner Gottheit und die Myrrhe des bittern Leidens seiner Menschheit. Es waren Könige des Morgenlandes, und das will schon etwas sagen. Sie waren als solche die ersten, angesehensten und wohl auch die meistbegüterten Personen in ihren Reichen. Es handelte sich daher nicht bloß um ihre gute Gesinnung, sondern auch um ihr gutes Beispiel, das sie ihren Untergebenen und Unterthanen zu geben verpflichtet waren. Als Fürsten bewiesen sie in der That, daß selbst Könige unter Gott stehen und ihm Ehre und Anbetung schuldig sind. Indem sie dem Jesuskinde Gold opferten, wollten sie andeuten, daß alle Schätze dieser Erde eigentlich nicht uns, sondern Gott angehören, und daß wir jederzeit bereit sein sollen, zur größeren Ehre Gottes und zum Heile unserer armen Mitbrüder unsern Geldkasten nicht zu verschließen, sondern zu öffnen, um daraus nach Kräften die Ehre Gottes zu vermehren und die Not unserer darbenden Brüder zu lindern. Die Weisen fielen auf ihre königlichen Knie nieder, um uns zu belehren, daß die wahre Anbetung Gottes nicht bloß in der Verdemütigung unseres Geistes, sondern auch in der Verbeugung unseres Körpers besteht. Die Könige opferten Weihrauch, um anzudeuten, daß ihr Gebet zum Throne Gottes emporsteigen möge, wie der Weihrauch in die Höhe steigt; dieselben opferten Myrrhe, um anzudeuten, daß sie aus Liebe

zu Jesus gern alle Leiden und Beschwerden der weiten Reise ertragen hätten. O Gott! Zu viel, zu viel ist es schon, als daß angesichts dieser Thatsachen unsere Gebildeten nicht schamrot werden, in sich gehen und jene heiligen drei Könige ernstlich nachahmen sollten.

Denn sage mir einer: Wann kommt einmal die große Masse der Gebildeten, um dem Jesuskinde Gold, Weihrauch und Myrrhen zu opfern? Freilich giebt es auch hier sehr löbliche Ausnahmen; die Mehrzahl aber will vom Golde, das sie zur Ehre Gottes und dem Heile der Mitmenschen zu opfern hätte, nichts wissen. Nur nicht opfern, am allerwenigsten aber Geld spenden; die Religion soll sich ohne dieses ausbreiten. Helfet euch selber, sagen sie, wenn sie für die armen Christengemeinden im Norden unseres geliebten Vaterlandes etwas geben sollen. Bist du Gottes Sohn, so hilf dir selber; so sagen sie, wenn die Reihe an den Heiligen Vater kommt; der braucht's ja nicht, er lebt besser als wir alle; und hat er zu viele Diener um sich, die er nicht aus eigenen Mitteln besolden kann, so mag er sie doch entlassen; dadurch wird er so manchen Kummer und so manche Sorge weniger haben und nicht mehr in die unangenehme Lage kommen, die gesamte Christenheit anzubetteln. Ach! Und wo bleiben in der Regel unsere Gebildeten mit den Opfern des Weihrauchs und der Myrrhe! Das Gebet scheint ihnen überflüssig zu sein, weil sie es nicht begreifen wollen, daß das Gebet jene Himmelsleiter ist, auf welcher die Gnaden und Gaben vom Throne Gottes in unsere Herzen herniedersteigen. Und die Myrrhe des bittern Leidens ist ihnen ganz unbekannt; müssen sie aber doch einmal, weil es sich nicht ändern läßt, ein kleines Kreuzlein tragen, so verwünschen sie es, werden ungeduldig und bemerken dabei nicht, daß das Christentum ja eben die Religion des Kreuzes ist.

So sehet ihr, in Christo geliebte Zöglinge, was unsere Gebildeten hindert, zu Jesus zu kommen. Es ist freilich recht beklagenswert, aber durchaus nicht unerklärlich. Noch beklagenswerter ist dieses, daß manche gute Katholiken, sobald sie eines Gebildeten ansichtig werden, der von der Religion und der Kirche nichts wissen will, alsogleich schließen: Nun, wenn ein sonst recht kluger Mensch nicht an Gott glaubt, so kann es doch auch keinen Gott geben, und warum soll ich es dann gerade glauben? O welch ein trauriger und falscher Schluß ist doch das! Weißt du nicht, daß Gott den Hochmütigen widersteht und nur den Demütigen seine Gnade giebt? Nun so betrachte einmal unsere Ungläubigen, und du wirst keinen Ungläubigen finden, der nicht hochmütig, eingebildet auf seine Kenntnisse wäre; ich brauche keinen Gott und keine Hölle, keine Kirche und keinen Papst; das ist alles leeres Geschwätz der Pfaffen. Das sind die eigenen Worte unserer gelehrten Ungläubigen. Wundert euch also nicht, daß Gott solchen Hoch-

mütigen widersteht; vielmehr betet und betet immer wieder, ohne Unterlaß für solche arme unsterbliche Seelen, damit auch ihnen gar bald jener Stern der drei Weisen aus dem Morgenlande aufgehe, sie erleuchte, nach Jerusalem geleite und sie zu der Frage veranlasse: „Wo ist der neugeborene König der Juden? Denn wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten." Amen!

Am ersten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn.

„Seid nicht träge im Eifer." (Röm. 12, 11.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der Weltapostel ermahnt in dem Briefe an die Christen zu Rom, nicht träge im Eifer zu sein; er warnt sie somit vor der Trägheit und ermahnt sie zur Arbeit, zur Arbeit des Geistes und des Körpers. Wie bedeutsam muß uns doch diese apostolische Mahnung erscheinen, uns, die wir nach einer längeren wohlthätigen Erholung uns vor wenigen Tagen erst zu erneuten Anstrengungen des Geistes in den der wissenschaftlichen Schularbeit geweihten Räumen wieder versammelt haben, um mit frischem Eifer im neuen Jahre an unsere Berufsarbeiten zu gehen, die am Schlusse des alten Jahres gemachten Vorsätze auszuführen und die teuern Angehörigen, Vorgesetzten und Eltern durch sichere Fortschritte in Kenntnissen und Sitten zu erfreuen! Darum seid nicht träge im Eifer!

Nicht ist es notwendig, euch daran zu erinnern, daß die Arbeit des Menschen eigentlicher Beruf ist. In der Heiligen Schrift heißt es: „Der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fluge." „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen." „Eine faule Hand bringt Armut; aber die Hand des Fleißigen bringt Reichtümer." Wer arbeitet, erfüllt demnach seine Pflicht. Die Arbeit im allgemeinen ist eins der Hauptziele des menschlichen Lebens; davon sind wohl auch fast alle Menschen fest überzeugt. Selbst der Unwissendste und Ungebildetste weiß, daß er auf ehrliche Weise nur durch angestrengteste körperliche Arbeit seinen täglichen Unterhalt sich verschaffen kann. Und der Gebildete, sowie derjenige, welcher gebildet werden soll, sind erst recht von der Notwendigkeit der Arbeit, nicht bloß der körperlichen, sondern weit mehr noch der geistigen überzeugt. Denn wahre Geistesbildung ist ohne langjährige Arbeit unerreichbar, da ohne Arbeit kein Fortschritt in der Erwerbung von Kenntnissen, in der Übung der geistigen Kräfte und in der Erreichung des gesteckten Zieles denkbar ist. Ja wir können aus dem reichen Schatze der

eigenen Erfahrung noch hinzufügen, daß es ohne gewissenhafte Arbeit keine wahre, dauernde Freude giebt, weder in unserem Innern, noch im Kreise von lieben Freunden, keine Freude, weder in der Schule, noch in dem elterlichen Hause.

Das ist die große Bedeutung der Arbeit für einen Schüler. Diese Bedeutung hat aber nur die wahre Arbeit, welche in einem andauernden Fleiße ihre nie versiegende Quelle besitzt, von dem rechten Geiste geleitet wird und in einer religiösen Weihe ihren Abschluß findet.

Der Fleiß ist das beharrliche Bestreben zu arbeiten, sobald die geistigen Kräfte es nur irgendwie gestatten. Der fleißige Schüler wartet nicht erst auf von außen kommende Anregungen, Ermahnungen und Ermunterungen zum Fleiße; vielmehr fühlt er in sich selbst, in seinem Innern, den beständigen Antrieb zur Arbeit. Es ist sein eigener freier Wille, der ihn bestimmt, beständig zu arbeiten. Diesen inneren Antrieb trägt er überallhin mit sich. Er ist daher immer fleißig, er mag lesen oder schreiben, sitzen oder gehen, stets denkt er, bemüht sich richtig zu denken, sucht überall, selbst in dem geselligen oder freundschaftlichen Verkehr etwas zu gewinnen für die Bildung seines Geistes, sei es, daß er fremde Erfahrungen sich zu eigen macht, sei es, daß er eigene Erfahrungen, Urteile und Ansichten infolge der Bestätigung, die sie gefunden, noch mehr befestigt, oder besser begründen und verteidigen lernt. Kein Wunder, wenn ein solcher Schüler erst recht fleißig ist in Anfertigung seiner Haus- und Schularbeiten.

Doch dieser innere Trieb zur Arbeit, soll er nicht planlos werden und in zügellose Leidenschaft ausarten, muß von dem rechten Geist geleitet werden. Von großer Bedeutung ist daher der Arbeitsgeist, welcher den Fleiß lenkt und zügelt. Unter „Geist“ in der übertragenen Bedeutung dieses Wortes versteht man weise geleitete Bestrebungen; der wahre Arbeitsgeist besteht demnach nicht darin, daß jemand vielerlei aus allen möglichen Gebieten des Wissens sich aneignet, sondern beim Lernen einen ganz bestimmten Plan sich macht und nach diesem gewissenhaft und treu arbeitet. Ihr, im Herrn Geliebteste, empfanget an der Anstalt einen ganz bestimmten Plan, der für euch unabänderlich, der weise eingerichtet ist und auf den bewährtesten Erfahrungen der vortrefflichsten Lehrer vieler Jahrhunderte beruht. Bezüglich der Lehrgegenstände, ihres Umfanges und ihrer Bedeutung seid ihr demnach als Schüler gebunden, trotzdem bleibt immer noch Gelegenheit genug, den Geist zu zeigen, von welchem ihr euch bei euren Studien leiten lasset. Den wahren Arbeitsgeist werdet ihr bethätigen, wenn ihr euch in der Schule wie zu Hause bemüht, das richtige Verständnis des Gelernten, sowie seines Zusammenhanges und seiner Bedeutung für alle Unterrichtsgegenstände zu gewinnen; wenn ihr euch einen allgemeinen Überblick über das bisher Gelernte zu

verschaffen sucht, das scheinbar Unbedeutendste nicht unbeachtet lasset und es sofort einfüget als einen neuen Baustein in das Gefüge eures geistigen Baues. Der wahre Arbeitsgeist verschmäht selbst den Schmuck der glänzendsten Federn, wenn es nicht die eigenen sind, verachtet jede, auch die leiseste Unselbständigkeit im Denken und Arbeiten und ist ein Feind alles Betruges, sei es im Mündlichen oder Schriftlichen. Seine äußere Erscheinung predigt Ernst und Ruhe, Sicherheit und freie Bewegung der Gedanken, diese Erzeugnisse des denkenden Geistes, der das, was er in Worten zum Ausdruck bringt, zuvor genau und nach allen Seiten hin wohl erwogen und so sich zum geistigen Eigentum gemacht hat. Nichts Unheimliches und Düsteres ist das, da ja in dem vor Freude strahlenden Auge sich abspiegelt das tiefe und sichere Bewußtsein von der Richtigkeit des Gedankens und seiner vollen Übereinstimmung mit dem Ausdrucke desselben.

Den wahren Arbeitsgeist sollet ihr endlich noch dadurch bethätigen, daß ihr für jeden Tag, für jede Woche, ja mit Bezug auf größere Arbeiten für einen noch längeren Zeitraum einen wohlerwogenen Arbeitsplan mit einer genauen Zeiteinteilung für eure häuslichen Arbeiten anleget, euch an diesen Plan bindet und allen Verlockungen, ihn unbeachtet zu lassen, standhaft widerstehet. Denn durch eine gute Zeiteinteilung gewinnt man regelmäßig sehr viel Zeit, nötigt den Geist, sich allmählich an einen bestimmten Gang der Studien zu gewöhnen, schult ihn zu seinem eigenen Vorteile und lehrt ihn Ordnung in allen Stücken, Genauigkeit, Pünktlichkeit und Sauberkeit in den geistigen Arbeiten lieben. Freilich muß man nicht vom freien Geiste verlangen, nach jedem, auch noch so unklug angelegten Studienplane zu arbeiten. Der Plan muß vielmehr unter gehöriger Berücksichtigung der Tages- und Schulzeit ausgearbeitet sein, so zwar, daß man nicht unmittelbar auf die geistigen Anstrengungen in der Schule häusliche Arbeiten, sondern vorerst eine angemessene Erholungszeit folgen lassen soll. Ist aber solche und ähnliche Rücksicht genommen worden, so lasset euch dann nicht vom angestrengtesten Arbeiten abhalten, selbst wenn der Geist anfänglich einen großen, ja scheinbar unüberwindlichen Widerwillen zeigt. Denn es wird dieser Widerwille, welcher in der allgemeinen menschlichen Schwäche seine Ursache hat, gewöhnlich nicht allzulange anhalten, sondern bei dem nötigen Ernste alsbald schwinden und sich in die beseligendste Freude an der Arbeit selbst verwandeln.

Das ist der rechte Arbeitsgeist, zu dessen Befestigung und Veredlung noch eine wahrhaft religiöse Weihe erforderlich ist. Denn ohne diese bleibt der beste Arbeitsgeist gleichsam auf halbem Wege stehen und verfehlt sein letztes, sein höchstes Ziel. Sein zunächst gelegenes Ziel besteht ja allerdings in der Absicht, möglichst viele, zusammenhängende, einheitlich zu einem Ganzen geordnete, sichere und genaue Kenntnisse zu ermöglichen und

zu vermitteln. Allein so groß auch immer die Freude für jemand sein mag, an diesem nächsten, gar nicht so leicht und schnell erreichbaren Ziele angelangt zu sein, eine dauerhafte und nirgends verwundbare Freude wird es noch lange nicht sein. Da selbst innerhalb der bescheidensten Grenzen vor dem denkenden Geiste sich ein unermeßliches Gebiet des Wissens allmählich zeigt, so wird er, wenn ihm die religiöse Bildung abgeht, — entweder der beklagenswertesten Verzweiflung anheimfallen oder von widerlichem Übermut und Stolz aufgebläht werden. Während aber der Verzweifelte sich in den unermeßlichen Strudel der sinnlichen Genüsse und vergänglichen Freuden stürzt, in denen er untergeht, verfällt der Übermütige in die lächerlichste Einseitigkeit, schließt sich in seinem einsamen, öden Studierzimmer gegen alle veredelnden Einflüsse des wirklichen Lebens ab und lernt allmählich andere Menschen von seinem beschränkten Standpunkte aus grundfalsch beurteilen, so daß seine Lebensweisheit im umgekehrten Verhältnisse zu seiner Wissenschaftlichkeit steht. Von dieser falschen und ebenso verderblichen Einseitigkeit im Wissen unterscheidet sich gar sehr die rechte Einseitigkeit; es ist dies jene, welche in der christlich-religiösen Weihe einen des wissenschaftlich gebildeten Menschen würdigen Abschluß erhält. Diese religiöse Weihe besteht in dem richtigen Überblick über das ganze Gebiet des Wissens und in dem richtigen, allerseits befriedigenden Abschlusse, dessen alles umfassender Schlußring Gott, der Allwissende, ist, in dessen unermeßlichen Geist sich der christliche Gebildete versenkt und in ihm in wonnevoller Ruhe auf seinem beschwerlichen Wege des Forschens rastet, um in der Ewigkeit des Himmels das Schauen aller Wahrheit zu genießen. Das ist die rechte Einseitigkeit, gepaart mit einer vollauf genügenden und alle Wissensgebiete verbindenden Allseitigkeit. Wer diese Weihe empfangen, ist sich bewußt seiner Unzulänglichkeit und beugt sich in den Staub vor dem Allwissenden. Bescheidenheit durchleuchtet sein reines Auge; Demut beseelt seine tief bewegte Brust; Worte der herzlichsten Dankbarkeit und Pietät gegen Lehrer, Erzieher, Eltern und Wohlthäter stammelt sein sonst beredter Mund. O lasset uns ihm winden einen nie verwelkenden Kranz um seine von Arbeitsschweiß triefende Stirn, den Kranz der Wissenschaft, welche von dem duftigsten Hauche christlicher Liebe beseelt ist!

In diesem Sinne seid nicht träge im Eifer, seid inbrünstig im Geiste und dienet dem Herrn! Amen!

Am zweiten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn.

„Jesus sprach zu ihnen: ‚Schöpfet nun und bringet es dem Speisemeister.“ (Joh. 2, 8.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Wenn es auch eine allgemein anerkannte Wahrheit ist, daß allen Menschen das Streben, glücklich zu werden, gemeinsam ist, so daß mit Recht das Glück ein allgemein menschliches Bedürfnis genannt werden muß, so ist doch der Erfolg dieses Strebens bei sehr vielen Sterblichen geradezu ein Mißerfolg zu nennen, so daß viele an der Möglichkeit, glücklich zu werden, allerdings mit Unrecht, verzweifeln. Denn gleichwie der Heiland nicht bloß zu Anfang seiner öffentlichen Wirksamkeit, als er auf der Hochzeit zu Kana jenes schöpferische Wort sprach: „Schöpfet nun und bringet es dem Speisemeister!“ sondern auch im weiteren Verlaufe seiner heilbringenden Thätigkeit sein eigenes Glück darin fand, daß er andere glücklich zu machen bestrebt war, ebenso können auch wir alle unser eigenes Glück fest begründen und sicher befördern, indem wir es uns zur ernstesten Lebensaufgabe machen, in christlicher Denk- und Handlungsweise unsere Nebenmenschen wahrhaft glücklich zu machen.

In diesem christlichen Vorhaben werden wir noch mehr befestigt, wenn wir voll des heiligsten Glaubens erwägen, daß zwar Gott, dieses allerheiligste Wesen, dessen unendliche Glückseligkeit unsere schwache Vernunft nicht zu begreifen vermag, dadurch zunächst unendlich selig ist, daß er seine unendlichen Vollkommenheiten von Ewigkeit her betrachtet, daß Gott, dieses von Ewigkeit sich selbst erkennende Wesen, doch aber auch, bevor er sich erkennen kann, sich notwendigerweise zu allen geschöpflichen Wesen in Gegensatz stellen muß, weshalb der ewige Beschluß Gottes, Geschöpfe hervorzubringen, nicht bloß zu seiner ewigen Selbsterkenntnis notwendig, sondern auch eine mitwirkende Ursache ist, weshalb die aus der so vollkommenen Selbsterkenntnis entstehende Glückseligkeit Gottes gewissermaßen auch darin besteht, alles ins Werk zu setzen, um seine vernünftigen Geschöpfe zu beglücken.

Damit wir aber dieses göttliche Urbild der ewigen Glückseligkeit unter dem gnädigen Beistande Gottes nach Kräften nachahmen und dadurch selbst glücklich werden können, daß wir andere beglücken, müssen wir uns selbst erst dazu tüchtig machen, da derjenige, welcher andern mitteilen will, zuvor besitzen und noch früher erwerben muß. Nehmen wir dazu die christliche Lehre, daß alle Menschen glücklich werden können, ja sollen, so leuchtet ein, daß unter dem eben erwähnten Besitze nicht Reichtum, Ehre, Macht und Wissenschaft zu verstehen sind, weil sich eines derartigen Besitzes immer nur wenige erfreuen und somit die Armen,

Verachteten, Machtlosen und Ungebildeten nimmer glücklich sein könnten, sondern etwas ganz anderes verstanden werden müsse, dessen sich schließlich alle Menschen erfreuen können, wenn sie guten Willens sind; und das ist, wenn wir es kurz nennen wollen, die Tugend der christlichen Nächstenliebe. Indessen muß die christliche Nächstenliebe, in deren Besitz sich alle Menschen setzen können, sie mögen reich oder arm, angesehen oder verachtet, gelehrt oder unwissend sein, in der wahren Liebe zu Gott und in der rechten Selbstliebe wurzeln, nicht bloß von Eigenliebe, sondern auch von Gleichgültigkeit gegen den Nächsten, sowie von Gefühllosigkeit fern sein und sich bis zur christlichen Feindesliebe erweitern. Das ist es, was wir besitzen müssen, wollen wir andere beglücken und dadurch selbst glücklich sein; das ist es, wonach Tausende der edelsten Geister im Laufe der Jahrhunderte mit heißem Bemühen gesucht und was sie nicht gefunden haben; das ist der Stein der Weisen, womit das Christentum uns beglückt, den der Heiland uns vom Himmel gebracht und der als Grundstein in unser Herz eingesenkt werden muß, soll der Bau unseres eigenen Glückstempels gut von statten gehen, in allen Wechselfällen des irdischen Lebens dauerhaft sein und den Schlußstein unserer ewigen Glückseligkeit erhalten. Darum schärft auch der große Weltapostel in der heutigen Epistel die christliche Nächstenliebe mit so beredten Worten ein: „Die Liebe sei ungeheuchelt; liebet einander mit brüderlicher Liebe, mit Achtung kommet einander zuvor. Den Heiligen kommet zu Hilfe in ihren Nöten, befleißiget euch der Gastfreundschaft, freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden! Habet einerlei Gesinnung untereinander!"

Welch ein weites und mannigfaltiges Feld der Wirksamkeit öffnet sich daher vor unserem betrachtenden Geist. Während die Reichen ihre Nächstenliebe durch Almosen beweisen, thun dasselbe die Almosenempfänger durch ihr Gebet für den Almosengeber. Die Reichen sorgen für die Bekleidung der Nackten, und diese erflehen aus Dankbarkeit dafür den Wohlthätern das Gewand der heiligmachenden Gnade; die Obdachlosen erhalten Herberge von denen, welche ein Haus besitzen, und diese erhalten in jenen Freunde, die sie dereinst in die Wohnungen des Himmels aufnehmen werden; die in Freiheit Lebenden besuchen und trösten die Gefangenen, und diese beweisen ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie durch ihr Gebet ein ähnliches Los von jenen fern halten; die Gesunden pflegen die Kranken, und diese bitten Gott um fernere Erhaltung der Gesundheit ihrer Krankenpfleger; die Lebendigen begraben die Toten, und diese erflehen von Gott für die Überlebenden das ewige Leben; die Gerechten ermahnen die Sünder, und diese schildern den Gerechten das Elend der Sünde; die Gelehrten unterweisen die Unwissenden, und diese erfreuen ihre Lehrer durch Dankbarkeit für den Unterricht; die Weisen raten den Zweifelhaften, und diese warnen die Weisen vor eiteln Grübeleien; die wahren Brüder in Christo

erbitten von Gott das Heil des Nächsten, und dieser schickt dieselben Bitten für alle seine Nächsten zum göttlichen Throne empor; die Mitleidigen trösten die Betrübten, und diese freuen sich mit den Fröhlichen; die Beleidigten ertragen die zugefügten Unbilden geduldig, und die Beleidiger bereuen ihre Fehler und schämen sich, jemand noch einmal zu beleidigen; die Beleidigten verzeihen gern ihren Beleidigern, und diese sind aus Dankbarkeit für solche Großmut zur Versöhnung von Herzen geneigt. Das ist in kurzen Umrissen das Arbeitsfeld der christlichen Nächstenliebe, die im Grunde genommen herzliches Wohlwollen, teilnehmendes Mitgefühl, Sanftmut und Friedfertigkeit ist.

Bist du also reich, so teile dem Armen von deinem Überflusse mit, beglücke den Bettler mit einer Gabe, den Bedürftigen mit einer Unterstützung, den Durstigen mit einem Trank, den Hungrigen mit Speise; denn nur beglückend wirst du glücklich sein. Lebst du noch hienieden, so gedenke der Verstorbenen; bist du fromm und gerecht, so ermahne liebevoll mit aller Geduld und Klugheit die Sünder; hast du etwas gelernt, so teile davon aus mit aller Bescheidenheit; bist du ein weiser Ratgeber, so hilf den Ratlosen; willst du den Nächsten wahrhaft lieben, so bitte Gott um das Heil des Nächsten; hast du Geschick und Mitleid, so tröste die Betrübten; und hast du einen Feind, so erweise ihm Gutes. Denn nur beglückend wirst du glücklich sein. Im Nächsten beglücken wir aber auch zugleich Gott; denn was ihr dem geringsten eurer Brüder gethan, sagt der Heiland, das habt ihr mir gethan, weshalb wir denn auch nur in Gott ewig glücklich sein werden. O ewiges, unermeßliches Meer der Liebe und des Glückes! Gott liebt uns von Ewigkeit her und findet sein Glück darin, daß er uns beglücken will, und wir sollen durch werkthätige christliche Nächstenliebe Gott beglücken, um ewig glücklich zu sein.

Das ist auch die große Aufgabe unserer heiligen Kirche, die sie in vielen ihrer Mitglieder bald mehr bald minder glücklich, aufs vollkommenste aber durch ihre Heiligen im Laufe der Jahrhunderte gelöst hat. Um die Unwissenden zu belehren, den Zweifelhaften recht zu raten, um den Kranken zu helfen und den Sterbenden beizustehen, flieht der hl. Karl Borromäus das geräuschvolle Hofleben zu Rom, bereist seine weite Diözese zu Fuß, besteigt die gefährlichsten Abhänge der Berge, fürchtet weder Räuber noch Mörder, tritt ein in die Hütten der Armut und des Elendes, nimmt nur die allernotwendigste Speise zu sich und verkauft alles Überflüssige, um die Werke der christlichen Nächstenliebe zu üben.

Um die Unwissenden zu belehren, die Sklaven zu bessern, den Hilflosen und Verkommenen in großen Städten beizuspringen, opfert der hl. Vincenz von Paula sein ganzes Leben auf, gründet Vereine, begeistert die Reichen für Almosengeben und die Armen für das Gebet, baut Hospitäler, Armenhäuser und Erziehungsanstalten; er lebt nur für den Nächsten.

Doch wozu in die Ferne schweifen, da unsere heilige Landespatronin Hedwig[1] allen andern durch Werke der christlichen Nächstenliebe voranleuchtete. Gegen sich selbst außerordentlich streng und beseelt von dem ernstesten Bußeifer, hatte sie gleichwohl für den Nächsten nur Worte der Sanftmut und Liebe. Obwohl sie sich selbst nur eine kurze Ruhe auf bloßer Erde gönnte, bereitete sie doch den Armen und Kranken weiche Lagerstätten. Höchst einfach in ihrem Anzuge ging sie sogar barfuß, um mit eigener Hand den Hilfsbedürftigen Kleidung, den Hungrigen Speise, den Kranken Arzneien zu bringen und sie zu verpflegen.

So hat die Kirche ihre treuesten Mitglieder begeistert; nur auf dieselbe Weise werden auch wir unser Glück finden. Den Nächsten lieben heißt eben sich selbst lieben. Denn nur beglückend wirst du selbst glücklich sein, jetzt und in alle Ewigkeit. Amen!

Am zweiten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn.

„Als es am Weine gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein." (Joh. 2, 3.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Das heutige Evangelium zeigt uns Jesum auf der Hochzeit zu Kana. Der göttliche Heiland verschmähte diese Gelegenheit nicht, um uns aus Anlaß hochzeitlicher Freuden zu zeigen, daß alle rein weltlichen Freuden, und wären es auch die größten, nicht reine, volle Freuden sind, und um uns ferner darauf aufmerksam zu machen, daß auch weltliche Freuden wahre sein können, wenn sie als Vorbereitung auf die ewigen dienen. Denn als es am Weine gebrach und die hochzeitlichen Freuden dadurch getrübt wurden, wirkte er durch seine Allmacht das Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein, wodurch die Störung der Freude beseitigt, die Freude sogar noch erhöht wurde und sich zu einer wahren Freude umgestaltete. Wir wollen darum heute die Nichtigkeit aller rein weltlichen und sinnlichen Freuden der Menschen betrachten, damit wir uns begeistern lassen, nur nach den allein wahren, das Menschenherz wirklich beglückenden Freuden zu streben.

Jeder Mensch setzt sich ein Ziel: bald ein nahes, bald ein fernes; bald ein hohes, bald ein niederes; bald ein geistiges, bald ein leibliches; bald ein gutes, bald ein schlechtes. Wer den Menschen nur einigermaßen kennt und sich selber beobachten gelernt hat, der weiß, daß es der Ziele unzählige giebt, nicht bloß in der großen Gesamtheit der Menschen, son-

[1] Die ersten Zuhörer waren Schlesier.

dern auch im einzelnen Menschen, nicht bloß in einem Lebensalter, in einem Jahre, sondern oft auch an einem Tage, ja sogar in einem noch kleineren Zeitraume. Und diese mannigfaltigen Ziele steckt sich der Mensch doch nur, um sie zu erreichen. Das Gefühl nun, welches uns beschleicht, wenn wir eins von jenen Zielen erreicht haben oder erreicht zu haben glauben, nennt man Freude. Nach der Wichtigkeit und Bedeutung des Zieles, die es für den Menschen wirklich oder nur angeblich hat, bestimmt sich demnach der Grad der Freude. Nach dem wirklichen oder bloß eingebildeten Werte des erreichten Zieles berechnet sich sodann die Dauer der Freude. Von der größeren oder geringeren Schwierigkeit, die obwaltenden Hindernisse zu beseitigen, hängt ferner die Stärke der Freude ab. Und von der Beschaffenheit des Zieles läßt sich auf die Beschaffenheit der Freude schließen. So mannigfaltig nun die Ziele des Menschen sein können, ebenso mannigfaltig sind auch die Freuden. Das unbedingt höchste Ziel bereitet also die höchste Freude. Ein ewiges Ziel erreicht zu haben ist gleichbedeutend mit ewiger Freude. Ein vergängliches Ziel kann nur vergängliche Freuden gewähren. Doch deswegen allein sind die vergänglichen Freuden im menschlichen Leben noch lange nicht zu verachten oder gering zu schätzen. Denn gleichwie ein Wanderer, welcher ein entferntes Ziel zu erreichen beabsichtigt, sehr viele weniger entfernte und näher gelegene Ziele im Auge behalten und erreichen muß, ehe er das entfernte erreichen kann, ebenso sind auch sehr viele vergängliche Freuden ebensoviele Vorstufen zur ewigen, unvergänglichen Freude und werden durch diese gleichsam veredelt, erhalten durch sie eine gewisse Weihe und eine große Bedeutung. Wer daher mit echt christlicher Gesinnung Almosen giebt, oder seine niederen Begierden beherrscht, hat, wenn auch eine vergängliche, so doch eine wahre Freude, weshalb denn alle christlichen Tugenden, ja schon alle einzelnen christlichen Tugendakte ebensoviele Stufen der Vorbereitung auf die ewige Freude und Seligkeit sind.

Ganz anders dagegen verhält es sich mit allen jenen menschlichen Freuden, welche in keiner Beziehung zu den ewigen stehen. Diese Freuden sind nichtige und darum auch keine wahren Freuden. Alles kommt auf das letzte Ziel an, welches der einzelne Mensch sich steckt. Ist das letzte Ziel, wie bei den Ungläubigen, Gedankenlosen und Gottlosen, ein bloß irdisches, so kann es zwar hienieden schon erreicht werden, aber alle Zwischenstufen sowohl als auch jenes letzte Ziel vermögen nur eine vergängliche Freude zu bereiten, und da selbst die letzte Freude eine sehr vergängliche ist, so ist es klar, daß ein solches Menschenleben keine wahre Freude zu genießen in der Lage ist. Darum wird immer ein rein weltliches Leben gleichbedeutend sein mit einem freudeleeren, das reich an vielen trüben Erfahrungen und bittern Täuschungen ist. Stellet euch einen Menschen vor, der an das Dasein Gottes, an die Unsterblichkeit und an ein jen-

seitiges Leben nicht glaubt und in seiner Verblendung und Thorheit meint, nach dem Tode sei jede persönliche Fortdauer des Menschen ausgeschlossen. Ihm ist das Grab sein letztes Ziel, das er ganz gewiß erreicht und dem er durchaus nicht entgehen kann. Welche Bedeutung können für solch einen ungläubigen Menschen noch irdische Freuden haben! Gesetzt selbst den günstigsten Fall, daß er sich nur edle Freuden während seines kurzen irdischen Lebens zu bereiten wüßte. Er sei darauf bedacht, seine Geisteskräfte, seinen Verstand, sein Herz, seinen Willen auf alle nur mögliche Weise durch allerlei nützliche und schöne Kenntnisse auszubilden. Er verstehe es, alle leidenschaftlichen und niederen Regungen des Geistes und des Körpers durch seinen tapferen Willen zu bekämpfen und zu besiegen. Er übe sich in allen natürlichen Tugenden, er sei freigebig, friedliebend, nachsichtig, treu, gewissenhaft, so daß wir, vom rein menschlichen Standpunkte aus, ihm unsern Beifall und unsere Achtung ganz gewiß nicht versagen können. Aber was hat wohl ein solcher von allen seinen Freuden, welche er unstreitig bei seinen Bestrebungen genießt? O nichts als Kummer, Sorge, Verdruß und nicht selten Verzweiflung! Er gräbt sich frühzeitig das Grab und trägt seine Freuden mit seinem Unglauben zu Grabe. Wir können ihn bedauern, beklagen und beweinen, aber in seine Fußstapfen zu treten verbietet uns schon unsere Vernunft. Denn wenn selbst der ernsteste und gewissenhafteste Mensch, sobald er an ein ewiges Ziel nicht glaubt, freudeleer durchs Leben wandelt und voll Verzweiflung am Grabe anlangt, so gäbe es allerdings kein elenderes Wesen unter der Sonne als den Menschen, und hätten wir alle Grund genug, an uns selbst zu verzweifeln und namenlos unglücklich zu sein.

Bis jetzt dachten wir an einen Ungläubigen, der es ernstlich meinte mit der Veredlung seiner Persönlichkeit und mit der Herrschaft derselben über seine körperliche, niedere Natur. Wie gering an Zahl sind aber solche Menschen! Die allermeisten von jenen, welche das menschliche Leben mit dem Grabe für abgeschlossen halten, sind viel zu bequem, als daß sie ihr Denkvermögen, ihren Verstand und ihre Vernunft anstrengten und Miene machten, ihrem Willen zur Herrschaft zu verhelfen; vielmehr begnügen sie sich mit der nach unten gekehrten Seite ihres Erkennens, mit der Sinnenthätigkeit, und kennen nur niedere, sinnliche Zwecke und Ziele. Diese suchen sie zu erreichen und versinken darum immer mehr und mehr in den Dienst der Materie. Sie kennen entweder gar nicht die höheren geistigen Gesetze, oder sie verachten diese, weil ihre Befolgung Mühe und Beschwerde verursacht. Sie kennen nur die Naturgesetze ihres Leibes, seine Begierden und Lüste, wodurch der Leib sie beständig an seine besondern Naturgesetze erinnert, und sie befriedigen dieselben.

Die dadurch bereiteten Freuden sind aber sehr zweifelhafter Natur, nichts weniger als Freuden. Denn alle rein sinnlichen Freuden, los-

geschält von der sie erst veredelnden geistigen Thätigkeit, beschleunigen die Zerstörung der sinnlichen Natur und erzeugen Ekel. Je öfter die Bedürfnisse der sinnlichen Natur durch sinnliche Freuden befriedigt werden, desto mehr Bedürfnisse entstehen, desto mehr nimmt die Widerstandskraft ab und desto größer wird der Ekel. Das wissen alle jene aus eigener Erfahrung, welche ihre Augen- und Fleischeslust, ihre Hoffart des Lebens vollauf befriedigt haben. In der Regel folgt auf einen kurzen Freudentaumel langanhaltendes Herzeleid; ja oft ist Süßes sogar schon im ersten Augenblicke mit Bitterem vermischt, so daß alle sinnlichen Freuden nicht bloß vergänglich sind und gewöhnlich der schmerzlichsten Reue Platz machen, sondern auch nicht einmal einen Augenblick lang reine, ungetrübte Freuden sind. Furcht, Angst, Bangigkeit, Verzagtheit, Neid, Schande, Rücksichten und Scham stören und trüben so oft sinnliche Freuden. Je heimlicher sie genossen werden, desto größer ist die Furcht in dem Genießenden, und desto kleiner die Freude selbst. Je offener aber sinnliche Freuden gesucht werden, desto größer der Abscheu aller Edlen und desto schlimmer der Neid aller Gleichgesinnten, welche die Freude abzuschwächen und zu vereiteln sich bemühen. Mit einem Worte: Das Leben des Ungläubigen ist freudeleer, alle seine Freuden sind nur scheinbar, sind nichtig.

Gar sehr würde man aber irren, wollte man nun schließen, daß die Freuden des Gläubigen, des Christen, schon darum, weil es Freuden eines Christen sind, wahre seien. Sucht auch der Christ nur sinnliche, nur irdische Freuden, so sind sie bei ihm noch viel weniger Freuden als beim Ungläubigen, weil der Christ ja an ein ewiges Ziel glaubt, das ihn beständig an seine Verirrung erinnert. Der Gedanke an die Hölle und ihre ewigen Strafen, an Gottes Gerechtigkeit und sein strenges Gericht, sein eigenes Gewissen, das er als Stimme Gottes anerkennt — das alles verbittert ihm gar sehr alle sogenannten weltlichen und sinnlichen Freuden.

So sehen wir denn, daß alle rein weltlichen und sinnlichen Freuden durchaus nichtig sind. Und doch haschen und streben so viele, ja ich möchte sagen die meisten Menschen nach solchen wesenlosen Schatten, welche sich doch nimmer erfassen und erjagen lassen. Welche Verblendung und welche Gedankenlosigkeit gehört dazu, um solchen Phantasiegebilden ernstlich nachzujagen! Welch ein Mut, trotz aller Hindernisse und trüber, ja schmerzlicher Erfahrungen immer wieder aufs neue den Lauf zu beginnen! Auf diesem Wege werden auch wir wahrhaftig nicht zur wahren, ungetrübten Freude gelangen. Vielmehr giebt es nur einen einzigen Weg, auf dem Freuden ohne Zahl schon hienieden uns erwarten, es ist der Weg, der uns zu Gott, unserem ewigen Ziele, führt. Alles, und wäre es auch noch so unbedeutend, was uns diesem Ziele näher bringt, was auf diesem Wege uns weiter fördert, bereitet uns eine wahre

irdische, zeitliche Freude, die nicht im mindesten gestört oder getrübt wird. Das Almosen, das wir mit reinem Herzen aus wahrer Liebe zu Gott geben, das Gebet, welches aus reinem Herzen zum göttlichen Throne emporsteigt, die wahre christliche Tugend allein vermag uns schon hier mit Freuden zu beglücken, welche zwar irdisch sind, weil wir noch auf Erden leben, die aber, wenn wir tugendhaft bleiben und so unser ewiges Ziel erreicht haben, hinüberfließen in die Ewigkeit und zu ewigen Freuden werden. Amen!

Am dritten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn.

„Jesus sprach zu dem Hauptmanne: ‚Geh hin, und wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen.'" (Matth. 8, 13.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Die zweite Erzählung unseres heutigen Evangeliums ist ebenso einfach wie merkwürdig. „Da Jesus in Kapharnaum angelangt war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause gichtbrüchig und leidet große Qual. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Und der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterworfen, und habe Kriegsleute unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh! so geht er; und zu dem andern: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knechte: Thu das! so thut er's. Da nun Jesus das hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich, sag' ich euch, solch großen Glauben hab' ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch, daß viele von Aufgang und Niedergang kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen werden, die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen werden, da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Und Jesus sprach zu dem Hauptmanne: Geh hin, und wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen. Und in derselben Stunde ward sein Knecht gesund."

Wie einfach, meine Geliebten, ist doch diese evangelische Erzählung! — der Herr macht einen kranken Knecht gesund. Und wie merkwürdig stellt sie sich unsern betrachtenden Blicken dar, wenn es heißt, der Herr ging nicht zum kranken Knechte, sondern heilte ihn aus einer gewissen Entfernung! — Auf diesen Grundgedanken des heiligen Evangeliums geben die Gläubigen immer noch zu wenig acht. Und doch ist

die Wahrheit, welche uns heute verkündet wird, von größter Tragweite und von nicht hoch genug anzuschlagender Bedeutung. Gleichwie der Heiland den kranken Knecht gesund machte, ohne daß er in sein Haus eintrat, ohne daß er ihn mit seiner Hand oder seinem Kleide berührte, ebenso heilt auch heute noch derselbe Heiland so viele fromme Seelen durch die geistliche Kommunion, ohne daß sie den wahren Leib und das wahre Blut Jesu unter den Gestalten des Brotes mit ihrer Zunge berühren und in ihre Herzen aufnehmen. Diese Wahrheit sowie der Umstand, daß so viele dieselbe gar nicht kennen, veranlassen mich, mit euch heute zu betrachten:

1. Worin besteht die geistliche Kommunion, und
2. Welchen Nutzen gewährt sie dem frommen Christen?

Daß ihr meine Worte recht beherziget und mit großem Erfolge dem heiligen Meßopfer in Zukunft beiwohnet, erflehe ich auf die Fürbitte der allerseligsten Mutter desjenigen, der zum heidnischen Hauptmanne sprach: „Geh hin, und wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen."

Nach dem hl. Thomas besteht die geistliche Kommunion in einer brennenden Begierde, Jesum im Sakramente zu empfangen, und in einer liebevollen Vereinigung mit ihm, als ob man ihn wirklich empfangen hätte. — Ihr seht, wie sehr die geistliche Kommunion Herzenssache ist. Vor allem wird gefordert, daß das Herz eine brennende Begierde hat, Jesum im Sakramente zu empfangen. Diese Begierde läßt sich nicht auf einmal ins Herz legen; sie ist das Werk vieler Jahre, die man in der Übung aller Tugenden verlebt hat. Du hast diese Begierde nicht und wirst dieselbe auch niemals in deinem Herzen wahrnehmen, wenn du Jesum nicht liebst. Wann liebst du aber Jesum? — Doch lasset mich vorher fragen: Wann liebt ein Mensch den andern? — Ich kann ihm nichts abschlagen, spricht so mancher, wenn er etwas thun soll, was sein Freund wünscht; ich kann auf ihn nicht böse sein; alles ist mir recht, was er befiehlt, ja ich schätze mich glücklich, wenn er mir etwas befiehlt; wenn er mich schlägt, so bin ich ihm dankbar; weiß er etwas zu rügen, so bessere ich mich. Seht, wer also denkt, spricht und handelt, der liebt wahrhaft seinen Mitmenschen. Und weilt dieser fern von seiner Heimat, ach wie sehnt er sich da nach ihm; kaum hat er die Nachricht erhalten, daß er auf Besuch kommen werde, so flieht auch schon der Schlaf von seinen Augen. Jedes Geräusch, jedes Wagengerassel, jedes Pferdegepolter, jedes Knarren der Hausthüre macht ihn unruhig auf seinem Sitzplatze, hastig eilt er zum Fenster und seufzt tief auf, wenn er sich abermals getäuscht hat. „Jetzt noch eine halbe Stunde," spricht er, schon halb mißtrauisch, „dann muß er kommen!" Ach wie lange dauert doch eine Minute, du gute Seele! Dein Geist ist nur mit deinem Freunde beschäftigt, du kannst jetzt nichts mehr

arbeiten, du bist zu sehr aufgeregt vor Freude und Erwartung. An ihn nur denkest du: wie wird er aussehen — munter und gesund? „Gott weiß es, wir haben uns jetzt schon lange nicht gesehen! Ach wie will ich ihn umarmen, meine Hand in die seinige pressen! Ach kämest du doch endlich, mein Freund, daß ich mit dir plaudern und mich unterhalten könnte! Mein Herz ist so voll; ich habe dir so vieles zu sagen, Freudiges und Trauriges." Noch sind die letzten Worte kaum verklungen, da erfüllt Wagengerassel den Hof; ein Schrei vom hohen Fenster herab verkündet uns deutlich, daß soeben der heißersehnte Freund angekommen sei. Ich übergehe die vertrauten Gespräche, die sie Tag und Nacht miteinander führen; vielmehr stelle ich mir gar bald vor, daß der Freund wieder fern von seinem Freunde weilt. Wie sehnt sich da nicht der eine nach einem Briefe von dem andern! Empfängt er einen Brief, so ist's, als hörte er seinen Freund sprechen, als sähe er seine Lippen, wie sie von einem milden Lächeln bewegt werden, als sähe er seine Augen, die ihn so mitleidig anblickten, als sähe er die Thränen, die über seine Wangen rollten. Er drückt den Brief an sein freudiges Herz. Das Bild des Freundes, welches mitfolgte, betrachtet er die längste Zeit. „Nein, nein, wie er leibt und lebt, so ist mein Herzensfreund abgebildet! Nun habe ich dich endlich einmal, nun magst du auch fern von mir weilen; dein Bild ersetzt dich doch einigermaßen; ich will es auch schätzen und in Ehren halten wie dich selber; ich stelle mir recht lebendig vor, als wärest du es selber in eigener Person!"

Solches oder doch ähnliches geht in einem menschlichen Herzen vor, wenn es das seltene Glück genießt, einen wahren Freund zu haben. Welche Sehnsucht, welch brennende Begierde muß da nicht das Herz eines Christen beglücken, welcher Jesum im allerheiligsten Altarssakramente wahrhaft liebt! Wir alle sollten kaum erwarten können die Minute, da eine heilige Messe beginnt. Das steht demnach gewiß fest: daran, ob jemand gern oder ungern die heilige Messe hört, erkennt man, ob er Jesum wahrhaft, oder ob er ihn wenig oder gar nicht liebt; denn wer die heilige Messe nicht gern hört, der hat auch keine Sehnsucht nach dem Heilande, und wer keine Sehnsucht nach dem Heilande hat, der kann ihn auch nicht lieben, weil eben die Sehnsucht das beste Kennzeichen einer jeden Liebe ist. O, so versäumen wir ja keine heilige Messe, wenn wir Gelegenheit haben, sie zu hören; sie ist der Mittelpunkt und der Kern eines jeden katholischen Gottesdienstes; was wäre die Predigt ohne heilige Messe? Die Predigt soll die Herzen der Gläubigen vorbereiten auf die Gnaden, so in der heiligen Messe ausgeteilt werden; daher geht auch ordnungsgemäß die Predigt der heiligen Messe voran. Der Altar, auf dem die heilige Messe gefeiert wird, ist der Ort, wo der Heiland unter den Gestalten des Brotes und Weines Einkehr hält; dorthin müssen unsere Augen gerichtet sein, unsere Herzen müssen dorthin aufschauen und sich

nach ihrem Heilande sehnen. „O mein Jesus," also spreche dann ein jeder aus uns, „ich glaube, daß du im allerheiligsten Sakramente zugegen bist. Ich liebe dich über alles, ich wünsche dich in meinem Herzen zu empfangen. Da ich dich aber jetzt nicht wesentlich im allerheiligsten Sakramente empfangen kann, so komme wenigstens geistlicherweise in mein Herz! Ich umarme dich, ich vereinige mich mit dir, als ob du schon in mein Herz gekommen wärest. Gestatte nicht, daß ich mich je wieder von dir trenne."

Das ist die Weise, geistlich zu kommunizieren, wie sie uns der hl. Alfons Maria von Liguori lehrt. Der hl. Franziskus kommunizierte geistlich also: „Ich bitte dich, o mein Herr Jesus Christus, daß die süße und feurige Gewalt deiner Liebe mich ganz verzehre, damit ich aus Liebe deiner Liebe sterbe, nachdem du aus Liebe meiner Liebe hast sterben wollen." Die hl. Magdalena von Pazzis kommunizierte geistlich: „O nicht geliebte Liebe, o nicht gekannte Liebe, o mein Bräutigam! wann wirst du mich ganz zu dir hinziehen?" Und der hl. Petrus Alkantara sagte: „Jesus mein Schatz, o meine süße Liebe! verwunde und entflamme du dies Herz, damit es für dich nur glühe, dich nur liebe!"

So kommunizierten alle frommen Seelen gar häufig. Die selige Agatha vom Kreuz that es an zweihundertmal des Tages; und der Jesuit Peter Faber, erster Genosse des hl. Ignatius, pflegte zu sagen, daß die geistliche Kommunion ein großes Mittel sei, um mit vielem Segen die wirkliche Kommunion zu empfangen. „Ich ermahne jeden, der in der Liebe zu Jesus wachsen will, wenigstens einmal des Tages auf obige Weise beim Besuche des allerheiligsten Sakramentes sowie auch bei jeder heiligen Messe zu kommunizieren; ja es ist noch besser, wenn man es alsdann dreimal, im Anfange, in der Mitte und am Ende der heiligen Messe thut. Denn diese Andacht ist weit heilsamer, als manche meinen, und ist zu gleicher Zeit so leicht zu üben. Das sind gewiß Vorteile genug, welche kein Christ vernachlässigen sollte."

Welche Gnaden aber der liebe Gott durch die geistliche Kommunion austeilt, gab der Herr selbst der Schwester Paulina Mareska, Stifterin des Klosters St. Katharina von Siena in Neapel, zu erkennen. Denn er zeigte ihr zwei Gefäße, eins von Gold, das andere von Silber, und sagte ihr, daß er in dem goldenen die wirklichen und in dem silbernen die geistlichen Kommunionen bewahre. Auch sagte er der hl. Johanna vom Kreuz, daß, so oft sie geistlich kommuniziere, sie eine ähnliche Gnade wie jene empfange, die ihr in der wirklichen Kommunion erteilt werde. Und der heilige Kirchenrat von Trient empfiehlt die geistliche Kommunion, wenn er lehrt: „Viele empfangen das allerheiligste Altarssakrament, wie man zu sagen pflegt, nur geistlicherweise; es sind die, welche jenes uns dargebotene himmlische Brot in Begierde und Verlangen genießen, nachdem sie von dem lebendigen Glauben, der durch die

Liebe wirksam ist, entzündet sind, wodurch sie, wenn nicht alle, doch gewiß sehr große Früchte und Vorteile erlangen."

Allerdings steht die geistliche Kommunion hinter der sakramentalen zurück. Aber der Nutzen, welchen wir daraus schöpfen können, ist immerhin groß. Stellet euch einen frommen Christen vor, der sich fortwährend nach unserem lieben Heilande sehnt, und ihr werdet selbst die großen Gnaden erkennen, deren jener Fromme teilhaftig wird. Jede Sehnsucht will einmal befriedigt werden. Wer eine brennende Begierde hat, Jesum in sein Herz unter der Gestalt des Brotes im allerheiligsten Sakramente aufzunehmen, ruht gewiß nicht eher, als bis er ihn wirklich empfangen hat. Er wird alle Vorkehrungen treffen, um sein Herz durch das heilige Bußsakrament zu säubern und von Sünden unbefleckt zu erhalten. Mit einer wahrhaft ängstlichen Gewissenhaftigkeit hütet er sich vor jeder auch der kleinsten Sünde. Sowie eine saubere Hausfrau mit aller Strenge auf Reinerhaltung der Zimmer hält, wenn es gilt, in Bälde einen hohen Gast zu empfangen, ebenso wird auch ein frommer Christ, der sich aufrichtig nach Jesum im allerheiligsten Sakramente sehnt, ernstlich bemüht sein, das Herzkämmerlein reinlich und sauber zu erhalten. Ihr erkennt demnach selber, daß, wenn jemand täglich zu wiederholten Malen nach Jesum sich sehnt und somit geistlich kommuniziert, er gewiß ohne Sünde den Tag verleben wird. Und sollte er auch wirklich einmal den Tag über fallen, so wird er sich gewiß gar bald wieder aufraffen, seine Sünde bereuen und nicht eher ruhen, bis er vom Priester an Gottes Statt davon losgesprochen ist. „Ich wollte ja Jesum, meiner Seele Bräutigam, in meinem Herzen empfangen; ach ich Unglückseliger," so wird er aufseufzen, „was habe ich gethan? ich habe mein Herz verunreinigt; nun kann ich ihn nicht aufnehmen; o Jesu, du Sohn Gottes, hilf mir; gieb, daß ich meine Sünde wahrhaft bereue, weil ich dadurch des hohen Glückes verlustig gegangen bin, dich als meinen Bräutigam an mein Herz zu drücken. Helfet alle, ihr lieben Heiligen, mir; stehet mir bei mit eurer Fürbitte; helfet mir meine schwere, ja sehr schwere Sünde bereuen und aufrichtig bekennen; kommet mir zu Hilfe mit euren so zahlreichen und großen Verdiensten; helfet mir meine zeitlichen Sündenstrafen abbüßen. Ach du mein liebwertester Jesus! wie lange muß ich jetzt noch auf dich warten; wie viele Bußthränen muß ich annoch vergießen, ehe mein Herz dadurch reingewaschen sein wird; gestern noch glaubte ich, heute dich empfangen zu können; wie freute ich mich doch schon im voraus; und heute, kaum war ich erwacht, beging ich diese Sünde; nun muß ich wieder zuvor noch lange, lange büßen; o und wie gern wollte ich auch büßen, mein Jesus, wenn ich dich nur heute hätte empfangen können. Aber das eben war mein Fehler; nun erst erkenne ich ihn; ich danke dir viel tausendmal für diese hohe Gnade; ich hatte mir gestern vorgenommen, heute dich in der heiligen Kommunion

in mein Herz aufzunehmen; aber ich hatte nicht an deinen heiligen Willen gedacht; ich glaubte in meinem Hochmute, daß ich meinen Willen durchsetzen würde. O ich Thor! wußte ich denn nicht, daß selbst du, die zweite Person in der Gottheit, auf dem Ölberge sagtest: ‚Vater, wenn es möglich ist, so lasse diesen Kelch an mir vorübergehen; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe'? Also hätte auch ich gestern sprechen sollen: ‚O mein Jesus, wenn es möglich ist, so würdige mich morgen, dich in mein Herzkämmerlein aufzunehmen; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!' Das glaubte ich aber in meinem abscheulichen Hochmute nicht nötig zu haben; eben deswegen ließ es mein gütigster Jesus zu, daß ich heute schon in aller Frühe in die Sünde fiel; o wie soll ich dir danken für diese gnädige Zulassung; hättest du es nicht zugelassen, daß ich in diese Sünde fiel, so wäre ich unwürdig zur heiligen Kommunion gegangen! Tausendmal danke ich dir für diese Heimsuchung, durch die ich so sehr erleuchtet und zur richtigen Erkenntnis gebracht worden bin!"

Das, meine Geliebten, sind einige Gedanken und Seufzer eines frommen Herzens, welches täglich geistlich kommuniziert. Aus ihnen können wir entnehmen, welche Gnaden dem Christen aus der geistlichen Kommunion zufließen. Demnach ist die geistliche Kommunion die beste Vorbereitung auf die sakramentale, indem sie für einen jeden die größte Veranlassung ist, sein Herz rein zu erhalten; ferner bewegt sie uns auf der Stelle zu einer wahrhaft übernatürlichen Reue, zeigt uns die Abscheulichkeit der menschlichen Hoffart und die Zartheit der christlichen Demut; endlich erhebt sie uns auf die höchste Stufe des christlichen Lebens und gewährt uns einen seltenen Einblick in die ewigen Ratschlüsse Gottes und in die unzuverlässigen Vorsätze unseres Herzens. Fürwahr! eine Fülle von so hohen Gnaden sollte uns erfolgreich antreiben, recht oft geistlich zu kommunizieren, zumal es überdies noch so leicht ist; denn, sagt die hl. Johanna vom Kreuz: „Ohne bemerkt zu werden, ohne vorher gefastet zu haben, ohne der Erlaubnis des Beichtvaters zu bedürfen, kann man geistlich kommunizieren, und man kann es thun so oft, als man will, da es dazu nur eines Liebesaktes bedarf."

Wenn ihr also während einer heiligen Messe geistlich kommuniziert, so seid versichert, daß auch euch der liebe Heiland gleichwie dem Hauptmanne im heutigen Evangelium zurufen werde: „Geh hin, und wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen!" Amen!

Am Feste der Reinigung Mariä.

(Lichtmeß.)

„In jener Zeit, da die Tage der Reinigung Mariä nach dem Gesetze Moses' erfüllt waren, brachten sie Jesum nach Jerusalem, um ihn dem Herrn darzustellen." (Luk. 2, 22.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Schon wieder ein Marienfest, nichts als Feiertage zu Ehren eines Heiligen, so bemerken boshaft gewisse Leute, wenn sie an Wochentagen eifrige Katholiken zur Kirche gehen sehen, um in Erfüllung des Kirchengebotes die Heiligen zu verehren, ohne auch nur im geringsten sich um den Spott anderer zu kümmern. Aber ist es Verachtung, Eigensinn oder Unwissenheit, was die Katholiken in der Heiligenverehrung befestigt, so daß sie einmal um keinen Preis von derselben lassen mögen? Sind die Katholiken unzugänglich für die Beweise gegen die Heiligenverehrung, oder sind sie zu unwissend, als daß sie dieselben fassen könnten? O, das wohl nicht! Wir haben vielmehr die allertriftigsten Gründe, weshalb wir an der Heiligenverehrung mit unserer Kirche festhalten. Heute, da wir das Fest Mariä Reinigung so feierlich begehen, wollen wir nicht näher auf die besondere Bedeutung dieses Marienfestes eingehen, sondern die allgemeine Frage: Ist es recht, daß wir die Heiligen verehren? zur Betrachtung uns vorlegen.

Man sagt, die Heilige Schrift kenne keine Heiligenverehrung, alles, was darin etwa so scheinen könnte, sei eben nur Schein. Denn wenn auch einzelne lebende und verstorbene Menschen verehrt würden, so geschehe dieses nicht aus religiösen Beweggründen, sondern aus Anstands- und Schicklichkeitsgefühl, wie es einmal schon das gesellschaftliche Formenwesen in der Welt so mit sich bringe. Ihr sehet, daß alles darauf ankommt, solche Beispiele von Verehrung heiliger Personen in der Heiligen Schrift auszuwählen, bei denen es ganz klar ist, daß die Verehrung nicht weltliches Formenwesen, sondern eine tiefreligiöse Feierlichkeit war.

Ich will darum nicht erst erwähnen, daß Abraham und Lot tief zur Erde geneigt Engel verehrten; denn nur gar zu leicht könnte man mir einwenden, daß Abraham und Lot dies nur aus reiner Höflichkeit thaten, da sie die Engel schon verehrten, noch ehe sie wußten, wen sie vor sich hätten. Ich lenke darum bald eure liebe Andacht und Aufmerksamkeit auf eine deutlichere Stelle der Heiligen Schrift. Der Prophet Bileam, der zum König Balak ziehen sollte, um die Kinder Israels zu verfluchen, wurde dreimal vom Herrn gewarnt, indem die Eselin, auf

welcher der Prophet saß, abwich vom Wege, so daß Bileam ärgerlich dieselbe mißhandelte. „Da öffnete der Herr die Augen des Bileam, und er sah einen Engel auf dem Wege stehen mit einem gezückten Schwerte, und alsbald fiel er zur Erde nieder und verehrte ihn.“ Bileam verehrte also den Engel erst, nachdem er ihn erkannt hatte.

Später sah Josua einen Engel mit einem gezückten Schwerte vor sich stehen, und sogleich fragte er ihn: „Bist du einer von den Unsrigen oder einer unserer Feinde?“ — „Keineswegs,“ antwortete der Engel, „denn ich bin der Fürst der Heerscharen des Herrn. Und sogleich fiel Josua zur Erde und verehrte ihn.“ Josua verehrte nun den Engel nicht als Gott, sondern als Engel. Er war auch weit davon entfernt, ihn bloß wie etwa einen hochgestellten Menschen zu ehren, denn er fiel erst zur Erde, nachdem er erfahren, daß er einem Engel gegenüberstehe. Und daß er mit dieser Verehrung in den Augen der Heiligen Schrift gut gethan und lobenswert gehandelt habe, geht daraus hervor, daß der Engel die Verehrung nicht allein nicht verhinderte, sondern sogar befahl, daß ihm eine noch größere Ehre erwiesen werde. Denn so gebietet er dem Josua: „Löse deine Schuhriemen, denn der Ort, wo du stehst, ist heilig.“

Ebenso werden auch heilige Menschen in der Schrift verehrt. Saul verehrt die Seele des Samuel, der ihm im Traum erscheint. Abdias, ein heiliger Mann, verehrt zur Erde gebeugt den Elias. Und dies geschah nicht wegen rein menschlicher Vorzüge, aus einem bürgerlichen Schicklichkeitsgefühle. Denn was rein menschliche Vorzüge anlangt, so war Abdias mehr als Elias, jener ein Fürst des Reiches und dieser ein Privatmann. Abdias verehrte in Elias also den Propheten und den Mann Gottes, der sich durch besondere Heiligkeit auszeichnete.

Als die Söhne der Propheten gehört hatten, daß der Geist des Elias über Elisäus herabgekommen sei, traten sie zu ihm hin und verehrten ihn.

Endlich verehrte Nabuchodonosor den Daniel. Wer möchte aber sagen oder glauben, daß von diesem mächtigen Könige ein Gefangener, wie Daniel war, aus rein menschlichen Beweggründen, etwa aus Anstandsgefühl verehrt worden wäre? Er erwies ihm also eine religiöse Verehrung; denn der König fügte hinzu: „Wahrhaftig, euer Gott ist der Gott der Götter und der Herr der Könige, der Geheimnisse offenbart, da du dieses Geheimnis hast offenbaren können.“

So kennt also schon die Heilige Schrift eine Verehrung der Heiligen, eine Verehrung der Menschen wegen ihrer religiösen Vorzüge. Auch die Geschichte kennt sie. Niemand kann leugnen, daß Heilige von jeher verehrt worden sind. Es wurden ihnen zu Ehren Tempel erbaut, und Heiligenbilder und Heiligenfeste hat es von jeher gegeben, was der beste Beweis für das Alter der Heiligenverehrung ist. Den schlagendsten

Beweis haben aber die Feinde der katholischen Kirche selbst geliefert, indem Heiden, Juden und Irrgläubige von jeher behauptet haben, daß die Katholiken wegen der Heiligenverehrung Götzendiener seien, welche Klage sie gewiß nicht geführt hätten, wenn sie nicht gesehen hätten, daß die Katholiken die Heiligen auf religiöse Weise verehrten.

Dafür ist aber auch ebensosehr die gesunde Vernunft. Denn wenn schon einem Menschen wegen seiner bürgerlichen Tugend, Weisheit, Macht und Ehrenhaftigkeit jegliche Auszeichnung mit Recht gebührt, um wieviel mehr gebührt dann nicht den Heiligen wegen ihrer übernatürlichen Tugend, Macht und Weisheit Ehre und Auszeichnung? Wie? einer Stadt, einer Gemeinde, einer Familie, einem Staate, einem ganzen Lande verargt man es nicht, wenn sie das Andenken ihrer verdienstvollen Männer feiern und in Ehren halten; unserer Kirche aber will man es verargen, wenn sie alle jene Personen hochschätzt und mit kirchlichen Ehrenbezeigungen umgiebt, welche ihr Leben lang an nichts anderes dachten als an die Verherrlichung der Kirche, welche sich selbst vergaßen und alles für die Kirche thaten, dachten und litten. O mein Gott! Die Kirche müßte nicht Menschen zu lebendigen Gliedern haben, wollte sie die Heiligenverehrung abschaffen. Solange aber Menschen zur Kirche gehören werden, wird es schon die natürliche Dankbarkeit verlangen, daß die Heiligen verehrt werden. Und sie haben das auch zu verlangen, da Gott es ihnen verheißen hat. Denn also spricht der Herr: „Wer mich verherrlicht, den werde auch ich verherrlichen.“ Und: „Wenn jemand mir dient, den wird mein Vater verherrlichen.“ Ja der hl. Paulus ruft aus: „Herrlichkeit und Ehre jedem, der Gutes thut!“ Es gebührt also den Heiligen Verehrung, und von wem anders als von uns, die wir geringer sind als jene. Es ist darum auch nicht eine Gefälligkeit, wenn wir sie verehren, sondern unsere heilige Pflicht und Schuldigkeit.

Wir sehen, wir mögen die Heilige Schrift oder die Geschichte oder die gesunde Vernunft zu Rate ziehen — wir können nicht anders als sagen: alle jene irren, welche die Heiligenverehrung als etwas Überflüssiges, Unchristliches und Thörichtes verwerfen. Indem wir so Veranlassung genug haben, um die Erleuchtung aller Irrenden Gott zu bitten, danken wir dem lieben Gott, daß er uns in Gnaden vor solchen Irrtümern bewahrt hat, und benutzen wir das heutige Marienfest als eine Gelegenheit, um aufs neue zu bethätigen, wie innig der Katholik an den Heiligen seiner Kirche hängt, insbesondere an der allerseligsten Jungfrau Maria, welche ja heute, da sie Jesum im Tempel vorstellt, auch unsere Mutter ist; möge sie uns wie ihre Kinder allzeit behüten! Amen!

Am vierten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn.

„Siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde." (Matth. 8, 24.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Die Entfesselung zweier Elemente, der Luft und des Wassers, hatte nach dem heutigen Evangelium kurze Zeit nach der sogen. Seepredigt des Heilandes das galiläische Meer in Aufruhr versetzt. Der hl. Matthäus schildert uns dabei so anschaulich sowohl die Angst der Jünger Jesu und ihre Ohnmacht, als auch die Ruhe des Heilandes und seine Allmacht. Diese geschichtliche Wahrheit ist ein vortreffliches Bild von rein geistigen, sittlichen Vorgängen. Das menschliche Leben überhaupt vergleicht man nicht ohne Grund so gern mit einem Meere wegen seiner großen Unsicherheit und wegen der vielen Gefahren, welche Stürme und Untiefen bereiten. Was Wunder daher, wenn man infolge dieser passenden Vergleichung von Stürmen des Lebens spricht. Man versteht darunter die vielen Widerwärtigkeiten, Unannehmlichkeiten und Leiden aller Art, denen der Mensch ausgesetzt ist. Wie aber ein seetüchtiges Schiff, geleitet von einem kundigen Lenker, über den hochaufgetürmten Meereswogen majestätisch dahingleitet und sie mit seinem Kiel durchschneidet, ebenso soll auch der Mensch in allen, auch den größten Leiden der Seele und des Leibes durch Beobachtung der göttlichen Gebote und im Hinblicke auf sein ewiges Ziel mit Sicherheit und Ruhe seine geistige Selbständigkeit, seine sittliche Überzeugung und Willenskraft würdevoll behaupten, erproben und bewahren. Er soll ein erhabener Charakter sein, dessen sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck wir mit „Würde" bezeichnen. Auch hierin ist der Menschensohn, wie sich Christus der Herr mit so großer Vorliebe nennt, mit seinem hellleuchtenden Beispiele uns allen vorangegangen. Er erscheint uns als der erhabenste Charakter, dessen Erscheinung der höchste Grad von Würde, die Majestät ist.

Viel, ja sehr viel kann man einem Menschen rauben; man nehme ihm seine Güter, beraube ihn seines Vermögens, man vernichte seine Ehre und seinen guten Namen, man trübe seine Erkenntnis durch lügenhafte Berichte und künstliche Abschließung, man wage sich an das körperliche Wohlbefinden, man arbeite an der Zerrüttung seiner Gesundheit, so daß er auf das Schmerzenslager geworfen wird, man verstümmele seinen Körper und die Gliedmaßen desselben, man raube ihm die Seinigen, die er lieb gehabt: das alles und noch mehr kann man ihm rauben; nur eins ist sicher vor allen erdenklichen Räuberkünsten, es ist sein eigener Wille. In dieses Heiligtum hat noch niemals die kecke Hand eines

Räubers sich gegen den Einspruch dessen gewagt, der beraubt werden soll. Alles kann dem Menschen genommen werden, die Zustimmung seines Willens aber läßt sich durchaus nicht erzwingen. Er allein ist der Herr seines Willens, er allein bestimmt endgültig, was er will und was er nicht will. Diese Freiheit soll ihm keine Macht der Erde und des Himmels rauben. In seinem Wollen ist der Mensch frei, ist er selbständig. Doch da kommt das unabweisliche Sollen unserer Vernunft, unseres Gewissens; da kommt das geoffenbarte Gesetz. — So frei und selbständig ist nun kein Mensch, daß er allen diesen Gesetzen gegenüber sich von vornherein ablehnend verhalten oder überhaupt nicht wollen könnte; vielmehr muß er sich entscheiden, und er ist nur frei und selbständig in seinem Wollen, insofern er entscheiden kann, welchem Gesetze gemäß, ob dem der Vernunft und dem des Gewissens, oder dem geoffenbarten Gesetz gemäß er sein Wollen einrichten will. Hat sich aber der Wille eines Menschen mit der ihm eigenen Freiheit für eins von diesen erkannten Gesetzen entschieden, und will er dasselbe, was das Gesetz will, trotz aller Hindernisse, trotz aller Mühen und Opfer, so werden wir nicht umhin können, einen solchen Menschen einen erhabenen Charakter zu nennen. Wenn wir darum sagten: Christus ist der erhabenste Charakter, so wollten wir damit sagen, daß außer ihm niemand das geoffenbarte Gesetz, den göttlichen Willen so vollkommen beobachtet hat, und trotz der zahllosen Gefahren, Versuchungen, Anfeindungen und Verfolgungen so sehr der unbeschränkte Herr seines Willens gewesen ist.

Alles bemühte sich, Jesu sittliche Selbständigkeit und Freiheit zu beeinträchtigen, zu schmälern, ja zu vernichten. Der Teufel selbst wollte ihn beeinflussen durch Fleischeslust in der Wüste, durch Hoffart des Lebens auf der Zinne des Tempels und durch Augenlust auf einem sehr hohen Berge. Die Pharisäer traten ihm entgegen mit dem Gebote der Sabbathheiligung und sprachen ihre Bedenken aus über seinen Verkehr mit Sündern und Zöllnern. Nazareth, seine Heimatstadt, wollte ihn steinigen. Seine Todfeinde verbreiteten, daß er wahnsinnig wäre; seine eigenen Verwandten suchten daher sich seiner zu bemächtigen. Seine Wundergabe brachte man in Verbindung mit Teufelsmacht und hielt ihn für einen Zauberer und Betrüger. Man suchte ihn zu fangen durch zweideutige Fragen, und legte ihm Schlingen: bald sollte er im Gegensatze zum mosaischen Gesetze, bald im Gegensatze zum weltlichen Gesetze stehen. Man suchte ihn zum Abfall vom Glauben an ein jenseitiges Leben zu bewegen und verleumdete ihn beim Volke. Man haßte ihn von Grund der Seele und raubte ihm seine bürgerliche Freiheit. Man trennte ihn von seinen Jüngern, von seinen Verehrern, von seinen Verwandten, von seiner Mutter; und inmitten dieser Verlassenheit verleugnete ihn jener, der noch kurz zuvor bereit war, mit ihm zu sterben. Er wurde gebunden wie ein Verbrecher; das

Gericht beobachtete nicht einmal die Anstandsregeln, die es seiner eigenen Würde schuldig gewesen wäre. Er wird gegeißelt und unmenschlich zerfleischt und von Pilatus dem Mitleid des Volkes mit den Worten: Ecce homo! empfohlen. Er wird verspottet von Herodes Antipas und verleumdet von den Juden, als sei er ein Volksaufwiegler, ein Gesetzesverächter und Empörer. Ein Mörder wird ihm vorgezogen; er trägt das Kreuz, verschmäht das Mitleid, er wird seiner Kleider beraubt, er wird angenagelt und erhöht — er stirbt. Alles hat man ihm genommen, nur nicht seine geistige Selbständigkeit. Seine Speise war, den Willen desjenigen zu thun, der ihn gesandt. Der Wille des himmlischen Vaters, von dem er die Sendung, den Auftrag erhalten, war die einzige Richtschnur für seinen Willen. Nichts vermochte ihn davon zu entfernen. Und da die Zeitgenossen Jesu alles, nur nicht den Willen des Vaters thaten, so war ein Kampf bis aufs äußerste eben voraussichtlich und unvermeidlich.

Alles änderte sich um ihn: Streiter und Widersacher sehen wir kommen und wieder gehen; die Kampfesweise sehen wir allerlei Wandlungen ausgesetzt, und die verschiedensten Waffen werden gebraucht. Er aber bleibt ruhig, bleibt klar, bleibt gelassen. Weder der List, noch der Bosheit, weder der Gewalt, noch der Grausamkeit unterliegt er. Er bleibt derselbe, der er vordem war, und bewahrt seine Selbständigkeit und erträgt geduldig das bitterste Leiden, um uns jederzeit versichern zu können, daß er frei ist, daß hoch über allen Schmerzen seine eigenste, freieste Überzeugung schwebe, welche er sich nicht nehmen lasse, — und die ihm auch kein Feind rauben könne. Wir bemerken am Gekreuzigten eine große Veränderung in seiner Lage, in seinen Umständen. Schmerzen ohne Zahl durchwühlen seinen zerfleischten und von den Geißeln verunstalteten Körper. Wir sehen diese unsäglichen Schmerzen, und Thränen des Mitleids entströmen unsern Augen. Wir sehen, wie er sich krümmt, welche Erschütterungen das Wundfieber ihm bereitet, und dennoch — o himmlischer Anblick! — er siegt, wo alle unterlegen wären, er siegt mit einer über sein Antlitz ausgegossenen Ruhe und Heiterkeit der Seele, welche uns deutlich erkennen lassen, daß alles außer ihm und an ihm sich geändert, daß er aber in seinem tiefsten Innern, in seinem Denken und Wollen sich nicht im mindesten geändert. Ja er vergiebt sogar allen seinen Feinden, beschäftigt sich nur noch mit Gott im Gebete, und trägt frei und unüberwunden seine sittliche Selbständigkeit aus diesem größten aller Kämpfe als Siegestrophäe hervor.

Das ist das Erhabenste. Erhaben sein heißt kämpfen, heißt mit Ruhe und Sicherheit, mit Leichtigkeit kämpfen, heißt immer kämpfen, heißt das Böse bekämpfen und unter allen Umständen das Gute bewahren. Freilich ist der Weg, den alles Erhabene geht, ein schmaler, ein schmerzenreicher, ein mit Dornen bestreuter. Wir werden beim Anblick des Er-

habenen in die Schule des Leidens versetzt und müssen die ganze Stufenfolge der Schmerzen, Entsagungen und Opfer kennen lernen. Wir bemerken da keine sinnlichen, keine weltlichen Freuden; wir hören keine Freudengesänge, wie die Welt sie liebt. Vielmehr ist es Jammer, Kummer, Not, Elend und Verlassenheit; vielmehr sind es Leiden ohne Zahl, die wir wahrnehmen. Und eben das ist es, was uns beim Anblick des Erhabenen wehmütig stimmt. Wenn wir uns aber fragen, warum das Erhabene von innerlichen Leiden umgeben sein muß, wenn wir trotz aller Schmerzen die Heiterkeit und Ruhe der Seele im Gesichte des Leidenden erblicken, o dann umfließt unser wehmütiges Gefühl ein unnennbarer Reiz, der uns unwiderstehlich hinzieht zu dem Erhabenen und eine geheimnisvolle Kette um uns und den Leidenden schlingt, welche nichts auf Erden zu zerstören vermag. Das ist die tiefe Bedeutung des Leidens Jesu und eine der wichtigsten Ursachen seines staunenswerten Erfolges, den er mit den Worten voraussagte: „Wenn ich werde erhöht sein von der Erde, so werde ich alles an mich ziehen."

Es war kein Schauspiel, keine Dichtung, sondern es ist die gewisseste Wahrheit, für welche die Apostel Zeugnis ablegten, das sie mit ihrem Blute besiegelten. Den Juden war sie freilich ein Ärgernis, weil sie das Erhabene in ihrem sterbenden Könige nicht leugnen konnten, aber doch auch nicht anerkennen mochten. Ebensowenig mochten die Heiden von der Majestät des gekreuzigten Nazareners etwas wissen, ja sie hielten den Glauben an ihn für eine Thorheit, weil sie eine solche Erhabenheit für ein unerreichbares Ideal hielten. Den Aposteln und Jüngern Jesu sowie allen wahren Christen aber ist das bittere Leiden und Sterben des Heilandes gerade wegen seiner Erhabenheit nicht bloß ein anziehender Gegenstand der Betrachtung und Belehrung, sondern auch eine unerschöpfliche Quelle des kindlichsten Glaubens, des felsenfestesten Gottvertrauens und der höchsten Begeisterung, dem erhabenen Meister nachzufolgen. Daher sehen wir die Heiligen Gottes mit dem Kreuz in den Händen, oder vor dem Kreuze hingestreckt in Betrachtung der Passion versenkt. Daher feiern wir alltäglich das heilige Meßopfer als die immerwährende Erneuerung des Opfers, welches auf Golgatha dargebracht wurde.

Aus diesem Borne des Heiles lasset auch uns schöpfen den Entschluß, in allem den göttlichen Willen zu erfüllen, und den Mut, alle Hindernisse zu überwinden, keine Mühe zu scheuen und kein Opfer zu verschmähen. So werden wir dem gekreuzigten Heilande ähnlich werden und unsere sittliche Selbständigkeit und Würde bewahren bis in alle Ewigkeit. Amen!

Am vierten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn.

„Siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde." (Matth. 8, 24.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der Sturm auf dem galiläischen See, den das heutige Evangelium mit den Worten: „Siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde", erwähnt, und den der Heiland durch sein allmächtiges Wort sogleich stillte, um die Jünger aus der drohenden Gefahr des Schiffbruches zu befreien — dieser Sturm ist ein reines Naturereignis, welches ein gewöhnliches Bild von sittlichen Zuständen ist, die man nicht ohne Grund mit einem gewaltigen Sturm vergleicht. Betrachten wir die Ursache eines solchen Vergleiches. Der Sturm ist eine überaus heftige Luftbewegung, welche infolge der großen Geschwindigkeit eine große Stärke besitzt, das Leichtbewegliche sogleich mit sich fortreißt, unter gewissen Umständen viel Staub aufwirbelt, vieles zerstört, das Wasser der Meere in Aufruhr versetzt, die Schiffahrt hindert, Schiffe vernichtet und oft große Verluste an Menschenleben und irdischen Gütern herbeiführt. Das sind die gewöhnlichen Schattenseiten des Sturmes, womit wir uns für heute begnügen wollen.

Die Heftigkeit macht demnach den Wind zum Sturme und ist die Ursache, weshalb er so viel Schaden anrichtet. Er ist eine die leicht verschiebbare Luft heftig bewegende Kraft. In ähnlicher Weise wird auch der menschliche Wille oft sehr leicht aufs heftigste bewegt durch unberechenbare treibende Kräfte, welche in der menschlichen Brust nicht selten wühlen, toben und rasen; ich meine die Leidenschaften der Menschen, welche man mit einem tobenden Sturme zu vergleichen pflegt.

Der freie Wille im Menschen nun ist das ihm angeborene Vermögen, den Bestrebungen des Geistes und Körpers eine bestimmte Richtung zu geben. Vom freien Willen des Menschen hängt demnach sein Charakter, sein Wert und seine Bedeutung in der menschlichen Gesellschaft ab. Kein Wunder darum, wenn alle inneren und äußeren treibenden Kräfte einen möglichst großen Einfluß auf den Willen auszuüben suchen. Wenn diese treibenden Kräfte aber das erlaubte Maß überschreiten, wenn sie den freien Willen von allen Seiten zugleich bestürmen und nach entgegengesetzten Zielen oder nach einem verbotenen Ziele hin bewegen wollen, so heißen sie Leidenschaften, weil sie den Willen in einen unerträglichen Zustand des Leidens versetzen, ihn in seiner freien Selbstbestimmung beschränken, ihn in Verwirrung setzen und oft blindlings mit sich fortreißen. Wenn auch immerhin selbst in einem solchen beklagenswerten Zustande

der Wille frei bleibt, weil Freiheit sein Wesen ist, das ihm nimmer geraubt werden kann, so begiebt er sich doch eben aus eigenem Antriebe dieser kostbaren Freiheit und wird zum Spielball der Leidenschaften, die ohne allen vernünftigen Plan, ja gegen alle Vernunft die Gedanken, Vorstellungen, Begierden, Worte und Handlungen in Beschlag nehmen. Das ist der fruchtbare Boden der verwerflichsten Charakterlosigkeit, der sittlichen Verkommenheit und der größten Verbrechen. Ein solcher Freund ist kein Freund; seine Worte mögen von Freundschaft handeln, seine Thaten aber werden bald das Gegenteil beweisen. Ein solcher Mann ist kein Mann; denn Mannessinn ist sittliche Selbständigkeit und sittliche Freiheit und sittliche Überzeugung; die Leidenschaft aber ist unsittliche Herrschaft und geistige Blindheit und elende Sklaverei. Ein solcher Christ ist kein Christ; er mag den christlichen Glauben kennen, aber seine Werke sind nicht aus dem Glauben hervorgegangen. Mag der Leidenschaftliche sich noch so sicher wähnen, mag er gleich mit dem Fels in der tosenden Brandung seine angebliche Unerschütterlichkeit vergleichen — er ist doch ein gebrechliches Schiff auf sturmbewegter, klippenreicher See; ohne Mast, ohne Segel und ohne Steuerruder ist es ein lustiges Spielzeug der sich wild auftürmenden Wogen, welche auf weißgelockten Köpfen dasselbe tragen und schaukeln, um es unter dumpfem Getöse an der nächsten Klippe wie ein irdenes Gefäß zu zerschmettern.

Das ist der Leidenschaftliche, wie er einherbraust, getrieben von seiner verabscheuungswürdigen Passion. Das ist der Sturm in der wild bewegten Menschenbrust. Um nun die Frage beantworten zu können, wie es möglich sei, daß ein Mensch sich so sehr beherrschen lassen könne, müssen wir die Wurzel der Leidenschaft aufsuchen, welche wir ohne große Mühe finden können in der hochmütigen, sich selbst genügenden Einbildung mancher Menschen, daß sie selbst ganz sicher das wahre Ziel der Menschen, den geraden Weg zur wahren Glückseligkeit wüßten. Das übermütige Vertrauen, das manche in ihre eigene Erkenntniskraft und deren Thätigkeit setzen, sowie der unberechtigte Geistesstolz, der nicht zu wissen scheint, daß all unser Erkennen doch nur eitel Stückwerk ist, sind die ergiebigen Quellen der Leidenschaft. Wie viel auch geschrieben werden mag, wie oft auch der Übermütige belehrt, ermahnt und überführt wird, daß das, was jemand für wahr hält, deshalb noch lange nicht wahr und richtig sein muß — für ihn scheinen alle diese Errungenschaften der Jahrhunderte und aller Völker nicht da zu sein. Er bleibt dabei und geht davon aus, daß seine Anschauung, seine Ansicht die richtige und darum auch die allein maßgebende sein muß. Kein Wunder also, wenn andere eine andere Anschauung haben und ihm bisweilen Widerstand leisten. Je weniger aber der Widerstand erwartet wird, desto größer die Bestürzung, desto größer die Verwirrung, desto leichter verletzbar der Stolz, desto schwächer die ruhige Vernunftthätigkeit, desto ohnmächtiger der Wille, desto lauter die

Stimme und desto aufgeregter das ganze Gebaren. Mit einem Worte: auf den Stolz folgt der Zorn und auf diesen sehr häufig die Leidenschaft.

Nach alledem läßt es sich leicht beweisen, warum gerade die Jugend, namentlich die schon mehr gereifte, einer gewissen Leidenschaftlichkeit zugänglich werden kann. Es fehlt ja der Jugend an Erfahrung des Lebens; sie kennt ihre Bedeutung im Leben und in den verschiedenen Lebensverhältnissen noch nicht; sie weiß nicht, wie mangelhaft ihr eigenes Wissen ist; sie läßt sich nur zu leicht berücken durch das schimmernde Flitterwerk von Scheingründen und Trugschlüssen; sie kennt die Menschen noch nicht und denkt noch nicht daran, daß Menschen sich auch in Engel des Lichts verstellen können. Die Jugend meint, daß die Wahrheit, wenn sie einmal erkannt sei, nun auch ganz gewiß ihren Siegeslauf durch das Leben nehmen müsse. Nehmen wir dazu noch den leicht empfänglichen Geist der Jugend, ihre schnelle Erregbarkeit, ihre aufrichtige Begeisterung für alles Wahre, Schöne und Gute, die Zartheit der Empfindung, die große Sprödigkeit des jugendlichen Charakters, die Weichheit des Gemütes, die große Geneigtheit zu sündhaftem Stolze, die stürmischen Gefühle — und wir dürfen uns wahrlich nicht wundern, wenn die Jugend, namentlich die wissenschaftlich gebildete, nur zu leicht bei etwaigen bitteren Erfahrungen in Aufregungen des Geistes versetzt werden kann, und die Vernunft den Vorstellungen, Gefühlen und Begierden die Zügel schießen läßt, so daß diese wild einherstürmen, so daß es tobt und wogt in der jugendlichen Brust und der Wille diesem Sturm der Leidenschaften gegenüber immer mehr in beklagenswerte Ohnmacht verfällt, bis er endlich unterliegt und nicht mehr sein eigener Herr ist, sondern der erbärmliche Sklave der zügellosen, blinden Leidenschaft wird.

Diese traurige Folge wird aber euern Abscheu vor diesem Laster nur noch mehr vergrößern, wenn ihr erwäget, daß die Leidenschaft den Menschen geradezu seiner erhabenen menschlichen Würde entkleidet, ihn bei den Mitmenschen in der allgemeinen Achtung sinken läßt und ihm auch sonst noch allerlei Schaden zufügt. Denn die vernünftige Bethätigung der Willensfreiheit ist die sichere Grundlage für die allgemein menschliche Würde. Die Leidenschaft aber ist ein oft durchschlagender Angriff auf jede vernünftige Willensäußerung.

Ein sittlich selbständiger, fester und überzeugungstreuer Charakter wird ferner allenthalben geachtet. Die Leidenschaft ist aber ein durchschlagender Angriff auf die Charakterfestigkeit und darum ein Gegenstand des Abscheues für alle vernünftigen, besonnenen Menschen.

Endlich sagt die Heilige Schrift: „Der weise Mann hat die Zunge im Herzen; der Thor aber hat das Herz auf der Zunge." Ja wahrhaftig! Wenn es überhaupt einen Thoren giebt, so ist es der Leidenschaftliche. Wie das zur Sturmflut aufgetürmte Meer an vielen Stellen

meilenweit den mit allerlei Trümmern und häßlichen Überresten bedeckten Meeresgrund bloßlegt, welchen man sonst niemals gesehen haben würde, ebenso offenbart auch der Leidenschaftliche in der Aufregung seine geheimsten Pläne, seine lächerlichsten Schwächen und seine bodenlose Falschheit, über deren Verheimlichung er sich noch erst vor kurzem so sehr freute und deren Enthüllung er nun für alle Zukunft zu beklagen haben wird.

Man sollte nun meinen, daß diese von der reinen Vernunft geleiteten Erwägungen allein schon genügen sollten, um alle zur Übung der weisen Mäßigung, des von den Dichtern so herrlich besungenen Maßhaltens anzuspornen. Allein bloße Worte sind noch keine Thaten. Es bleibt hier nach dem hl. Augustinus nichts anderes übrig, als auszurufen: „Herr, ich gehe zu Grunde! Es reiche jener die Hand, der unerschrocken auf den Wellen wandelte, und spreche zu dir: Auf mich siehe und betrachte, was ich ertragen. Dann wirst du den böswilligen Bruder geduldig ertragen. Wenn du dich Christi nicht erinnerst, so schläft er; wecke Christum, erwecke den Glauben an ihn. Wenn du mit ganzem Herzen erkannt haben wirst, was er gelitten, wirst auch du mit Gleichmut alles ertragen, was dich leidenschaftlich bisher zu erregen vermochte. Ja du wirst dich sogar freuen, weil du im Leiden deinem Könige ähnlich geworden bist. Während du beginnst, dich durch solche Gedanken zu trösten und zu freuen, erhebt sich in dir der Beherrscher der Stürme, der Leidenschaften; und es wird eine große Stille", — eine Ruhe, welche ein süßer Vorgeschmack von der ewigen, himmlischen Ruhe ist. Amen!

Am vierten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn.

„Siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde." (Matth. 8, 24.)

In Christo geliebte Zuhörer!

Ein merkwürdiger Gegensatz: die reizenden und lachenden Gestade des wunderbar schönen Sees Genezareth mit ihren Erhöhungen und Vertiefungen, mit ihrer üppigen und entzückenden Pflanzenwelt, — und das Schifflein, auf welchem Jesus und seine Jünger sind, umbraust von den unbändigen Wogen, welche dasselbe hin und her schleudern und dem Untergange nahe bringen! Zu bekannt ist es, als daß ich heute noch nötig hätte, darauf hinzuweisen, daß in diesem kleinen Bilde die ganze Geschichte unserer heiligen Kirche dargestellt ist. Wir wollen darum heute nicht in die Ferne schauen, sondern in der Nähe bleiben; nicht im

Allgemeinen uns verlieren, sondern im Besondern uns finden; nicht alles nur oberflächlich berühren, sondern eins gründlich betrachten. Mit einem Worte, wir wollen unsere eigene Gemeinde[1] näher ins Auge fassen und sehen, inwieweit wir aus dem heutigen Evangelium für uns Trost, Mut, Belehrung und durch gute Vorsätze Nutzen fürs Leben schöpfen können.

Das Schifflein auf dem vom Sturme gepeitschten See ist unsere Gemeinde. Auch bei uns erfreut und entzückt die landschaftliche Umgebung das Herz des Menschen. Die Natur hat uns vor vielen andern derartigen Gemeinden begünstigt. Denkmäler aus alter Zeit haben die Aufmerksamkeit von fast ganz Deutschland auf uns gelenkt. Die ruhmreiche Geschichte unserer Vorfahren auf der Insel hat uns Gönner erweckt und Wohlthäter begeistert, die niemand geahnt hätte. Das Schifflein unserer lieben Kirche ist darum auch wie ein kostbares Schmuckkästchen ausgestattet, so daß ein Menschenauge daran seine Lust hat. Wie viele Tausende wohlthätiger Herzen haben dazu nicht die Bausteine gern und freudig zusammengetragen. Aber das Schifflein, darinnen unsere liebe Gemeinde sich versammelt, sollte nicht auf ruhiger See stolz dahingleiten, sondern auf dem unruhigen Meere dieser Welt voll von Leidenschaften und Kämpfen seine erste Probefahrt machen. Ich übergehe die Leiden und Trübsale unserer heiligen Kirche, welche nicht ohne Rückschlag auf unsere noch junge Gemeinde geblieben sind. Kaum gegründet, sollte sie, als ein kleines Glied in die allgemeine Kirche eingefügt, nicht mit der gemeinsamen Mutter sich freuen, sondern mit ihr trauern und wehklagen. Kaum hatte unsere junge Gemeinde den Heiligen Vater in Rom kennen gelernt, als sie auch schon ihren Beruf darin finden sollte, mit dem Vater der Christenheit zu trauern und zu klagen über die Falschheit und Gottlosigkeit der Welt und des allgemeinen Unglaubens. Dieser hat es geschworen, die ganze Welt aufzuwühlen, alles, auch das Heiligste in der menschlichen Gesellschaft zu zerstören, den Himmel aus den Herzen der Menschen zu verbannen und die Hölle mit ihrem Jammer und Elend auf Erden einzuführen. Gegen wen wird darum der Unglaube häufigere und gehässigere Angriffe machen als gegen unsere heilige Kirche, von der er weiß, daß sie allein die mächtige Beschützerin des Glaubens auf Erden ist. Alle Mittel, auch die verwerflichsten, sind ihm recht, wenn sie nur zum Ziele führen. Man arbeitet im kleinen wie im großen, im Staate wie in der Familie. Immer tiefer gehen die Wogen, immer mehr greift die kirchliche Bewegung um sich. Auch unsere liebe Gemeinde kann diesen Leiden und Kämpfen unmöglich fern bleiben.

Aber werden wir deswegen verzagen und mutlos werden? Wollte Gott, daß ihr alle so dächtet wie ich! Wir wollen nicht mit dem Strome

[1] Gemeint sind des Verfassers Pfarrkinder in Bergen auf Rügen.

schwimmen, sondern gegen ihn ankämpfen. Mögen dann auch die Leiden sich verdoppeln, wir wissen, daß, je größer die Gefahr ist, wir uns um so mehr an Jesum anschließen sollen. Ach, und wir haben Jesum auch in unserer Gemeinde! Wir sollen ihn, gleichwie die besorgten Jünger, wecken und um Hilfe anrufen. Sehet hier im Tabernakel unter der Gestalt des Brotes, da schlummert er gewissermaßen in unserer Mitte. Wir brauchen ihn bloß zu wecken durch die Verehrung dieses hochheiligen Sakramentes, wir brauchen ihn bloß würdig zu empfangen, und er wird uns stärken und Mut einflößen, so daß wir allen Kämpfen und Leiden gewachsen sind.

Zwar giebt es schon eine kleine, auserwählte Schar in unserer Mitte, welche eine innige Verehrung dieses hochheiligen Sakramentes hegt und nährt. Sie haben sich vereinigt zu geordnetem und gemeinsamem Gebete, um Jesum im allerheiligsten Sakramente zu bitten um ihr Heil und das der ganzen Welt. Sie haben gemeinsam die heilige Kommunion empfangen und daraus gewiß schon so manchen Trost geschöpft. Wer kennt alle jene Gnaden, die sie schon über unsere liebe Gemeinde für ihr Gedeihen nach außen und nach innen herabgefleht haben. Ich bin darum dieser kleinen, aber getreuen Schar zu ganz besonderem Dank verpflichtet. Sie haben mir geholfen in meiner schweren Arbeit, sie haben mich ermutigt, wenn meine Hand schwach werden wollte. Sie haben uns alle durch ihr gutes Beispiel erbaut, manches laue Gemeindeglied wieder erwärmt und begeistert für die heilige Sache. Sie haben manches verirrte Schäflein mir zugeführt, die Seelsorge mir erleichtert. Ja groß ist mein Dank, und darum will ich zur Belebung, Aufmunterung dieser kleinen Schar und hoffentlich auch noch recht vieler anderer alles aufbieten, was mir mein Amt und meine mittelmäßigen Kräfte an die Hand geben, um diese kleine Schar in meine ganz besondere Obhut zu nehmen. Ich will euch zu Jesum führen durch Belehrung in Predigten, durch Ermahnungen und Aufmunterungen im Beichtstuhl und durch gottesdienstliche Feierlichkeiten, einzig nur zu dem Zwecke, um die Liebe zu Jesus in dieser großen, aber auch kampfreichen Zeit immer glühend zu erhalten.

O möchten doch alle sich uns anschließen! Gewiß würde dann unsere liebe Gemeinde mächtig werden. Sie würde innerlich immer mehr erstarken und jeder Einzelne würde als ein Glied dieser starken Gemeinde sich auch stark fühlen gegen alle Versuchungen von außen, gegen das schlechte Beispiel, welches andere uns in kirchlicher Beziehung geben. So würden wir nicht wenig dazu beitragen, daß der große kirchliche Kampf auch durch uns mit entschieden werde. Flehet dazu mit mir zu Gott und bittet um den reichlichsten Segen Gottes für dieses mein Unternehmen. Amen!

Am fünften Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn.

„Der Hausvater sprach: Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte." (Matth. 13, 30.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Wenn irgend ein Blinder hörte, daß ein herrlicher, künstlerisch vollendeter Palast erbaut worden sei, und er durch sein Betasten prüfen wollte und mancherlei als zum Ganzen nicht passend zu bezeichnen den Mut hätte, so würde man sein abgegebenes Urteil mindestens zu belächeln berechtigt sein, weil er über etwas urteilt, wovon er die erforderliche Kenntnis nicht besitzen kann. Einer ähnlichen Verwegenheit machen sich jene schuldig, welche der göttlichen Fürsehung mit Bezug auf die Leitung und Regierung der Welt gleichsam Vorschriften erteilen, ja sogar sie des Irrtums zeihen möchten. Und doch hören wir so häufig die Menschen gegen die göttliche Fürsehung murren, wenn sie z. B. den rechtschaffenen Menschen in der Blüte seiner Jahre dahinsterben, den lasterhaften dagegen ein hohes Alter erreichen sehen, wenn die Guten von Leiden aller Art heimgesucht werden, die Bösen aber glücklich leben. Die Verwegenen! Sie kennen den Befehl des Hausvaters im heutigen Evangelium nicht, der zu seinen Knechten sagte: „Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte!"

Gott läßt es zu, daß die bösen Menschen großer Reichtümer, einer dauerhaften Gesundheit und eines seltenen Glückes in allen ihren Unternehmungen sich zu erfreuen haben, um seine Langmut und Geduld aufs klarste zu beweisen. Saget, wo ist ein so sanftmütiger Herr, der auch nur zehn von seinem Untergebenen ihm zugefügte Beleidigungen zu ertragen vermöchte, ohne sich zu rächen? Auf Erden werdet ihr kaum einen so sanftmütigen Herrn finden. Im Himmel aber, da thronet er. Gott der Herr erträgt an jedem einzelnen Tage nicht etwa bloß zehn Beleidigungen geduldig, sondern zehntausend, ja zehn Millionen. Auf der ganzen Erde giebt es keine Provinz, keine Stadt, kein Dorf, ja nicht einmal ein Haus, in welchem Gott der Herr nicht durch Sünden beleidigt wird. Was ist bei den barbarischen Völkern gewöhnlicher als Kriege, Räubereien und Menschenmorde? was unter Christen häufiger als Leidenschaftlichkeit, Feindschaften und Gotteslästerungen? Und dennoch wütet Gott gegen die Sünder nicht, weil er beim Propheten Hosea feierlich erklärt hat: „Ich will nicht ausführen meines Zornes Glut, nicht wiederholt verderben Ephraim; denn ich bin Gott und nicht ein Mensch." Wahrhaftig, wenn der Mensch Gott wäre, so würde noch heute die ganze Welt untergehen, weil er die Beleidigungen eines einzigen Tages nicht zu

ertragen vermöchte. Gott aber besänftigt seinen gerechten Zorn durch Milde, seine Barmherzigkeit ist größer noch als seine Gerechtigkeit, und um wie vieles er den Menschen überragt, um so vieles ist seine Milde erhaben über die menschliche Gerechtigkeit. So oft die Engel und Auserwählten im Himmel diese Langmut Gottes schauen, feiern sie dieselbe mit Lobsprüchen und rufen: „Seine Barmherzigkeit waltet über allen seinen Werken!“ Da sollten doch die armseligen Sünder auf Erden, die ja so oft die Langmut Gottes an sich selbst zu ihrer nicht geringen Beschämung erfahren, mit dankbarer Gesinnung demütig bekennen: „Der Barmherzigkeit allein haben wir es zu verdanken, wenn wir nicht unserer Sünden wegen sofort vom Erdboden vertilgt wurden.“

Ferner läßt Gott es zu, daß die Gottlosen in diesem Leben lange und scheinbar glücklich leben, damit sie zur Besinnung kommen, reumütig werden und sich bekehren. Denn wenn Gott den Menschen sofort nach begangener Sünde den Tod verkosten ließe, und dies das gewöhnliche und allgemeine Verfahren der göttlichen Gerechtigkeit wäre, so würde es für die Buße, welche ihr Bestehen der Langmut und Barmherzigkeit Gottes verdankt, keinen Platz mehr geben, und es den Anschein gewinnen, als ob Gott der Allgütige die Buße aufheben wolle. So wußte unser göttlicher Heiland recht gut, daß die Samariterin am Jakobsbrunnen eine schamlose und große Sünderin war; gleichwohl redete sie der Herr mit sanften Worten an, würdigte sie wichtiger Weissagungen und Verheißungen, um sie durch eine rücksichtsvolle Ansprache für die Liebe zur Tugend und für die Sehnsucht nach himmlischen Dingen zu gewinnen. Und in der That: der göttlichen Absicht entsprach der Erfolg. Als Sünderin war sie zum Brunnen gegangen, und als gläubige Christin kehrte sie heim. Ebenso handelt Gott auch heute noch. Er läßt Milde und Güte selbst gegen die größten Sünder walten, um sie zur Beobachtung seiner Gebote zu bewegen. O wie oft geschieht es so, daß das, was heute Unkraut, morgen Weizen ist, und daß derjenige, welcher eben noch als Sünder erscheint, bald als Gerechter dastehen wird.

Endlich läßt Gott es zu, daß die Gottlosen hier auf Erden lange leben, damit die Guten und Auserwählten durch sie in der Tugend geübt und befestigt werden. Denn der hl. Augustinus lehrt: „Jeder Sünder lebt entweder deshalb, damit er selbst gebessert werde, oder er lebt deswegen, auf daß die Guten durch ihn geübt werden.“ Denn gleichwie es zur Majestät und Macht eines weltlichen Fürsten gehört, daß er nicht bloß wertvolle Geschenke machen und ehrenvolle Würden verleihen kann an diejenigen, welche Verdienste aufzuweisen haben, sondern auch die Mittel in den Händen hat, die Freiheit der Unterthanen in den nötigen Schranken zu halten, um sie zum Gehorsam zurückzuführen, ebenso bedarf auch Gott der Herr einer Zuchtrute, womit er die Gerechten wegen ihrer

täglichen Vergehen und Schwächen züchtigt, oder ihre Tugend übt. Und diese Zuchtruten in der Hand Gottes sind die Gottlosen, deren böse Werke, Pläne und Anschläge Gott benutzt, um die Gerechten in der Geduld zu üben. „Wehe Assyrien, es ist die Zuchtrute meines Zornes; und der Stab in seiner Hand, das ist mein Grimm!" spricht Gott selbst durch seinen Propheten Jesaias, weil das große Reich der Assyrier für Gott die Stelle einer Zuchtrute vertrat, womit er die Könige Israels züchtigte. Denn so oft die Könige Israels das Gesetz Gottes übertraten, brachen die gewaltigen Heere Assyriens hervor und verheerten Jerusalem und das ganze Land Kanaan mit Feuer und Schwert. Daraus erhellet, wie thöricht jene sind, welche ihren Beleidigern nicht verzeihen und ihnen sogar allerlei Böses wünschen. Die Thoren, wie groß ist doch ihr Irrtum! Gott selber ist es, der sie züchtigt. Jener Freund aber, jener Nachbar, jener falsche Bruder ist nur die Zuchtrute, deren sich Gott bei Ausführung seines Vorhabens bedient. „Gutes und Böses, Leben und Tod, Armut und Ehrbarkeit, von Gott ist es", wie uns die Heilige Schrift versichert. Gott gefällt gar sehr unsere Geduld; wie könnten wir aber geduldig bleiben, wenn alles uns nach Wunsch ginge? Gott gefällt gar sehr unsere Verdemütigung; wie könnten wir aber demütig bleiben, wenn niemand uns widerspräche? — O wie klar dachten darüber die Heiligen Gottes! Als der König David vor Absalom, seinem rebellischen Sohne, fliehen mußte, sehet, da schmähte ihn ein gewisser Simëi, warf mit Steinen nach ihm und beschimpfte ihn. Darob wurden alle flüchtigen Diener des Königs aufs höchste betrübt, und Abisai, ein Feldherr Davids, war sofort bereit, diesen Majestätsbeleidiger auf der Stelle zu töten. Aber David, der so schwer und so tief gekränkte König, hielt die strafende Hand seines tapferen Feldherrn zurück und ertrug die Beleidigungen geduldig, weil er wußte, daß Simëi nur eine Zuchtrute Gottes sei; denn er sprach: „Laß ihn fluchen! Der Herr hat's ihm befohlen." So oft wir also verleumdet, verfolgt, beleidigt und gekränkt werden, o dann vergessen wir die Worte Davids nicht: „Der Herr hat's ihm befohlen." Gewiß, Ruhe und Frieden werden uns dann nicht verlassen, und wir werden tüchtig werden, selbst die größten Widerwärtigkeiten mit christlicher Geduld zu ertragen.

Wir könnten ohne Zweifel noch gar manche Gründe anschließen, weshalb es Gott den Bösen hier auf Erden oft recht gut gehen läßt. So überhäuft Gott oft die Bösen mit Reichtümern und Vorzügen leiblicher und geistiger Art, um die Guten zu belehren, daß Reichtümer nicht schon an sich selbst gut sind, weil auch böse Menschen sie besitzen. So straft Gott die Bösen nicht auf Erden, weil sie für seine Strafen nicht mehr das richtige Verständnis haben, und er belohnt sie mit irdischem Wohlergehen, weil er sie für das wenige Gute, das sie gethan, nicht

unbelohnt lassen kann, da sie im jenseitigen Leben keinen Lohn, sondern nur Strafe zu erwarten haben. Überblicken wir das alles noch einmal, und es wird uns nicht im geringsten befremden das Wort des Hausvaters im heutigen Evangelium: „Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte." Zur Zeit der Ernte am jüngsten Tage wird uns gar manches, was uns jetzt rätselhaft erscheint, einleuchten. Dann werden wir schauen die geheimnisvollen Wege der göttlichen Fürsehung. Für jetzt aber lasset uns Geduld, kindliche Ergebung in den heiligen Willen des himmlischen Vaters und ein unbegrenztes Vertrauen zu seiner Weisheit in uns pflegen und üben. Angesichts so mancher Rätsel in der göttlichen Weltregierung lasset uns allzeit voll Demut mit dem heiligen Apostel Paulus sprechen: „O Tiefe des Reichtums und der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unerforschlich sind seine Gerichte und wie unausspürbar seine Wege! Denn aus ihm, und durch ihn, und in ihm ist alles. Ihm die Ehre in Ewigkeit!" Amen!

Am fünften Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn.

„Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte."
(Matth. 13, 30.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Weizen und Unkraut, Gutes und Böses, gute und schlechte Menschen, Heilige und Sünder, Körner und Spreu finden wir allenthalben, nachdem das erste Menschenpaar geschlafen; denn da erst kam der böse Feind und säte Unkraut. Die Thatsache — daß nämlich gute Menschen mit bösen zugleich diese Erde bewohnen — bringt oft recht merkwürdige Gefühlsäußerungen hervor. Die einen sind übereifrig und möchten alle zu Heiligen machen, ganz wie die Knechte im heutigen Evangelium das Unkraut sofort ausreißen und nur Weizen haben wollten. Allein „lauter Heilige auf Erden" ist ebenso unwahrscheinlich wie „lauter Weizen auf einem Ackerfelde"; beides ist noch nicht dagewesen und wird wohl auch nie sein. Andere wieder wollen das gerade Gegenteil von dem, was die Knechte wollten; sie möchten alle Menschen zu grundverdorbenen, verstockten Sündern machen, ganz wie der böse Feind im heutigen Evangelium, der Unkraut säte. Allein „nichts als Sünder auf Erden" ist auch noch nicht dagewesen, wenn es auch nicht unmöglich ist, gleichwie ja auch auf einem Ackerfelde nur Unkraut wachsen kann. Aber weder jene noch diese haben die Wahrheit für sich; vielmehr belehrt der Hausvater die übereifrigen Knechte: „Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte": Weizen und

Unkraut, gute und schlechte, heilige und gottlose Menschen. Damit stimmt auch die Wirklichkeit überein: wie in jeder Gemeinde Gute und Böse, so auch in der ganzen Kirche Heilige und Sünder.

Es wiederholen sich immer die Zeiten, in denen wir erstaunt und erschreckt das Unkraut in unsern Gemeinden wie in unserer ganzen heiligen Kirche so übermütig und üppig aufschießen sehen, daß kleinmütige Seelen bald verzagen wollen. Allein zum Verzagen ist es noch lange nicht, wenn es auch immerhin traurig, ja recht traurig ist, nicht um der Kirche willen, sondern um derjenigen willen, welche es vorgezogen haben, im Garten Gottes Unkraut zu sein. Unverständige und Boshafte benutzen das zwar und sagen: „Die katholische Kirche hat so viele Sünder und schlechte Mitglieder; das muß doch seinen Grund in der Kirche haben, welche nicht im stande ist, die Menschen zu frommen und guten Christen zu erziehen." O fürwahr! das ist gewiß schmerzlich für ein Herz, das die katholische Kirche so innig liebt. Aber tröste dich! Auch der Katholik hat seinen vollen freien Willen, und wer nicht will, den kann selbst der allmächtige Gott nicht selig machen, geschweige denn gar seine heilige Kirche auf Erden. Gegen den freien Willen des Menschen kämpft alles vergebens, Gott und die Kirche. Wenn es darum in der Kirche so viele und so große Sünder giebt, so liegt das nicht an der Kirche, sondern am Willen jener. Das ist die tiefere Ursache, weshalb es zu jeder Zeit Gute und Böse in der Kirche gegeben hat. Nicht alle Mitglieder der von Paulus mit so vielem Eifer gegründeten Christengemeinden waren Heilige; es gab auch unter ihnen oft recht große Sünder. So schreibt Paulus: „Mir ist mitgeteilt worden, daß Streitigkeiten unter euch ausgebrochen sind"; er hörte von sehr groben Lastern, denen einige fröhnten; er mußte sich verteidigen gegen unwürdige Vorwürfe, welche von einer Partei gegen ihn erhoben wurden, als ob er die Erträge der Kollekten zu seinem Nutzen verwendete, anstatt sie an ihren Bestimmungsort gelangen zu lassen. Das sind doch alles gewiß nicht gering zu schätzende Zeichen von Unvollkommenheit und Bosheit, welche selbst in den apostolischen Christengemeinden angetroffen werden.

Ebenso war es in späterer Zeit. Wo sind die blühenden Christengemeinden in Kleinasien? Wo ist die Kirche, in welcher ein hl. Chrysostomus predigte, wo die Kanzel des hl. Basilius d. Gr., wo der Altar, an welchem der große Kirchenvater Gregor von Nyssa das heilige Meßopfer darbrachte? Wo sind die Bischofsstühle eines hl. Cyprian, eines hl. Augustin und eines hl. Athanasius? Die Kirchen sind entweiht, die Herden vernichtet, die Bischofsstühle zertrümmert und die Bischofsstäbe zerbrochen worden, weil Uneinigkeit und Streitsucht, Hochmut und Herrschsucht die katholische Kirche in Afrika und im Morgenlande so sehr

schwächten, daß eine einzige politische Umwälzung die ehemals blühendsten Bistümer vernichtete. Ach, daß doch gerade der Weizen mehr Spreu als jede andere Getreideart haben muß!

Ebenso ist es auch heute noch und wird es immerdar bleiben, so lange die Kirche auf Erden besteht. Um mit dem göttlichen Heilande zu reden, wird die Kirche immer einer Tenne gleichen, wo Weizen und Spreu ist; sie wird einem Netze ähnlich sein, in welchem gute und schlechte Fische gefangen werden. Die Kirche wird einem Hochzeitsmahle gleichen, bei dem auch solche erscheinen, die kein hochzeitliches Kleid anhaben; sie wird den zehn Jungfrauen ähnlich sein, von denen fünf klug und fünf thöricht sind: jene feiern mit dem Bräutigam die Hochzeit, und diese werden davon ausgeschlossen durch eigene Schuld. Der Heiland vergleicht die Kirche mit einem Schafstall, in welchem Schafe und Böcke, Auserwählte und Sünder sind; und der hl. Paulus vergleicht dieselbe Kirche mit einem großen Hause, in dem goldene, silberne, hölzerne und irdene Gefäße sind, von denen einige zu ehrenvollem, die andern zu schmachvollem Gebrauch dienen. Haltet darum recht fest und zweifelt keinen Augenblick, daß die katholische Kirche die Tenne Gottes ist, auf welcher bis ans Ende der Welt mit dem Getreide Spreu vermischt ist; das heißt, in der Kirche werden die Guten mit den Bösen vermischt durch die Gemeinschaft der Sakramente.

Brauchen wir uns demnach nicht zu wundern, wenn der göttliche Hausvater Weizen und Unkraut in seiner heiligen Kirche bis zur Ernte zusammen wachsen läßt, so müssen wir uns nun fragen, ob wir zum Weizen oder zum Unkraut gehören. Das Unkraut ist später gesät als der Weizen; darauf habet acht. Sind die Grundsätze und Lebensregeln von euern Eltern und Erziehern her: das ist der Weizen, der zuerst gesät worden in eure Herzen; stammen sie aber aus späterer Zeit und streiten sie wider die Grundsätze, welche ihr den Eltern verdanket, so ist das in den meisten Fällen Unkraut, das euer Feind gesät. Urteilet nun selber und sehet zu, aus welcher Zeit die Grundsätze stammen, nach denen ihr euer Leben einrichtet. Blicket zurück in eure Jugend, und ihr werdet gar manches keimende, dem Ersticken nahe gekommene Samenkorn finden, welches vor Unkraut kaum gedeihen konnte. O hinweg mit dem Unkraut schlechter Grundsätze und übler Gewohnheiten! Hegen und pflegen wir vielmehr alle guten Lehren und Ermahnungen, die wir als Kinder erhielten, und die selten einer ganz und gar vergißt.

Ein anderes Erkennungszeichen ist folgende Thatsache: Das Unkraut bedarf keiner Pflege, um zu gedeihen; das Gedeihen des Weizens dagegen hängt von sehr vielem ab. In gleicher Weise kann jeder ohne Mühe die schlechten Grundsätze von den guten unterscheiden. Nach den schlechten Grundsätzen lebt es sich

sonder Mühe, es verursacht keine Anstrengung; die guten Grundsätze dagegen verlangen viel Pflege, viel Selbstüberwindung und große Anstrengung; gar keine irdischen Annehmlichkeiten sind in ihrem Gefolge. Urteilet nun selber! Haben eure Grundsätze bisher euch nur irdische Annehmlichkeiten bereitet und euch noch gar kein Opfer, gar keine Selbstverleugnung, gar keine Seelenleiden verursacht, o so habt ihr nur Unkraut in euch groß gezogen, den Weizen echt christlicher Grundsätze aber verkommen lassen. Beachtet es wohl: das Unkraut wächst allein, der Weizen dagegen will gepflegt und gehegt sein, soll er nur mittelmäßig gedeihen. O daß wir alle dereinst zu dem Weizen gehören möchten, der in die Scheuern des göttlichen Hausvaters gesammelt werden wird! Amen!

Am fünften Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn.

„Der Hausvater sprach zu ihnen: Das hat der Feind gethan." (Matth. 13, 28.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Daß es Böses, ja viel Böses in der Welt giebt, ist eine unleugbare Thatsache. Unser eigenes Gewissen giebt uns davon Zeugnis, unsere Vernunft sagt es uns, die Heilige Schrift lehrt es, die Kirche bestätigt es uns, die Geschichte liefert die Beispiele und die so bemerkenswerte Übereinstimmung aller Völker weist uns darauf hin. So sehr nun auch alle Menschen darin übereinstimmen, daß es in der Welt Böses giebt, ebenso sehr gingen und gehen heute noch die Menschen auseinander in der Beantwortung der Frage, woher das Böse überhaupt sei, und welche Bedeutung es in der Welt habe. Auf diese schwierigen Fragen lautete die Antwort des Heiden anders als die des Christen, anders die Antwort der Irrlehrer, anders die unserer heiligen Kirche. Wir beschränken uns heute auf die bestimmte Frage: Woher stammt nach der christlichen Lehre das Böse, und welche Bedeutung hat es nach dieser in der Welt? — Das heutige Evangelium antwortet mit zwei kleinen Sätzchen: „Das hat der Feind gethan!" und „Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte!"

Gott hatte den ersten Menschen gut erschaffen und ihn mit Heiligkeit und Gerechtigkeit ausgestattet, so daß der schönste Friede in ihm herrschte. Da kam der böse Feind und säte Unkraut, indem er in den ersten Menschen Zweifelsucht, Unglauben, Hochmut und Genußsucht anregte. Auf diese innere Sünde folgte die äußere That, und das Böse hielt damit

Einkehr in das Menschengeschlecht; denn alle Menschen werden mit dieser sündhaften Willensrichtung geboren, und so ist die Sünde der ersten Menschen auf alle übergegangen und in die Welt gekommen. Seitdem stehen tugendhafte und lasterhafte Menschen einander gegenüber, seitdem folgen gute und schlechte Gedanken, Worte und Werke aufeinander; sie bekämpfen sich und suchen gegenseitig sich zu vernichten. Ein scheinbar unseliger Kampf, der das Leben einzelner wie aller verbittert und nicht selten Engherzigkeit, Zagen und Bangen, Trostlosigkeit und Verzweiflung im Gefolge hat, so daß gar manche Kurzsichtige wünschen, daß es gar nichts Böses in der Welt gäbe. Allein mit diesen läßt sich nicht streiten, da sie gegen Thatsachen ankämpfen, die sich nun einmal nicht ungeschehen machen lassen, so sehr man auch dagegen ankämpfen mag. Vielmehr hat für uns Christen auch das Böse einen Platz in dem Plane der göttlichen Fürsehung, ohne deren Willen ja überhaupt nichts geschieht, also auch das Böse überhaupt nicht in die Welt gekommen wäre. Diese Bedeutung des Bösen kennen zu lernen und danach zu handeln, ist nun eine nicht kleine Aufgabe des Christen.

Die Frage aber, wie es in der Welt wäre, wenn Adam und Eva nicht gesündigt hätten, ist eine müßige, nachdem es für jeden gläubigen Christen feststeht, daß sie gesündigt haben. Gott hatte das erste Menschenpaar mit dem ausgezeichneten Geschenk der Willensfreiheit bedacht, und mit dieser war schon die Möglichkeit des Bösen, als der Übertretung des göttlichen Gebotes gegeben. Aus Achtung vor dieser Willensfreiheit des Menschen ließ Gott denn auch die Übertretung zu, weil er in seiner Allwissenheit und Weisheit von Ewigkeit her nicht bloß die Möglichkeit des Bösen in seiner erschaffenen Welt voraussah, sondern auch seine Stellung in der sündhaften Welt und seinen Nutzen erkannte. Er sah zwar voraus das unermeßliche Meer von Übeln und Leiden und verabscheute sie; aber er ließ sie zu, weil auch das Böse zuletzt zu seiner Ehre und Verherrlichung dienen muß, insofern er an den Bösen seine Heiligkeit, Strafgerechtigkeit und Macht offenbart; er ließ das Böse zu, weil er voraussah, daß es in der Welt einen Kampf entzünden werde, aus dem Gutes, die Tugend, welche ewige Belohnung zu erwarten hat, hervorgehen werde.

Darum läßt er beides zusammen wachsen, den Weizen und das Unkraut, bis zur Ernte. Dann werden die Guten und die Bösen, wenn auch nicht in derselben Weise, so doch gleichsehr zu seiner Verherrlichung dienen. Und Gottes äußere Verherrlichung ist der Zweck seiner Schöpfung, woraus wir erkennen, daß der Plan der göttlichen Fürsehung durch den Eintritt des Bösen in die Welt in keiner Weise verändert worden ist.

So wenig demnach Gottes unendliche Beseligung durch die Bösen in der Welt vermindert wird, ebensosehr vermag das Böse uns zu nützen,

wenn wir guten Willens sind und den Kampf mit ihm aufnehmen unter göttlicher Beihilfe. Gleichwie der Schatten dem Maler dazu dient, um die erhabenen Seiten seines Gegenstandes auf dem Bilde darzustellen, ebenso ist auch das Böse oft nur dazu da, um das Gute desto deutlicher und bestimmter hervorzuheben und in seinem vollen Glanze erscheinen zu lassen. Wir könnten hierfür zahllose Beispiele aus der heiligen und profanen Geschichte anführen, wollen uns aber nur auf die merkwürdigsten der ersteren beschränken.

Von welch einem strahlenden Glanze umflossen hebt sich nicht von der allgemeinen Verderbtheit der Mitwelt das tugendreiche Leben eines Noe, Abraham und Isaak ab! Mit welch stiller Bewunderung vernehmen wir die mannigfaltigen Wechselfälle in dem frommen Leben des Patriarchen Jakob, dessen Lebensgang ein fortgesetzter Kampf mit dem Bösen war, ja der von der Heiligen Schrift sogar den ihm eigentümlichen Namen eines Gotteskämpfers erhalten hat. Und das von ihm abstammende Volk führt den so bedeutsamen Namen „Kinder Israels", weil seine Geschichte in dem Leben des Gotteskämpfers ihr Vorbild besitzen und das Tugendbeispiel seines Stammvaters durch fortwährende Kämpfe mit dem Bösen nachahmen sollte. Wie großartig hebt sich darum die heldenmütige Geduld dieses Volkes ab von der unmenschlichen Grausamkeit, womit die Ägypter dasselbe knechteten. Wie erhaben erscheint das unbegrenzte Gottvertrauen der Kinder Israels auf ihrem vierzigjährigen Zuge durch die Wüste, wenn wir an die Öde und Unfruchtbarkeit des Landes, an die Tücke der sie umlauernden Feinde, an den unersättlichen Ehrgeiz so mancher Verführer und an den offenen Aufruhr so vieler Empörer uns erinnern! Wie herrlich steht vor uns dieses hochbegnadete Volk unter Josua und den auf ihn folgenden Richtern in seinem mehr als vierhundertjährigen Kampfe gegen das lasterhafte, abgöttische und abergläubische Heidentum, von dem es mit allen Mitteln der rohen Gewalt, List und Klugheit bekämpft und unterdrückt wird. Wie hoch ragt hervor die Großmut, Gerechtigkeit, Weisheit und Tapferkeit eines David, der von seiner Jugend an bis an sein Ende kämpfte, bald gegen treulose und heimtückische Freunde, bald gegen zahlreiche Stämme seines Volkes, bald gegen ruchlose Empörer aus seiner eigenen Familie, bald gegen innere, bald gegen äußere Feinde des Reiches! Wie bewunderungswürdig ist die Wirksamkeit der Propheten im Hinblicke auf die große Menge des Volkes, das kalt und gleichgültig, das ungläubig und verweichlicht, verkommen und allen Lastern frönend ihnen gegenüberstand! Wie hell strahlt ihre Einsicht im Hinblicke auf die Kurzsichtigkeit und Verblendung jener hochgestellten Kreise, in denen die Geschicke des ganzen Volkes bestimmt wurden; wie wunderbar erglänzt ihre unerschöpfliche Thatkraft gegenüber der Erschlaffung so vieler Volksgenossen, ihre zündende Beredsamkeit gegenüber der herzlosen Kälte, ihr

Mitleid und ihre Klage gegenüber der verheerenden Grausamkeit und unmenschlichen Gefühllosigkeit der äußeren Feinde! Wie rührend ist für uns die Treue und Gottesfurcht der Gefangenen an den Bächen Babels! Wie so wehmütig tönt über 2500 Jahre zu uns herüber die unentweihte Zither des gefangenen Sängers: „An den Bächen Babels, dort saßen wir und weinten, wenn wir Zions gedachten. An seinen Weiden hingen wir unsere Zithern auf.“ Dieses schöne und rührende Lied wäre wohl niemals erklungen, hätte nicht unsäglicher Schmerz über die Leiden und Gefahren der Gefangenschaft des heiligen Sängers Brust erfüllt. Die Psalmen überhaupt, diese zarten Blüten des heldenmütigsten Gottvertrauens und echter Religiosität — fast alle verdanken wir den mannigfaltigsten Leiden, Kämpfen und Gefahren, welche das Böse in der Welt verursachte. Mit einem Worte, wenn wir die ganze vorchristliche Geschichte des Volkes Israel überblicken, wie wahr sind da die Worte des heiligen Sängers: „Gar sehr bedrängten sie mich von Jugend an; aber sie überwältigten mich nicht.“ Denn aus allen Leiden und Kämpfen schöpfte das Volk neue Kraft, neues Gottvertrauen, religiösen Sinn und Gottesfurcht, so daß am Schlusse der heiligen Lieder des auserwählten Volkes vom Dichter mit goldenem Griffel eingegraben steht ein über die ganze Erde erschallendes Halleluja: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!“

Sonach dient das Böse in der Welt dazu, daß das Gute gefördert wird und um so schöner erglänzt auf dem häßlichen Hintergrunde des Bösen. Das ist die christliche Weltanschauung von diesen großen Gegensätzen, welche zum gemeinsamen Zwecke die Verherrlichung Gottes, des Allgütigen und Allmächtigen, haben. Darum nur nicht fürchten und bangen, wenn neben dem Weizen auch das Unkraut gedeiht. Das Böse erreicht niemals das Ziel, das es sich selbst gesteckt, sondern muß gegen seinen Willen das Gute fördern helfen. Und der Böse, der Sünder setzt zwar seinen Willen durch, insofern er böse sein will; sein letzter Wille aber, wonach er Gott leugnen oder die Pläne Gottes mit teuflischer Bosheit durchkreuzen will, geschieht durchaus nicht. Denn am jüngsten Tage wird er zur Verherrlichung Gottes dienen und seine Allmacht fühlen, nachdem er es verschmäht, Gottes Ermahnungen zu hören. Sehe nun jeder zu, daß er nicht ein Teil jener Kraft sei, welche stets das Böse will und in alle Ewigkeit das Gute schafft. Amen!

Am sechsten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn.

„Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und unter drei Maß Mehl verbarg, bis alles durchsäuert war.“ (Matth. 13, 33.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Im allgemeinen versteht man unter Himmelreich das Reich Gottes. Dieses Reich ist aber nicht geographisch begrenzt, da es sich nicht bloß auf die Erde oder einen Teil derselben beschränkt, sondern auch über die Erde und das Leben auf derselben hinausragt und den Himmel umfaßt. Jedes geordnete irdische Reich ist nun eine Gemeinschaft oder Vereinigung vieler Menschen, welche nach einem bestimmten Willen, den wir kurz Gesetz nennen, leben und thätig sein sollen. Auch die sogenannten Naturreiche sind gedachte Vereinigungen von Wesen, welche nach den einzelnen Naturgesetzen mit Notwendigkeit sich gestalten und entwickeln. Nur herrscht in den Naturreichen das Gesetz der Notwendigkeit, das Müssen, während in den von Menschen geordneten und verwalteten Reichen die sittliche Freiheit, das Sollen die Grundlage des Bestandes und der Entwicklung bildet. Derselbe Grundsatz gilt auch für das Reich Gottes. Insofern aber der göttliche Wille allmächtig ist und die göttliche Fürsehung alles Leben, von der untersten Stufe des Unorganischen bis hinauf zum sittlich-freien Handeln des einzelnen Menschen sowie aller menschlichen Vereinigungen, umfaßt, nach dem großartigen Weltenplane ordnet und leitet, ist das Reich Gottes allerdings das Leben und Zusammenwirken aller seiner sichtbaren und unsichtbaren Geschöpfe. Doch nach dieser allgemeinen Bedeutung faßt der Heiland im heutigen Evangelium das Himmelreich als Reich Gottes nicht auf. Vielmehr will er dieses Reich offenbar beschränkt wissen auf einen ganz bestimmt ausgesprochenen Willen Gottes und auf eine ganz bestimmte Gemeinschaft von Menschen, welche jenen göttlichen Willen freiwillig als Gesetz für ihr sittliches Handeln anerkennen und danach ihr ganzes Leben, d. i. ihr Denken und Wollen, ihr Thun und Lassen einrichten.

Alles kommt daher darauf an, zu wissen, welches der Inhalt jenes besondern göttlichen Willens ist, der das Gesetz im engeren Reiche Gottes ausmacht. Und da ist es denn der hl. Paulus, welcher an die Thessalonicher schreibt: „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung.“ Darin liegt der ganze Inhalt des als Gesetz im engeren Reiche Gottes geltenden göttlichen Willens ausgesprochen. Das oberste, ja das ganze Gesetz des göttlichen Reiches ist die Heiligung der Menschen. Halten wir nun das einstweilen fest, und fragen wir uns bald, was denn das Wort „heiligen“ bedeutet. — Heiligen heißt im allgemeinen so viel als weihen, etwas für einen Zweck, für ein Ziel bestimmen. Die Menschen sollen geheiligt werden

im Reiche Gottes, d. i. sie sollen sich aus freiem inneren Antriebe Gott selbst widmen und sich bestimmen zur sittlichen Gleichförmigkeit ihres Willens mit dem göttlichen Willen, mit dem göttlichen Gesetze, welches zum Teil als Naturgesetz uns angeboren, zum Teil als positives Gesetz uns von Gott selbst geoffenbart worden ist. Diejenigen nun, welche allseitig diesen göttlichen Willen in ihrem irdischen, nunmehr abgeschlossenen Leben vollzogen haben, heißen mit Recht nach dem Sprachgebrauche der Heiligen Schrift „Heilige." Ihre Gemeinschaft als die Gemeinschaft der vollendeten Heiligen ist das Reich Gottes in seiner engsten Bedeutung. Allein nicht bloß die vollendeten Heiligen, sondern auch alle jene Menschen, welche den ersten Schritt gethan haben, sich Gott zu widmen, bilden eine Gemeinschaft von Heiligen, d. i. zur Heiligkeit Berufenen, welche Gemeinschaft schon in etwas weiterer Bedeutung das Reich Gottes heißt.

Dieses Reich hat Gott selbst unmittelbar gegründet und zwar schon im Paradiese, als er die ersten Menschen bei ihrer Erschaffung mit Heiligkeit und Gerechtigkeit ausstattete. Sie waren heilig und gerecht, d. i. ihr ganzes inneres, geistiges Leben war auf Gott hin gerichtet und ihr Wille mit Hilfe des göttlichen Beistandes dem göttlichen Willen, dem göttlichen Gesetze gleichförmig. Gar bald sollte dieses Reich Gottes aber vernichtet werden durch den Neid des unermüdlichen Versuchers und den sträflichen Leichtsinn der ersten Menschen. Adam und Eva leisteten Folge der an sie ergangenen Aufforderung, Gottes Willen unbeachtet zu lassen, ja zu verachten, und damit schieden sie für einen Augenblick aus dem engeren Reiche Gottes aus und traten in das Reich der Finsternis ein. Nach der Lehre unserer heiligen Kirche aber und nach dem Glauben der heiligen Väter, namentlich des hl. Augustinus, bildeten die ersten Menschen und ihre sämtlichen natürlichen Nachkommen eine Masse des Verderbens, welche für alle Ewigkeit verloren gewesen wäre, hätte nicht Gott in seiner unendlichen Erbarmung unter jene unheilvolle Masse den Sauerteig des Himmelreichs gemischt. Dieses neue Himmelreich — denn *neu* ist es, weil es unter ganz und gar veränderten Verhältnissen gegründet war — sollte als höchstes Ziel haben, die durch die Sünde des ganzen Geschlechts unendlich beleidigte Majestät Gottes zu versöhnen und so die Wiedervereinigung der Menschen mit Gott zu bewerkstelligen. Dieser Grundgedanke ist denn auch seit dem verhängnisvollen Sündenfalle im Paradiese das religiöse Ferment, welches die große Masse der Menschen immer mehr durchdringen und beleben soll.

Auf dieses Hauptgesetz beschränkte sich auch fürs erste Gott bei Gründung seines neuen Reiches, indem er schon im Paradiese die sündhafte Thatsache und ihre Bedeutung für das Verhältnis zwischen ihm und seinen Geschöpfen den ersten Menschen zum reuevollen Bewußtsein brachte, in ihnen die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung weckte und sie in sichere

Aussicht stellte durch die Verheißung des Welterlösers, des vom Weibe Geborenen. Dieses religiöse Ferment vermochte aber zunächst nur einen verhältnismäßig sehr geringen Teil der menschlichen Masse des Verderbens zu durchdringen und neu zu beleben. Es waren zumeist nur einzelne Personen und ganz vereinzelte Familien der vorsündflutlichen Urzeit, welche lebendige, wirkliche Mitglieder des göttlichen Reiches waren und nach seinem Gesetze zu leben sich bemühten. Und selbst nach der Sündflut, die ja eine göttliche Strafe für die geringe Beteiligung der Menschen am Reiche Gottes war, beschränkte sich vorerst dasselbe noch auf einzelne hervorragende Familien der patriarchalischen Zeit, die aber, im Gegensatze zu dem ringsum herrschenden, weit ausgedehnten Reiche der Götzen und des Aberglaubens, das Ferment des göttlichen Reiches mit um so lebendigerem Bewußtsein von dem tief einschneidenden Gegensatze zwischen dem Reiche Gottes und dem des Satans in ihrer Brust trugen und sich auch äußerlich von dem Reiche des Satans trennten, indem sie alle, selbst die Familien- und Blutsgemeinschaft aufgaben und durch Zeichen und gottesdienstliche Handlungen zu einem festgegliederten geistigen Reiche sich entwickelten. So wirkte schon in den ehrwürdigen Familien der alten Patriarchen das Ferment des Gottesreiches belebend und gestaltend auf die sinnlich wahrnehmbaren Familien- und Lebensverhältnisse, indem sie im ausgesprochenen Gegensatze zu dem Reiche des Satans bestimmte religiöse Formen und gottesdienstliche Gebräuche aus der innersten religiösen Gesinnung zur Befestigung und Belebung des inneren Reiches Gottes heraus entwickelten und gestalteten. Nach dem allweisen Plane der göttlichen Fürsehung verbanden sich darauf die zahlreich gewordenen Nachkommen der patriarchalischen Familien zu einem irdischen Reiche, was um so leichter war, als alle Glieder desselben in der Hauptsache, d. i. in der innersten religiösen Gesinnung, in ihrem Verhältnisse zum Gottesreiche und in ihrer Stellung zum Reiche der Götzen einig waren. In ihren wichtigsten Interessen und Zielen waren sie einig; warum sollten sie also in den minder wichtigen, rein irdischen und vergänglichen Zielen uneinig sein? Daher erbaute sich unter der weisen Leitung des thatkräftigen Gesetzgebers Moses infolge des auf den Gewissen und Leibern der Nachkommen Israels schwer lastenden Druckes eines abgöttischen Reiches nach dem ausdrücklichen Willen Gottes auf der gemeinsamen religiösen Grundlage und Anschauung das theokratische Reich der Israeliten, dessen öffentliche Gewalten Werkzeuge des sich in ihm offenbarenden Gottes waren, und dessen höchster Zweck nicht bloß die Eroberung eines Landes war, um darin selbständig nach eigenem Volkswillen schalten und walten zu können, auch nicht bloß irdisches Glück, Ruhe, Sicherheit und ungestörter Genuß des irdischen Daseins war, sondern auch und vornehmlich in der Befestigung des Gottesreiches auf Erden und seiner Sicherstellung für die weitere Zukunft bestand. Das

irdische, zeitliche Reich war also nur die äußere Schale, deren Kern das Reich Gottes war, es war die große Masse, unter welcher das Ferment des Himmelreiches verborgen war, um die ganze Masse zu durchdringen. Das irdische Reich der Israeliten hatte seine Daseinsberechtigung und seinen sichern Fortbestand nur so lange, als es der Förderer, Beschützer und Träger jenes himmlischen Fermentes sein würde. Daher sehen wir dieses Reich in Blüte stehen, wenn das religiöse Fundament im Familien- und Volksleben von den öffentlichen Gewalten befestigt und gesichert wird; und umgekehrt sehen wir es in Verfall geraten und endlich verschwinden, je mehr das private und öffentliche Leben dem Reiche Gottes sich entfremdete und die religiösen Grundgesetze des Reiches verachtet wurden. Die große Volksmasse, bethört von ihren Führern, hatte sich von der inneren, das äußere Reich belebenden Idee losgesagt, oder kein richtiges und ausreichendes Verständnis mehr für den höheren Beruf des Judenreiches; die äußeren, von religiösen Gedanken belebten und geschaffenen bürgerlichen wie religiösen Formen waren ihres Inhalts beraubt. Kein Wunder daher, wenn endlich das morsche Staatsgerüst zusammenbrach und die inhaltsleeren Formen zerbrachen. Denn wenn der den Staatskörper organisierende Geist entschwunden ist, muß nach rein natürlichen Gesetzen der Körper selbst in Verwesung übergehen.

Das Jahr 586 v. Chr. war das Todesjahr für die Selbständigkeit des Reiches Juda, und alle Anstrengungen der Juden, ihre frühere Selbständigkeit widerzuerlangen, selbst die heldenmütigen Freiheitskämpfe der glorreichen Makkabäerzeit waren doch nur die letzten gewaltigen Zuckungen eines sterbenden Riesen, dem der Gnadenstoß noch vorenthalten war.

Jesus von Nazareth war es, welcher vermöge seiner göttlichen Allwissenheit den Geist des Alten Testamentes richtig erfaßte, das ewig Wahre desselben von seinem zeitlichen, vergänglichen, national beschränkten Beiwerke trennte, und so nicht bloß dem wahren göttlichen Geiste des Alten Testamentes eine höhere und allgemeinere Bedeutung gab, sondern ihm auch seinen wahren, das Menschengeschlecht veredelnden Wirkungskreis anwies, sodaß er mit vollem Rechte trotz des allgemeinen Zusammenbruches der alttestamentlich-theokratischen Formen seinen Jüngern die Versicherung geben konnte: „Glaubet ja nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen; vielmehr bin ich gekommen, sie zu erfüllen.“ Aber er füllte nicht, wie er selbst gleichnisweise sagt, jungen Wein in alte Schläuche. Der aus den alttestamentlichen beengenden Fesseln von ihm befreite Geist sollte unter seiner Anleitung neue, ewige Formen sich schaffen; er sollte als wahres Ferment bildend und gestaltend die ganze Masse von Mehl durchdringen.

Das ist der wahre Geist des christlichen Gottesreiches. In diesen heiligen Geist, von dem die große kirchliche Gemeinschaft geleitet und be-

seelt ist, lasset uns immer mehr und mehr eingehen. Halten wir fest den Zweck der kirchlichen Vereinigung, nämlich unsere eigene Heiligung; verlieren wir nicht aus dem Auge die Mittel zu unserer eigenen Heiligung, empfangen wir würdig die heiligen Sakramente, und der Heilige Geist wird auch uns beleben, Gestalt in unserem Leben gewinnen und uns in der christlichen Vollkommenheit von Stufe zu Stufe sicher geleiten. Um diesen Heiligen Geist, auf daß er uns gleich einem kräftigen Fermente durchdringe und neu belebe, bitten wir mit den Worten: „Zu uns komme dein Reich!“ Amen!

Am sechsten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn.

„Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und unter drei Maß Mehl verbarg, bis alles durchsäuert war.“ (Matth. 13, 33.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der Heiland knüpfte in seinen Vorträgen gern an das an, was seinen Zuhörern bekannt war, um ihnen seine unbekannte Lehre verständlich zu machen. So sagt er heute: „Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und unter drei Maß Mehl verbarg, bis alles durchsäuert war.“ Ein bekannter Vorgang das. Wenig Sauerteig mit Mehl vermischt durchsäuert allmählich alles Mehl, erwärmt es und bringt es in Gärung. Ähnlich die Lehre Christi, welche der Sauerteig ist. Sie ist scheinbar gering und armselig; niemand sieht ihr die innewohnende Kraft an; und doch bringt sie in die Volksmassen ein, sie wird Eigentum eines jeden, der Hohen und Niedern, der Reichen und Armen, der Gelehrten und Einfältigen. Das Eigentümliche des Sauerteiges ist, daß er alles Mehl durchdringt. In gleicher Weise wird die Lehre Christi das Eigentum aller Menschen; darin steht die Lehre Jesu einzig da.

Auch vor Christus gab es edle Männer, welche sich durch Wissenschaft und Weisheit vor allen ihren Zeitgenossen auszeichneten und an Schärfe ihres Verstandes vielleicht noch manchen unserer größten Gelehrten übertrafen. Wir nennen sie die Weltweisen. Diese wendeten sich mit Abscheu von dem Glauben des heidnischen Volkes und Pöbels ab. Durch mühsames Forschen fanden sie, daß es nur einen Gott geben könne, und daß die vielen Götter, welche das Volk anbetete, ein Unsinn seien; sie fanden, daß die Seele des Menschen unsterblich sei, aus der höheren Welt stamme und im Körper wie in einem Kerker gefangen gehalten werde. Nach ihnen habe der Mensch sich als Eigentum Gottes anzusehen, Gott in allem zu folgen und nach Ähnlichkeit mit Gott zu streben. Die

Tugend sei das einzige und höchste Gut für den Menschen auf Erden, ja einige jener vorchristlichen Weltweisen nennen sogar unsere christlichen vier Kardinaltugenden: Klugheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Stärke, mit denselben Namen.

Aber so vortrefflich auch diese mühsam gefundene Lehre von Gott, Mensch, Religion und Tugend war, sie blieb ein Samenkorn, das in keinen Erdboden gelegt werden konnte. Was nützt aber das Samenkorn auf dem Speicher? Soll es Früchte tragen, so muß es in den Acker gesät werden. In ähnlicher Weise: was nützte die so vortreffliche Lehre der heidnischen Weltweisen, wenn sie wie ein Samenkorn auf dem Speicher in ihren gelehrten Köpfen und Schriften blieb und nicht wie ein Sauerteig die Massen des Volkes durchdrang? Am guten Willen dazu fehlte es zwar nicht bei diesen Weltweisen; aber keiner von ihnen, selbst der Angesehenste nicht, konnte auch nur ein einziges Dorf dazu bewegen, nach den Grundsätzen seiner Lehre zu leben. Das Volk liebte vielmehr auch weiterhin die Vielgötterei und trieb Götzendienst. — Doch du wendest mir da vielleicht ein: Was die heidnischen Weltweisen über Gott und die Religion lehrten, war viel zu gelehrt, als daß die Masse des Volkes es zu fassen vermochte, und so sei es leicht erklärlich, wenn ihre Lehre von dem einen Gott im Gegensatze zu der Vielgötterei nicht wie ein Sauerteig die Massen des Volkes durchdrang. O gemach! Die Lehre Jesu ist noch viel erhabener; sie enthält Geheimnisse, die kein Mensch erforschen und begreifen kann; und doch ist sie Eigentum der Volksmassen geworden. Der Grund muß also wo anders liegen. Und in der That! Die Ansicht der heidnischen Weltweisen war den Volksmassen zu gelehrt; sollte das Volk sie annehmen und befolgen, so konnte es nur dadurch geschehen, daß es den Weisen glaubte; dazu fehlte ihnen aber alles Ansehen, weshalb ihre Lehre bloß im Buche stand, indes das Volk bei Vielgötterei und Götzendienst blieb.

Ganz anders verhält es sich mit der Lehre Jesu, welche mit unwiderstehlicher Kraft in das Volk dringt, wie der Sauerteig das Mehl durchdringt, weil Jesus Ansehen hat. Das Ansehen Jesu ist es, welches seiner in vielem doch so unbegreiflichen Lehre bei den großen Massen Eingang verschaffte. Er bewies sich durch Wunder als Gott selber. Seine Wunder waren nicht natürliche oder künstliche Erscheinungen; sie waren übernatürlich, und übernatürliche Erscheinungen kann nur Gott hervorbringen. Christus brachte sie hervor, wodurch er sich als Gott bewies. Nun kann Gott aber nur die Wahrheit reden, weil er wahrhaftig ist. Die Lehre Jesu, der sich als Gott durch Wunder bewies, ist also die lautere göttliche Wahrheit. Das war ein ganz anderer Weg, ein Weg, der zum Herzen des Volkes, zu den Herzen der Gelehrten und Einfältigen führte. Von der Lehre Jesu mußten Gelehrte und Ungelehrte

in gleicher Weise bekennen, daß sie dieselbe zwar nicht zu begreifen vermögen, aber wohl glauben können, nachdem der Meister dieser Lehre, Jesus Christus, sich als den wahrhaftigen Gott durch Wunder ausgewiesen. Das ist der tiefer liegende Grund, weshalb die Lehre Jesu wie keine andere in das Volk eingedrungen ist, von ihm festgehalten und im Leben befolgt wird. Sie ist Gemeingut aller geworden durch den vernünftigen Glauben. Was für den Sauerteig die ihm innewohnende Kraft ist, das ist für die christliche Lehre das göttliche Ansehen unseres Herrn und Meisters, der da sitzet zur Rechten des Vaters.

Um dieses göttliche Ansehen recht zur Geltung zu bringen und um jeden Schein zu vermeiden, als ob Jesus seine großartigen Erfolge irgend welchem irdischen Einfluß oder irgend welcher irdischen Macht verdanke, sehen wir ihn arm und niedrig, verachtet und verfolgt hier auf Erden. Weder Geldmittel noch Empfehlungen seitens der Obrigkeit standen ihm zur Seite. Ja man verleumdete ihn allenthalben, um das Volk von ihm abwendig zu machen; man kreuzigte ihn, um seinen Namen mit Schmach zu bedecken. Und trotz alledem drangen seine erhabenen himmlischen Wahrheiten in das Volk, weil er göttliches Ansehen hatte und darum kein menschliches, irdisches brauchte.

Darauf lenket euer ganzes Augenmerk, wenn in dieser gefahrvollen Zeit Versuchungen gegen euern heiligen katholischen Glauben euch beunruhigen. Nur zu leicht steigen Zweifel am Glauben in uns auf, wenn wir die Spottreden unserer Gegner hören, wenn wir ihre Trugschlüsse vernehmen, oder wenn wir gar uns besonders klug dünken und meinen, was wir nicht begreifen, das sei auch nicht wahr, und Glauben sei eine Beleidigung für einen verständigen oder gebildeten Menschen. Allerdings, wenn Hochmut eine Tugend und Demut ein Laster sein wird. Solange aber die Demut noch eine Tugend ist, wird auch der Glaube als eine Verdemütigung des Verstandes nicht eine Beleidigung, sondern eine Ehre für den wahren Christen sein. Wenn wir nur festhalten, daß wir darum glauben, weil Jesus göttliches Ansehen hat, so kann uns kein Vernünftiger wegen unseres heiligen Glaubens mit Recht tadeln. Den boshaften und beschränkten Tadlern aber geht man aus dem Wege, nicht aus Furcht vor Beleidigungen, sondern wegen der Gefahr, in welche wir uns begeben. Darum erwecket regelmäßig beim Morgengebet die Tugend des Glaubens, indem ihr sprechet: „O mein Gott, ich glaube alles fest und unerschütterlich, was du uns geoffenbart und durch deine heilige katholische Kirche zu glauben vorgestellt hast, weil du die ewige Wahrheit bist und dich weder irren noch uns täuschen kannst. In diesem Glauben will ich leben und sterben!" Amen!

Am Sonntage Septuagesima.

„Der Hausvater sprach: Ist dein Auge darum schalkhaft, weil ich gut bin?“ (Matth. 20, 15.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Neid war es, wovon die Herzen jener Arbeiter voll waren, welche vom frühen Morgen bis zum Abend gearbeitet hatten und dann gegen den Hausvater also murrten: „Diese, die Letzten, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben.“ Der Hausvater aber, welcher den blassen Neid jener sofort erkannte, sprach zu einem von ihnen: „Ist dein Auge darum schalkhaft, weil ich gut bin?“

Was ist denn eigentlich der Neid? Er ist eine innerliche Traurigkeit über das Wohl des Nächsten, eine Betrübnis wegen des Glückes anderer, als wenn es unser Unglück, und ihr Segen die Verminderung des unsrigen wäre. Daher nährt sich der Neidische von dem Unglücke seines Mitmenschen; die Gesundheit des Nachbarn ist seine Krankheit; was ihm auch immer für Gaben und Gnaden Gott mitteilt, er beachtet sie nicht einmal. Was hat aber der Neidische von seiner so sündhaften Leidenschaft? Er hat nur Schmerzen aus dem fremden Glücke, keine Freude am eigenen Glücke — nicht die mindeste Aussicht auf ein besseres Glück. Darum ist der Neid eigentlich, wie die Väter reden, sein eigener Henker, der nie schont und nur sich trifft, wenn er andern Streiche zu versetzen glaubt.

1. Durchgehet mit euren Gedanken die Glückseligkeit dieser Welt. Sehet, wie einige mit hohen Ämtern bekleidet, andere mit Reichtümern überhäuft, viele mit Ehren gekrönt sind; noch andere glänzen an Verstand, andere sind gelehrt, andere geliebt, andere schön, andere mit Freuden umgeben. Mitten unter diesen glücklichen Menschen stellt euch einen Neidischen vor, der alles mit ansehen und von allem gekränkt werden muß. Die allgemeine Freude kostet ihn Seufzer, die Zufriedenheit anderer vermehrt und reizt seine Galle; er ist ein Opfer des Fluches, der Mittelpunkt der Bitterkeit und die Brandstätte eines heimlichen Feuers, das zuweilen aus Behutsamkeit weder Rauch noch Flammen verraten darf; er muß oft der erste Anbeter von einem Götzen sein, den er zermalmt wünschte. Was für eine Plage muß es alsdann für ihn sein, ein heiteres Auge bei einem trüben Herzen, eine sanfte Sprache bei einer aufgebrachten Seele, eine liebliche Miene bei einer tötenden Leidenschaft anzunehmen; jedem frohen Schritte des Nachbars schielt sein trübes Auge mißgünstig nach; jede Nachricht von dessen Wohlstand ist für sein Ohr ein verdrießlicher Schlag.

Die schönste That des Nächsten ist in seinen Augen nichts, oder eine Übelthat in der Absicht und eine Missethat in den weiteren Folgen; denn der Neid *will* alles übel deuten. Grüßt z. B. ein Mitbürger den andern, so heißt es, er will dadurch nur schmeicheln und gewinnen; ist er freigebig, so geschieht es, um Einfluß zu erlangen; ist er auferbaulich, so spielt er den Heuchler; redet er schön, so ist's nicht auf seinem Felde gewachsen; beweist er Tapferkeit im Kriege, so ist es ein günstiger Zufall, der seinen Ruhm begründete; hat er Geld, so ist es ungerecht erworben; seine Demut ist nichts als ehrgeizige Heuchelei und seine Religiosität arglistige Vorsicht.

Er klagt oft bei dem Anblicke des menschlichen Elendes mit den Lippen und hat kein wahres Mitleid im Herzen; er glaubt zu gewinnen, wenn andere verlieren; er weidet sich an den Klagen des Volkes und an den Thränen der Unglücklichen. Mit alledem, was gewinnt er? Einen schlechten Trost, wenn andere fallen, eine höllische Pein, wenn sie aufrecht stehen. Er ist also immer ein Feind der Gaben Gottes, wenn er sie im Hause eines andern antrifft; er ist ein Totengerippe, vom Satan beseelt, das sich mit seiner eigenen Qual ernährt und Tag und Nacht am Glücke anderer zehrt. „Er muß es sehen," sagt der hl. Bernard, „damit er beneide und durch den Neid selbst immerfort gequält werde."

2. Solange es aber den Neidischen schmerzt, andere glücklich zu sehen, kann er auch unmöglich eine wahre Freude an seinem eigenen Glücke haben. Was liegt ihm an seinem Wohlstande, wenn andere den ihrigen auch haben? Was nützt ihm der Segen des Himmels, wenn alle übrigen auch gesegnet sind? Er kennt den Wert fremder Güter ebensowenig als den seiner eigenen: jene schätzt er zu hoch und diese zu niedrig. Der Acker des Naboth kränkt den König Achab mehr, als ihn sein Reich erfreut. Kurz, man kann mit Grund sagen: der Neidische besitzt nichts Gutes, solange ihn die schreckliche Leidenschaft besitzt, andere unglücklich zu wünschen. „Zu wenig ist es, wenn er selbst glücklich ist und andere nicht unglücklich sind."

3. Hat der Neidische vielleicht sichere Aussicht auf ein besseres Glück? Worein setzt er denn sein Glück?

Etwa darein, daß Gott seinen Feind strafe? Er wird nur den Schuldbaren, dich, o Neider! wird er züchtigen, und dir den bisherigen Segen, den du so schändlich mißbrauchtest, aus gerechter Strafe entziehen. Er wird das Übel, das du deinem Nächsten anthust, mit Gutem vergelten, und ihn dafür, daß du ihn quälst, schadlos halten. Vielleicht fällt deine Hinterlassenschaft noch in seine Hände, und deine Kinder klopfen einst um Erbarmen an seine Thüre.

Oder setzt der Neidische darein sein Glück, daß er den Widersacher um seine Vorzüge und Gaben bringe? — O, kein Neid kann die natür-

lichen Gaben des Nächsten zerstören. Vernunft, Geschicklichkeit, Gesundheit, Gestalt und derlei Dinge, die so oft der Gegenstand der Mißgunst werden, sind keinen Räuberhänden ausgesetzt. Der Neidische mag alle Mittel ergreifen, sich vor andern beliebt und angenehm zu machen — er wird weder durch Mühe, noch durch Unkosten oder Gunst die glücklichen Naturgaben oder Anlagen dem Beneideten streitig machen können.

So ist es denn wirklich wahr, daß der Neidische nur Schmerzen aus dem fremden Glücke, keine Freude an dem eigenen Glücke und nicht die mindeste Aussicht auf ein besseres Glück hat. Und trotzdem giebt es Neidische? O, das ist doch unverzeihlich! Wie groß muß da die Verblendung solcher Sünder sein! Wollte Gott, daß wir alle vor diesem Laster bewahrt bleiben möchten. Es giebt kein besseres Mittel gegen den Neid, als die goldene Zufriedenheit und Genügsamkeit mit dem, was uns die göttliche Vorsehung beschieden hat. Wer wenig erhalten hat, benutze das wenige; wer viel erhalten hat, bedenke, daß er viel zu benutzen habe. Keiner aber blicke mit Neid auf seinen Nächsten. Amen!

Am Sonntage Sexagesima.

„Was auf gute Erde fiel, das sind die, welche das Wort hören, und in dem guten und sehr guten Herzen behalten, und Frucht bringen in der Geduld." (Luk. 8, 15.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Soll das Samenkorn keimen, wachsen, gedeihen und die erwünschten Früchte tragen, so ist, abgesehen von allem andern, die richtige und rechtzeitige Zubereitung des Ackers erforderlich. Und der Heiland vergleicht heute seine Heilslehre mit einem Samenkorn und die Menschen, welche die Predigt seiner Heilslehre vernehmen, mit dem Acker, woraus erhellt, daß die Herzen der Menschen, soll die Predigt der Heilslehre von Nutzen sein, in der rechten Weise zubereitet sein müssen. Auf dieses Erfordernis wollen wir heute unser ganzes Augenmerk lenken und betrachten, wie die Zuhörer sich auf eine christliche Predigt vorzubereiten haben, damit der Same des göttlichen Wortes auf gutes Erdreich falle und in dem guten, ja sehr guten Herzen Frucht bringe.

Wen nicht dürstet, der steht gedankenlos an der sprudelnden, silberklaren Quelle; wen nicht hungert, der beachtet die reichbesetzte Tafel nicht, ja sie flößt ihm sogar Ekel ein. Wer nun in ähnlicher Weise um das wahre Glück und den wahren Frieden der Seele sich nicht kümmert, darf

sich auch nicht wundern, wenn ihn nicht hungert nach Seelenspeise, wenn ihn nicht durstet nach dem befruchtenden Wasser der Gnade. Für solche ist die Predigt dasselbe, was die sprudelnde Quelle für den ist, den nicht durstet; er hört gedankenlos zu. Für solche ist die Predigt dasselbe, was die reichbesetzte Tafel für den ist, den nicht hungert; sie flößt ihm Ekel ein, erscheint ihm als geschmacklose Zeitverschwendung. So wird denn die christliche Predigt nur für jene von Nutzen sein, welche ein wahres Verlangen der Seele und des Herzens nach Unterweisung und Belehrung in den christlichen Heilswahrheiten haben, welche des Trostes, der Unterstützung, des Rates und der Warnung sich bedürftig wissen. Daher der Heiland seine Zuhörer anredet: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken", und selig preist jene, „die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden".

Die Mühseligen, die Beladenen also, d. i. jene Christen, welche von der Mühseligkeit ihres Lebens sich überzeugt haben, sind die wahren, auf die Predigt vorbereiteten Zuhörer. Willst du darum das Wort Gottes im Geiste unserer heiligen Kirche hören, so betrachte zuvor dein armseliges, mühevolles und schuldbeladenes Leben. Wie arm bist du an Verdiensten, wie schwach den eigenen Kräften nach, wie schwankend in deinen Entschlüssen, wie veränderlich in deinen Gedanken, wie langsam im Guten und wie geschwind im Bösen, wie bequem im Glauben, wie schnell im Unglauben und im Zweifel am Glauben! Wie bedächtig bist du in der Liebe zu Gott, und wie schnell überstürzest du dich in der Liebe zur Augenlust und zur Hoffart des Lebens! O betrachte diese Armseligkeit und erwäge, wie oft du den Versuch gemacht, dich von dieser Armseligkeit zu befreien. Kaum hattest du einen sündhaften Gedanken mit Erfolg bekämpft, da kamen neue und ärgere; kaum hattest du einige Stunden hindurch die Sünde mit vieler Mühe gemieden, da folgten ganze Tage des Lasters. Gedenke der Mutlosigkeit, die sich unter solchen Umständen deiner bemächtigte; gedenke des Jammers deines Herzens in solcher Not; gedenke des Elendes deiner Seele in solcher Angst; gedenke der Verzweiflung, welche dich zu erfassen und zu vernichten drohte. Während deine ganze Umgebung nichts von alledem merkte, dich wie immer freundlich und liebevoll behandelte, dich hochachtete, ja verehrte, welch ein Gefühl des Mißbehagens ergriff dich da, wenn du an den furchtbaren Gegensatz dachtest, in dem dein Inneres zu deinem Äußeren stand, wenn du an die Täuschung deiner Mitmenschen dachtest und ihre Hochachtung sahst, während du dich selber verachten mußtest! O schuldbeladenes Gewissen! Wie lange schon quälst du dich, und es will nicht besser werden; wie lange schon mühest du dich ab, und es wird von Tag zu Tag schlechter. Alle Mittel, die du anwendest, schlagen fehl. Du siehst das Ziel, jene ewig grünen

Hügel, doch ach, ein Strom ergrimmt dazwischen braust; du siehst die Demut, aber demütig zu werden ist dir nicht möglich; du siehst die Keuschheit, aber keusch zu leben ist dir nicht möglich; du siehst die Liebe zu Gott, aber Gott wahrhaft zu lieben ist dir nicht möglich. O glaube es mir, nur ein Wunder kann dich tragen in das Wunderland der christlichen Demut, Keuschheit und Gottesliebe. Darum kommet alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Erkennet diesen euern Seelenzustand und seid versichert, daß ihr die Predigt mit nie geahnten Gefühlen der Erbauung hören werdet.

Während demnach die entferntere Vorbereitung auf die Predigt für den Zuhörer darin besteht, daß er seine geistige Armseligkeit und Hilflosigkeit anerkennt, besteht die nähere darin, daß er demütiges Vertrauen **in die Verkündigung** der christlichen Heilslehre setzt, welche nach dem Weltapostel eine Gotteskraft ist zum Heile für jeden, der glaubt. Denn die Verkündigung der christlichen Heilslehre enthält notwendigerweise übernatürliche Wahrheiten, d. i. solche, welche unsere eigene Vernunft nimmer zu begreifen vermag. Anderseits ist es aber auch unserem Verstande von Natur aus eigen, sich gegen alles ablehnend zu verhalten, was er nicht einzusehen vermag. Daher gilt es, vorerst unsere Vernunft davon zu überzeugen, daß es auch übernatürliche Wahrheiten gebe, und daß wir diese für wahr zu halten verpflichtet sind, wenn wir die erforderliche Sicherheit besitzen, vor Irrtum und Täuschung bewahrt zu bleiben. Und das eben ist in so hohem Grade der Fall, daß jeder nur vernünftig handelt, wenn er die Geheimnisse der christlichen Heilslehre für wahr hält. Denn er glaubt ja in allem, was seine Vernunft übersteigt, nicht armseligen, irrtumsfähigen Menschen, sondern Gott, welcher die ewige Wahrheit selbst ist, der sich weder irren noch uns täuschen kann, und der, so oft er gesprochen, durch wohlverbürgte Wunder aller Art sich zu erkennen gegeben, damit nur ja nicht einmal der leiseste Zweifel an der Wahrheit dessen — und wäre es auch nur mit einem bloßen Scheine von Recht — aufkommen könne, was er den Menschen verkündigt hat.

Zwar ist der Prediger ein irrtumsfähiger Mensch wie jeder andere; aber was ihm ein großes Ansehen verleiht, ihn stark und gewaltig erscheinen läßt, ist sein inniger Anschluß an die Lehre unserer heiligen Kirche, welche als unfehlbare Trägerin die ganze Lehre Christi bis auf diesen Tag verkündigt und unverfälscht bewahrt hat. Was sodann die Glaubwürdigkeit des Predigers noch erhöht, ist sein eigener kindlicher Glaube, den er in allen seinen Worten und Handlungen offenbart; ist die Begeisterung des Herzens und seine Wärme, womit er die unbegreiflichen Wahrheiten verkündet; ist die eigene Erfahrung, die er seinen Zuhörern vorlegt, die Erfahrung, wie süß es sei, dem Herrn in Einfalt des Herzens

zu dienen und seine Gebote zu beobachten. Was ferner die Glaubwürdigkeit des Predigers erhöht, ist sein tiefes Bewußtsein, daß er sich im Einverständnisse weiß mit den hervorragenden Geistern, edeln Seelen und Gott liebenden Herzen aller Jahrhunderte; ist sein Bewußtsein, daß nichts anderes gelehrt hat Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, nichts anderes gepredigt die heiligen Apostel; ist das Bewußtsein, daß nichts anderes verteidigt die großen Kirchenlehrer, daß für nichts anderes gelitten die heiligen Märtyrer, daß nichts anderes bekannt die heiligen Bekenner, daß alle wahren Schüler und Schülerinnen Christi in nichts anderem ihre Hilfe, ihre Stärke, ihre Macht und ihren Schutz gesucht und gefunden haben. Fürwahr, das ist ein Kranz von Gelehrten, von Priestern, von Blutzeugen, von Glücklichen und Heiligen, die den Prediger heben in seinem Ansehen und erhöhen in seiner Glaubwürdigkeit, so daß es wahrhaftig nur eines geheimnisvollen Zuges der göttlichen Gnade und des guten Willens für den Zuhörer bedarf, um ein recht demütiges Vertrauen in die Verkündigung der christlichen Heilslehre zu setzen.

Darum bringet herzliches und gläubiges Vertrauen mit in jede Predigt. Das Vertrauen erschließt euer Herz wie eine Knospe, welche sich zur Blüte entfaltet, damit sie den befruchtenden Samen aufnehme und Frucht trage. Das gläubige Vertrauen ist wie Tau des Himmels, welcher das Samenkorn der Predigt befruchtet. O möge der Same des göttlichen Wortes immer auf gute Erde fallen und in eurem guten, ja sehr guten Herzen Frucht bringen! Amen!

Am Sonntage Quinquagesima.

„Die Liebe ist nicht aufgeblasen, sie ist nicht ehrgeizig, sie ist nicht selbstsüchtig." (1 Kor. 13, 4 f.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Wir haben einen neuen Schmuck in unserer Kirche, eine Statue, welche die heilige Königin Margareta von Schottland darstellt. Damit nun nicht bloß das Auge, sondern auch euer Herz sich daran erfreue, wollen wir heute diese Statue im Geiste der Kirche miteinander betrachten.

Die hl. Margareta sieht sehr kriegerisch aus. Königlich gekleidet und geschmückt hält sie mit der linken Hand ein Schwert, während die rechte einen frischen Palmzweig auf die Brust drückt. Mit dem linken Fuße aber tritt sie einem abscheulichen Drachen auf den Rücken, so daß dieser unter fürchterlichem Gebaren den Todesschrei ausstößt. Was soll

das bedeuten? Hat die hl. Margareta wirklich mit einem Drachen gekämpft und ihn erlegt?

O nein! Der Bildhauer stellt uns in dem abscheulichen Drachen unsern eigenen Willen dar, der darum so häßlich ist, weil unser eigener Wille der Vater aller Sünden ist. Die Sünde ist aber für das Auge des allheiligen Gottes ein Gegenstand des Abscheus, was der häßliche Drache versinnbilden soll.

Die hl. Margareta tritt den Drachen mit Füßen; der Fußtritt ist aber ein Zeichen der Verachtung und Beschimpfung; sie verachtet und beschimpft also ihren eigenen Willen. Und der Drache stößt den Todesschrei aus, er verendet; die hl. Margareta hat demnach ihren eigenen Willen vollkommen abgetötet und läßt ihn nicht mehr zur Geltung kommen. Und wie ist ihr das gelungen? Durch beständigen Kampf gegen ihren eigenen Willen; diesen Kampf deutet das Schwert in der Linken an. Und damit ihr nicht etwa glaubt, sie habe wirklich zum Schwerte gegriffen, hält sie es in der Linken, welche sonst doch nicht die Hand ist, die im Kampfe das Schwert führt. Dies ist nicht ein Kampf mit roher Gewalt, nicht mit Blut und Eisen; sie hält das Schwert nicht in der Rechten, sondern in der Linken, zum Zeichen, daß sie zwar gekämpft hat, aber mit einer Waffe, welche die Rechte uns anzeigt. Seht, wie sie bescheiden auf der Brust, in der Nähe des Herzens liegt, und das Haupt neigt sich. Hier liegt die Waffe, womit die hl. Margareta gegen den eigenen Willen gekämpft hat: es ist die Demut des Herzens. „Die Liebe", schreibt der hl. Paulus, „ist nicht aufgeblasen, sie ist nicht ehrgeizig, sie ist nicht selbstsüchtig."

In diesem Kampfe hat sie sich selbst beherrschen gelernt, daher die Krone auf ihrem Haupte, dieses Zeichen der Herrschaft; und der Lohn dieser Herrschaft über sich selbst ist der Friede des Herzens, den der frische Palmzweig in so sinniger Weise andeutet. Wenn nun der hl. Petrus ermahnt: „Wer das Leben lieb haben und gute Tage sehen will, der suche Frieden und jage ihm nach", so will er, daß wir gleichwie die hl. Margareta die wahre Selbstüberwindung üben sollen, ohne welche es eben keinen wahren Frieden des Herzens giebt.

Doch o schreckliches Wort: Selbstüberwindung! O schwerste aller Pflichten: wir sollen uns selbst beherrschen! O das schmerzt und thut wehe, o das verletzt unsern eigensinnigen, selbstgefälligen Willen! Darum thun es so viele gar nicht. Und doch ziemt es sich für einen Christen, nachdem Christus der Herr sein ganzes Leben hindurch seinen eigenen Willen verleugnet und nur den seines himmlischen Vaters gethan hat. Auch ist die Selbstüberwindung so nützlich; denn ohne sie giebt es keine einzige Tugend. Der eigene Wille kennt nur Hochmut; ihn besiegen heißt demütig werden; der eigene Wille liebt nur Geiz; ihn bekämpfen macht ihn

freigebig; der eigene Wille ist allzeit zur Unkeuschheit geneigt; ihn unterdrücken macht ihn keusch. Der eigene Wille läßt vom Neide nicht ab; ihn mit Füßen treten lehrt ihn den Nächsten lieben. Der eigene Wille schwelgt gern in Fraß und Völlerei; ihn mit eiserner Rücksichtslosigkeit beherrschen läßt ihn bald die Nüchternheit üben. Der eigene Wille ist so recht eigentlich der Vater des Zornes; ihn verachten und beschimpfen macht ihn sanftmütig. Der eigene Wille ist bequem und träge; o Christ! treibe ihn an, wirf ihn nieder, töte ihn ab, lasse ihn nicht mehr aufkommen, und du wirst alsbald einen heiligen, brennenden Eifer im Guten entfalten.

Welche Wonne, welche Freude dann in unserem Herzen, wenn wir uns einmal selbst überwunden haben! Fürwahr, das war ein heißer Kampf! Wir haben anders als die so kluge Welt gehandelt. Wir haben uns selbst besiegt, wir stehen äußerlich beschimpft, verachtet, verletzt, gemißhandelt und verkannt da; unser Wille möchte so gern sich dagegen aufbäumen, wie die Welt es thun würde. Aber wir halten ihn schonungslos nieder; dafür genießen wir im Innern eine unaussprechliche Freude und himmlische Wonne. O ihr alle, die ihr euch noch nicht selbst überwunden habt, kostet es einmal, wie süß, wie angenehm, wie lieblich es ist, sich selbst zu beherrschen. Je bitterer der Schmerz, den wir beim Kampfe gegen unsern eigenen Willen empfinden, desto süßer die Freude, wenn wir uns selbst überwunden. Man sollte nun meinen, schon deswegen allein müßten alle Christen ernstlich bemüht sein, sich selbst zu überwinden. Und doch, um von anderem zu schweigen, wie selten und wie schlecht dann haben wir das bis jetzt gethan! Prüfe sich ein jeder selbst! Nicht wahr? der eigene Wille ging uns über alles. Und selbst wenn wir uns auch einmal überwanden, so geschah es nur äußerlich, zum Schein, aus Klugheit oder Heuchelei. Im Innern dagegen grollte es, und der eigene Wille schmollte, um bei der nächsten Gelegenheit nur um so schlimmer sich zu zeigen.

O, so soll es in Zukunft nicht bleiben! Wir wollen anfangen, uns in der Selbstüberwindung zu üben; wir wollen uns diesen Vorsatz merken, und sobald einmal unser Wille sich verletzt fühlt, gleich wollen wir Stellung gegen ihn nehmen und ihn ohne weiteres, ohne Nachsicht und ohne Rücksicht bekämpfen und unterdrücken. Dabei wird es freilich an mancherlei Hindernissen nicht fehlen. Wer auch in aller Welt schlägt sich selbst gern, wer auch behandelt gern sein eigenes Fleisch unzart, ja grausam?

Und doch, hinweg mit diesen Hindernissen! Wir müssen unsern eigenen Willen, diesen Vater aller Sünden, verachten, beschimpfen und mit Füßen treten lernen. Wir wollen uns darum auch gar nicht wundern, wenn andere unsern Willen und unsere Einsicht geringschätzen.

Wer sich selbst überwindet, überwindet alle seine Gegner und Feinde, alle seine Spötter und Verächter.

Wie bewundern wir doch die Selbstüberwindung an andern! Ein Ordensritter hatte ohne Genehmigung seines Obern einen mächtigen Drachen erlegt, der das Land verwüstete und die Einwohner mit Furcht und Schrecken erfüllte. Der Ritter ward somit ein sehr großer Wohlthäter des Volkes, welches ihm unter lautem Dankesjubel durch die Straßen nach dem Kloster folgte. Hier glaubte nun der Ritter und auch das Volk, welches den mächtigen toten Drachen dem Ordensmeister zeigte, daß der Ordensmeister voll des Lobes über eine solche Heldenthat sein werde. Allein der Meister faltet seine Stirne streng und spricht: „Den Drachen, der das Land verheert, schlugst du mit tapfrer Hand; ein Gott bist du dem Volk geworden, ein Feind kommst du zurück dem Orden. Mut zeiget auch der Mameluck, Gehorsam ist des Christen Schmuck; denn wo der Herr in seiner Größe gewandelt hat in Knechtesblöße, da stifteten, auf heil'gem Grund, die Väter dieses Ordens Bund, der Pflichten schwerste zu erfüllen: zu bändigen den eignen Willen. Dich hat der eitle Ruhm bewegt, drum wende dich aus meinen Blicken! Denn wer des Herren Joch nicht trägt, darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken." Da bricht die Menge tobend aus, gewalt'ger Sturm bewegt das Haus, und Gnade flehen alle Brüder; doch schweigend blickt der Jüngling nieder, still legt er von sich das Gewand und küßt des Meisters strenge Hand und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke, dann ruft er liebend ihn zurücke und spricht: „Umarme mich, mein Sohn! Dir ist der härtre Kampf gelungen. Nimm dieses Kreuz. Es ist der Lohn der Demut, die sich selbst bezwungen."

O wie entzückt, ja bis zu Thränen der größten Herzensfreude gerührt sind wir durch die demütige Selbstüberwindung dieses Heldenjünglings. Ja, „tapfer ist der Löwensieger, tapfer ist der Weltbezwinger, tapfrer, wer sich selbst bezwang." O daß wir doch nicht bloß bewundern, sondern auch nachahmen möchten! Wenn wir uns schon so sehr freuen über die Selbstüberwindung anderer, namentlich der Heiligen, um wie vieles größer wird da nicht unsere Freude sein, wenn wir uns selbst überwinden. Darum, o Christ, unerschrocken vorwärts in den Kampf gegen dich selbst! Hörst du, wie man dich beschimpft, verhöhnt, verspottet und verlacht: erschrick nicht, das ist der Ton der Kriegsdrommete, die dich auf den Kampfplatz ruft. Lasse deinem verletzten Willen, der sich bei solchem Trompetenschall wie ein wildes Streitroß bäumt, um Gottes willen die Zügel nicht schießen, vielmehr unterdrücke und bekämpfe ihn; verzichte auf jede Befriedigung deiner, auch der leisesten Wünsche und suche nach niemand, der dich in diesem Leben liebt oder hochschätzt. Den eigenen Willen überall durchsetzen ist nur schwachen Geistern eigen; wahre Geistesstärke dagegen ist es, den eigenen Willen zu beugen

unter Gottes Willen. Die schlimmste Sklaverei ist es, der Sklave seines eigenen Willens zu sein. Denn „wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt ewig Knecht".

Seht, das predigt uns die Statue der hl. Margareta. Was ihr darum auch an Kunstwert abgehen mag, für unser religiöses Empfinden hat sie mehr als Goldeswert. Sie ist ein unerschöpflicher Schatz von Betrachtung, Aufmunterung und Begeisterung. Wollet ihr darum Frieden suchen und ihm nachjagen, Margareta zeigt euch die Palme des Herzensfriedens und die Krone des ewigen Lebens. Amen!

Am ersten Sonntage in der Faste.

„Es steht geschrieben: Nicht vom Brote allein lebt der Mensch." (Matth. 4, 4.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Am Anfange der öffentlichen Lehrwirksamkeit Jesu begegnen wir drei verschiedenen Versuchungen, welche so mancherlei zu denken geben. Zunächst wollen wir gar nicht erörtern, ob der Versucher in leiblicher Gestalt Jesu erschienen sei, oder ob die Versuchungen nur innerer Natur, unfreiwillige Gedanken gewesen sind. Auch das soll uns hier nicht beschäftigen, wie es möglich gewesen, daß der Gottessohn habe versucht werden können. Viel zu gelehrte Fragen sind das für eine Betrachtung, welche die Erbauung des Gemütes zum nächsten Ziele hat. Genug, die Thatsache steht fest, daß Jesus Christus versucht worden ist; sie wird uns berichtet von Matthäus, Markus und Lukas. Und diese geschichtliche Thatsache lehrt uns, daß Jesus bereits am Anfange seiner öffentlichen Wirksamkeit sich seines Zieles und seiner hohen Aufgabe sowie der vielen Hindernisse bewußt gewesen ist, welche seine ganze Kraft und Thätigkeit beanspruchen würden. Denn die Versuchung ist im Grunde genommen nichts anderes als das von innen oder außen kommende Bestreben, jemand von seinem wahren Ziele abwendig und seinem wirklichen Berufe untreu zu machen, ihn wenn möglich zu verwirren und seine Kräfte zu zersplittern. Die Versuchungen sind also feindselige Bestrebungen, welche die Lösung der wahren Aufgabe eines jeden Einzelnen, wenn nicht vereiteln, so doch erschweren wollen.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet sind die Versuchungen Jesu der Inbegriff aller ihm feindseligen Bestrebungen und das nur zu deutliche Vorspiel von allen jenen Hindernissen, welche sich ihm in den Weg

stellten und über die er bluttriefend hinwegschritt, bis er endlich auf der Höhe von Golgatha ankam, wo er mit seinem Tode die Überwindung aller feindlichen Mächte besiegelte. Seine Aufgabe war eine erhabene, vornehmlich geistige, ideale; dieses wahrhaft himmlische Bewußtsein trug er so lebendig in sich, daß es verlorene Mühe war, dasselbe zu trüben und zu verdunkeln oder gar ihm zu rauben. Wie schön klingt da nicht das Wort: „Nicht vom Brote allein lebt der Mensch." Die Gaumenlust samt allem, was dieselbe erregt, befriedigt und als einziges Ziel des menschlichen Lebens und menschlicher Thätigkeit hinstellt — diese niederen, rein irdischen Bestrebungen samt ihren Verirrungen und traurigen Folgen verachtete er. Sein Sinn war und blieb auf Höheres, Edles, auf das wahre Leben des Geistes und Gemütes hin gerichtet. Wenn seine Jünger ihn inmitten seiner geistigen Arbeit aufforderten: „Meister, iß!" so wies er auf die reichliche geistige Ernte hin, die ihn irdische Speise vergessen ließ, auf die Belehrung und Bekehrung so vieler Verirrter und Unglücklicher. Durch seine Teilnahme an Gastgelagen verfolgte er höhere, geistige Zwecke. Er selbst besaß nichts. „Die Füchse haben ihre Höhlen", sagte er, „und die Vögel ihre Nester, der Menschensohn aber hat nicht, worauf er sein Haupt legen könnte." Den Armen zeigte er durch Wort und Beispiel die hohe, geistige Bedeutung der Armut, den Reichen, wie schwer es ihnen werden müsse, in das Himmelreich einzugehen, d. i. ein wahrhaft christliches Leben zu führen. Mit einem Worte, durch sein ganzes, vielbewegtes Leben hören wir beständig als Grundton heraus die erste Abweisung des Verführers: „Nicht vom Brote allein lebt der Mensch."

Die erste Versuchung war jedenfalls nicht fein genug angelegt, denn der Versucher wagte es in unverblümter Weise, Jesu eine geradezu entgegengesetzte Berufsthätigkeit zu empfehlen. Diesen Fehler vermied er jedoch bei der zweiten, welche uns Jesum zeigt, wie er auf der Zinne des Tempels steht und vom Versucher aufgefordert wird, sich vor einer großen, schaulustigen und wundersüchtigen Volksmenge vom Tempel herabzustürzen. Der Versucher geht hier auf den Ideenkreis Jesu, seinen messianischen Beruf ein, nur empfiehlt er ihm einen verwerflichen Beweggrund für seine Wunderthätigkeit. Jesus soll seine große Befähigung, seinen Eifer und seine staunenswerte Macht zeigen, um die harrende große Volksmenge zu belustigen und zu unterhalten und gleichsam mit einem Sprunge ohne alle höhere geistige Vermittlung zu gewinnen. Allein Jesus erkannte sofort die wohlgeborgene, ihm gelegte Schlinge, er wußte, daß das Ziel seiner erlösenden Thätigkeit nicht in Belustigung und Zerstreuung der urteilslosen Menge bestand, sondern in tiefgehender, geistiger Überzeugung von der Wahrheit und dem Segen seiner Heilslehre. Nur zur Anregung der ins Sinnliche versunkenen Menge, um sie für das Höhere,

Geistige zu gewinnen, bediente er sich seiner Wundergabe; er wies daher aus vollster Überzeugung diese Versuchung ab mit den Worten: „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen." Alles eitle Schaugepränge, die so unzuverlässige Gunst der urteilslosen Menge, alle rein äußerlichen Erfolge verschmähte er denn auch sein ganzes Leben hindurch. Wie oft hören wir ihn den Geheilten die Veröffentlichung seiner Wohlthaten verbieten! Er floh die Menge, als sie ihn in vollständiger Verkennung seines erhabenen Berufes als irdischen König auszurufen im Begriffe stand, und drang beständig auf die innere Überzeugung, die innere Umkehr und die wahre Religiosität. Zu zahlreich sind die betreffenden Aussprüche Jesu, als daß ich sie hier alle anzuführen vermöchte. Nur einer sei erwähnt: „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr, wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters thut." Wie vorzüglich schilderte er in dem bekannten Gleichnisse von dem Samen, der auf den Weg, auf steinichten Grund und unter die Dornen fiel, die Wertlosigkeit aller bloß äußerlichen Erfolge in der Bekehrung der Menschen. Mit einem Worte, aus seiner gesamten Lehrthätigkeit klingt beständig heraus der Grundton: „Wer meine Worte hört und sie befolgt, den vergleiche ich mit einem weisen Manne, der sein Haus auf einen Felsen baut; wer sie aber nicht befolgt, der ist ein thörichter Mensch, der sein Haus auf Sand gebaut hat."

Die letzte Versuchung war die äußerste Kraftanstrengung des Versuchers. Wir sehen Jesum auf einem hohen Berge, wie er von da aus alle Königreiche der Welt schaut und die Worte hört: „Dieses alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest." Der Versucher verspricht ihm die Weltherrschaft, wenn er seine Kräfte und Fähigkeiten dem Reiche der Finsternis, des Bösen widmen wollte. Allein abgesehen davon, daß der Versucher damit Jesum in einen inneren Widerspruch zu setzen sich bemühte mit der höheren Seite seiner Aufgabe, welche die Sorge um weltliche Herrschaft geradezu ausschloß, nahm Jesus zur irdischen Herrschaft eine ganz andere Stellung ein, als der Versucher es ahnen mochte. Freilich war auch Jesu Ziel die Weltherrschaft, aber nicht in dem Sinne des Versuchers. Auf die Frage des Pilatus, ob er der König der Juden sei, antwortete er: „Du sagst es, daß ich ein König bin; denn dazu bin ich in die Welt gekommen, damit ich der Wahrheit Zeugnis gebe. Jeder, der aus der Wahrheit stammt, hört meine Stimme." Die Wahrheit ist also sein Reich, welches sich ausbreiten soll über die ganze Erde; ihr will er seine Kräfte widmen, nicht aber dem Reiche des Versuchers, dem Reiche der Lüge und List, der Tücke und Gewalt. Der Inbegriff aller Wahrheit aber ist ihm Gott, und das Reich der Wahrheit ist ihm das Himmelreich — ist ihm der wahre Glaube an Gott, die wahre Hoffnung auf Gott und die wahre

Liebe zu Gott. Daher lautete die Abweisung des Versuchers: „Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen!“ Ihm war „herrschen“ gleich: „Gott und dem Nächsten dienen in Einfalt des Herzens“. Darum verbietet er seinen Aposteln alle Rangstreitigkeiten und sagt zu ihnen: „Wenn jemand der erste sein will, so sei er der letzte und der Diener von allen.“ Diese Herrschaft ist ihm die wahre; denn sie wurzelt in der Liebe und dem Vertrauen der Untergebenen. Das ist das Reich der Wahrheit, in welchem die Herren dadurch herrschen, daß sie dienen, und die Untergebenen dadurch dienen, daß sie herrschen, alle aber Gott anbeten und ihm allein dienen.

Im Herrn geliebte Zöglinge! Auch für euch enthält diese Versuchungsgeschichte sehr viel Beherzigenswertes. Gewiß haben schon viele von euch an die Wahl ihres zukünftigen Berufes gedacht, ihre Neigungen in dieser Hinsicht verspürt und geprüft, sowie die Vor- und Nachteile, die Licht- und Schattenseiten so mancher Berufsarten erwogen; ja einige stehen sogar schon im Begriffe, einen ganz bestimmten Beruf zu wählen. Kein Wunder, daß da der Versucher naht. Einigen empfiehlt er einen Beruf wegen seiner vielen sinnlichen Genüsse und Freuden, wegen der damit verbundenen materiellen Güter und Einkünfte. O, ich bitte euch, beherziget das Wort: „Nicht vom Brote allein lebt der Mensch.“ Folget nicht diesem traurigen Zuge unserer Zeit! Wahret euch bei durchaus vernünftiger und gewissenhafter Sorge um die leibliche Existenz vor allem einen edlen Zug nach Höherem, Geistigem; wahret euch eine unverletzbare sittliche, religiöse Würde und setzet darein euren ganzen Wert. — Andern empfiehlt der Versucher einen Beruf wegen der vielen damit verbundenen Ehrenbezeigungen, welche von der urteilslosen Menge ausgehen. O, ich bitte euch, beherziget das Wort: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen!“ Folget auch diesem Zuge unserer Zeit nicht! Fliehet die urteilslose Menge, die heute „Hosianna“ und morgen „Kreuzige ihn“ rufen kann; ziehet vielmehr weise und erfahrene Männer zu Rate und ehret ihr Urteil, wenn es auch ungünstig ist. — Noch andern endlich empfiehlt er einen Beruf wegen der damit verbundenen Macht und Herrschaft. O, beherziget auch hier ein Wort Jesu! Es lautet: „Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen.“ Wenn ihr alle Winke des heutigen Evangeliums wohl beachtet, so wird eure Berufswahl eine gute sein, eine solche, die ihr niemals zu bereuen haben werdet; ihr werdet damit auch einen guten Grund legen zu eurem zeitlichen und ewigen Glücke. Amen!

Am zweiten Sonntage in der Faste.

„Petrus nahm das Wort und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns." (Matth. 17, 4.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Im Übermaße der Freude über die Verklärung des Herrn machte Petrus einen Vorschlag, welchen er selbst wohl später, wenn auch nicht gerade bereut, so doch als ganz unangemessen betrachtet haben dürfte. Mit den Worten: „Herr, hier ist gut sein für uns", verlangte er nämlich für immer in der Nähe des verklärten Heilandes zu sein, ohne vorher gewissenhaft erwogen zu haben, welches die Aufgabe des Weltheilandes sei, und ohne zu wissen, daß er selbst gar nicht einmal befähigt sei, die Nähe einer solchen Herrlichkeit zu genießen. Gleichwie nun der Mangel an Selbsterkenntnis dem Petrus das Verweilen auf Tabor gut erscheinen ließ, ebenso erscheint auch uns ohne die nötige Selbsterkenntnis gar mancherlei gut, was es in Wahrheit nicht ist, was vielleicht gar für uns schädlich ist.

Die Selbsterkenntnis ist in der That die Verklärung des Geistes, seine Durchsichtigkeit, so daß er sich selbst zu durchschauen vermag. Und wie notwendig ist doch das!

Wem die Leitung von etwas anvertraut ist, muß es kennen, wenn er nicht darunter leiden will. Jeder Mensch ist aber zunächst mit der Leitung seiner selbst beauftragt, ach, mit einem so verwickelten Getriebe von Gegensätzen, daß er unfehlbar untergeht ohne Selbsterkenntnis. Denn wenn schon von dem Leiter des Dampfwagens verlangt wird, daß er sein Fahrzeug genau kenne, wenn dem Soldaten keine Waffe in die Hand gegeben wird, ohne ihn über deren richtigen Gebrauch genügend belehrt zu haben, und wenn dem Steuermann kein Schiff anvertraut wird, wenn er nicht Klippen, Untiefen und sonstige Gefahren des Meeres genau kennt: wie erstaunenswert ist es doch dann, wenn man so viele Menschen durchs Leben gehen sieht, ohne daß sie sich selbst auch nur im geringsten kennen. Und doch ist das Leben ein so gefahrvolles Meer, und der Mensch ein so gebrechliches Fahrzeug, welches alle Augenblicke an Klippen scheitern kann, wenn nicht die größte Vorsicht davor bewahrt.

Dem Soldaten giebt man die Waffen nur dann in die Hand, nachdem er genügend über deren richtigen Gebrauch belehrt ist. Ach, und der Mensch besitzt in sich selbst die allergefährlichsten Waffen! Seine Zunge kann mörderischer wüten als selbst das grausamste Schlachtschwert. Und wie viele kennen die Gefahr, welche in ihrer Zunge liegt, wie viele kennen den richtigen Gebrauch dieses zweischneidigen Schwertes? — Ach ja, der Soldat kennt wohl den Gebrauch seiner Waffe, er ist sich des

Ernstes derselben bewußt. Aber nur wenige Menschen kennen den richtigen Gebrauch ihrer Zunge, dieses fleischigen Schwertes; sie entreißen es seiner Scheide im Scherz und im Ernst und kennen seine Wirkungen nicht. Sie sind Soldaten gleich, welche ihre Waffen nicht kennen, sie mißbrauchen, sich selbst und andere ins Verderben stürzen.

Der Leiter des Dampfwagens sodann muß diesen sehr genau kennen, alle Vorsichtsmaßregeln wissen, stets nüchtern, besonnen und ruhig bleiben. Das verlangen alle, welche sich seiner Fahrt anvertrauen. Und mit Recht! Denn wie nur gar zu leicht kann durch die geringste Unvorsichtigkeit das Leben von vielen Menschen in einem Augenblicke gefährdet sein. Aber während wir so streng gegen diesen Leiter sind und von seiner Verantwortlichkeit alles erwarten — sind wir denn auch ebenso streng und vorsichtig gegen uns selbst, gegen uns, die wir vielleicht noch viel größere Gefahren für uns und viele andere heraufbeschwören können? Ja, Geliebteste! Der Dampfwagen ist ein Lamm im Vergleich mit uns. Er ist doch wenigstens nach bestimmten Gesetzen zu leiten und zu zügeln. Aber wir mit unserem Fleische, mit unsern Begierden, unsern Aufwallungen und Erregtheiten sind vollständig unberechenbar. Niemand kann wissen, wozu ihn noch so manche Begierde treiben, wozu ihn noch sein Zorn verleiten wird. Niemand kennt die Schwächen, deren sein unseliges Fleisch noch fähig sein kann. Und doch sind so viele Menschen sorglos; sie überlassen sich fast immer ihren Empfindungen und den Erregungen ihres Zornes, ohne auch nur zu bedenken, was für ein Ende solche Zügellosigkeit nehmen kann.

So muß schon die gesunde Vernunft, ganz abgesehen vom Christentume, fordern: Lerne dich selbst kennen!

Die Selbsterkenntnis zeigt uns also einen gähnenden Abgrund zu unsern Füßen, in den wir alle Augenblicke stürzen können; sie zeigt uns unsere begangenen Fehler und ermahnt uns, dieselben zu bereuen und uns zu bessern; sie zeigt uns die Schwäche unseres Fleisches und ermahnt uns, die Stärke in dem zu suchen, der allein im Schwachen mächtig ist. Sie zeigt uns die Gefahren, die uns fortwährend umlauern und macht uns vorsichtig. Nicht bloß vorsichtig mit der Zunge, sondern auch vorsichtig mit den Gedanken. Nicht bloß vorsichtig mit den Thaten, sondern auch vorsichtig mit allen Empfindungen, Regungen des Geistes und des Fleisches. So liegt dem, der sich selbst kennt, sein eigenes Selbst klar vor Augen; er beschaut sich gleichsam selbst, kennt alle seine guten und schlimmen Erfahrungen; er berechnet im voraus die Tragweite seiner Gedanken, Entschlüsse, Worte und Werke. Dem Unerfahrenen erscheint er vorsichtig; dem Weisen gefällt er wegen seiner Klugheit, und bei Gott und allen Bewohnern des Himmels ist er beliebt als einer von jenen Auserwählten, derentwegen Gott seinen Engeln befohlen

hat, daß sie dieselben auf ihren Händen tragen, damit ihre Füße an keinen Stein anstoßen.

Ach, möchten doch auch wir zu diesen Auserwählten gehören! Wir glauben uns zu kennen, und wie selten ist es der Fall; wir glauben uns gründlich zu kennen, und wie oberflächlich kennen wir uns! Wir glauben vor allem mit uns selbst bekannt zu sein, und könnten in den größten Zorn geraten, wenn jemand es bezweifeln wollte. Aber Vorsicht und Klugheit ist noch lange nicht Selbsterkenntnis. Denn hinter der Vorsicht verbirgt sich oft der größte Hochmut sowie Eigendünkel, und hinter Klugheit die größte Heuchelei. Hochmut, Eigendünkel und Heuchelei sind aber die größten Hindernisse, uns selbst zu erkennen. Nur wenn Vorsicht und Klugheit mit Einfalt, Demut und Bescheidenheit gepaart sind, dann ist Selbsterkenntnis möglich.

Es sind schon so viele schöne Worte in betreff der Selbsterkenntnis gesprochen, geschrieben und gedruckt worden. Allein die Worte können uns nicht helfen, wir müssen zur That schreiten. Und da ist es gar nicht so schwer, wie man sich das vorstellt. Es ist hier wie bei allem Erkennen, man lasse nicht zu vieles zusammen kommen. Vielmehr seien wir eigentlich immer mit uns selbst beschäftigt! Amen!

Am dritten Sonntage in der Faste.

„Einige sagten: Durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus." (Luk. 11, 15.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Wie sehr Voreingenommenheit, Haß und Feindschaft verblenden, die Urteilskraft des Menschen schwächen und selbst in der allereinfachsten Sache einen richtigen Gedanken im Keime ersticken, ersehen wir aus dem heute von uns beobachteten Verhalten der Feinde Jesu, welche aus Anlaß einer wunderbaren Heilung die widersinnige Behauptung: „Durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus", aufstellen, ohne zu merken, daß nur Haß und Parteileidenschaft so viel Unvernünftiges in so wenig Worten zum Ausdruck bringen könne. Es sollte ein Hauptschlag gegen Jesu Wirksamkeit sein, und ward zum Hauptschlag wider seine Gegner; es sollte ein unwiderlegbarer Beweis sein, und er war der schwächste von allen. Wie groß muß nicht schon der Haß der Gegner Jesu gewesen sein, wenn sie bereits die einfachsten Regeln des vernünftigen Denkens nicht befolgten und beständig nur darauf bedacht waren, ihre

Abneigung, ihren Haß und ihre Feindschaft bei jeder Gelegenheit offen zu bekennen. Jedenfalls sind sie damit an einem entscheidenden Punkte angelangt, von wo aus die Feindschaft der Gegner einen schnellen, auf den gewaltsamen Tod abzielenden Verlauf nimmt. Wir wollen heute die Entstehung und weitere Entwicklung ihrer Feindschaft bis zu dieser verhängnisvollen Entscheidung verfolgen und ihre Bedeutung für Jesus betrachten, um daraus reichen Gewinn für unser eigenes Leben zu ziehen.

Die Thatsache, daß Jesus, der allersanftmütigste Gott, so viele und so erbitterte Feinde auf Erden fand, kann uns nicht befremden, wenn wir erwägen, daß ja Gott überhaupt auf Erden zahlreiche Widersacher hat, und der gottmenschliche Erlöser insbesondere sowohl im Alten als auch im Neuen Bunde als Mann der bittersten Leiden vorher verkündigt worden ist. So weissagt Jesaias: „Verachtet war er und verlassen von Menschen, schmerzbeladen und mit Krankheit vertraut, wie einen, vor dem man das Antlitz verhüllt, verachteten wir ihn und achteten sein nicht. Gemißhandelt ward er, der ohnehin Geplagte; doch that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Man gab bei Frevlern ihm sein Grab, bei Gottlosen seinen Grabhügel, obgleich er kein Unrecht gethan und kein Trug in seinem Munde war." Was der König der alttestamentlichen Propheten vor beinahe 800 Jahren gesagt hatte, dasselbe verkündigte der greise Simeon, erleuchtet von demselben prophetischen Geiste, den Eltern Jesu kurze Zeit nach dessen Geburt. Er sagte: „Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel und zum Zeichen, dem man widersprechen wird."

Und in der That, wer weiß es nicht, wie genau alle diese Weissagungen im Leben Christi ihre buchstäbliche Erfüllung gefunden haben! Die zahllosen Leiden und Widerwärtigkeiten Jesu entsprachen so sehr dem Geiste der ganzen alttestamentlichen Offenbarung, daß der Auferstandene den beiden nach Emmaus pilgernden Jüngern mit Recht einen Verweis erteilen und sagen konnte: „O ihr Unverständigen, von langsamer Fassungskraft, um alles zu glauben, was die Propheten gesprochen haben! Mußte nicht Christus dies leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?"

Diese den Gegnern zugewendete Seite des Lebens Jesu ist darum eine sehr ausgedehnte und bietet unserem betrachtenden Blicke die buntesten und belebtesten Bilder dar.

Der heilige Evangelist Johannes schreibt seinem Evangelium gleichsam an die Stirn: „Er kam in sein Eigentum, die Seinigen aber nahmen ihn nicht auf." Kaum auf die Welt gekommen, fand er keine menschenwürdige Herberge. Während er aber hier kaum als Mensch beachtet wurde, wurde er von dem herrschgewaltigen und eifersüchtigen Könige Herodes d. Gr. zum gefährlichen fürstlichen Nebenbuhler erhoben, um ihn schon in der Wiege aufs grausamste verfolgen zu können. Diese

jugendlichen Leiden sollten jedoch nur ein ernstes Vorspiel zu dem größten und erhabensten aller Trauerspiele sein. Schon beim Beginn der öffentlichen Wirksamkeit Jesu, am ersten Osterfeste, fragten ihn die Juden nach den Vollmachten für seine öffentliche Thätigkeit. Mit welchen Gefühlen mochte da nicht der allwissende Gottmensch die Fragenden auf seine ihm von oben und nicht von der jüdischen Obrigkeit erteilte Vollmacht aufmerksam machen, als er die Aussicht auf seinen gewaltsamen Tod und seine Auferstehung mit den Worten eröffnete: „Brechet diesen Tempel ab, und in drei Tagen will ich ihn wieder auferbauen!“ Er wollte damit sagen, daß ihm wohl eine irdische, menschliche Vollmacht mangele, nicht aber die himmlische, göttliche, welche letztere er um jeden Preis, selbst um den des schimpflichsten und qualvollsten Todes, als vollkommen ausreichend für sein gesamtes Wirken betrachten würde. Deswegen schaut er schon am ersten Osterfeste vom Tempelberge hinüber nach dem Hügel Golgatha und vergleicht sich in der Unterredung mit dem heilsbegierigen Pharisäer Nikodemus mit der ehernen Schlange, diesem gnadenvollen Kreuze, welches Moses in der Wüste aufrichtete.

Dem Pharisäer Nikodemus zeigt er in einem alttestamentlichen Bilde sein eigenes Kreuz, und kurze Zeit darauf beginnt denn auch die Partei des Nikodemus, die Pharisäer, das wirkliche Kreuz Jesu zu zimmern. Nach einer achtmonatlichen, auf das erste Osterfest folgenden Wirksamkeit in Judäa nämlich muß Jesus der Pharisäer wegen dieses Gebiet verlassen und sich nach Galiläa zurückziehen, wo er einen Aussätzigen heilte, ihm aber aus Rücksicht auf die feindselige Gesinnung der Pharisäer die Veröffentlichung der Heilung aufs strengste untersagen mußte. Welche Fortschritte indes die Feindschaft der Pharisäer gemacht haben mochte, ersehen wir am besten aus den Folgen, welche die Veröffentlichung seitens des Geheilten hatte. Jesus durfte sich eine Zeitlang nicht mehr öffentlich zeigen, sondern mußte sich an einsamen, öden Orten verborgen halten. Freilich konnte eine solche Vorsicht nur der augenblicklichen Zornesaufwallung der Pharisäer gelten, zumal die Volksscharen ein Verborgenbleiben von längerer Dauer zu vereiteln wußten. Er begab sich daher nach Kapharnaum und heilte daselbst zum großen Verdruß der Pharisäer einen Gichtbrüchigen, den vier Träger zu ihm ins Haus gebracht hatten. Diesmal beschuldigten die Pharisäer Jesum der Gotteslästerung, wobei wir eine merkliche Steigerung ihrer Feindschaft wahrnehmen, welche sicherlich keine Herabminderung erfuhr, als das Volk voll Begeisterung ausrief: „Heute haben wir Unglaubliches erlebt.“ Als darauf aus Anlaß der Bekehrung des Zöllners Levi Jesus mit Zöllnern und Sündern zu Tische lag, wagten es die Pharisäer, diesen Umstand geflissentlich hervorzuheben, um die Unbescholtenheit des Charakters Jesu bei seinen Jüngern zu verdächtigen, worin die offenen Gegner Jesu sogar noch unterstützt

wurden von einigen beschränkten und kurzsichtigen Johannesjüngern, welche wahrscheinlich sich dadurch in ihrem Gewissen verletzt fühlten, daß sie die Jünger Jesu nicht nach Weise der Pharisäer fasten sahen.

Auf eine neue Entwicklungsstufe aber gelangte die pharisäische Feindschaft, als die Jünger Jesu und bald darauf er selbst das Gebot der Sabbathruhe nach Meinung der Feinde übertraten. Die Jünger rissen reife Getreideähren am Sabbathe ab, was die Pharisäer für gleichbedeutend mit ernten hielten und darum als eine am Sabbathe verbotene Arbeit betrachteten; ihr göttlicher Meister aber, der Herr des Sabbaths, heilte am Sabbath die verdorrte Hand eines Menschen, nachdem er der allgemeinen Frage der Pharisäer, „ob es erlaubt sei, am Sabbath zu heilen", die Doppelfragen entgegengestellt hatte, „ob es erlaubt sei, am Sabbath Gutes oder Böses zu thun, ein Leben zu retten oder zu verderben". — Beschämt durch solche vernünftige Gründe, bedroht in ihrer ans Lächerliche grenzenden Schriftauslegung, die ihnen höher stand als die gesunde Vernunft, verließen sie den Ort jener wunderbaren Krankenheilung, verbanden sich mit den Herodianern und berieten mit ihnen, wie sie Jesum ins Verderben stürzen könnten. Da erkannte Jesus, daß seine Feinde zu Todfeinden geworden, und daß sie für Vernunftgründe unzugänglich seien. Er zog sich daher abermals zurück und verbot den ihm folgenden Scharen aufs strengste, den Pharisäern seinen Aufenthaltsort bekannt zu machen. Erst als er im Begriffe stand, seine zweite Passahreise nach Jerusalem anzutreten, sehen wir ihn aus dem engeren Kreise seiner vertrautesten Jünger und Anhänger, vor welchen er in der Bergpredigt inzwischen die wahren Gründe der Feindschaft der Pharisäer entwickelt hatte, heraustreten und wieder an die Öffentlichkeit kommen. Zu Jerusalem indes angekommen, heilte er am Sabbathe den achtunddreißigjährigen Kranken, wodurch er sich einer neuen Verfolgung der Juden aussetzte. — Jesus verteidigte sich zwar, indem er sprach: „Mein Vater wirket immerdar, so auch wirke ich." Allein diese Verteidigung verschlimmerte seine Lage noch mehr, indem die Juden ihn nun nicht bloß wegen Sabbathentheiligung, sondern sogar wegen Gotteslästerung zu töten trachteten. Als er darauf nach Galiläa zurückgekehrt war, ereignete sich das, was im heutigen Evangelienabschnitte berichtet wird.

Hier wollen wir abbrechen, um an diesem Wendepunkte in dem Verhältnisse Jesu zu seinen Feinden in ernster Betrachtung zu verweilen. Welch eine Fülle von Gedanken überflutet da nicht den Geist! Ein einziges Jahr der Wirksamkeit Jesu liegt hinter uns, und schon so viele und erbitterte Feinde! Die schwersten Verbrechen werden ihm angedichtet; seine Verteidigung findet taube Ohren, weckt alte Vorurteile und kann Mordpläne nicht verhindern. Er muß zu wiederholten Malen die verborgensten Orte aufsuchen und darf sich öffentlich nur selten zeigen. Und

das alles trotz seiner besten Absichten, trotz seines heiligmäßigen Lebenswandels, trotz der Weisheit seines Verhaltens und der Wahrheit seiner Lehren! In der That, so vielen und so scharfen Angriffen gegenüber ist Jesu Geduld und Ruhe, Sanftmut und Festigkeit bewunderungswürdig! — Doch sein Wille ruhet ja in dem göttlichen. Gehorsam gegen den Willen des Vaters ist sein Ideal; darauf allein sind alle seine Gedanken gerichtet. Er ist erhaben, er ist die ewige Majestät.

Im Herrn geliebte Zöglinge! Darin sollen wir ihn nachahmen. Leiden und Widerwärtigkeiten bleiben auch uns nicht erspart. Blicket nach oben, blicket nach unten, blicket nach außen, blicket nach innen, überall findet ihr das Kreuz. „Es ist daher notwendig," sagt der gottselige Thomas von Kempis, „daß du überall Geduld übest, wenn du den inneren Frieden genießen willst. Trägst du das Kreuz gern, so wird das Kreuz dich tragen und führen zu dem ersehnten Ziele, wo kein Leiden ist. Trägst du es aber ungern, so vergrößerst du dessen Last und mußt es trotzdem ertragen. Wirfst du gar das eine Kreuz von dir weg, so wirst du ohne Zweifel ein anderes und vielleicht noch schwereres finden." O, so beherzigen wir denn die schöne Mahnung unseres Fastenliedes: „Senke, Jesu, diese Schmerzen tief in der Erlösten Herzen, laß uns deiner Leiden Pein Trost in unsern Leiden und Kämpfen, Trost in der Verfolgung und Verkennung, Trost in unserem Tode sein." Die Leiden sind der schattenreiche Hintergrund, auf dem sich die lichten Höhen des erhabenen Charakters um so wirkungsvoller abheben. Mit den Leiden wächst der Mut, befestigt sich der Charakter, nimmt zu die Kraft, erprobt sich die Selbständigkeit und vermehrt sich das Glück, das wahre Glück der Seele. Leiden, geduldig ertragen, veredeln den ganzen Menschen. O leidender Herr Jesu, lasse uns gemeinsam mit dir hienieden leiden, um dereinst mit dir verherrlicht zu werden! Amen!

Am dritten Sonntage in der Faste.

„In jener Zeit trieb Jesus einen Teufel aus, der stumm war." (Luk. 11, 14.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Die heiligen Väter vergleichen mit dem stummen Besessenen, den Jesus nach dem heutigen Evangelium heilte, jene Beichtkinder, welche mit Bezug auf besondere Sünden stumm bleiben und aus falscher Scham nichts bekennen. Allein die Scham kann unter Umständen eine Tugend, und unter Umständen auch ein Laster sein. Eine Tugend ist die Scham,

wenn sie vor der Sünde entsteht, weshalb Gott ein so großes Wohlgefallen an jener Seele hat, welche sofort von Schamröte gleichsam übergossen wird, wenn nur das geringste Unreine in Gesprächen, in Gebärden oder in der Unterhaltung ihr begegnet. Ein Laster aber ist die Scham nach der Sünde, so oft der Mensch errötet, vor einem Menschen zu bekennen, was er vor Gott zu thun sich nicht geschämt hat. Eben daher stammen so viele ungültige und gottesräuberische Beichten, die nicht heilbringend, sondern verderbenbringend wirken und oft die Ursache sind, daß das so notwendige und heilsame Beichtgeschäft vernachlässigt, verschoben und zuletzt ganz aufgehoben wird. Daher wollen wir heute einige Gründe erwägen, die wohl geeignet sind, uns zur Beseitigung der falschen Scham und zum aufrichtigen Bekenntnisse zu bewegen.

Wenn Gott nur unter der Bedingung dem Sünder zu verzeihen geneigt wäre, daß dieser gehalten wäre, öffentlich vor der ganzen Gemeinde seine Sünden namentlich zu bekennen, so würde es sich selbst dann noch immerhin der Mühe lohnen, eine solche schwere Bedingung zu erfüllen, nicht bloß um des Lohnes willen, der uns infolge eines so seltenen Gehorsams zu teil wird, sondern auch wegen der außergewöhnlichen Strafen, welche die Übertreter jenes göttlichen Gebotes sich zuziehen würden. Nun aber wird der Mensch nur dazu verpflichtet, daß er seine Sünden einer im Beichtstuhle sitzenden, gleichsam leblosen Gestalt mitteile. Denn womit sonst noch könnte ich wohl den Beichtvater vergleichen, der so viel Ähnlichkeit mit einem leblosen Bild hat: der zwar Augen hat, und dennoch gleichsam blind ist, weil es ihm nicht gestattet ist, dich infolge des anvertrauten Geheimnisses anzuschauen; der zwar einen Mund hat, und dennoch stumm ist, weil es ihm niemals erlaubt ist, etwas, was er aus der sakramentalen Beichte weiß, mitzuteilen, sei es, um irgend ein Übel zu vermeiden oder um ein Gut zu erlangen; der zwar ein Herz hat, und dennoch gleichsam herzlos ist, weil es ihm nicht erlaubt ist, eine bestimmte gebeichtete Sünde dem Gedächtnisse einzuprägen. Ja ich halte es für einen bewunderungswürdigen Akt der göttlichen Vorsehung, daß nichts schneller entschwindet als das Andenken an gebeichtete Sünden. Es ist daher nahezu unerhört, daß Beichtväter das, was sie in dem sakramentalen Bußgericht gehört, später an das Licht der Öffentlichkeit gebracht haben, nicht weil ihnen dazu der böse Wille fehlte, sondern weil ihnen das Gedächtnis seinen Dienst versagte. Darum erkennt hierin einen erbarmungsvollen Akt der göttlichen Fürsehung, welche es aufs sorgfältigste verhütet, daß das so nützliche und so notwendige Sakrament der Buße durch irgend eine auch noch so geringfügige Mitteilung verleidet werde. Wie überaus thöricht ist also die Furcht jener, welche sich selbst abschrecken und sprechen: Was wird der Beichtvater von mir denken!

Wenn der Beichtvater ein Engel wäre, nicht bloß frei von jeder Sünde, sondern auch frei von jeder Möglichkeit, zu sündigen, so hätten wir allerdings hinreichenden Grund, uns zu fürchten und zu zittern. Denn wer möchte da nicht Anstand nehmen, einem so reinen Geiste seine abscheulichen Sünden zu bekennen? Da aber der Ausspender des heiligen Bußsakramentes ein gebrechlicher, schwacher, hinfälliger und vielleicht gar recht sündhafter Mensch ist, so ist wahrhaftig kein Grund vorhanden, weshalb wir uns vor dem Beichtvater zu fürchten hätten. Oder wird etwa ein Glas dem andern vernünftigerweise den Vorwurf machen können, daß es zerbrechlich sei?

Höret, was besonders bemerkenswert in der heiligen Messe erscheint. Der das heilige Opfer nach den Vorschriften der Kirche feiernde Priester ist verpflichtet, alle Gebete des sogen. Kanons mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme zu sprechen, selbst die bekannten Worte der hochheiligen Wandlung. Sobald er aber zu den Worten kommt: Nobis quoque peccatoribus, soll der Priester die Stimme erheben und sich an die Brust schlagen, damit er sich öffentlich als einen Sünder bekenne. Offenbar hat unsere heilige Kirche diese Anordnung zu dem Zwecke getroffen, damit nicht die Gläubigen den für einen Engel halten, den sie den Dienst eines Engels verrichten, ja göttliche Geheimnisse verwalten sehen, und sich fürchten, in dem Beichtstuhle zu erscheinen, da ja beide, der darin Sitzende ebenso wie der darin Kniende, Sünder sind.

Wozu fürchtet sich also das Beichtkind, im geheimen dasselbe zu bekennen, was der Beichtvater öffentlich bekennt? Und gesetzt den Fall, daß der Beichtvater wirklich unschuldig und heilig wäre, so hätte er doch noch nicht einmal den Schein eines Rechtes, das Beichtkind etwa zu verachten, einmal weil er nicht durch seine alleinige Thätigkeit, sondern durch die Beihilfe der göttlichen Gnade vor Sünden bewahrt geblieben ist, und dann weil er selbst vor ähnlichen Sünden für alle Zukunft durchaus nicht sicher ist. Denn der hl. Bernardus sagt: „Es giebt keine von irgend einem Menschen begangene Sünde, welche nicht ein Mensch begehen könnte." Für sich also wird der Beichtvater fürchten, daß er falle; mit dem Beichtkinde aber wird er herzliches Mitleid haben, weil es gefallen, und sich mit ihm freuen, weil es vom Falle sich wieder erhoben, gleichwie ja auch die Engel im Himmel sich freuen über einen Sünder, der Buße thut.

Wenn sodann auch die folgende Wahrheit als bekannt vorausgesetzt werden kann, so verdient sie doch mit ganz besonderem Nachdrucke erwähnt zu werden, wenn es gilt, mit aller Entschiedenheit die falsche Scham vom Bekenntnisse der Sünden fernzuhalten: die Thatsache, daß die Geheimhaltung der Sünden vor dem Priester eine rein vergebliche Mühe ist. Unnütz ist die Decke, womit der abscheuliche Götze der Sünde für einige Zeit verdeckt wird; unnütz die Wand, hinter welcher der Greuel

der Verwüstung verborgen wird. Denn es wird kommen der Tag, die Stunde, ja der Augenblick, da ich und wir alle, ja alle Menschen überhaupt mit aller Bestimmtheit wissen werden, was jeder Einzelne auch im geheimen gethan. Erkennet daraus, daß es doch gewiß ratsamer ist, jetzt einem Menschen, dem Priester, zu unserem ewigen Heile zu bekennen, als später vor allen Menschen dem Teufel zu unserer ewigen Schmach und Verdammung. Ein beklagenswerter Irrtum aber wäre es, wenn jemand erwarten möchte, diesen Folgen zu entgehen, da er ja den größeren Teil der von ihm begangenen Sünden gebeichtet habe; denn der Empfang des heiligen Bußsakramentes ist ungültig, wenn auch nur eine einzige Todsünde absichtlich verschwiegen wird. Die Sünden sind ebensoviele Glieder einer Kette, so daß, wer an eins dieser Glieder gebunden ist, mittelbar an alle Glieder der ganzen Kette gefesselt ist. Wer demnach von einer einzigen Sünde nicht befreit wird, wird auch von allen übrigen nicht losgesprochen.

Ein ebenso beklagenswerter Irrtum wäre es endlich, wenn jemand meinen möchte, die schwere Schuld eines gottesräuberischen Sündenbekenntnisses durch sonstige Verdienste, etwa durch Beten, Fasten und Almosengeben, ausgleichen zu können. Denn das alles ist vergeblich; nur um eins von beiden handelt es sich: entweder aufrichtige Beichte oder ewige Pein!

Darum wohlgemut und beherzt! Nur das offene Bekenntnis kann uns die heiß ersehnte Ruhe und den Frieden für Zeit und Ewigkeit wiedergeben. Amen!

Am vierten Sonntage in der Faste.

„Jesus nahm die Brote, und nachdem er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, welche sich niedergesetzt hatten." (Joh. 6, 11.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Jesus befand sich am nordöstlichen Ufer des Galiläischen Meeres, als er die fünf Gerstenbrote, welche ein Knabe feilgeboten hatte, nahm und sie, nachdem er gedankt hatte, den etwa fünftausend Männern, welche sich niedergesetzt hatten, austeilte. Dieser denkwürdige Vorgang, welcher unter der Bezeichnung der wunderbaren Brotvermehrung bekannt ist, spielte sich etwa ein Jahr vor einem ähnlichen Ereignisse in Jerusalem ab, welches die Einsetzung des allerheiligsten Altarssakramentes heißt und so wichtige Glaubenswahrheiten enthält. Unser Glaube nämlich lehrt uns, daß Jesus im allerheiligsten Sakramente wahrhaft, wirklich und

wesentlich gegenwärtig ist mit seiner Gottheit und Menschheit, mit seinem Leibe und seiner Seele, mit seinem Fleische und Blute. Und zwei Stellen der Heiligen Schrift sind es, auf die wir uns mit Recht stützen. Die eine enthält jene Worte, in denen der Heiland die Einsetzung des heiligen Altarssakramentes verhieß; die andere aber teilt die Einsetzungsworte selbst mit.

Es war nur kurze Zeit vor dem dritten Osterfeste der öffentlichen Lehrwirksamkeit Jesu, als er in der Wüste am See Genesareth fünftausend Männer mit fünf Broten und zwei Fischen auf wunderbare Weise sättigte. Als das Volk dieses Wunder gesehen, da sprachen sie: „Dieser ist wahrhaftig der Prophet, welcher in die Welt kommen soll", und sie gedachten Jesus mit sich zu führen und zum Könige zu machen. Jesus aber, welcher das wußte, entließ das Volk, befahl seinen Jüngern, über den See zurückzufahren, und entfernte sich darauf, indem er sich zum Gebete auf den Berg in der Nähe zurückzog.

Am andern Tage befindet sich Jesus in der Synagoge zu Kapharnaum, umgeben von seinen Jüngern und den Volksscharen, die er tags zuvor auf wunderbare Weise gesättigt hatte. Diesen verwies er ihren Unglauben, indem er sagte: „Ihr suchet mich, nicht weil ihr Wunderzeichen gesehen habet, sondern weil ihr von den Broten gegessen habet und satt geworden seid." Da verlangten die Juden, daß er zu seiner Beglaubigung als Gottesgesandter ein Wunder wirken sollte. Jesus aber hielt ein neues Wunder für zwecklos, nachdem er schon so viele vergeblich gewirkt, und bemerkte den Juden, daß alle seine Wunder bislang erfolglos geblieben wären, weil sie an ihn, als den vom Himmel herabgekommenen Sohn Gottes, nicht glauben möchten. Dieser Glaube an seine Gottheit sei aber unerläßlich notwendig, wenn er ihnen, nachdem sie das irdische Brot genossen, auch das wahre Himmelsbrot geben solle. Denn er selbst sei dieses Brot, das vom Himmel herabgekommen. Wer davon esse, der werde nicht sterben, sondern ewig leben. Das Brot aber, das er geben werde, sei sein Fleisch, welches dahingegeben werde, um das Leben der Welt zu gewinnen.

Damit verheißt Jesus allen, die an ihn als den Sohn des allmächtigen Gottes glauben, sein heiliges Fleisch als Speise. Die Juden bewiesen aber auch sofort, daß Jesus vollkommen in seinem Rechte gewesen war, als er wegen ihres Unglaubens weitere Wunder zu seiner Beglaubigung als eines Gottesgesandten für zwecklos gehalten; denn ungläubig, wie sie waren, stritten sie untereinander, wie es denn möglich sei, daß er ihnen sein Fleisch zu essen gebe. Verstanden hatten die ungläubigen Juden Jesum ganz richtig. Allein der Glaube an die Gottheit Jesu fehlte ihnen. Deshalb hielten sie es für unmöglich, daß Jesus sein Fleisch werde als Himmelsbrot zu essen geben können.

Jesus aber bekräftigte seinen Ausspruch und sprach: „Ich sage euch, wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset und sein Blut nicht trinket, so habet ihr das Leben nicht in euch. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Denn mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Wer dieses Brot ißt, wird ewig leben."

Einen besseren Aufschluß über die unvergängliche Seelenspeise zum ewigen Leben konnte er ihnen nicht geben. Das Himmelsbrot ist er selbst, und der notwendige Genuß besteht in dem Essen seines Fleisches und in dem Trinken seines Blutes.

Leider fehlte es auch vielen seiner Jünger an dem erforderlichen Glauben, und viele seiner früheren Anhänger wandten sich von ihm ab. Da fragte Jesus seine zwölf Apostel, ob etwa auch sie ihn verlassen wollten, worauf Simon Petrus das Wort ergriff und im Namen der Zwölf das bedeutsame Bekenntnis ablegte: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir glauben und haben erkannt, daß du der Sohn Gottes bist."

So waren denn die Apostel beinahe die einzigen unter den Zuhörern Jesu in der Synagoge zu Kapharnaum, welche in dem Glauben an die Gottheit Jesu feststanden und es darum auch für möglich hielten, daß Jesus ihnen sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken geben werde. Ein Jahr nach dieser Begebenheit erfüllte dann auch wirklich der Heiland seine Verheißung, indem er vor ebendenselben zwölf Aposteln durch seine Allmacht die Wesenheit des Brotes in seinen Leib und die Wesenheit des Weines in sein Blut verwandelte. Es geschah dies am Abende vor seinem Leiden, beim letzten Abendmahle, als er, auf das vor ihm liegende Brot hinweisend, die Worte sprach: „Dies ist mein Leib", und auf den vor ihm stehenden Kelch hindeutend, sagte: „Dies ist der Kelch meines Blutes, des neuen und ewigen Bundes, das Geheimnis des Glaubens, das für euch und für viele wird vergossen werden zur Vergebung der Sünden."

Wie die heiligen Apostel, diese Ohrenzeugen, jene denkwürdigen Worte aufgefaßt und verstanden haben, darüber können wir keinen Augenblick im Zweifel sein. Ihr heiliger Glaube war noch derselbe wie vor einem Jahre zu Kapharnaum. Sie glaubten und haben es auch bekannt und alle ihre Schüler gelehrt, daß sie beim letzten Abendmahle unter den Gestalten des Brotes und Weines den Leib und das Blut Jesu wirklich, wahrhaft und wesentlich empfangen haben. Und diesen apostolischen Glauben hat unsere heilige Kirche inmitten der größten Gefahren als ihr schönstes Kleinod mit wahrhaft himmlischer Standhaftigkeit festgehalten.

Durch alle Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag lebt fort das Bekenntnis des hl. Cyrillus von Jerusalem, der da schreibt: „Das Brot und der Wein der Eucharistie war vor der Anrufung der anbetungswürdigen Dreieinigkeit bloß Brot und Wein; durch die Anrufung aber wird das Brot der Leib Christi und der Wein das Blut Christi." Und der hl. Augustinus bekennt: „Christus trug sich in seinen Händen, als er seinen heiligen Leib darreichend sprach: Dies ist mein Leib."

O so vereinigen auch wir uns im Geiste und im Glauben mit den Millionen Gläubigen, die im Laufe so vieler christlicher Jahrhunderte gerade in ihrem Glauben an die Gegenwart Jesu im allerheiligsten Sakramente Süßigkeit, Trost, Geduld und Treue, Liebe und Begeisterung fanden. Keiner aus uns nahe sich dem Tische des Herrn ohne den lebendigen Glauben an die Gegenwart Jesu. Quod non capis, quod non vides, animosa firmat fides! Keiner nahe sich der hochheiligen Hostie ohne Ehrfurcht und Scheu vor dem darin verborgenen Gott. Während jeder heiligen Messe, welcher ihr beiwohnet, erwecket ein recht lebendiges Verlangen, das heilige Sakrament zu empfangen und seiner Gnadenwirkungen teilhaft zu werden. Bereitet euch sorgfältig und gewissenhaft vor, damit ihr den hochheiligen Leib eures Herrn und Erlösers würdig empfanget; damit der Tag einer jeden heiligen Kommunion zu den schönsten eures ganzen Lebens gehöre. Freude des Herzens, Friede der Seele, Glück und Wonne, Heiterkeit des Gemütes, das seien für euch die Früchte der heiligen Kommunion hienieden, und im jenseitigen Leben die ewige Glückseligkeit, die Ruhe in Gott, Lob- und Dankgesänge bis in alle Ewigkeit! Amen!

Am fünften Sonntage in der Faste.

„Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast?" (Joh. 8, 48.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der heutige Evangelienabschnitt versetzt uns in das Ende der öffentlichen Wirksamkeit Jesu, in die Zeit des letzten Laubhüttenfestes, das Jesus erlebte und das er in seltener Weise zu Jerusalem mitfeierte. Es ist das dritte Mal, daß er den Hauptsitz aller jüdischen Macht und Voreingenommenheit besuchte. Seine drittehalbjährige galiläische Wirksamkeit hatte in den maßgebenden Persönlichkeiten des zelotischen Judentums maßlosen Haß erzeugt, der sie zu der aufs unerhörteste beschimpfenden Äuße-

rung verleitete: „Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast?“ Wir ersehen daraus, daß die ganze Wirksamkeit Jesu seinen Feinden für gleichbedeutend mit teuflischen Bestrebungen gilt, und daß demnach eine größere Verkennung und Verleumdung undenkbar ist. Jesus, der Stifter des Gottesreiches, soll der Beförderer des teuflischen Reiches sein! — Wenn wir diesen Grundgedanken festhalten, so dürfte es allerdings nur zu erklärlich sein, daß die pharisäische Feindschaft keinen andern Ausgang als den des Todes Jesu nahm. Wir wollen daher an eine unserer früheren Betrachtungen anknüpfen und die weitere Entwicklung der pharisäischen Feindschaft bis zum Tode Jesu verfolgen.

Wir verließen Jesum am Anfange seiner auf das zweite Osterfest folgenden galiläischen Wirksamkeit. Als er zu Nazareth in der Synagoge öffentlich auftrat und Jesaias 61, 1 und 2 erklärt hatte, schämten sich seine Landsleute nicht, ihn aus seiner Vaterstadt zu vertreiben. Auch Herodes Antipas, der Vierfürst von Galiläa, welcher um diese Zeit Johannes den Täufer hatte hinrichten lassen, ward auf Jesum aufmerksam und hielt ihn für den von den Toten auferstandenen Täufer. Inzwischen waren aus Jerusalem Pharisäer nach Galiläa mit dem Auftrage gekommen, Jesum aufs sorgfältigste zu überwachen und Stoff zu einer begründeten Anklage zu sammeln. Diese vermerkten zunächst sehr übel, daß die Jünger sich vor der Mahlzeit die Hände nicht vorschriftsmäßig wuschen, worauf ihnen Jesus mit Worten des Propheten Jesaias ihr hohles Formenwesen vorhielt und ihnen durch ein Beispiel aus dem Leben bewies, daß sie die Gebote Gottes zu übertreten wagten, um ihre Menschensatzungen zur Geltung bringen zu können. — Als sie aber deswegen nicht wenig verletzt von ihm eine himmlische Bestätigung seiner Vollmacht begehrten, verließ er sie, nachdem er sie noch auf den Propheten Jonas hingewiesen und so seine Auferstehung nach einem dreitägigen Ruhen im Grabe angedeutet hatte. Darauf warnte er seine Jünger aufs nachdrücklichste vor der Lehre der Pharisäer, welche er mit einem Sauerteige verglich, und weissagte in Verbindung damit zu wiederholten Malen seinen Tod und seine Auferstehung. Damit schließt die pharisäische Beobachtung der galiläischen Wirksamkeit Jesu ab. Die Feinde mochten nach ihrer Meinung Stoff genug zur Anklage gesammelt und sich zum bevorstehenden Laubhüttenfeste nach Jerusalem begeben haben, um ihren Auftraggebern Bericht zu erstatten. Auch Jesus reiste nach Jerusalem zu diesem Feste, mit Rücksicht auf den Stand seiner Sache aber ganz im verborgenen, umgeben und begleitet nur von seinen vertrautesten Jüngern.

Hier zeigten sich gar bald die Früchte der pharisäischen Überwachung. Bereits war das große Synedrium, welches aus 71 Mitgliedern bestand und sich unter dem Vorsitze des jedesmaligen Hohenpriesters versammelte,

in eine Beratung über Jesu Wirksamkeit eingetreten. Der erste Versuch aber, Jesum gefangen zu nehmen, scheiterte aus mehreren Gründen. Der Pharisäer Absicht nämlich, die Anhänger Jesu zu entzweien, bewirkte nur eine Vermehrung der Anhänger Jesu, so daß die Diener des Synedriums sich wiederholt aus Rücksicht auf das Volk veranlaßt sahen, von der befohlenen Verhaftung abzustehen. Überdies war die Partei der Gegner Jesu noch zu schwach im Synedrium vertreten, und es entstand deshalb innerhalb dieses hohen Gerichtshofes selbst eine bedenkliche Spaltung, welche notwendigerweise lähmend auf den Gang der Beratungen und der Beschlußfassung einwirken mußte. Vornehmlich war es der uns schon bekannte Pharisäer Nikodemus, der selbst Jesu gegenüber die Notwendigkeit eines streng gesetzlichen Verfahrens unter Beobachtung aller vorgeschriebenen Formen verlangte und als Grundsatz aufstellte, daß das Gesetz niemand verurteile, bevor man den Angeklagten vorschriftsmäßig ins Verhör genommen habe. — Diese Sitzung des Synedriums war also erfolglos.

Um so eifriger und unverdrossener arbeiteten indes die Sendlinge des Synedriums unter dem Volke, um dieses Jesu abgeneigt zu machen. Die Verlegenheit aber, welche sie Jesu durch Vorführung einer sehr großen Sünderin zu bereiten gedachten, hatte die Beschämung der Pharisäer zur Folge, und der von den Juden beabsichtigten Steinigung aus Anlaß der in unserem heutigen Evangelium mitgeteilten Streitrede entging der Herr dadurch, daß er sich schnell unter das umstehende Volk drängte und so den Blicken seiner Feinde entschwindend sich aus dem Tempel entfernte. Als daher infolge der am Sabbathe bewirkten Heilung eines Blindgeborenen das große Synedrium sich abermals versammelte, trat aufs neue die innere Uneinigkeit zu Tage, obwohl es an Bemühungen zur Herstellung der Einigkeit nicht fehlte. Die Gegner Jesu wagten es zwar, Jesum für wahnsinnig und deshalb das mit ihm anzustellende Verhör für überflüssig zu erklären. Allein die Freunde des gesetzlichen Verfahrens betonten um so nachdrucksvoller die Notwendigkeit des Verhörs, da nach ihrer Meinung ein Wahnsinniger unmöglich die Augen der Blinden öffnen könne.

Da belebt plötzlich ein neues Moment die ohnehin schon so gefährliche Lage. Jesus wird von einem Pharisäer zu Tisch geladen und hält den zahlreich anwesenden Pharisäern in den schärfsten Ausdrücken ihre Thorheit, ihr geistloses Formenwesen, ihren unersättlichen Ehrgeiz, ihre entsetzliche Heuchelei und ihre verwerfliche Charakterlosigkeit vor, vermöge deren sie es über sich zu gewinnen vermöchten, das Andenken derjenigen Propheten, welche von ihren geistigen Vätern ermordet worden wären, durch Errichtung von großartigen Denkmälern zu ehren. Die dadurch entstandene Erbitterung wurde noch mehr gesteigert, als bald darauf Jesus am Sabbathe zwei Kranke heilte, ein gelähmtes Weib in einer Synagoge und

einen Wassersüchtigen im Hause eines Pharisäer-Obersten. Allein so erwünscht auch diese Thatsachen dem Synedrium sein mochten, Jesu Verhaftung vermochte es auch jetzt noch nicht zu bewirken, trotzdem die Umstände auf den ersten Blick höchst günstig zu sein schienen. Denn Jesus hatte sich nach einer zweimonatlichen Abwesenheit wiederum in Jerusalem und zwar am Tempelweihfeste eingefunden und vor dem zahlreich versammelten Volke einen Vortrag über seine Gottheit gehalten. Freilich hoben die Sendlinge des Synedriums nach den Worten: „Ich und der Vater sind eins", Steine auf, um das Volk zur Steinigung wegen Gotteslästerung anzureizen. Allein Jesus beschwichtigte die anfängliche Gereiztheit des Volkes durch seine ruhige Belehrung, und die Häscher hatten einen abermaligen Mißerfolg ihren hohen Auftraggebern zu berichten.

Neue Nahrung sodann erhielt die Feindschaft durch die Auferweckung des Lazarus zu Bethanien bei Jerusalem. Das Synedrium versammelte sich zum vierten Male, beschloß auf den Vorschlag des Hohenpriesters Kaiphas den Tod Jesu und gab den Befehl, daß jeder, der ihn erkenne, seinen Aufenthaltsort angeben sollte, damit man ihn ergreifen könnte. Doch mit Rücksicht auf diesen Befehl hatte sich Jesus bis zum nächsten Paschafeste in die nördlich von Jericho gelegene Wüste zurückgezogen und lebte dort in vollständigster Verborgenheit. Kurze Zeit vor dem Osterfeste aber reiste er zum letzten Male — über Jericho und Bethanien — nach Jerusalem, wo das Volk ihn unter nicht enden wollenden Hosiannarufen empfängt und vom Ölberge aus zum großen Ärger der Feinde im Triumphzuge geleitet. Diese Kundgebungen des Volkes gemahnten das Synedrium zur größten Vorsicht. Es wurde daher in Ergänzung des früheren Beschlusses bestimmt, daß die Ergreifung Jesu in aller Stille zu geschehen habe. Und dazu bot sich ihnen als willkommenes Werkzeug Judas Ischariot für die Summe von dreißig Silberlingen an. Es folgte bald die letzte Nacht mit ihren himmelschreienden Szenen am Ölberge und in den Häusern des Annas und Kaiphas. Es brach der letzte Morgen an mit seinen Gerichtsverhandlungen vor den Hohenpriestern, vor Pontius Pilatus und vor Herodes Antipas. Und der Nachmittag zeigt uns das Kreuz auf Golgatha, an das die Feindschaft der Pharisäer Jesum von Nazareth genagelt. Das ist das Ende dieser weltgeschichtlichen Feindschaft. Die Pharisäer triumphieren zwar; doch auch die Kirche, die Vereinigung aller Anhänger Jesu, triumphiert und singt: O felix culpa, quae talem et tantum meruit habere redemptorem!

Im Herrn geliebteste Zöglinge! Dieses Beispiel sollen und müssen wir nachahmen. „Das ganze Leben Christi", sagt der gottselige Thomas von Kempis, „ist ein Kreuz, und du, o Christ, suchest Ruhe und sinnliche Freude? — Du irrest, du irrest, wenn du nach etwas anderem verlangst,

als nach geduldiger Ertragung von Widerwärtigkeiten." O beherziget dieses goldene Wort! Das Kreuz Christi ist die ebenso richtige als großartige, plastische Darstellung des menschlichen Lebens. O tragen wir ein jeder geduldig unser verhältnismäßig kleines Kreuz! Stellen wir uns das Kreuz Christi täglich vor unseren betrachtenden Geist und jubeln wir mit unserer heiligen Kirche: „O heiliges Kreuz des Glaubens, aller Stämme edelster! Kein Wald bringt seinesgleichen an Laub, Blüte und Frucht. Süßes Holz, süße Nägel, süße Last trägt er. Besing, o meine Zunge, den Lorbeer des glorreichen Kampfes! Besinge bei des Kreuzes Siegeszeichen den edlen Triumph, wie der Welterlöser selbst als Schlachtopfer überwand." Durch Leiden also zu Freuden! So er! So wir! Zu Freuden von ewiger Dauer! Amen!

Am fünften Sonntage in der Faste.

„In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen?" (Joh. 8, 46.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Welch ein bewunderungswürdiger Gegensatz steht heute vor unserem betrachtenden Geiste! Habt ihr es gehört und wohl verstanden, was der Heiland von sich sagt: „Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen?" Und was antworten die Juden, die ihm schon so lange nach dem Leben trachten? Sagen sie ihm, du bist ein Lügner? O das hätten sie gewiß so gern ihm gesagt; allein zu offen lag die Wahrheit am Tage, als daß sie ihn einer Sünde hätten beschuldigen können, ohne damit selbst zu lügen. Die Juden nun antworten zwar: „Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast?" Allein diese unwahre Behauptung hatte der Heiland schon längst bei einer andern Gelegenheit widerlegt. Und der hl. Athanasius fragt: „Wie ist es möglich, daß der ein Teufel sei, welcher selbst die Teufel austreibt? Denn hätte er nur überhaupt Teufel ausgetrieben, so könnte man wohl annehmen, daß er durch den Fürsten der Teufel mächtiger als die niederen gewesen sei, ein Vorwurf, welchen ihm auch die Juden machten, indem sie ihn schmählich behandeln wollten. Wird aber durch seinen Namen alle Wut der Teufel vertrieben und verscheucht, so wird es einleuchtend sein, daß sie auch hierin irren, und daß Christus, unser Herr und Heiland, nicht ein mächtiger Teufel gewesen sei, wie sie meinen." Doch wozu hier noch die Juden ausführlich widerlegen, da der Heiland selbst sagt: „Ich habe keinen Teufel." Überdies klingt es im Munde eines Christen

wie eine Gotteslästerung, wenn er andern Christen noch beweisen wollte, daß der Heiland von keinem Teufel besessen gewesen sei. Vielmehr wollen wir uns heute an jene Äußerung halten, wonach der Heiland keine Sünde begangen hat, so daß er ohne Furcht selbst seine Todfeinde fragen konnte: „Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen?" Hatte er aber keine Sünde begangen, so unterschied er sich auch von allen Menschen; denn „alle Menschen", sagt die Schrift, „sind Lügner". Darum ist er auch der einzige, welcher der Opfer des Alten Bundes nicht bedurfte. „Denn", sagt der heilige Märtyrer Justinus, „wegen der Sünden der Juden hatte Gott zu opfern befohlen." Nicht damit sie durch die Opfer von Sünden gereinigt würden; denn „es ist unmöglich, daß durch das Blut von Stieren und Böcken Sünden getilgt werden", sondern „damit sie Gottes eingedenk die Götzen außer Augen ließen". Mit Recht konnte ich darum gleich zu Anfang sagen: Welch ein bewunderungswürdiger Gegensatz steht heute vor unserem betrachtenden Geiste! Der Heiland, den niemand einer Sünde beschuldigen kann, umringt von den Juden, welche wegen ihrer Sünden opferten, befindet sich heute im Tempel, wo täglich so viele Opfer Gott dargebracht wurden. Wir wollen mit der Gnade Gottes diesen reichhaltigen Stoff für zwei Betrachtungen benutzen. Für heute lasset uns „den Tempel der Juden mit seinen täglichen Opfern" etwas näher betrachten. Du aber, o sündenreiner Jesus, gieb, daß wir allzeit Gott Dank sagen für die unendliche Wohlthat der Erlösung!

Die Opfer sind so alt als das sündige Menschengeschlecht. Und wenn wir auch nirgends in der Heiligen Schrift lesen, daß schon Adam und Eva Gott Opfer darbrachten, so können wir es doch leicht beweisen, wenn wir erwägen, daß ihre Söhne Kain und Abel opferten. Denn jedenfalls hatten es die Kinder von ihren Eltern gelernt. Später war es Noe, welcher Gott ein Dankopfer darbrachte für seine Errettung von dem Untergange seiner Zeitgenossen durch die Sündflut. Auch die Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob opferten dem allein wahren Gott, der ihnen die Verheißung gab, „daß ihr Same sich mehren sollte wie der Sand am Ufer des Meeres, und daß in ihrem Samen gesegnet sein sollten alle Völker der Erde". Fragen wir uns aber, warum Gott den inneren Drang, ihm zu opfern, in die Herzen der Patriarchen legte und ihre Opfer wohlgefällig aufnahm, so müssen wir die göttliche Weisheit und Vorsehung anstaunen, der es vor allem daran lag, durch Opfer den Glauben an den allein wahren Gott inmitten des allgemeinen Unglaubens und der abscheulichsten Vielgötterei unter den Menschen zu erhalten und die Sehnsucht und das Verlangen nach dem verheißenen Erlöser in den Menschen zu erwecken und zu befestigen. Denn durch die Opfer, welche einzelne fromme Menschen dem allein wahren Gott darbrachten,

bekannten sie öffentlich, daß es nur einen Gott gebe; ihm gehöre alles, was im Himmel und auf Erden ist; auch die Menschen gehörten ihm an und seien bestimmt, zu ihm in den Himmel zu kommen, um allda ewig glückselig zu sein. Aus dem Gedanken also, daß alles Gottes Eigentum sei, entstanden die Opfer. Da aber die Menschen wegen der Sünde Adams vom Himmelreiche ausgeschlossen waren, so bildeten die Opfer gewiß das geeignetste Mittel, um in den Menschen die Sehnsucht nach dem Himmel wach zu erhalten. Wenn ein Patriarch Gott opferte, so mochte er wohl also bei sich denken: „Siehe, allmächtiger Gott! dein ist alles, weil du es aus nichts erschaffen hast. Auch mich hast du erschaffen, darum soll ich dir angehören, zu dir in den Himmel kommen. Aber dir ist bekannt, daß ich wegen Adams Schuld vom Himmelreiche ausgeschlossen bin. Darum sende uns deinen verheißenen Erlöser, daß er uns die Pforten des Himmels wieder öffne, damit wir armseligen Menschenkinder für ewig dir angehören und im Himmel dich preisen können!“ So waren die Opfer ein feierliches Glaubensbekenntnis, ein allgemeines Sündenbekenntnis und ein Ausdruck zuversichtlichster Hoffnung auf den künftigen Erlöser. Denselben dreifachen Zweck hatten auch die vielen Opfer, welche später Moses auf göttlichen Befehl für das Volk Israel anordnete. Nur finden wir bei diesen Opfern, daß sie nicht wie bei den Patriarchen an einem beliebigen Orte dargebracht werden konnten; vielmehr war es ein vom Gesetze ganz genau vorgeschriebener Ort, wo Gott die Opfer der Israeliten wohlgefällig annehmen wollte, und zwar anfangs die sogen. Stiftshütte und zuletzt der Tempel zu Jerusalem. Ferner durfte nicht jeder Einzelne selbst sein Opfer darbringen, sondern es mußte durch die Hände eines wirklichen Priesters Gott dargebracht werden. Endlich stand es nicht in dem Belieben eines jeden Einzelnen, was er gerade opfern wollte; vielmehr waren für bestimmte Fälle auch ganz bestimmte Opfer vom Gesetze vorgeschrieben.

Da nun die Stiftshütte im wesentlichen wie der Tempel des Salomo eingerichtet war, so wollen wir nur die Einrichtung des Salomonischen Tempels etwas näher betrachten. Das eigentliche Tempelhaus, welches das Volk niemals betreten durfte, bestand aus drei Teilen: dem Allerheiligsten, dem Heiligen und der Vorhalle. Das Allerheiligste, das vom Heiligen durch einen kostbaren Vorhang getrennt war, durfte nur der Hohepriester betreten, und auch dieser nur ein einziges Mal während eines ganzen Jahres: am großen Versöhnungstage. Im Allerheiligsten befand sich die Bundeslade. Sie war eine Lade aus Akazienholz, zweieinhalb Ellen lang, anderthalb Ellen breit und anderthalb Ellen hoch. Von innen und außen war sie mit reinem Golde überzogen. Die Bundeslade enthielt das Gesetz Mosis, ein Gefäß mit Manna und den grünenden Stab Aarons. Ein Deckel von reinem Golde schloß dieselbe, und zwei

Cherubim standen mit ausgebreiteten Flügeln auf derselben. Im Heiligen finden wir unmittelbar vor dem Vorhange, welcher das Heilige vom Allerheiligsten trennte, den Rauchopferaltar, welcher aus Zedernholz gefertigt und mit dem feinsten Golde überzogen war; auf demselben brachten die Priester die täglichen Rauchopfer Gott dar. Ebendaselbst befand sich auch ein Tisch mit zwölf Schaubroten, welche an jedem Sabbath frisch aufgelegt wurden, und außerdem noch der siebenarmige Leuchter, dessen Lampen Tag und Nacht brannten. Außerhalb der Vorhalle, des dritten Tempelteiles, war das sogen. eherne Meer, ein großes, aus Erz gegossenes Becken, dessen Wasser zu den Reinigungen der Priester diente. Es stand auf zwölf ehernen Rindern. Durch die Vorhalle treten wir aus dem eigentlichen Tempel heraus in den ersten Vorhof, welcher den ganzen Tempel wie eine Ringmauer umgab und für die Priester und die Leviten bestimmt war. Die Priester hatten da ihre Wohnungen; auch stand in diesem inneren Vorhofe der große Brandopferaltar. Ganze Rinder wurden darauf verbrannt und als ein Brandopfer Gott dargebracht. Der äußere Vorhof endlich, welcher den inneren umgab, war für das Volk bestimmt und so groß, daß er bequem viele Tausende von Menschen fassen konnte.

Das war im wesentlichen der Salomonische Tempel. Salomo hatte dreizehn Jahre daran gebaut. „Auf dem Gebirge Libanon hatte er 10000 Mann, welche die zum Tempelbau notwendigen Zedern fällten. Lastträger waren 70000 und 80000 Holz- und Steinhauer, ohne die 3300 Oberaufseher, welche über die Arbeit gesetzt waren.“ Nachdem aber der Bau des Tempels vollendet war, feierte Salomo mit seinem ganzen Volke acht Tage hindurch die Einweihung desselben. „Unzählig waren die Brand- und Speiseopfer, welche Gott zum Danke dargebracht wurden. Salomo allein ließ 22000 Rinder und 120000 Schafe als Dankopfer schlachten.“

Manche aus euch, meine Geliebten, werden nun meinen, daß dies derselbe Tempel gewesen sei, in welchem der Heiland so oft die Juden belehrte. Allein der Salomonische Tempel wurde von den Babyloniern zerstört, und der Tempel, in den Christus der Herr so oft ging, war schon der dritte. Weil der Bau dieses letzten Tempels unter der Regierung des Königs Herodes begann, heißt er gewöhnlich der Tempel des Herodes. Er war so eingerichtet wie der Tempel des Salomo; nur war er noch viel großartiger und kostbarer. Sein aus feinstem Golde hergestelltes Dach blendete seine Beschauer, wenn die Strahlen der aufgehenden Sonne darauf fielen. In diesem Tempel versetzte der Heiland schon als zwölfjähriger Knabe die jüdischen Lehrer des Gesetzes in Staunen; hier belehrte er so oft das Volk zum größten Ärger der Schriftgelehrten und Pharisäer; aus diesem Tempel trieb er die Käufer und Verkäufer. In

ebendemselben Tempel zeigt ihn uns auch das heutige Evangelium, da er zu den Juden sprach: „Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen?“

O meine Geliebten! Habt ihr schon einmal darüber nachgedacht, was der Heiland damit sagen wollte? War es ihm darum zu thun, den Juden zu beweisen, daß er keine Sünde begangen habe? O gewiß war das seine Hauptabsicht nicht. Höret ihn selbst, wenn er sagt: „Ich suche meine Ehre nicht.“ Vielmehr wollte er sagen: Sehet, niemand kann mich einer Sünde beschuldigen; ich bin darum der verheißene Messias, auf den dieser Tempel mit all seinen Priestern und täglichen Opfern euch vorbereiten sollte. Habet ihr schon jemals gehört, daß ein Mensch mit Recht von sich sagen konnte: ich habe noch keine Sünde begangen? Nun sehet! ich bin der erste und der letzte, der von sich sagen kann: Keine Sünde, auch nicht die kleinste, habe ich jemals begangen. Ich brauche darum diesen Tempel nicht; ich brauche eure Priester nicht, damit sie für mich Opfer Gott darbringen. Um eurer Sünden willen ist all das von Gott angeordnet worden. Nicht damit ihr dadurch von euern Sünden befreit würdet, sondern damit ihr allzeit an eure Sündhaftigkeit erinnert würdet und ihr euch nach mir sehntet und verlangtet, der ich euch aus der Gefangenschaft des Teufels erlösen, von euern Sünden befreien und in den Himmel führen will, welcher so lange verschlossen war. Jetzt ist der Augenblick nahe, da Gott kein Wohlgefallen mehr haben wird an euern Opfern. Wisset ihr nicht, was der Herr durch seinen Propheten Amos gesagt hat: „Ich haßte eure Festtage, habe sie verworfen und werde nicht riechen in euern Versammlungen“? Und durch den Propheten Jeremias: „Was soll mir der Weihrauch, der aus Saba kommt, und der beste Kalmus aus fernem Lande? Eure Brandopfer gefallen mir nicht und eure Schlachtopfer sind mir unangenehm.“ Ich bin es, von dem Malachias redet: „Sehet, ich sende meinen Boten, daß er den Weg vor mir bereite; und plötzlich kehret in seinen Tempel ein der Herr, den ihr suchet; und der Bote des Bundes, den ihr wollet, sehet! der kommt, spricht der Herr, der Weltenherrscher.“

So waren denn die Worte des Heilandes: „Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen?“ durch den Umstand, daß er sie im Tempel vor den versammelten Juden sprach, ein feierliches Verwerfungsurteil gegen den Tempel mit all seinen Priestern und Opfern. Sie waren das Todesurteil, welches der Heiland über das Judentum aussprach, das er vollstreckte, als er am Kreuze auf Golgatha die Worte sprach: „Es ist vollbracht!“ Nichts war darum natürlicher, als daß die Juden sehr aufgebracht wurden und ihn steinigen wollten. Die Thoren! sie wollten auf diese Weise die Ausführung jenes Todesurteiles verhindern und ahnten nicht, daß es gerade durch den Tod des Heilandes vollstreckt werden sollte.

O göttliche Weisheit! Dich wollen wir heute und immerdar in tiefster Ehrfurcht anbeten, loben und preisen. Du bist unerforschlich in deinen Ratschlüssen. Wer kennt die Wege, auf denen du allzeit gegangen und zum Ziele gelangt bist! Wir danken dir heute für die tiefe Einsicht in den geheimnisvollen Sinn deiner so bedeutungsvollen Worte: „Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen?" O daß doch auch wir niemals gesündigt hätten! So aber haben wir dich, göttlicher Heiland, so oft und so gröblich durch unsere Sünden beleidigt. O so lasse diese gnadenvolle heilige Osterzeit, welche bereits begonnen hat, für uns nicht nutzlos vorübergehen! Um diese Gnade bitte ich dich heute im Namen aller, welche ich zu deinem göttlichen Herzen führen soll, um der unendlichen Verdienste deines bittern Leidens und Sterbens willen. Amen!

Am Palmsonntage.

„Die Scharen, die vorausgingen und nachfolgten, schrieen und sprachen: Hosianna dem Sohne Davids! Hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn!" (Matth. 21, 9.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Das freudige Hosianna des heutigen Tages ist, wie wir wissen, nur ein schlecht passendes Vorspiel zu dem darauffolgenden Trauerspiele, welches auf Golgatha seine Schlußszene hatte. Es fällt uns darum auch gar nicht schwer, durch den nebelhaften Vorhang dieses Jubels vom Ölberge hinüber nach Golgatha zu schauen, um schon heute eine ernste Betrachtung über das Kreuzesopfer Jesu anzustellen.

Daß der Herr uns durch seinen Tod am Kreuze erlöst, daß er ein so unendlich großes Opfer dargebracht, und daß der Kreuzestod eine nie versiegende Gnadenquelle ist, wisset ihr; aber welches denn eigentlich der Kern, das Wesen dieses Opfers gewesen, warum es Gott so unendlich gefallen und uns Menschen erlöst hat, das sind Fragen, welche nicht so leicht zu beantworten sind.

Offenbar können wir darüber Aufklärung erlangen, wenn wir sehen, ob denn nicht im Alten Bunde Begebenheiten sich zugetragen, welche mit dem Kreuzestode Jesu einige Ähnlichkeit haben. Und in der That! eine Begebenheit fast an demselben Orte, zu demselben Zwecke und unter vielen andern ähnlichen Umständen ist es, welche unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Ich meine die Aufopferung des Isaak, welche wegen ihrer großen Ähn-

lichkeit mit dem Opfer Jesu ein Vorbild des Kreuzestodes genannt wird.

Ungefähr 2000 Jahre vor Christi Geburt, da sehen wir im Geiste zwei Männer, begleitet von zwei Knechten und einem Esel dasselbe Reiseziel verfolgen wie heute den Heiland. Das Ziel ist der Berg Moriah, auf dem später der Tempel erbaut wurde, wohin sich heute der Heiland begiebt. Jene beiden Männer sind Abraham und sein Sohn Isaak. Der Esel trägt das Holz zum Brandopfer. Am Fuße des Berges Moriah angekommen, bleiben die Knechte mit dem Esel zurück; Isaak trägt das Holz auf den Berg, und sein Vater hält das Feuer und Messer bereit. Oben sodann wird der Brandopferaltar errichtet, der einzige Sohn von seinem Vater Abraham auf Befehl Gottes gebunden auf das Holz gelegt, und eben will der Vater das Messer ansetzen, da gebietet der Herr: „Lege deine Hand nicht an den Knaben und thue ihm nichts; denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, da du sogar deinen Sohn, deinen einzigen, mir nicht verweigert hast."

Hierin liegt die große Ähnlichkeit der Aufopferung Isaaks mit dem Kreuzesopfer Jesu. Isaak, der einzige, geliebte Sohn Abrahams, die Freude und der Stolz seiner Eltern, der Erbe ihres Glaubens und ihrer Sitten, der Hort der wahren Gottesverehrung für die Nachwelt, er soll geopfert werden und mit ihm alle Freude und aller Stolz, mit ihm nach menschlicher Berechnung der wahre Glaube, die gute Sitte und rechte Gottesverehrung begraben werden. Das ist viel, ja sehr viel verlangt! Und Abraham gehorcht, nicht mit Murren, sondern mit Freuden, nicht allmählich, sondern bald, nicht mit Aussicht auf einen Lohn oder Vorteil, sondern zu seinem offenbaren Schaden; denn er weiß, daß er seinen einzigen Erben opfert, der mit seiner Macht und seinem Reichtume und seiner Erziehung die wahre Gottesverehrung, die er unter dem sichtbaren Beistande Gottes so mühsam gerettet, schützen, pflegen und ausbreiten konnte.

Allein alle diese Rücksichten schwinden vor dem Willen Gottes, den Abraham unter allen Umständen thut. Gehorsam gegen Gottes heiligen Willen geht ihm über Reichtum und Schätze, über die einzige Hoffnung seiner Familie und die einzige Stütze der Gottesverehrung; Gehorsam gegen Gott geht ihm über alles. Diesen heroischen Gehorsam bewies Abraham, als er ohne Beben, mit männlicher Festigkeit, ohne weibisches Zagen und Klagen das Messer zückte, um den Willen Gottes zu vollziehen. Damit hatte aber auch sein Gehorsam den Höhepunkt erreicht, und da es sich um Abrahams Gehorsam und nicht um den des Isaak handelte, ließ Gott die Tötung nicht zu.

Ebenso war bei dem Opfer Jesu der Gehorsam das Wesentliche, die Hauptsache. Mit jedem Jahre seines Lebens auf Erden steigerte sich sein Gehorsam gegen den göttlichen Willen, und je

größer die Versuchung zum Ungehorsam war, desto herrlicher glänzte sein Gehorsam, da er jene Versuchungen überwand.

Alles lehnte sich wider ihn auf, um ihn zum Ungehorsam zu verleiten. Schmerzen des Leibes und der Seele standen vor ihm, um ihn vom Gange zum Kreuzestode abzuhalten; die kindliche Liebe zu seiner Mutter mußte ihm den freiwilligen Tod nur um so bitterer machen; sein kaum begonnenes Werk, ein Blick auf die schwachen und furchtsamen Apostel mußte ihm den Wunsch berechtigt erscheinen lassen, noch nicht in den Tod zu gehen, sondern noch eine Zeitlang zu wirken, um den Fortgang seines Werkes zu sichern. — Allein Gott Vater wollte seinen Tod und hatte die Stunde seines Todes festgesetzt. Und diesem Willen gegenüber schwanden für Jesus alle Rücksichten auf sein Werk und die geistige Armseligkeit seiner Apostel. Er starb, weil und wann Gott Vater es wollte, wohl wissend, daß Gehorsam gegen den Willen seines Vaters das Wesentliche, die Hauptsache war. *Insofern demnach Gehorsam bei der Aufopferung Isaaks und beim Kreuzestode Jesu dasjenige ist, welches beiden einen so großen Wert verlieh, ist die Aufopferung Isaaks ein Vorbild des Opfers Jesu.*

Auch in den Folgen sind beide Opfer einander sehr ähnlich. Der Herr sprach zu Abraham: „Ich habe bei mir selbst geschworen, weil du dieses gethan und deinen Sohn, deinen einzigen, nicht verweigert hast, so segne ich dich und mehre deinen Samen wie die Sterne des Himmels und wie den Sand am Gestade des Meeres; und dein Same soll besitzen das Thor seiner Feinde; ja durch deinen Samen sollen gesegnet werden alle Völker der Erde, weil du auf meine Stimme gehört hast."

O kostbarer, wunderbarer Lohn für den allerdings auch sehr schätzenswerten Gehorsam Abrahams! Weil er diese Prüfung bestanden, wurden durch Gottes gnädige Fügung seine Nachkommen zu einem großen Volke, aus dem der Erlöser aller Völker hervorgehen sollte. Der Gehorsam Abrahams bereitete dem heißersehnten Erlöser den Weg zum Eintritt in diese Welt.

Und der Gehorsam Jesu bis zum Tode am Kreuze, was bewirkte dieser? — Ist es doch, als spräche Gott Vater zu seinem Sohne: „Ich habe bei mir selbst geschworen, weil du dieses gethan und du, mein Sohn, mein einziger, dich nicht geweigert hast, so segne ich dich und dein auf Erden begonnenes Werk, ich will deine Anhänger mehren wie die Sterne des Himmels und wie den Sand am Gestade des Meeres, ja durch deine Anhänger sollen gesegnet werden alle Völker der Erde."

O kostbarer Lohn für den unendlich verdienstvollen Gehorsam Jesu bis zum Tode am Kreuze! Um dieses Gehorsams willen werden die schwachen Apostel im Glauben gestärkt, die schlichten Fischer erleuchtet

und die furchtsamen Galiläer ermutigt. Das kaum begonnene und wegen des Todes auf Golgatha scheinbar hoffnungslose Werk Jesu segnet der Vater und leitet der Heilige Geist zur Erlösung aller Völker. O nie geahnte Wirkung des Gehorsams!

O Herr, unser Gott und Heiland! Wir sagen dir Dank dafür und preisen dich. Mit ganz andern Gefühlen begleiten wir dich heute auf deinem Wege, als damals die Juden, welche deinen Einzug in Jerusalem durch Lob und Jubel verherrlichten. Wir bewundern deinen Gang zum Tode als den größten Beweis deines Gehorsams; wir preisen dich und wollen ohne Unterlaß rufen: „Hosianna dem Sohne Davids! Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Amen!

Am Karfreitage.

„Jesus sprach: Wenn ich werde erhöht sein von der Erde, so werde ich alles an mich ziehen.“ (Joh. 12, 32.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Jesus sprach: „Wenn ich werde erhöht sein von der Erde, so werde ich alles an mich ziehen“, d. i. mit andern Worten: Wenn Christus zum Tode verurteilt und wie ein Verbrecher am Galgen hingerichtet worden sein wird, so wird er alles an sich ziehen, so daß seine Anhänger sich vermehren werden. Gewiß, eine solche Äußerung muß uns billig wundernehmen. Würde wohl heutzutage ein Verbrecher ebenso glücklich sein? Wir sind gewöhnt, den von einem ordentlichen Gerichte Verurteilten für schuldig zu halten, wir fühlen uns unwillkürlich von ihm abgestoßen und würden am allerwenigsten seine Verehrer werden.

Warum war das bei Jesus nicht ebenso? — Der Grund davon lag nicht in den Menschen, sondern in ihm selbst. Die meisten seiner Zeitgenossen hielten sich streng an den Rechtsgrundsatz: Er ist in aller Form Rechtens hingerichtet worden, also ist er ein Verbrecher, und jeder vernünftige, rechtlich denkende und gebildete Mensch muß sich von diesem Verbrecher mit Abscheu abwenden. So dachten vor allem die Rechtsgelehrten und Weltweisen, sowie die große Masse der Gebildeten des römischen Kaiserreiches. Celsus, ein gewandter Schriftsteller aus dem Ende des zweiten christlichen Jahrhunderts, schreibt: „Die Christen beten einen verächtlichen, schimpflich hingerichteten Verbrecher an. Welche Religion! Wollkämmer und Walker, die unwissendsten und rohesten Menschen, sind ihre Verkündiger, und unter Weibern und Kindern suchen sie

Anhänger." Ja er kann sich nicht genug wundern, wie Origenes, ein so großer Gelehrter, der christlichen Religion anhängen könne, da diese doch nur für dumme und einfältige Menschen passe. Mit einem Worte: Christus, der Gekreuzigte, war der Mehrzahl der gebildeten und mächtigen Heiden eine Thorheit, die sie belächelt hätten, wäre sie ihrem Staatsleben nicht so gefährlich geworden.

Aber o Wunder! Nicht alle Menschen dachten so; nicht alle glaubten an die Unfehlbarkeit des Richters, der über Christus zu Gericht gesessen; einige erlaubten sich, gegen alle damalige Gewohnheit die Schuld Jesu zu bezweifeln. Und das ist einmal ein ganz natürlicher Lauf der Dinge; je mehr die Unschuld eines Verfolgten an den Tag kommt, desto mehr Freunde und Anhänger gewinnt er. Das Wort Jesu: „Wenn ich werde erhöht sein von der Erde, so werde ich alles an mich ziehen", heißt darum: Wenn ich trotz meiner Unschuld aufs schimpflichste werde hingerichtet worden sein, dann wird meine Unschuld an den Tag kommen, ich werde als das unschuldige Lamm Gottes jeden gutgesinnten, rechtlich denkenden Menschen an mich ziehen, und meine Anhänger werden sich vermehren.

Die ganze Gerichtsverhandlung wider Jesum war auch wirklich eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, die selbst dem Einfältigsten einleuchten mußte.

Betrachtet die Richter! Diese sollen ruhige und unparteiische Männer sein. Du großer Gott! Der Hohe Rat, vor dessen Schranken der Heiland stand, war zusammengesetzt aus den Todfeinden Jesu. Der Hohepriester Kaiphas führte den Vorsitz, und dieser Hohepriester war voll Haß und Neid gegen Jesum, weil er wußte, daß Jesus ein neues Priestertum einführen würde, das sich nicht wie das jüdische von Vater auf Sohn vererbte. Die meisten Mitglieder des Hohen Rates waren Pharisäer und Schriftgelehrte, gerade jene Menschen, gegen welche der Heiland so schonungslos vorgehen mußte. Die Pharisäer waren seine Richter und Ankläger zugleich — die Pharisäer, die Christus übertünchte Gräber, Heuchler und Lügner genannt hatte, und deren Schlingen er so oft entronnen war, als sie sicher glaubten, daß sie ihn fangen würden. Von einem solchen Gerichte ließ sich nichts anderes erwarten als Verurteilung. O Schmach und Schande über solche Richter!

Betrachtet ferner die Gerichtsverhandlung des Hohen Rates! Da soll alles ruhig, besonnen und streng gesetzlich zugehen. Wo bleibt aber die Ruhe, wenn noch in derselben Nacht, da Jesus verraten wurde, in aller Eile um die Mitternachtsstunde der Hohe Rat sich versammelt? Bei solcher Überstürzung ist es unmöglich, nicht gegen das Gesetz zu verstoßen. Und eine solche Eile bei solchen Richtern, bei Richtern, die voll Haß und Feindschaft gegen den Angeklagten sind! Falsche Zeugen treten auf, aber einer widerspricht dem andern; nach

stundenlangem Verhör können selbst die Todfeinde nicht einen Scheingrund der Schuld finden. Der frühere Hohepriester Annas hatte Jesum über seine Jünger und über seine Lehre gefragt. Und Jesus antwortete ihm: „Ich habe öffentlich vor der Welt geredet und ich habe nichts im Verborgenen geredet. Was fragst du mich?" Als er dieses gesagt hatte, gab einer von den Dienern, der dabei stand, Jesu einen Backenstreich und sprach: „Antwortest du so dem Hohenpriester?" — O Schmach und Schande über ein Gericht, vor welchem ein Gerichtsdiener aus eigenem Antriebe den Angeklagten ungestraft schlagen kann!

Betrachtet endlich die Gerichtsverhandlung vor Pilatus. Der Hohe Rat durfte kein von ihm gefälltes Todesurteil vollstrecken; dieses Recht hatten die römischen Kaiser den Juden entzogen, da ihre Ungerechtigkeit auf der Hand lag. Man brachte daher in aller Frühe Jesum, den zum Tode Verurteilten, zu Pilatus, damit dieser das Todesurteil bestätige. Betrachtet hier aber die Ankläger! Der Ankläger vor Pilatus war der Hohe Rat, der Jesum in der vergangenen Nacht zum Tode verurteilt hatte. Betrachtet die Anklage! Wie verschieden ist sie von jener, weswegen der Hohe Rat Jesum zum Tode verurteilt hatte! Der Hohe Rat verurteilte Jesum, weil er sich den Sohn Gottes genannt hatte, was nach der Meinung des Hohenpriesters eine Gotteslästerung war; also wegen eines religiösen Verbrechens war Jesus vom Hohen Rate zum Tode verurteilt worden. Man hätte nun erwarten sollen, daß dies auch die Anklage vor Pilatus sein würde. Aber o Schlauheit! Wegen eines religiösen Verbrechens hätten sie bei Pilatus nicht viel ausgerichtet. Gleich war der Plan fertig; vor Pilatus mußte Christus wegen eines politischen Verbrechens angeklagt werden. Die Anklage war: Jesus ist ein Majestätsverbrecher, da er sich zum Könige der Juden machen, also den römischen Kaiser und seine Regierung im Lande der Juden stürzen und ihm die Steuern verweigern will. Jesus ist ein Volksaufwiegler, da er Haß und Verachtung gegen die Obrigkeit predigt. — Pilatus durchschaute indessen diese falsche Anklage, indem er sich mit Recht wundern mußte, daß Juden, die doch so ungern die römische Herrschaft ertrugen, einen Juden bei ihm wegen eines politischen Verbrechens anklagten. Der Römer war viel zu klug, als daß er nicht hätte wissen sollen, daß gerade ein derartiger Majestätsverbrecher und Volksaufwiegler von den Juden als Heiliger und großer Patriot verehrt worden wäre. Er konnte also an die Wahrheit der Anklage nicht glauben und mußte annehmen, daß er es hier nur mit Haß und Neid zu thun habe. Während dieser Teil der Verhandlung also dem Pilatus als Rechtskundigen und Richter alle Ehre macht, Schimpf und Schande aber dem Hohen Rate, der jene erlogene Anklage vorbrachte, gebührt, zeigt die Schlußverhandlung die Verworfenheit des Richters und der Ankläger zugleich. Pilatus läßt sich ein-

schüchtern durch die drohenden und lärmenden Ankläger, und obwohl er die feste Überzeugung hat, daß Jesus des Todes nicht schuldig ist, bestätigt er das Todesurteil. O Schimpf und Schande über eine solche offenbare Ungerechtigkeit!

Fürwahr! wir wenden uns weg von dieser Ungerechtigkeit, aber nicht von Jesu, unserem göttlichen Heilande. Der Herr ist uns um so anbetungswürdiger, je größer die Ungerechtigkeit war, mit welcher die rohe Gewalt ihn zum Tode führte. „O Lamm Gottes, unschuldig am Stamme des Kreuzes geschlachtet! allzeit erfunden geduldig, wiewohl du warest verachtet. Alle Sünden hast du getragen, sonst müßten wir verzagen. Erbarme dich unser, o Jesu! Gieb uns den Frieden, o Jesu!" Amen!

Am Karfreitage.

„Da zerriß der Vorhang des Tempels in zwei Stücke von oben bis unten." (Mark. 15, 38.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Ihr wisset, daß gar manche Wunder geschahen, als der Weltheiland am Kreuze auf Golgatha mit dem Tode rang und zuletzt, nachdem er noch die bedeutungsvollen Worte gesprochen: „Es ist vollbracht!" sein Haupt neigte, seinen Geist aufgab und sich selbst freiwillig dem himmlischen Vater aufopferte für die Sünden der ganzen Welt. „Das ganze Weltgebäude wurde erschüttert, als Jesus Christus, der Schöpfer und Herr aller Dinge, von den Qualen so vieler Leiden bewegt war." Denn, wie die Schrift sagt, „bebte die Erde, und die Felsen spalteten sich, und es ward eine Finsternis über die ganze Erde, und die Sonne ward verfinstert". Keins dieser Wunder aber sagt uns so klar, was das zu bedeuten hat, was heute mit Jesus von Nazareth auf Golgatha geschehen, wie jene wunderbare Begebenheit im Tempel zu Jerusalem, welche die Heilige Schrift mit den Worten schildert: „Da zerriß der Vorhang des Tempels in zwei Stücke von oben bis unten." Und was liegt darin für ein Sinn? O kein anderer als: Höre es, Haus Israel! höret es, ihr, seine Priester! Den Vorhang eures Tempels habe ich zerrissen zum Zeichen, daß jetzt der Augenblick gekommen, „da ich kein Wohlgefallen mehr an euch habe und kein Opfer mehr von eurer Hand annehmen werde". Verlasset, ihr Kinder Israels, den Tempel, den ich schon längst verlassen habe. Im Allerheiligsten werde ich nicht mehr meine Wohnung aufschlagen, um allda eure Gebete zu erhören, eure Gelübde entgegenzunehmen und eure Opfer wohlgefällig anzusehen. Schauet!

wo ist eure Bundeslade, dieses von mir selbst angeordnete Zeichen meiner Gegenwart inmitten meines auserwählten Volkes? Sie ist verschwunden, und niemand weiß, wohin sie gekommen! Das Allerheiligste hat Jahrhunderte hindurch leer gestanden; das konntet ihr nicht wissen, denn der Vorhang hinderte euch, in dasselbe hineinzuschauen. Aber schauet! jetzt habe ich den Vorhang des Tempels von oben bis unten zerrissen, damit ihr erkennet, daß die Bundeslade hinweggenommen ist: mein Thron, von wo aus ich mich so oft eurer erbarmte und euch in Gnaden heimsuchte wegen eures Glaubens an den von mir verheißenen Erlöser, der eure und der ganzen Welt Sünden durch ein einziges, mir unendlich wohlgefälliges Opfer tilgen sollte. O Jerusalem, Jerusalem! Jetzt wende ab deine Augen von deinem Tempel. Gehet hinaus, ihr Töchter Zions, zu Gott, eurem Erlöser! Bekehret euch zum Glauben an Jesum, meinen geliebten Sohn! Schon ist sein großes Versöhnungsopfer für die Sünden der ganzen Welt vollbracht!

Welch ein tiefer Sinn liegt demnach in den Worten „Da zerriß der Vorhang des Tempels von oben bis unten!" Der sterbende Weltheiland versetzte dem Judentum samt seinem Tempel und seinen Opfern den Todesstoß. Gott der Vater bestätigte ihn, indem er den Vorhang des Tempels zerriß zum Zeichen dafür, daß er nunmehr kein Wohlgefallen an den Opfern der Juden habe.

Diese weltverjüngende Glaubenswahrheit legt uns die Frage zur Betrachtung vor: Was bewirkte der Heiland durch seinen Tod am Kreuze? Die Beantwortung dieser Frage nun sei das Mittel unserer heutigen Erbauung.

Gerade der Kreuzestod Jesu auf Golgatha war von jeher für viele Menschen der Hauptgrund, warum sie an ihn als den Erlöser des Menschengeschlechtes nicht glaubten. Zwar war schon zur Zeit des hl. Paulus Jesus, der Gekreuzigte, „den Heiden eine Thorheit und den Juden ein Ärgernis". Und auch heute noch giebt es eine große Zahl von Menschen, die es nicht begreifen können, wie wir Christen so thöricht sein und Jesum den Gekreuzigten als unsern Erlöser anbeten und preisen können. Uns aber soll das nicht im mindesten beirren; auch wollen wir hier durchaus nicht die kostbare Zeit mit der Widerlegung des Unglaubens vergeuden. Mögen die Ungläubigen selbst zusehen, wie sie dereinst vor dem bestehen werden, der da gesagt hat: „Wer mich verwirft und meine Lehre nicht annimmt, der hat schon seinen Richter; die Lehre, die ich vorgetragen habe, die wird ihn am letzten Tage richten." Wir dagegen wollen unerschütterlich festhalten an dem Glauben unserer heiligen Kirche und heute am Fuße des heiligen Kreuzes auf Golgatha laut und feierlich bekennen: „Wir beten dich an, o Herr Jesu Christe, und benedeien dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die ganze Welt erlöst!" Ja, du

unser gekreuzigter Herr Jesu, das sei immerdar unser Glaube. In diesem heiligen Glauben wollen wir leben und sterben, um mit dir dereinst im Himmel ewig zu herrschen.

Nicht grübeln wollen wir, wie es möglich gewesen, daß du durch deinen Tod am Kreuze das Judentum samt seinen Opfern dem Untergange weihtest. Ein Geheimnis ist diese wunderbare Wirkung deines heiligen Kreuzes, und wir glauben es. Kein Opfer des Alten Bundes konnte die Sünden der Menschen tilgen. Selbst die Gerechten und Frommen blieben wegen der von ihnen noch nicht genommenen Erbsünde vom Himmelreiche ausgeschlossen und erwarteten ihre Rechtfertigung und Erlösung aus der Vorhölle durch deinen Tod am Kreuze. Ferne sei es von uns, diesen heiligen Glauben jemals verleugnen zu wollen. Deine heiligen Apostel haben ihn uns gelehrt und sind für denselben freudig in den Tod gegangen. Namentlich der große Völkerapostel hat es ausdrücklich gelehrt, wenn er an die Galater schreibt: „Weil wir uns überzeugten, daß der Mensch nicht durch des Gesetzes Werke gerechtfertigt wird, sondern durch den Glauben an Jesum Christum, so haben wir auch an Jesum Christum geglaubt, damit wir durch den Glauben an Christum, und nicht durch des Gesetzes Werke gerechtfertigt würden; denn durch des Gesetzes Werke wird kein Mensch gerechtfertigt werden." Darum wollen wir heute mit dem heiligen Märtyrer Justinus allen ungläubigen Juden zurufen: „Das Blut eurer Beschneidung ist veraltet, wir glauben an das Blut des Heils; jetzt ist ein neuer Bund, ein neues Gesetz von Zion ausgegangen. Jesus Christus beschneidet alle, welche es wollen, wie es von oben verkündet wurde, mit steinernen Messern, damit das Volk gerecht werde, den Glauben bewahre, die Wahrheit beachte und den Frieden bewache. Hieher, ihr alle, die ihr Gott fürchtet, die ihr das gute Jerusalem sehen wollt. Kommt, wir wollen zum Lichte des Herrn eilen; denn er hat sein Volk, das Haus Jakob befreit. Kommt alle Völker, laßt uns nach Jerusalem eilen, welches nicht mehr belagert wird durch die Ungerechtigkeiten der Völker."

Nicht grübeln wollen wir ferner, wie du unser Heiland durch deinen Tod am Kreuze die Sünden der ganzen Welt getilgt und uns Menschen mit deinem himmlischen Vater wieder ausgesöhnt hast. Ein Geheimnis ist auch diese Wirkung deines heiligen Kreuzes, und wir glauben es. Diesen kostbaren Glauben bekannten die ersten Christen; denn also schreibt ein Schüler der Apostel: „Gott der Vater sandte seinen eigenen Sohn als Erlösungspreis für uns und gab den Heiligen für die Schuldigen, den Guten für die Bösen, den Gerechten für die Ungerechten, den Ewigen für die Endlichen, den Unsterblichen für die Sterblichen hin. Denn was anders konnte unsere Sünden decken, als seine Gerechtigkeit? Durch wen anders

konnten wir Gottlose und Sünder gerechtfertigt werden, als in dem Sohne Gottes? O süße Vertauschung! O unerforschliche Vorsehung! O unerwartete Wohlthaten, da die Missethat vieler in einem Gerechten verborgen wird, durch die Gerechtigkeit des Einen aber viele Ungerechte gerechtfertigt werden!"

Denselben Glauben lehrten und bekannten auch schon die heiligen Apostel. Der hl. Johannes sagt: „Er hat uns geliebt und uns gewaschen von unsern Sünden mit seinem Blute", und der hl. Paulus versichert: „Er hat euch mitbelebt mit ihm, indem er euch alle Sünden vergeben hat, da er die Handschrift des Urteils, die uns entgegen war, wegnahm und ans Kreuz heftete." Außerdem heißt es von der Erlösung bei dem Apostelfürsten: „Ihr seid nicht mit vergänglichem Golde oder Silber erlöst von dem eiteln Wandel, der sich von den Vätern auf euch vererbt hat, sondern mit dem kostbaren Blute Christi, als eines unbefleckten und tadellosen Lammes." Darum sei es von uns ferne, uns jemals in etwas anderem zu rühmen, als in deinem Kreuz, o Herr Jesu Christe! „Denn durch dich sind wir jetzt zur Versöhnung gelangt."

„O heiliges Kreuz des Glaubens, aller Stämme edelster! Kein Wald bringt seinesgleichen an Laub, Blüte und Frucht. Süßes Holz, süße Nägel, süße Last trägt er! Besing, o meine Zunge, den Lorbeer des glorreichen Kampfes, besinge bei des Kreuzes Siegeszeichen den edeln Triumph, wie der Welterlöser selbst als Schlachtopfer überwand. Der Schöpfer, aus Mitleid über unsern überlisteten Stammvater, da dieser sich durch den Genuß der verbotenen Frucht in den Tod stürzte, bestimmte schon damals das Holz, um den Schaden des Holzes zu tilgen. Dies erforderte die Ordnung unseres Heiles, damit die vielfältige Arglist des Verräters vereitelt würde und dorther Heilung käme, wodurch der Feind verwundet hatte. Da also die Fülle der heiligen Zeiten kam, so ward von der hohen Wohnung des Vaters der Sohn, der Weltschöpfer gesandt, und er kam aus dem jungfräulichen Schoße mit Fleisch umgeben hervor. Als Kind wimmert er, gelegt in die enge Krippe. Seine in Windeln eingehüllten Glieder bindet die jungfräuliche Mutter und umwindet Gottes Hände und Füße mit einer engen Binde. Da er etwa dreiunddreißig Jahre, die Zeit seines irdischen Lebens, vollendet, übergiebt er sich als Erlöser freiwillig dem Leiden, und wird, als ein Lamm zum Schlachtopfer bestimmt, an dem Kreuzesstamme emporgehoben. Seht, Geliebte! Mit Galle getränkt, wird er kraftlos; Dörner, Nägel, Lanze haben den zarten Leib durchbohrt; Wasser und Blut fließt, wodurch Erde, Meer, Sterne, Welt rein werden. O neige deine Arme, hoher Kreuzesstamm! Laß weich werden dein hartes Holz; milder werde das Rauhe, das dir deine Entstehung gab; sei sanft den ausgestreckten Gliedern des himmlischen Königs. Du allein warst würdig, das Schlachtopfer der Welt zu tragen und als eine mit dem

heiligen Blute des Lammes übergossene Arche der schiffbrüchigen Welt einen Hafen zu finden. Darum bist du, o heiliges Kreuz des Glaubens, aller Stämme edelster! Kein Wald bringt seinesgleichen an Laub, Blüte und Frucht. O süßes Holz, o süße Nägel! Welch süße Last, den Welterlöser zu tragen!"

Sehet die Fahnen des Königs der Ewigkeit kommen, es erglänzet das Geheimnis des Kreuzes, woran das ewige Leben den Tod ertragen, um durch seinen Tod uns das Leben zu geben. Es wird erfüllt, was David vorhersah, da er den Nationen sagte: „Gott wird herrschen am Holze." O ehrenvoller und glänzender Stamm auf Golgatha! geschmückt mit des Königs Purpur, bist du erkoren, mit würdigem Holze so heilige Glieder zu berühren. Selig bist du, an dessen Armen der Menschen Lösepreis hing, der an dir ausgespannt der Hölle ihren Raub entführte. Darum sei gegrüßt, o heiliges Kreuz, du unsere einzige Hoffnung; du bist die einzige Rettungsplanke, auf der wir aus dem allgemeinen Schiffbruche des Unglaubens in den himmlischen Hafen der ewigen Glückseligkeit gelangen. Wer hätte es gedacht, wer geahnt, daß am Holze die Menschheit würde gerettet werden, da sie doch am Holze gesündigt hatte? Wer hätte es vermutet, daß der Teufel am Holze würde besiegt werden können, da er am Holze doch seinen Triumph gefeiert hatte? Wer hätte es ins Werk setzen mögen, durch den Tod den Tod selbst so glorreich zu besiegen und uns, die wir im Todesschatten saßen, das Leben wiederzugeben? O gekreuzigter Herr Jesu! uns Menschen war es unmöglich, deiner Allmacht allein war es möglich. Deiner so überaus bewunderungswürdigen Weisheit hatte es gefallen, den Teufel, unsern gemeinsamen Feind, den Verderber des Menschengeschlechts, jene listige Schlange, mit den eigenen Waffen aufs Haupt zu schlagen. Am Holze des Paradieses hatte er unter dem Jubel der ganzen Hölle einen Sieg wie nie davongetragen; am Holze auf Golgatha hast du ihn für immer besiegt. Als dein heiliges Kreuz in die Öffnung auf Golgatha unter der tiefsten Trauer der ganzen leblosen Natur hinabsank, da traf es das Haupt des Teufels, zerschmetterte dasselbe und brach seine Macht. — Der Tod des Menschen, das war die Siegestrophäe, welche der Teufel aus dem Paradiese in die Hölle mit hinabnahm und daselbst unter dem Jubel der ganzen Hölle aufpflanzte; du aber, o göttlicher Heiland, entrissest der Hölle jenes Siegeszeichen des Todes, pflanztest dasselbe auf am Kreuze auf Golgatha und besiegtest durch die geheimnisvolle Kraft deines Todes die Macht der Hölle. O so frohlocke und juble heute, du erlöste Christenschar! Verlachet und verspottet die Hölle, indem ihr allzeit sprechet: Wir sind erlöst von Sünde und Tod! „Tod, wo ist dein Sieg? Hölle, wo ist dein Stachel?"

So haben wir denn kennen gelernt, daß der göttliche Heiland durch seinen Tod am Kreuze das Judentum samt seinen Opfern dem Untergange weihte, das Menschengeschlecht erlöste und den Teufel samt der ganzen Macht der Hölle besiegte und unschädlich machte. So wie wir aber diese geheimnisvollen Wirkungen des Todes Jesu Christi ohne die liebevolle und unfehlbare Belehrung unserer heiligen Kirche gar nicht würden kennen gelernt haben, ebenso können wir auch dieser erlösenden und beseligenden Früchte nicht teilhaftig werden, wenn wir nicht zu den Gnadenmitteln unserer heiligen Kirche unsere Zuflucht nehmen. In seiner heiligen Kirche hat der Heiland alle Verdienste seines Opfertodes wie in einer Schatzkammer niedergelegt, und niemand kann den Gläubigen diese himmlischen Schätze austeilen, als die Kirche allein; niemand kann in diese himmlische Schatzkammer auf Erden gelangen, wenn sie ihm nicht geöffnet wird durch die Himmelsschlüssel, die allein die Kirche besitzt. Darum seien wir vor allem wahre Kinder unserer heiligen Kirche, hängen wir mit kindlicher Liebe an dieser für uns so besorgten Mutter! Sie ist ja, wie der hl. Cyprian sagt, die Arche des Neuen Bundes. Sie wird zusammengehalten und getragen von dem Kreuze Jesu Christi. Nirgendwo anders in der ganzen Welt als in dem Schiffe der Kirche findet ihr das Kreuz unseres göttlichen Erlösers. Und wie zur Zeit Noes niemand von dem Untergange durch die Sündflut gerettet werden konnte, wenn er nicht in der Arche war, ebenso kann auch der nicht zum ewigen Leben gelangen, der sein Heil nicht in der Kirche sucht. Zur Kirche also, zur Kirche, diesem neuen Jerusalem, lasset uns gehen und da unser ewiges Heil suchen! Amen!

Am Ostersonntage.

„Er ist auferstanden und nicht hier; sehet den Ort, wo sie ihn hingelegt haben." (Mark. 16, 6.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Die alljährlich wiederkehrende Feier der Auferstehung des Herrn erinnert uns an eine geschichtliche Thatsache, welche von der größten Bedeutung ist, war und bleiben wird. Wir mögen rückwärts oder vorwärts der Zeit nach blicken, wir mögen den Heiland oder seine Feinde im Auge behalten, wir mögen seine Freunde wie seine Gegner anschauen, wir mögen das Jetzt und das Damals in Erwägung nehmen, wir mögen Juden wie Heiden, Gott und die Natur, die Engel- wie die Menschen-

welt betrachten: eins kann uns niemals entgehen, es ist die große Bedeutung der Auferstehung Jesu von den Toten. Dieses Ereignis war der Felsengrund, auf dem die Apostel die Kirche erbauten. „Er ist auferstanden und nicht hier; sehet den Ort, wo sie ihn hingelegt haben" — erscholl es durch alle Lande, durch alle Jahrhunderte bis herab in unsere Tage und erneuerte das Angesicht der Erde. Mit diesem wunderbaren Ereignisse steht und fällt der majestätische Bau des Christentums. Wer darum nicht glaubt, daß Christus wahrhaftig und leibhaftig von den Toten auferstanden ist, hat nicht bloß aufgehört, ein Christ zu sein, nein er hilft auch, soviel an ihm liegt, die christliche Religion selbst untergraben und vernichten. Nichts kann uns aber im Glauben an die Auferstehungs-Thatsache mehr befestigen, als die tiefe Einsicht in die hohe Bedeutung der Auferstehung. Denn nur der Zusammenhang, in dem ein so wichtiges Ereignis aufgefaßt wird, vermag vollkommen zu überzeugen und den Glauben zu beweisen. Wir wollen darum heute die Auferstehung Jesu von den Toten in ihrer Bedeutung für die damalige Welt betrachten, um uns im christlichen Glauben, in der christlichen Hoffnung und Liebe zu befestigen.

Was der herannahende Frühling für die ganze Natur, was die Freude für die Traurigen, der Sieg für die Kämpfenden, die Verherrlichung für die mit Schmach Bedeckten, die Gewißheit für die mit bangen Sorgen Erfüllten, die Genesung für die Kranken, das Wiedersehen für die räumlich Getrennten, die Versöhnung für die Entzweiten — das ist Ostern für uns Christen. Welch eine Bedeutung! Ostern ist unser Frühling. Die langen und bangen Winternächte mit ihrer schauererregenden Finsternis sind vorüber; der häusliche Herd, um den die Familie sich zu stiller Arbeit zu versammeln pflegte, wird immer verlassener; die Hausväter fliehen ihn und suchen die vom Glanze der Frühlingssonne übergossenen Fluren und Felder auf, um für eine neue und reichliche Ernte Sorge zu tragen. Trillernd schwingt sich die Lerche empor und verkündet in Lobgesängen des allmächtigen Schöpfers Weisheit und Güte. In Busch und Hain, auf Zweigen und Ästen regt sich's und bewegt sich's. Die Felder grünen, die Wiesen und Matten beleben sich mit den Erstlingen des Blumenreiches; die Bäume knospen und treiben Blüten und Blätter hervor. Welch ein Bild im Gegensatze zu der fahlen, wie mit einem weißen Tuche überzogenen Winterlandschaft, welche uns die ganze Natur wie erstarrt, vom Schlafe befallen zeigt. Nicht allzulange will ich bei dieser Schilderung und Vergleichung verweilen; ihr lebt ja mitten in dieser herrlichen Natur und wisset aus eigener Erfahrung, wie beglückend die nahende Ankunft des Frühlings ist.

Was indes der Frühling für Aug und Ohr, für körperliches und geistiges Befinden, für Haus- und Besitzstand, das ist Ostern für Herz

und Gemüt des gläubig denkenden Christen. Solange man aber die Auferstehung des Herrn nicht in ihrer Bedeutung für die Zeitgenossen des gekreuzigten Heilandes erfaßt, kann man nur eine sehr beschränkte Auffassung davon haben. Die Welt zur Zeit Jesu von Nazareth glich der winterlichen Jahreszeit. Alles höhere, geistig-religiöse Leben war erstorben; der Glaube an ein jenseitiges Leben war den menschlichen Herzen fremd. Himmel und Hölle galten ihnen als nichtige Erzeugnisse der Einbildung. Die höchste Tugend war ihnen der Reichtum, und das schrecklichste Laster die Armut. Da galt es zu trachten nach irdischem Besitz, um der verhaßten Armut zu entgehen. Allein, was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne! Wenn er nur nicht sterben müßte! Der Tod war das Schreckgespenst, welches mit seinen hohlen kalten Augen die Reichen und Wohlhabenden der damaligen Welt angrinste und sie inmitten der äußeren Fülle arm an innerem Glücke machte. Der Arme verzweifelte, weil er nicht reich war; und der Reiche verzweifelte, weil er arm war. Überall Verzweiflung. Nicht bloß zu wenig, nein gar nichts hofften beide. Denket euch die damalige Welt ohne allen Glauben an ein jenseitiges Leben, und ihr werdet ermessen, mit welcher Hast und Zähigkeit irdischer Besitz festgehalten wurde, und welche Schmerzen die Angst vor dem Tode bereitete. Ängstlich und vorsichtig suchte man diesem unheimlichen Gaste aus dem Wege zu gehen. Allein der Tod ist unerbittlich; er fordert täglich seine Opfer; die Leichenzüge sind seine Triumphzüge; das Sterbebett ist sein Schlachtfeld; das Naturgesetz seine siegreiche Waffe; die grausige Notwendigkeit ist der sichere Weg zum Totenreiche. Da halfen keine Schätze der Erde, wie mächtig und einflußreich sie auch sonst sein mochten. Ohne Erbarmen verschlang die Unterwelt Reiche wie Arme. Was hatte da der Reiche von seinem unermeßlichen Besitz, von seinem Wohlergehen, von seiner feinen Bildung, von seinen sinnlichen Freuden und Genüssen? Jedes, auch das leiseste Übelbefinden ängstigte ihn und führte ihm das Bild des Todes vor die furchtsame Seele. Die Todesfälle in seiner Familie, unter seinen Verwandten und Freunden erfüllten ihn mit Entsetzen. Der Gedanke, daß dieses Wohlleben sicher ein Ende nehmen müsse, und daß es ein anderes Leben nicht mehr gebe, war der Verzweiflung reifste Frucht. Wie traurig ist es aber um ein Herz bestellt, wenn Verzweiflung dasselbe durchwühlt. Wie viele der Wünsche und Begierden waren es doch, welche der Reiche der damaligen Welt erfüllen und befriedigen konnte! Seine Gattin, seine Kinder, seine Familie, seine Freunde und sich selbst konnte er aber nicht für immer am Leben erhalten. Für immer mußte er darauf verzichten, diejenigen wiederzusehen, von denen er sich, solange sie am Leben waren, um keinen Preis getrennt hätte. O Schmerz und o Jammer! Kein Wiedersehen! Für immer getrennt! Aus Verzweiflung wurde der Reiche

grausam und hartherzig. Er glaubte ja nicht an eine ewige Vergeltung, daher erlaubte er sich alles. Die Armen waren rechtlos, der Willkür preisgegeben und aller Menschenrechte beraubt. Der Reiche hatte wenigstens auf Erden den Himmel; dem Armen dagegen war auch dieser zweifelhafte Freudengenuß versagt. Daraus entstand der Neid und Klassenhaß. Gewaltthaten aller Art verbreiteten Elend und Not auf dem Lande wie in den Städten, bei gebildeten wie rohen Völkern. Ein solches Leben ist kein Leben, ist Verwesung und Fäulnis, ist winterlicher Frost und Erstarrung. Da vergoldete die vielverheißende Frühlingsmorgenröte die Höhe des Hügels Golgatha und verkündete der leblosen Welt die alles erwärmenden Strahlen der aufgehenden Sonne des Christentums. Der schüchterne Ruf einiger galiläischer Frauen: „Der Herr ist auferstanden!“ drang durch die Predigt der Apostel und deren Schüler, durch das Evangelium der christlichen Kirche in immer weitere Kreise und wirkte erwärmend und belebend auf alle Gemüter ein, welche nach innerem, wahrem Frieden und Glück sich sehnten.

Nun begreifen wir, warum der Glaube an die Auferstehung Christi von den Toten der Kern- und Mittelpunkt der apostolischen Predigt sein mußte; nun verstehen wir es, wenn die ganze Welt dieser Predigt frohen Herzens zuhörte; nun sehen wir ein, warum die Auferstehung des Herrn der die Menschenwelt belebende und bewegende Funke eines neuen Lebens war. „Christus ist erstanden!“ das hatte für die ganze damalige Welt zu bedeuten: Der grausige Tod vernichtet nicht für immer; das schauervolle Grab wölbt sich nicht auf ewig; die sich liebenden Herzen bleiben nicht ohne Ende voneinander getrennt; es giebt ein jenseitiges, ewiges Leben, es giebt einen Himmel und eine Hölle, es giebt einen Gott und eine Gerechtigkeit, es giebt eine ewige Belohnung und eine ewige Bestrafung. Versetzet euch im Geiste in die damalige armselige Welt, und ihr werdet im stande sein, den unermeßlichen Trost zu ahnen, den eine solche Thatsache und deren zuverlässige Bezeugung in so reicher Fülle in die verzweifelten Herzen der Menschen ausgießen mußte. Vor dem trüben Auge des Reichen verschwand das Schreckgespenst des Todes — soll er ja seine teuren Verstorbenen wiedersehen! Der Gewaltthätige begann nachzudenken — soll es ja eine gerechte Vergeltung geben! Der Arme ward seines Lebens froh — soll es ja ein besseres Jenseits geben! Der Gedrückte richtete sich auf — soll es ja eine ewige Belohnung für geduldig ertragene Leiden geben! Und des Kranken Sinn ward ruhig und heiter — hat ja der Tod seinen Stachel verloren, so daß der Kranke getrost und hoffnungsvoll der dunklen Zukunft entgegensehen kann! Diese Veränderung bewirkte eine einzige Thatsache, die Auferstehung Jesu. Sie ist darum die Gesundheit spendende Arznei — und Jesus der Weltheiland.

Dieser Bedeutung müssen wir uns bewußt bleiben, wenn wir selbst den Seelentrost empfinden wollen, den das Osterfest spenden kann. Wir glauben ja an ein Wiedersehen nach diesem Leben und kennen Gott sei Dank nicht das Elend jener Menschen, denen beim Klange der Osterglocken der Glaube fehlt. Trotzdem ist es recht zweckmäßig, sich das Elend jener Menschenwelt zu vergegenwärtigen, welcher der Glaube an eine Fortdauer über das Grab hinaus fehlte, und der das Wort von der Auferstehung die rettende That war. Dankerfüllten Herzens schauen wir darum heute in die leere Grabesgruft des Herrn und erfreuen uns der gnadenvollen Erinnerung an sein größtes Wunder. Er hat uns vor großem Kummer und Elend bewahrt; er hat uns erleuchtet die schauervolle Nacht des Grabes. Er hat uns die Hoffnung gegeben, daß auch wir dereinst auferstehen werden. Das Licht schätzt, wer die Gefahren und Schrecknisse der Finsternis kennen gelernt hat. Drum jubeln und frohlocken wir heute. Halleluja! so tönt es in diesen heiligen Räumen. Die Fahnen, diese Zeichen des Sieges, werden in dieser Zeit entfaltet; sie flattern bewegt von dem Winde. Es wird uns vor Festesfreude zu eng in diesen ehrwürdigen Mauern. Wir wallen hinaus in feierlicher Prozession und besuchen die Gräber unserer verstorbenen Angehörigen. Dort ist das Grab des vielbeklagten Vaters, hier das Grab der zärtlich geliebten Mutter. Gute Kinder werfen einen freudestrahlenden Blick auf den Grabeshügel ihrer längst verblichenen Eltern. Wiedersehen! das ist es, was die Klänge der Auferstehungsprozession ihnen zuflüstern. — Sehet da das Grab des vielbeweinten Gatten, sehet hier das Grab der treuen, innig geliebten Gattin! Die trauernde Gattin, der wehklagende Gatte werfen einen wehmütigen Blick auf die Grabeshügel ihrer längst verblichenen Gatten. Wiedersehen! das ist es, was die Klänge der Auferstehungsprozession ihnen zuflüstern. — Dort sehe ich die Gräber von geliebten Kindern, perlende Thränen fallen auf sie nieder aus den Augen der hinterbliebenen Eltern. Geschwister suchen die Gräber ihrer verstorbenen Brüder und Schwestern auf. Freunde und Freundinnen blicken nach den Grabeshügeln ihrer Lieblinge, denen sie ihr Herz einst offenbarten. Wiedersehen! das ist es, was die Klänge der Auferstehungsprozession ihnen zuflüstern. Halleluja! Doch wie will das passen zu dem Totenreiche da draußen, wo der Thränen schon so viele geflossen, wo so manches Herz bitterlich geklagt, so mancher gebeugt wurde? O, trocknet eure Thränen, gebietet euren Klagen, richtet euch auf, ihr Herzgebeugten! Christus lebt — Halleluja! Also werden auch wir leben! Amen!

Am Ostermontage.

„Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und dem Simon erschienen." (Luk. 24, 34.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Ebensowenig wie die Wächter am Grabe Jesu es verhindern konnten, daß der Gekreuzigte am dritten Tage von den Toten auferstand, vermochten später die Juden nach der Zerstörung Jerusalems und ihrer Zerstreuung in aller Herren Länder es zu hindern, daß die Apostel und Jünger Christi allen Völkern verkündigten: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und dem Simon erschienen." Zwar war die Mühe, welche sich die Juden gaben, um die Predigt der Apostel zu vereiteln, groß, aber auch vergeblich. Schon der heilige Märtyrer Justinus schildert ihre nutzlosen Anstrengungen, indem er ihnen vorwirft: „Ihr habt, nachdem ihr vernommen, daß er von den Toten auferstanden sei, eure Sünden nicht nur nicht bereut, sondern sogar Leute gedungen und in die ganze Welt geschickt, zu verkündigen, es sei von einem gewissen Schwärmer Jesus, einem Galiläer, eine gottlose und gesetzwidrige Sekte gestiftet worden: seine Jünger hätten den von uns Gekreuzigten aus dem Grabe, worein er nach seiner Abnahme vom Kreuze gelegt wurde, bei Nacht heimlich gestohlen und betrögen nun die Menschen, indem sie vorgeben, er sei von den Toten erstanden und in den Himmel aufgefahren. Ja ihr fügtet sogar hinzu, er habe jene gottlosen, verabscheuungswürdigen und bösen Handlungen vorgetragen, welche ihr gegen die, so ihn als Christus, Lehrer und Sohn Gottes bekennen, bei allen Menschen ausstreuet. Und überdies verwünscht ihr ihn und alle, die an ihn glauben." Um so mehr müssen wir darum die göttliche Weisheit und Allmacht bewundern, welche alle ihr feindlichen Bemühungen der Juden unschädlich machte und die Predigt der Apostel so segnete, daß auch wir mit den Jüngern des Herrn bekennen können: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und dem Simon erschienen." Zwar haben wir nicht, wie gestern die drei frommen Frauen, das Grab des Heilandes leer gesehen; zwar sind wir nicht, wie der hl. Petrus und der hl. Johannes, zum leeren Grabe hinausgeeilt, um uns mit unsern leiblichen Augen von der Auferstehung Jesu zu überzeugen; zwar sind wir nicht, wie Maria Magdalena, gewürdigt worden, den auferstandenen Heiland zu sehen, nicht, wie die zwei nach Emmaus pilgernden Jünger, mit ihm zu sprechen und zu speisen, nicht, wie der hl. Thomas, unsere Finger in die Wundmale seiner Hände und unsere Hand in seine geöffnete Seite zu legen; aber deswegen haben wir noch keinen Grund weniger, an seine glorreiche Auferstehung von den Toten zu glauben. Vielmehr können auch wir uns heute noch, gleichwie jene

hochbegnadigten Personen, von der Auferstehung des Heilandes persönlich überzeugen, „wenn wir nur ein gesundes Auge des Verstandes haben". Der Heiland sagte einst zu den Juden: „Wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollet, so glaubet wenigstens meinen Werken." Nun, so betrachten wir heute einige seiner Werke, und wir werden uns gewiß überzeugen können, „daß Christus, der Herr, wahrhaftig von den Toten erstanden ist."

Das seien die Gegenstände unserer heutigen Betrachtung. Du aber, o glorreich auferstandener Heiland, gieb, daß wir in deinem Geiste deine Werke betrachten, damit wir immer mehr im Glauben an dich befestigt werden, und diesem Glauben gemäß auch leben mögen!

Ist Christus, der Herr, nicht von den Toten auferstanden, so hat er auch keinen Triumph über den Tod gefeiert; hat er aber keinen Triumph gefeiert über den Tod, so hat er auch durch seinen Tod am Kreuze den Tod nicht vernichtet; er selber also ist noch tot und wird in alle Ewigkeit tot bleiben, sein Leib ist der Verwesung anheimgefallen. „Ein Toter aber kann nichts mehr wirken." Das, meine Geliebten, sind die traurigen Schlußfolgerungen jener Menschen, welche an die Auferstehung Jesu nicht glauben. Ihr sehet schon, daß alles an der Frage hängt: Vollbringt Christus heute noch wie ehedem außer allem Zweifel stehende Werke oder nicht? Wenn nicht, dann ist er auch heute noch tot; wenn aber, dann lebt er und ist von den Toten wahrhaftig auferstanden.

„Ein Toter", sagt der hl. Athanasius, „kann nichts mehr wirken." Der am Kreuze für uns gestorbene Heiland aber bewirkt in allen, so an ihn glauben, daß sie den Tod selbst verachten, niedertreten, verspotten, ja sogar mutig dem Tode entgegeneilen und seine Vernichtung nicht fürchten und das Hinabsteigen in die Unterwelt nicht scheuen, vielmehr mit mutvollem Herzen denselben herausfordern und vor den Martern nicht zittern, sondern aus Liebe zu Christus den Tod dem gegenwärtigen Leben vorziehen. Das sind Thatsachen und offenbare Werke, über die niemand einen Zweifel vernünftigerweise haben kann. Und daß diese offenkundigen Werke von Christus vollbracht werden, dafür ist das kein geringer Beweis, daß der Tod erst, seitdem der Heiland seinen Leib von den Toten auferweckt hat, nicht mehr furchtbar ist, und daß nur jene, welche an Christus glauben, den Tod mit Füßen treten und lieber sterben, als den Glauben an Christus verleugnen wollen. Denn sie wissen gewiß, daß sie durch den Tod nicht zu Grunde gehen, sondern fortleben und durch die Auferstehung unverweslich werden. Der Teufel dagegen, welcher unser durch den Tod spottete, ist nach der Tilgung der Todesschmerzen allein wirklich tot geblieben; und ein Beweis hiervon ist, daß die Menschen, ehe sie an Christum glauben, den Tod als schrecklich ansehen und fürchten; sind sie aber zu seinem Glauben und seiner Lehre

übergetreten, so verachten sie den Tod so sehr, daß sie ihm sogar begierig entgegeneilen und Zeugen der Auferstehung werden, welche unser Heiland gegen denselben herbeigeführt hat. Denn auch solche, welche noch im zarten Jugendalter stehen, eilen zu sterben; und nicht nur Männer, sondern auch Weiber üben sich gegen den Tod. Denn er ist so machtlos geworden, daß sogar Weiber, welche zuvor von ihm überlistet wurden, seiner als eines Toten und Kraftlosen spotten. Wie nämlich ein Tyrann, welcher von dem rechtmäßigen Könige überwunden und an Händen und Füßen gebunden worden ist, von allen Vorübergehenden verhöhnt, geschlagen und verzerrt wird, indem sie wegen des Sieges des Königs über ihn seine Wut und Grausamkeit nicht mehr fürchten, so treten auch, nachdem der Tod besiegt, an dem Kreuze zur Schau ausgestellt und an Händen und Füßen gebunden worden ist, diesen alle, welche vom christlichen Geiste getrieben vorübergehen, mit Füßen; sie verlachen, Christo Zeugnis gebend, den Tod und verspotten ihn, indem sie die Worte der Schrift sprechen: „Tod, wo ist dein Sieg? Hölle, wo ist dein Stachel?"

Sind das die Werke eines Toten? — Und wenn nach dem Zeugnisse des großen Kirchenlehrers Athanasius nur jene die Ohnmacht des Todes und den Sieg über denselben sehen, welche den Glauben an Christus annehmen und in seine Schule übertreten, ist Christus dann noch tot, der solches in seinen Gläubigen bewirkt? — Fürwahr, auf einen gesunden Verstand kann nicht mehr Anspruch machen, wer trotzdem noch behauptet, Christus sei nicht auferstanden, sondern tot geblieben. Ein Toter wirkt nichts; also wirkt auch ein toter Christus nichts. Sollte demnach Christus nichts wirken? O, und wie wirkt Christus täglich, ja stündlich in Millionen seiner Gläubigen! Fragen wir uns selbst einmal, die wir dieser Tage in feierlicher Prozession die Gräber unserer in Christo verstorbenen Brüder und Schwestern besucht haben. Hat da Christus in unsern Herzen nichts gewirkt? Da draußen, auf dem Gottesacker, da liegt mein Sohn, dein Vater; meine Tochter, deine Mutter! Ach, wie viele Thränen habt ihr nicht, geliebte Kinder, am Grabe eurer Eltern schon geweint! Wozu betet ihr alle Morgen beim Morgengebete ein andächtiges Vaterunser für die ewige Ruhe eurer Eltern? Wozu lasset ihr heilige Messen für dieselben lesen? Wozu zahlet ihr so manche fromme Fürbitte? Wozu gedenket ihr derselben so oft bei eurem Gebete inner- und außerhalb der Kirche? Doch zu keinem andern Zwecke, als damit sie bei ihrer Auferstehung von den Toten zu Gott in den Himmel kommen! Und von wem habt ihr diesen heiligen Glauben an eine Auferstehung der Toten? Hat ihn euch ein Mensch ins Herz gepflanzt? O, ihr alle werdet mir einmütig antworten: Christus, der Herr, hat diesen Glauben in unsere Herzen gepflanzt! Ja, Christus ist es, der uns am Grabe unserer verstorbenen Angehörigen nicht verzweifeln läßt, sondern uns alle

tröstet mit einem freudigen Wiedersehen. Christus ist es, der uns, so oft wir der Verstorbenen gedenken, nach altchristlichem Brauche die Worte sprechen läßt: Gott gebe ihnen die ewige Ruhe! Er ist es, der uns gelehrt hat, jedes gute Werk, das wir vollbringen, den armen Seelen im Fegfeuer zu schenken, jede heilige Messe, der wir andächtig beiwohnen, ihnen aufzuopfern. Christus ist es, der uns am Grabe unserer verstorbenen Christgläubigen so manches Vaterunser beten lehrt. Und derselbe Christus, der dieses alles in uns wirkt, sollte tot geblieben und nicht auferstanden sein? O, ein Toter wirkt nichts mehr!

Ja noch weiter fragt der hl. Athanasius: „Kann ein Toter die Herzen der Menschen rühren, daß sie die Gesetze der Väter verschmähen und der Lehre Christi anhängen? Oder wenn er nichts mehr wirkt (denn dieses ist dem Toten eigen), wie hält er denn selbst die Handelnden und Lebenden von dem Wirken ab, so daß der Ehebrecher keinen Ehebruch mehr begeht, der Mörder nicht mehr mordet, der Ungerechte nicht mehr betrügt und der Gottlose künftig gottesfürchtig ist? Wie ist es möglich, wenn er nicht auferstanden, sondern tot geblieben ist, daß er die Teufel, welche die Ungläubigen fälschlich Götter nennen und verehren, selbst austreibt, verfolgt und stürzt? Denn wo Christus und Christi Glaube genannt wird, dort wird alle Abgötterei zerstört, aller Trug der Teufel aufgedeckt, und kein Teufel kann auch nur den Namen aushalten, sondern jeder flieht und entfernt sich, wenn er ihn auch nur hört. Dieses ist gewiß nicht das Werk eines Toten, sondern eines Lebenden und vorzüglich Gottes."

So kann denn ein jeder aus uns ein wahrhaftiger Zeuge von der Auferstehung Jesu sein. Oder bezeugst du, mein Christ, nicht, daß Christus der Herr von den Toten auferstanden ist und lebt, wenn du zum Beichtstuhle herantrittst und reumütig deine Sünden bekennst? — Keine Macht der Erde kann dich mit Gewalt in den Beichtstuhl führen, wenn du es selbst nicht willst. Deine Eltern würden es gern sehen und ermahnen dich, doch zur heiligen Beichte zu gehen; wenn du selber es aber nicht willst, so kommst du nicht. Sie drohen mit allen möglichen Strafen, der Prediger auf der Kanzel ermahnt dich, bittet dich, und wenn dieses alles nichts helfen will, so droht er dir mit den ewigen Strafen der Hölle; du hörst dir wohl seine Worte an, aber wenn du nicht willst, so kann der Beichtvater auf dich vergebens warten. Wird der Prediger scharf in seinen Worten, so hörst du ihn erst gar nicht an, verhärtest immer mehr dein Herz und meidest zuletzt die Kirche; bittet er dich und redet er dir recht eindringlich ins Gewissen, so lachst du in deinem Innern und denkst: Ich werde doch so thun, wie ich will, und nicht anders. Doch halt! da auf einmal wirst du ängstlich. Tag

und Nacht läßt dir dein Gewissen keine Ruhe. Du denkst nach über die Ursache deiner täglichen Unruhe — o, es sind deine vielen Sünden, welche dein armes Herz quälen und drücken! In aller Stille machst du dich auf; du klopfst an die Thüre deines Beichtvaters. Sage an, mein Christ! wer hat dich an den Beichtvater gewiesen? wer ließ dich den Weg zu ihm, den du früher gar nicht einmal sehen wolltest, so schnell finden? wer rührte und erweichte dein hartes Herz, daß du jetzt alles dem Beichtvater klagen und bekennen willst, woran du früher nicht einmal denken mochtest? Hat ein Freund, oder dein Vater, oder deine Mutter, oder ein Bruder, oder eine Schwester zum Beichtvater dich geführt? O, ich weiß es schon! Christus der Herr, er hat dein Herz erweicht, daß du jetzt im Beichtstuhle so heiße Thränen der Reue über die begangenen Sünden vergießest; Christus der Herr hat deinen Mund geöffnet, daß du jetzt alle deine Sünden aufrichtig bekennst; Christus der Herr hat deinen Willen dahin vermocht, daß er jetzt so viele gute Vorsätze faßt und die Sünde nicht mehr begehen will! Wem zuliebe nimmst du gern und freudig die strengen Ermahnungen des Beichtvaters auf, wenn nicht aus Liebe zu Christus? Wem zuliebe meidest du von nun alle jene so liebgewonnenen Gelegenheiten zur Sünde, wenn nicht aus Liebe zu Christus? Wem zuliebe gehst du jetzt so häufig zur heiligen Beichte, wenn nicht aus Liebe zu Christus? Nun und jetzt sage mir, reumütiger Christ, ist Christus tot, oder lebt er und ist er von den Toten auferstanden? Nicht wahr, du müßtest lügen, wenn du nicht laut und öffentlich bekennen wolltest: „Christus ist wahrhaftig von den Toten auferstanden und lebt in alle Ewigkeit!“ Wie die Jünger vom leeren Grabe ihres Herrn nach Jerusalem liefen, um den übrigen Aposteln die frohe Botschaft von der Auferstehung ihres geliebten Meisters zu überbringen, so eilest auch du, mein reumütiger Christ, vom Beichtstuhle hinweg zu deinen täglichen Berufsgeschäften und freuest dich, im Namen Jesu Vergebung deiner Sünden erlangt zu haben. Deine Freude ist unbeschreiblich und unbegreiflich für die, welche sie noch nicht empfunden haben. Dein Herz frohlockt und ist noch niemals so glücklich gewesen als jetzt. Nunmehr verrichtest du gern und freudig deine täglichen Arbeiten. Du meidest die Sünde, was dir früher unmöglich zu sein schien. Du kommst nach kurzer Zeit wieder zur heiligen Beichte und kannst deinem Beichtvater das demütige Bekenntnis ablegen, daß du dich gebessert hast. Ach, welche Freude, welche Wonne dann für deinen Beichtvater, wenn er sieht, daß Christus der Herr so wunderbar und mächtig in dir gewirkt hat! — Wegen deiner Sünden war deine Seele tot, und jetzt bist du auferstanden von dem ewigen Tode. Christus der Herr hat dich zum Leben erweckt. Ein Toter aber kann keinen Toten zum Leben erwecken; folglich ist Christus selbst von

den Toten auferstanden und lebt, dessen bist du selbst ein vollgültiger und lebendiger Zeuge!

Manche werden vielleicht denken, daß ich mir das alles bloß so ausgedacht habe und daß es in Wirklichkeit nicht so gewesen sei. Aber Christo dem Auferstandenen sei es hiermit tausendmal gedankt — ich habe es unlängst erst als Beichtvater erlebt und gesehen mit meinen eigenen Augen, wie Christus auch heute noch fortlebt und wirkt in seinen Gläubigen. Ein Herz, das ich als Beichtvater scharf ermahnen, streng bestrafen mußte, es ist aufgestanden von dem Stuhle der Sünde, es hat das langjährige Netz der Sünde zerrissen und lobte Christus mit mir wegen der Großthaten, die er an ihm vollbracht hat. Jenes reumütige Christenherz ist für mich als seinen Beichtvater der vollgültigste Zeuge für die Auferstehung Jesu. Denn wäre Christus nicht auferstanden, wie die Ungläubigen behaupten, wer hätte denn jenes unglückliche Christenherz wieder aufgerichtet? Ein toter Christus kann ja nichts wirken.

Wenn demnach mich jemand auffordern sollte, ihm zu beweisen, daß Christus auferstanden sei, so würde ich ihm nichts weiter sagen, als: Bessere dein sündhaftes Leben durch eine reumütige Beichte, und du wirst dir selbst der größte Beweis von der Auferstehung Jesu sein. Amen!

Am Ostermontage.

„Sie nötigten ihn und sprachen: Bleibe bei uns, denn es wird Abend und der Tag hat sich schon geneigt." (Luk. 24, 29.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Wie das heutige festtägliche Evangelium uns erzählt, gingen zwei von den Jüngern Jesu in einen Flecken mit Namen Emmaus. Während sie aber miteinander über die Neuigkeiten, so sich in Jerusalem zugetragen, plauderten, gesellte sich der auferstandene Heiland zu ihnen, erkundigte sich nach dem Inhalte der Reden, welche sie miteinander auf dem Wege wechselten, und nach der Ursache, warum sie so traurig wären; er legte ihnen sodann die Heilige Schrift aus und zeigte ihnen ausführlich, daß sie gar keine Ursache hätten, über den Tod Jesu sich zu betrüben; denn alles dieses hätte Christus leiden müssen, um in seine Herrlichkeit eingehen zu können. Indem sie nun mittlerweile dem Flecken, wohin sie gingen, nahe kamen, stellte er sich, als wollte er weiter gehen. Sie aber nötigten ihn und sprachen: „Bleibe bei uns, denn es wird Abend und der Tag hat sich schon geneigt." Und er ging mit ihnen hinein.

O meine Geliebten! Möchten auch wir so reisen wie die beiden Jünger im heutigen Festevangelium! Nach einer mühevollen und beschwerlichen Reise kommen wir zwar nicht in Emmaus, aber doch an einer Stelle an, deren Name einige Ähnlichkeit mit Emmaus hat, nämlich in — Ebenaus; ich meine das Sterbebett, das Ziel unserer irdischen Wanderschaft. Zu Füßen des Sterbebettes legt ein jeder aus uns seinen Reisemantel, den Wanderstab und die Reisetasche nieder, um sie nie mehr in Gebrauch zu nehmen. So bist du denn, meine christliche Seele, angekommen in dem Flecken mit Namen Ebenaus; unter schweren Seufzern, beim dämmernden Lichte deiner brechenden Augen legst du dich nieder auf deine Lagerstätte, um nie wieder aufzustehen und um nie wieder deine irdische Pilgerreise fortzusetzen. Du armer christlicher Wanderer! Deinem Reisemantel sieht man es an, welche Beschwerden und Mühseligkeiten du während deiner irdischen Wanderjahre zu ertragen hattest. Der Staub, von dem er gleichsam überschüttet ist, es ist der Geldstaub dieser Welt, den dein schmutziger Geiz eingesammelt, der dein Herz so sehr besudelte und dich selbst so oft beläftigte und ängstigte; die Flecken, so sich an deinem Reisemantel zeigen, sind die Schandflecken, womit deine Mitmenschen dich so reichlich bedachten; der Pilgerstab ist gar sehr abgenutzt und beweist mir, wie sehr du seiner bedurftest, um unter den Leiden und Mühseligkeiten deiner irdischen Wanderschaft nicht zu erliegen. Die Reisetasche, aus der du sonst so manchen Labetrunk hervorholtest, um deine Ärgernisse hinunterzuspülen und deinen Gram zu vertrinken, sie ist wohl auch jetzt noch nicht ganz leer an solch labenden Erquickungen, aber ach, sie dienen dir nicht mehr! Die Leiden deines Leibes und deiner Seele auf dem Sterbebette in der Herberge von Ebenaus sind zu groß und zu zahlreich, als daß du sie durch solche Mittel beseitigen könntest.

Auf dem Sterbebette, sagen die Leute, kommt alles zusammen. Was man im Jünglings- und Mannesalter wenig oder gar nicht beachtet, macht sich im Greisenalter und auf dem Sterbebette doppelt fühlbar. „Warte nur," sagt ein erfahrener Greis zu einem Jünglinge, der sich gar nicht scheut, sich recht sehr zu erhitzen und bald darauf abzukühlen, „es wird dir schon heimkommen." Gerade so wie mit den Leiden des Körpers verhält es sich mit den Schmerzen, welche uns die Sünde verursachen sollte, die wir aber in unserer Jugend wenig oder gar nicht beachten oder sie zu betäuben suchen. Warte nur, du jugendlicher Sünder, so könnte dir so mancher Sterbende zurufen, es wird dir schon heimkommen, wenn du wirst auf deinem Sterbebette liegen; alsdann wirst du alle deine einzelnen Sünden doppelt schwer und schmerzlich empfinden. Kein menschlicher Arzt kann dir helfen; zu den alten Leiden kommen noch neue. Alle, die früher so bereitwillig da waren, wenn es galt, zu sündigen und sich zu belustigen, fürchten sich jetzt und verlassen dich; die wenigen Getreuen sogar

fliehen; deine nächsten Anverwandten verzweifeln und sind trostlos ob deines nahe bevorstehenden Todes. Dir selbst fällt der Abschied schwer, den du von deinen lieben Angehörigen nehmen sollst. „Ach könnte ich doch noch eine Weile bei euch bleiben! Mir fällt es so schwer, mich von euch zu trennen. Machet mir den Abschied nicht noch schwerer, ich leide ohnehin so sehr!“ O mein sterbender Christ! Wenn du also am Ziele deiner irdischen Wanderschaft angekommen bist, wenn du also das letzte Mal leidest, o so vertraue auf Jesum, der heute so glorreich über alle seine Leiden triumphiert. Sprich mit den Jüngern, so nach Emmaus gingen: „Bleibe bei mir, denn es wird Abend und der Tag hat sich geneigt.“ Bist du nach so vielen Mühseligkeiten und Beschwerden zwar nicht in Emmaus, aber wohl in Ebenaus angelangt, o so suche nicht bei Menschen, sondern bei Gott Trost und Erleichterung. Mit einem Worte: Vertraue auf Jesum, wenn du das letzte Mal leidest! Denn er kommt, wenn alle sich fürchten; er bleibt, auch wenn alle fliehen; er tröstet und stärkt, wenn alle verzweifeln.

Du aber, o mein glorreich auferstandener Heiland, verleihe uns allen auf die Fürbitte deiner frohlockenden Mutter die Gnade, über alle Leiden unseres Leibes und unserer Seele in Ewigkeit zu triumphieren!

Viele können vor Furcht und Schrecken keinen Menschen sterben sehen. Es sind dies aber meistenteils die, welche sich vor nichts mehr fürchten als vor dem Tode. In der That giebt es auch wirklich nichts Natürlicheres als das. Wenn so viele vom Tode gar nicht gern erzählen und predigen hören, wie kann man da von ihnen verlangen, daß sie sich einen Sterbenden, das lebendige und wahre Bild des Todes, ansehen! Sie fürchten sich, nicht sowohl deshalb, weil sie sich vielleicht anstecken könnten, als vielmehr darum, weil sie den Tod zu sehen bekommen. Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Als ich mich mit vielen andern im Alumnate auf den Empfang der heiligen Priesterweihe vorbereitete, wollte es der liebe Gott, daß einer meiner Mitbrüder auf das Sterbebett geworfen wurde, noch ehe er die ersten heiligen Weihen empfangen konnte. Zwar kränkelte er schon seit Jahren, aber nun sollte es auf einmal schnell mit ihm zu Ende gehen. Seine Gesichtsfarbe war blaß wie eine Kalkwand; seine Hände und Füße waren eiskalt, und sein übriger Körper war ein reines Skelett, aus Haut und Knochen bestehend. Er konnte auf einige Dauer weder liegen noch sitzen; seine Sprache war nur mehr ein Lispeln. Und das Schlimmste, was eben auch die meisten abschreckte, ihn zu besuchen, war, daß der arme Kranke diejenigen, welche ihn besuchten, bat, sie möchten ihn doch einmal aus dem Bett heben und auf den Stuhl setzen. War es für viele schon schrecklich, den Kranken ansehen zu müssen, so war es den meisten geradezu unmöglich, ihn anzurühren. Da wartete immer einer auf den andern und war zuletzt ganz

glücklich, wenn einer sich fand, der den Kranken beherzt und ohne Scheu anfaßte und aus dem Bett hob. Warum aber fürchteten sich denn so viele, den Kranken anzurühren? Es war ja doch keine ansteckende Krankheit. O, der Grund hierfür liegt sehr nahe. „Den leibhaftigen Tod anzurühren", sagten sie, „ist nicht jedermanns Sache; und wenn man ihn anrührt, so bekommt man nichts als Haut und Knochen zu fühlen. Das ist ein unangenehmes Gefühl, das ich einmal nicht ertragen kann."

Andere können vor Schrecken keinen Menschen sterben sehen. Wenn der Sterbende in den schrecklichsten Krämpfen liegt, mit Armen und Beinen, mit Händen und Füßen um sich schlägt, mit den Zähnen knirscht — ja dann schlagen die meisten ihre Augen nieder; so etwas können sie sich unmöglich ansehen. Zur Not, daß sich einer aus vielen findet, der dem Sterbenden zu Hilfe eilt, um ihn vor unnötigem Ungemach und Leiden im Todeskampfe zu behüten.

Doch wenn alle sich fürchten vor dir, mein Christ, wenn du auf dem Sterbebette das letzte Mal in deinem Leben leidest — horch! da ertönt unter den Fenstern ein kleines Glöcklein; dein Heiland, dein Erlöser auf den Händen deines Seelsorgers meldet sich bei dir an; er kommt zu dir an dein Schmerzenslager; siehe, er fürchtet sich nicht vor dir, er kommt ja, um dir in deinen Leiden, Ängsten und Nöten beizustehen. Vertraue nur recht innig auf Jesum, er will dir helfen, er ist allein ein Arzt, der jede Krankheit deiner Seele und deines Leibes heilen kann, wenn er will; du mußt nur recht unbegrenzte Liebe zu ihm haben und recht oft in deinem Herzen sprechen: „Jesu, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" Dann wirst du dich nicht mehr betrüben über die, so sich vor dir fürchten; denn dein Heiland kommt, auch wenn alle sich fürchten. Ja er bleibt sogar, auch wenn alle fliehen.

Wie ihr wisset, ist es eine Eigentümlichkeit der meisten Kranken, daß sie Besuche sehr gern sehen. Es wird ihnen oft die liebe Zeit recht lang, wenn niemand bei ihnen ist, selbst für die Angehörigen des Kranken ist es eine gewisse Erleichterung, wenn sich gute Freunde einfinden und den Kranken unterhalten, trösten, pflegen und stärken; es ist ihnen auch bei weitem nicht so ängstlich um das Herz, als wenn sie ganz allein mit dem Kranken zusammen sind; die guten Freunde erzählen da etwas Neues, in der Regel wissen sie viel zu sagen von ähnlichen Krankheitsfällen, die ganz gut abgelaufen sind. „Ach, du wirst ja auch wieder gesund werden", spricht der gute Freund. „Siehe, mein Nachbar war vor einem Vierteljahre von derselben Krankheit befallen, und heute ist er wieder auf den Beinen und denkt jetzt noch lange nicht ans Sterben; du mußt dich schon gedulden, bei dieser Krankheit geht's einmal schon langsam vorwärts auf dem Wege der Besserung." Bei solchen und ähnlichen Reden, da denkt der Kranke lange nicht so oft an seine Leiden und Schmerzen, ja er ver-

gißt oft eine ganze Weile darauf. Wie trostlos aber muß es sein, wenn so gar niemand ihn besucht! Da liegt er so ganz verlassen und einsam auf seinem Schmerzenslager, zählt die Minuten — ach wie lang wird ihm eine einzige Viertelstunde! und zählt alle seine Schmerzen — ach wie furchtbar martern ihn dieselben! Er legt sich bald auf diese, bald auf jene Seite, nirgends wollen die Schmerzen nachlassen. Er denkt an seine lieben Angehörigen, die in weiter Ferne wohnen und nichts von der Krankheit ihres Sohnes, ihres Bruders ahnen. „Ach, wüßte es meine gute Mutter, noch heute würde sie sich auf den Weg zu mir machen! Wie würde sie mich pflegen! Gewiß nicht eine Viertelstunde lang würde sie von meinem Krankenlager weichen! So aber bin ich ganz verlassen, niemand kümmert sich um mich, alle fliehen von mir!" So spricht oder denkt gewiß so mancher Sterbende, vor dem alle fliehen. Wer zählt die Thränen, die der arme Verlassene geweint? O laß es nur gut sein, mein Sohn! so ruft jetzt der Priester, der vorhin schon ins Krankenzimmer getreten war, ihm zu. Sei getrost, auch wenn alle fliehen, einer bleibt gewiß Tag und Nacht bei dir: es ist dein Heiland Jesus Christus in der heiligen Hostie dort auf dem Tische! Du mußt ihm aber eine würdige Wohnung bereiten in deinem Herzen; er verlangt ein von Sünden reines Herz, nur in einem solchen vermag er zu wohnen und zu bleiben. O so sei nicht dein eigener Feind und beraube dich nicht durch deine eigene Schuld des großen Trostes, den dein Heiland dir bereiten will. Gehe in dich, blicke einmal zurück in dein ganzes vergangenes Leben und siehe, worin du gesündigt hast. Sage mir alle deine Sünden, die du weißt, bereue dieselben, weil du dadurch Jesum so oft beleidigt hast, und wir wollen dann gemeinsam dem Heilande eine Wohnung in deinem Herzen zurichten, worin er bleiben und dich trösten kann. Welch ein Trost dann! Wenn auch alle fliehen, dein Heiland ist ja bei dir und bleibt auch in deinem Herzen, ihm kannst du dann alle deine Schmerzen und Leiden vortragen, er wird dich dieselben vergessen lassen, indem er dir sagt: Sei getrost, mein Sohn! Was sind diese Leiden und Schmerzen gegen die Freuden, die deiner in den Wohnungen meines Vaters warten? Ich weiß, daß du viel leidest, weil du von den Menschen so ganz und gar verlassen bist; aber tröste dich, ich bin ja bei dir!

Nicht wahr, mein Christ, ein solcher Trost, der wäre doch Goldes wert? Nun, so bekenne reumütig deine Sünden und empfange Jesum im allerheiligsten Altarssakramente, und du wirst getröstet und gestärkt deinem Tode entgegensehen, während andere so oft noch kurz vor ihrem Tode verzweifeln, weil sie Thoren sind und auf so etwas nichts geben wollen. Ja, glaubet es nur, auf dem Sterbebette ist Christus der einzige Trost. Das beweisen uns alle jene Religionsspötter, die im Leben von der Religion nichts wissen wollten und darum auf dem Sterbe-

hatte jeglichen Trost derselben verschmähten. — So wurde Voltaire, der durch seine Reden und Schriften auf Jahrhunderte der christlichen Religion tiefe Wunden schlug und sich sogar mit einigen seines Gelichters zu ihrem förmlichen Sturze verschwor, am Ende seines Lebens vom furchtbaren Strafgericht Gottes ergriffen. Finsterer, schreckenvoller Trübsinn, peinvolle Unruhe in seinem Innern, Mißtrauen, Argwohn, Mutlosigkeit, Zittern und Beben, Angst und Furcht, selbst Verwünschungen, Flüche und Verzweiflung wechselten jetzt in ihm im heftigsten Kampfe. Das böse Bewußtsein hatte sich seiner ganz bemächtigt und beherrschte ihn mit unumschränkter Gewalt; denn was ihm da allein Trost gewesen wäre, der süßeste Trost der göttlichen Religion Jesu, hat ihm ganz gefehlt. Er warf sich hin und her und schrie, daß er von Gott verworfen und von allen Menschen ganz verlassen sei, richtete sich auf, langte nach dem Leibstuhl, ergriff und fraß seinen eigenen Unrat — und starb.

Mirabeau, der im Anfange der französischen Revolution ganz Frankreich in namenloses Elend stürzte und sich mit aller Wut allen Ausschweifungen überließ, zerstörte bald seine Gesundheit und die edeln Kräfte seines Lebens. In sein Inneres schlichen sich allmählich die Schrecken des Todes ein, und er suchte sie durch alle möglichen Vergnügungen wieder daraus zu vertreiben. Am Morgen seines Todestages ließ er die Fenster öffnen und sagte zu seinem Arzte: „Heute, mein Freund, werde ich sterben. Wenn man einmal soweit ist, dann bleibt nur eins übrig: sich mit wohlriechendem Wasser zu waschen, sich mit Blumen zu krönen und sich mit Musik zu umgeben, um desto leichter in jenen Schlummer zu versinken, aus welchem man nicht wieder erwacht." Allein weder wohlriechendes Wasser, noch Blumenkränze, noch auch Musik linderten ihm die Angst und Schmerzen. Durch eigene traurige Erfahrung schrecklich überzeugt von der Nichtigkeit aller bloß menschlichen Größe, aller menschlichen Wissenschaft, aller nur für die eigene Person gemachten Religion, und verlassen von allem Troste, brach er in die heftigsten und bittersten Klagen aus und verlangte ein Arzneimittel, das den Tod schnell herbeiführen und seine Leiden abkürzen sollte. Als ihm aber der Arzt diese Bitte verweigerte, hielt er diese Verweigerung für grausam und rief mit heftiger Stimme aus: „Meine Schmerzen sind unerträglich. Ich habe noch Kräfte für Jahrhunderte, aber nicht für einen Augenblick mehr Mut!" Jetzt irrten wild seine Blicke umher. Zerrüttung und innere Unruhe sprach deutlich jeder Gesichtszug aus. Plötzlich stellten sich auch heftige Zuckungen ein; er stieß einen Schrei aus und verschied in Verzweiflung.

Fürwahr, ein schreckliches Ende, wie es furchtbarer kaum gedacht werden kann! Merke es dir, christliche Seele: die Gottlosen, die Religionsspötter sterben den Tod der gräßlichsten Verzweiflung! Der wahre Christ

aber, ach wie ist der getröstet und gestärkt auf dem Sterbebette, wenn andere verzweifeln! O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort und meine Seele wird gesund! also spricht er dreimal mit dem Priester, der ihm die heilige Wegzehrung zum ewigen Leben reicht. Und hat er sie würdig empfangen, ja dann frohlockt er in seinem Herzen, es ist ihm, als wenn ein Stein von seinem Herzen gefallen wäre. Was ihm sonst so viel Kummer machte, es ist jetzt verschwunden. Wie werde ich dort vor dem Richterstuhle Gottes ankommen? so fragte er sich, beängstigt wegen der vielen Sünden, die sein Herz drückten. Nun ist er losgesprochen von denselben, sein Herz ist rein und hat den allerheiligsten Leib Jesu in sich aufgenommen. Mag doch jetzt schon kommen, was nur immer wolle, ich bin auf alles gefaßt, denkt er. Selbst der Tod findet mich vorbereitet, er kann mir nicht schaden; ich habe meinen geliebten Jesus bei mir, er wird mich schon trösten und stärken in meinen Todesängsten und Kämpfen, er wird mich wie bisher auch in meinem Sterbestündlein gegen alle Versuchungen beschützen. O ihr lieben Heiligen Gottes, kommet denn alle zu mir, stehet mir bei und traget auf euern Händen meine Seele vor den Richterstuhl Gottes! Weil ich nicht weiß, ob ich euch in meiner Todesstunde werde anrufen können, darum rufe ich euch jetzt schon an und bitte euch, kommet und bleibet alle mit Jesu bei mir, denn es wird Abend und der Tag meines Lebens hat sich schon geneigt. Wenn ich euch jemals durch meine Sünden betrübt habe — ach wie oft ist das nicht geschehen — o so bitte ich euch um Verzeihung! Bleibet doch bei mir, besonders du, mein heiliger Namenspatron, und du, hl. Barbara, du mächtigste Fürbitterin in der Sterbestunde! Auch euch, ihr lieben Engel, bitte ich, kommet und eilet mir zu Hilfe! O heiliger Erzengel Gabriel, stärke mich gegen alle Versuchungen des Fleisches! Du hl. Michael, beschütze mich vor den Anfechtungen des Teufels! Und du, hl. Raphael, heile meine kranke Seele vollends, damit sie bald nach ihrer Trennung vom Leibe gewürdigt werde, mit euch in den himmlischen Lobgesang einzustimmen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerscharen, Himmel und Erde sind voll seiner Herrlichkeit!"

In Christo geliebte Zöglinge! Also ist es um eine christliche Seele bestellt, die auf Jesum vertraut, wenn sie das letzte Mal leidet. Ihr nun stehet jetzt noch am Anfange vollbewußten und selbstverantwortlichen Lebensgenusses; aber lasset darüber ja nicht außer acht das Ende, die Todesnacht, welche noch vor dem Greisenalter hereinbrechen kann; der ernste, entschlossene Blick in euer eigenes Sterbestündlein mache euch weise. „Gedenke", so sagt der Prediger des Alten Bundes, „deines Schöpfers in den Tagen deines Jünglingsalters, ehe die Tage des Übels kommen und Jahre herannahen, von denen du sagen wirst: ich habe daran keinen

Gefallen. . . . Das Endergebnis, nachdem alles vernommen worden, ist dieses: Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn das ist jedes Menschen Ziel." Amen!

Am ersten Sonntage nach Ostern.

„Geliebteste! Alles, was aus Gott geboren ist, das überwindet die Welt." (1 Joh. 5, 4.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der heutige Sonntag heißt der weiße; er war in der christlichen Vorzeit der Abschluß der feierlichen Aufnahme von neuen Mitgliedern in die kirchliche Gemeinschaft und wurde so genannt, weil an ihm die Neugetauften das weiße Taufkleid ablegten, welches sie am Ostersonnabende angezogen hatten. Es hing der Umstand, daß sie gerade am Ostersonnabende feierlich getauft zu werden pflegten, mit der Bedeutung des Osterfestes überhaupt und mit den damaligen Zeitverhältnissen zusammen. Die Auferstehung Jesu von den Toten war die Hauptursache zu dem Übertritte vieler erwachsener Juden und Heiden zum Christentume. Daher lag es schon den Neugewonnenen sehr am Herzen, gerade am Osterfeste durch die Taufe in die Kirche einzutreten. Auch die Kirche mußte Ostern als die geeignetste Zeit zur Aufnahme neuer Glieder betrachten, da die Aufnahme neuer Mitglieder ihre Erhaltung sicherte und sie so in ihrer fortwährenden Neuverjüngung ein recht passendes Abbild von der Wiederbelebung des gekreuzigten Heilandes hatte. Die leibliche Auferstehung Jesu wurde endlich noch als sittliche Auferstehung der Sünder aufgefaßt, worin ein weiterer Grund zur Ausspendung der heiligen Taufe in der Osterfestzeit lag, da ja die Taufe die Erbsünde und alle vor der Taufe begangenen Sünden tilgt. Darauf deutet die Kirche hin mit den Worten des hl. Johannes: „Geliebteste! Alles, was aus Gott geboren ist, das überwindet die Welt." Die Neugetauften waren aus Gott geboren, und ihre Aufgabe war, die Welt zu überwinden. Um aber ihrerseits nichts zu unterlassen, was den Neugetauften die Überwindung der Welt erleichtern konnte, verordnete die Kirche, daß die heilige Taufe der Regel nach nur in Gegenwart von Taufpaten ausgespendet werden dürfe, deren große Bedeutung wir heute betrachten wollen.

In den ersten christlichen Jahrhunderten wurden sehr viele Erwachsene getauft, welche die Kirche zur größten Vorsicht veranlaßten. Mußte ihr ja alles daran liegen, überzeugungstreue und glaubensfeste

Mitglieder zu gewinnen, schwankende und unzuverlässige dagegen fernzuhalten; denn wie leicht konnten letztere zu Verrätern an der Sache Gottes werden. Zwar ist die Kirche eine Gemeinschaft, welche die Öffentlichkeit zu scheuen nicht nötig hat. Allein damals wüteten im großen römischen Reiche die schrecklichsten Christenverfolgungen, so daß schon die Thatsache, Christ zu sein, ein Verbrechen war, welches gewöhnlich mit dem Tode bestraft wurde. Die Kirche mußte daher unterirdische Gotteshäuser aufsuchen, während der Nacht den Gottesdienst feiern und ihre gottesdienstlichen Versammlungen vor heidnischen Angebern aufs sorgsamste geheimhalten. Unter solchen Umständen konnten nicht bloß boshafte, sondern auch schwache und wankelmütige Mitglieder der Kirche großen Schaden zufügen. Es gehörte in jener Zeit viel Mut und Kraft dazu, der Versuchung nicht zu unterliegen. Die heidnischen Richter sparten kein Mittel, um die Christen zum Abfalle zu bewegen. Furcht und Schrecken wurden nicht seltener als Schlauheit und List dazu benützt. Wer kennt den Einfluß der Verwandtschaft, die Macht der Familienbeziehungen und die Rücksichten auf frühere Freunde? Die Geschichte hat uns darüber nur spärliche Berichte überliefert, weil diese Verlockungen zu selten an die Öffentlichkeit kamen. Wenn man aber bedenkt, welch große Macht der heidnische Familienvater im römischen Reiche besaß, so kann man ermessen, wie groß die sittliche Kraft und wie tief die Überzeugung eines Sohnes, einer Tochter sein mußten, wenn sie Christen werden wollten. Es ist vorgekommen, daß der eigene Vater sein eigenes Kind dem Richter zur Bestrafung wegen Übertrittes zur christlichen Kirche anzeigte. Enterbungen waren etwas Alltägliches. Jungfrauen suchte man in übeln Ruf zu bringen, wenn sie gottesdienstlichen Versammlungen der Christen beiwohnten; man verleumdete die Christen, als wären sie gottlose und unzüchtige Menschen, die im geheimen die größten Verbrechen begehen. Gelehrte verfaßten Schriften, worin sie die unwahre Behauptung aufstellten, daß die Christen einen großen Verbrecher als Gott verehrten, und daß sie selbst ganz gewöhnliche und unwissende Leute wären, mit denen ein Gebildeter unmöglich Gemeinschaft unterhalten könnte.

Zu diesem gesellschaftlichen Drucke kamen noch die Quälereien der Gerichtsverhandlungen, die zahlreichen Todesurteile und ihre grausamen Vollstreckungen. Die Folter sollte Geständnisse erzwingen und Verbrechen ans Licht bringen, welche niemals begangen worden waren. Jünglinge und Jungfrauen wurden den schmachvollsten Versuchungen ausgesetzt, um sie zum Falle zu bringen. Die Schamhaftigkeit, dieses edelste aller menschlichen Gefühle, wurde aufs empfindlichste verletzt, so daß manche schon aus diesem Grunde starben. Glühende Haken und Krallen zerfleischten die Ärmsten; Ruten und Peitschen durchfurchten ihre Rücken; dumpfe verlassene Kerker und schwere Ketten ängstigten die Gequälten. Spott

und Hohn, Beschimpfungen und Verwünschungen, Gotteslästerungen und Grausamkeiten sollten die Starken brechen, die Schwachen beugen, die Kleinmütigen verzagt und die Schwankenden furchtsam machen. Wie furchtbar war doch die Umgebung der Richter! Um einen unerhörten Druck auf die Angeklagten auszuüben, sah man in der Nähe des Richterstuhles hochauflodernde Scheiterhaufen, in eisernen Käfigen halbverhungerte Löwen, Tiger und Panther. Gewaltige Stiere zeigten ihren unbeugsamen Nacken und ihre unüberwindlichen Hörner. Neben dem Richter funkelte das scharfe Beil des Henkers, brodelte in einem großen Kessel siedendes Öl, und winkte ein Becher, mit tödlichem Gift zum letzten Trunke gefüllt. Welch eine schauervolle Aussicht für die angeklagten Christen!

Auch zu List und Täuschung nahm man seine Zuflucht. Als der römische Kaiser Trajanus Decius gebot, daß alle Christen den heidnischen Götzenbildern opfern und Weihrauch streuen sollten, waren zahllose kaiserliche Behörden bereit, gegen Geld schwachen Christen, auch ohne daß sie geopfert hatten, amtliche Bescheinigungen auszustellen, als hätten sie geopfert. Was für einen Gewinn aber hatte die Kirche von solchen Mitgliedern?

War nun schon zur Zeit der grausamen Christenverfolgungen große Vorsicht geboten, so war sie doppelt nötig in der unmittelbar darauffolgenden Zeit, seitdem der Kaiser Konstantin d. Gr. die christliche Religion zur Religion des römischen Reiches erhoben hatte, weswegen nur Christen öffentliche Ämter bekleiden konnten. Denn nunmehr drängte sich alles zum Eintritt in die Kirche. Viele allerdings aus Überzeugung, die bei weitem meisten aber, um irdische Vorteile zu gewinnen, eine sichere Aussicht auf Beförderung zu haben und ihre ehrgeizigen Pläne auszuführen. Die christliche Kirche, kaum dem Hasse der heidnischen Kaiser entronnen, schwebte in der großen Gefahr, der Liebe der christlichen römischen Kaiser zum Opfer zu fallen. Ja diese Zuneigung war noch gefährlicher als jene Abneigung. Die Zahl der Christen wuchs zwar mit jedem Tage, die prachtvollsten Tempel wurden erbaut, Gold und Edelgestein in Fülle wurde dem heiligen Dienste gewidmet, Konstantin selbst half beim Grundgraben in Körben Boden wegtragen. Allein ein geistreicher Kirchenschriftsteller hatte schon recht, als er seine Zeit mit der früheren vergleichend sagte: „Zur Zeit der Christenverfolgungen waren die Meßkelche von Holz, die Herzen der Christen aber von Gold; und jetzt sind die Meßkelche von Gold, die Herzen der Christen dagegen von Holz.“ Es waren viele Unwürdige, Irdischgesinnte, Ehrgeizige, Hochmütige, Ungläubige in die christliche Kirche eingetreten, welche Unfrieden in ihr stifteten, ihre Einigkeit störten und sie, wenn es möglich gewesen wäre, sicher vom Erdboden vertilgt hätten.

Aus diesen Gründen unterzog die Kirche alle jene Erwachsenen, welche sich zur Aufnahme in die kirchliche Gemeinschaft meldeten, einer langen und sorgfältigen Prüfung; die Prüflinge selbst aber hießen Katechumenen. Sie wurden in den Heilswahrheiten gründlich unterrichtet und zur Übung aller christlichen Tugenden angeleitet; sie durften die eigentliche Kirche nicht betreten und dem sonn- und festtäglichen Gottesdienste nur bis zum Credo der heiligen Messe beiwohnen. Darauf mußten sie das Gotteshaus verlassen, und es begann die Messe der Gläubigen, welche bei verschlossenen Kirchenthüren gefeiert wurde, um die heiligen Geheimnisse nicht der Unehrerbietigkeit der Ungläubigen auszusetzen. Diese Prüfung dauerte oft viele Jahre und hatte zur Folge, daß die Katechumenen allmählich sämtlichen Mitgliedern der Gemeinde nach ihrem ganzen Vorleben und Charakter bekannt wurden. Allein auch das genügte noch nicht. Nicht bloß die Vergangenheit und Gegenwart, auch die Zukunft wurde, soweit es Menschen vermögen, ins Auge gefaßt. Die Kirche verlangte vor dem Eintritt in ihre Gemeinschaft eine ausreichende Bürgschaft dafür, daß die Neugetauften ihrer christlichen Gesinnung treu bleiben und der Gemeinde durch werkthätigen Glauben von Nutzen sein und zur Ehre gereichen würden. Zu diesem Zwecke forderte sie das Erscheinen von zwei erprobten Gemeindemitgliedern, welche jene Bürgschaft noch vor der Taufe der einzelnen Katechumenen zu leisten hatten. **Und das sind die Taufpaten.**

Im wesentlichen dieselbe Bedeutung haben sie noch heute. Da in unsern Gegenden meist nur kleine Kinder getauft werden, so erstreckt sich die Sorge der Taufpaten gewöhnlich auf die Zukunft ihrer Täuflinge. Gern will ich anerkennen, daß wohl ihr alle es als eine große Christenehre betrachtet, eine Patenschaft anzunehmen; eine Menge löblicher Gewohnheiten pflanzen sich von Geschlecht zu Geschlecht fort und helfen dieses zarte Verhältnis im christlichen Geiste befestigen. Geschenke von so mancherlei Art sollen nicht bloß das Andenken an die feierliche Taufhandlung erleichtern, sondern auch die gegenseitige Hochachtung und Liebe befördern. Eine schöne Sitte ist es auch, daß die Taufpaten am Traualtare ihrer glücklichen Patenkinder erscheinen und den Segen über die jungen Eheleute herabflehen. Allein alle diese Beziehungen, so wertvoll sie auch an sich sein mögen, sind im Vergleich zu der Thatsache, daß die Taufpaten Bürgen im kirchlichen Sinne sind, von untergeordneter Bedeutung. Sie haben eine wichtige Bürgschaft und damit eine große Verantwortlichkeit übernommen, deren ganze Größe sie dereinst vor dem Throne des ewigen Richters erkennen werden. Die Taufpaten sprechen in der Person ihrer Täuflinge. Welch eine Verantwortlichkeit, wenn der Pate auf die Frage des Priesters antwortet: „Ich glaube, ich wider-

sage." Wird der Täufling glauben und widersagen? wird er den christlichen Glauben begehren, und wird dieser ihm das ewige Leben? — dies muß für die Taufpaten ein Gegenstand ihrer beständigen Sorge sein, die um so größer ist, als ja die Taufpaten in den allermeisten Fällen keinen unmittelbaren Einfluß auf die Erziehung ihrer Paten auszuüben vermögen. Um so eifriger müssen sie daher im Gebete und guten Beispiele sein. Durch diese Mittel können sie immerdar die Eltern unterstützen.

O ihr alle, die ihr Patenstelle vertretet, gedenket im Gebete eurer Täuflinge! So oft ihr betet, am Morgen wie am Abende, inner- wie außerhalb der Kirche, vergesset eurer Pflegebefohlenen nicht! Vornehmlich gebet ihnen ein gutes christliches Beispiel im regelmäßigen und andächtigen Besuche des kirchlichen Gottesdienstes, im würdigen öfteren Empfange der heiligen Sakramente und im echt christlichen Lebenswandel sowohl zu Hause im stillen Familienkreise als auch draußen im Getriebe der Öffentlichkeit, damit eure Patenkinder stets Gutes sehen und hören, euch nicht bloß aus Pflichtgefühl, sondern auch aus freiestem inneren Antriebe hochachten, und so zwischen allen Taufpaten und Täuflingen jenes Verhältnis der Liebe bestehe, welches die Kirche „die geistliche Verwandtschaft" nennt. Amen!

Am ersten Sonntage nach Ostern.

„Nie wich die Feuersäule bei Nacht vor dem Volke." (2 Mos. 13, 22.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Ostern ist ein inhaltreiches Fest, welches auch für die darauffolgenden Sonntage noch Stoff genug zur Betrachtung darbietet. Der Ostersonnabend ist mehr als die andern Tage des Kirchenjahres reich an sinnreichen Bildern, Zeremonien, Gebeten, Handlungen und schönen Gesängen, durch welche die Kirche die Herzen der Menschen zu erwärmen und zu begeistern sucht für die Osterfreuden und Gnaden, welche dieses Fest für alle Menschen mitbringt.

Fast alle Zeremonien, Gebete und Gesänge am Ostersonnabende beziehen sich auf die Weihe der Osterkerze, welche von diesem Tage ab bis Christi Himmelfahrt auf unsern Hochaltären brennt. Was hat nun diese ungewöhnlich starke Kerze zu bedeuten und was predigt sie uns?

Die Feier des Ostersonnabends ist eigentlich die Feier der Nacht von Ostersonnabend zu Sonntag; es ist die Feier jener Nacht, welche die letzte

war, in der Christus der Herr im Grabe ruhte, und auf welche der Ostermorgen folgte, an welchem das: „Christus ist erstanden", freudig erschallte und die ganze Welt mit Frohlocken erfüllte. Dies ist darum auch die heilige Nacht, in welcher Christus die Menschheit von der Knechtschaft des Teufels und der Sünde befreite, wie einst Gott im Alten Bunde die Israeliten von der Knechtschaft der Ägypter befreite. Mit dieser Vergleichung beschäftigt sich der Gesang des Priesters am Osterſonnabende.

Des Nachts wurde in Ägypten in jeder Familie der Israeliten das Osterlamm geschlachtet, mit dessen Blute die Thürpfosten bestrichen wurden, damit um dieses Blutes willen der Würgengel die Erstgeburt der Israeliten verschonte. Des Nachts zogen sie auch aus, indem eine Feuersäule sie leitete, „welche bei Nacht vor dem Volke nie wich." Ebenso hat Christus in der Nacht vom Osterſonnabend zu Osterſonntag alle an ihn Glaubenden herausgeführt aus der Finsternis der Sünden; er ist die geistige Feuersäule, welche die Gläubigen leitet und nie weicht vor ihnen, „nachdem sie sich abgesondert von den Lastern der Welt und der Finsternis der Sünde, und welche sie der Gnade zuführt und mit der Heiligkeit verbindet." Im Übermaße der Freude darüber ruft die Kirche in schöner Melodie aus: „O wahrhaft heilige Nacht, die allein gewürdigt ward, Zeit und Stunde zu wissen, in welcher Christus von den Toten auferstanden! Das ist die Nacht, von der geschrieben steht: Und die Nacht wird vom Tag erleuchtet werden, und die Nacht wird meine Leuchte in meinen Freuden sein." Ja, ist die Sünde Finsternis für Herz und Geist des Menschen, so ist die Feier jener Nacht, in welcher Christus auferstanden, allerdings eine geistige Leuchte, „welche die Verbrechen verscheucht" wie der Tag die Nacht, „welche die Schuld tilgt, den Gefallenen die Unschuld wiederschenkt und den Traurigen die Freudigkeit; welche Gehässigkeit verbannt und Frieden bereitet."

Zum Andenken nun an jene wunderbare Nacht, in welcher Christus als die geistige Feuersäule die Menschen aus der Finsternis der Sünde hinüberleitete in das Reich des gnadenvollen Lichtes, schenkt die Kirche eine aus Wachs bereitete Feuersäule und bittet Gott, dieses Opfer gnädigst annehmen zu wollen als eine Erkenntlichkeit für das gnadenvolle Licht, das uns allen in Christo erschienen ist. Und diese Feuersäule aus Wachs ist die Osterkerze, welche an geweihtem Feuer Osterſonnabends angezündet wird. Und nun kommt eine so schöne und rührende Wendung des Gedankenganges in dem Weihegebete der Kirche für die Osterkerze. Die Kirche, hingerissen von der Glut des Gebetes, schwingt sich mit einem kühnen Gedankenfluge von der brennenden Osterkerze hinauf zu den Lichtern im himmlischen Vaterlande und bittet demütigst Christum den Herrn, der durch die Osterkerze dargestellt wird, daß er uns stets in Gnaden leuchten möge, damit die Finsternis der Sünde immer mehr

aus unsern Herzen verscheucht werde. Um diese Erleuchtung bittet die Kirche namentlich für die ganze Geistlichkeit, für die Gläubigen, für den Heiligen Vater, den Bischof und Kaiser, damit wir unter dem Schutze des Auferstandenen in Frieden immer Ostern zu halten vermögen.

Das ist die Osterkerze, ihr Sinn und ihre Bedeutung. Der auferstandene Christus ist das Licht der Welt — das die vernehmliche Predigt der Osterkerze; und ohne Christus giebt es nur Finsternis der Sünde und schauerliche Todesschatten — das die ernste Mahnung der Osterkerze.

O mein Christ! Betrachte die Osterkerze und höre, daß die Kirche auch deiner im Gebete gedacht, wie sie diese Kerze weihte. Sie hat gebeten, Christus der Herr möge dich diese Ostern erleuchten. Aber wie die Osterkerze nur hier in der Kirche brennt, so erleuchtet Christus auch nur durch die Kirche. Lasset euch also durch euern Seelsorger, den Diener der Kirche, unterweisen und ermahnen. Kommet her und lasset euch erleuchten und eure Herzen erwärmen an dem gnadenvollen Lichte des auferstandenen Christus. Die Lehre Jesu erleuchte euch, und die Finsternis des Irrtums wird euch nicht überfallen. So werdet ihr immer Ostern halten, und wenn längst die heilige Kerze verbrannt ist, wird euer Herz immer noch ein österlich geschmückter Tempel sein, welchen Christus, das ewige Osterlicht, beständig erleuchtet, bis ihr zur vollständigen Klarheit seines Lichtes gelangt. Ach daß wir alle diese heilige Osterflamme zu unterhalten vermöchten in der Nacht dieses Lebens, bis bei der Morgendämmerung der Ewigkeit uns jener heitere Morgenstern entgegenleuchtet, der keinen Untergang kennt und uns mit dem ewigen Lichte, das nimmer erlischt, erleuchtet! Amen!

Am zweiten Sonntage nach Ostern.

„Er ist der Stein, den ihr Bauleute verworfen, der aber zum Grundstein geworden." (Apg. 4, 11.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Vor acht Tagen zeigte ich, wen die Osterkerze vorstellt, warum eine solche aufgestellt wird, und wozu sie uns ermahnt. Sie ist somit ein recht passendes Sinnbild Christi als des Lichtes der Welt und ein beachtenswertes Vorbild für uns. — Das wäre, was wir mehr im allgemeinen darüber zu sagen hätten. Betrachten wir aber die Osterkerze im Zusammenhange mit den Feierlichkeiten am Ostersonnabende, so werden wir immer tiefer in den Sinn und die Bedeutung dieser Kerze eindringen.

Der Priester begiebt sich in aller Frühe des Ostersonnabends, umgeben von seinen Kirchknaben, welche das Kreuz, die noch nicht angezündete Osterkerze und einen Teller mit fünf Weihrauchkörnern tragen, auf den Vorplatz der Kirche, woselbst schon ein kleiner Holzhaufen zurechtgelegt ist. Hier soll einem Steine Feuer entlockt und damit jener Holzhaufen angezündet werden. Der Stein, mit welchem Feuer geschlagen wird, bedeutet Christum, jenen Eckstein, mit dem er sich selbst vergleicht, den die Bauleute zwar verworfen, aber gerade dadurch zum Grundstein gemacht haben. Aus dem Anstoße, den dieser Eckstein in der sündigen Welt erregte, entsprang jenes himmlische Feuer, wodurch dieser geistige Fels, von dem auch Paulus spricht, in der ganzen Welt leuchtete und die Herzen der Menschen für seine Sache erwärmte und begeisterte. Das ist die tiefreligiöse Wahrheit, welche der einfachen Feuerweihe zu Grunde liegt. In drei verschiedenen Gebeten bittet die Kirche Gott den Vater, dieses dem Steine entlockte Feuer zu segnen und zu weihen. Die Kirche bittet Gott den Vater, weil er ja durch seinen Sohn, diesen Eckstein, das Feuer seiner Verklärung den Gläubigen geoffenbart, weil er, das unauslöschliche Feuer, der Schöpfer alles Lichtes ist — sie bittet Gott, dieses Feuer zu weihen, damit wir Gläubigen durch dies geweihte Feuer und das Gebet der Kirche von himmlischen Begierden entflammt, damit unsere Herzen und Sinne erleuchtet und geläutert und gegen die feurigen Geschosse des Feindes beschützt würden.

Nachdem nun das Feuer und dann auch noch die fünf Weihrauchkörner durch das Gebet der Kirche und die Besprengung mit Weihwasser geweiht sind, nimmt der Priester einen Stab, an welchem oben drei Kerzen befestigt sind, und zündet eine nach der andern am geweihten Feuer an, bewegt sich währenddem von dem Vorplatze der Kirche zum Hochaltare hin, bleibt unterwegs dreimal stehen, kniet jedesmal nieder und singt mit zum zweiten- und letztenmal erhöhter Stimme: „Licht Christi!“ worauf geantwortet wird: „Gott sei Dank!“

Wie einfach und doch wie sinnreich, wie wenig beachtet und verstanden, und doch wie voll von tiefer Glaubenswahrheit ist diese erhabene Zeremonie! Das Licht der göttlichen Herrlichkeit, welches Gott aus Christo, dem geistigen Ecksteine, hat hervorgehen lassen, offenbart sich alsbald an den drei Kerzen, welche an dem geweihten Feuer angezündet und unter triumphierenden Danksagungen vom Priester in die Kirche getragen werden, als die lichtstrahlende Herrlichkeit der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Wie also das ganze Erlösungswerk Christi nicht von ihm allein, sondern von allen drei göttlichen Personen gemeinsam vollbracht worden ist, ebenso ist auch das Licht Christi das Licht der allerheiligsten Dreifaltigkeit, angesichts dessen der Priester am Hochaltare das wunder-

bar schöne Exultet anstimmt, in welchem er die Engel, die ganze Erde, die Kirche, die Gläubigen und alle Priester auffordert, sich zu freuen bei dem Glanze eines so großen Lichtes.

Aber worin vorzüglich zeigt sich die lichtstrahlende Herrlichkeit des dreieinigen Gottes? O, in der Auferstehung Jesu von den Toten! Der mit kostbaren Spezereien einbalsamierte heilige Leichnam des Herrn ruht noch still und leblos in seinem Felsengrabe, den die Kirche durch die aus reinem Bienenwachs gefertigte Osterkerze vorstellt, an welcher man zur Erinnerung an die fünf heiligen Wunden fünf Öffnungen wahrnehmen kann, in welche nun der Priester die fünf geweihten Weihrauchkörner legt, was zunächst die Einbalsamierung des Fronleichnams bedeutet. Bald darauf wird aber an einer der drei Kerzen die Osterkerze und an dieser dann jede der übrigen Kerzen und jede Lampe in der ganzen Kirche angezündet. — Das feierliche Anzünden der Osterkerze durch den Priester bedeutet die Neubelebung des Leichnams Jesu im Grabe und seine Auferstehung von den Toten. Und der Umstand, daß von der brennenden Osterkerze alle Kerzen und Lampen in der Kirche ihr Licht empfangen, weist uns auf die so oft verkannte und verleugnete Wahrheit hin, daß jegliche wahre Erleuchtung in religiösen Dingen auf dieser Erde nur von Christo dem Auferstandenen ausgehen kann.

Die fünf geweihten Weihrauchkörner aber bedeuten jetzt, nachdem die Osterkerze angezündet ist, nicht mehr die Einbalsamierung, sondern haben eine höchst innige Beziehung auf uns, die wir an Christum den Auferstandenen glauben. Sowie nämlich die Weihrauchkörner in der Nähe des Feuers allmählich vergehen und einen lieblichen Geruch von sich geben, so sollen wir uns recht oft in die Betrachtung der heiligen fünf Wunden des auferstandenen Heilandes vertiefen, sollen jeden einzelnen Schmerz des leidenden Jesus mitfühlen und an dem mächtigen Feuer der zärtlichsten Liebe, welches aus den heiligen Wunden hervorleuchtet, uns durch Gebet und Betrachtung verzehren lassen.

Ja, in dem Mitleiden mit dem Herrn, da liegt das Geheimnis der Weihrauchkörner, so in den fünf Öffnungen der brennenden Osterkerze prangen. Ach! wer es versteht, sein eigenes Leiden mit dem Leiden Jesu aufs innigste zu vereinigen, der ist wie Weihrauch auf glühenden Kohlen. Sein Leiden verschwindet, es versüßt sich und verbreitet vor Gott und den Menschen einen gar lieblichen Wohlgeruch. O ihr lieben geweihten Weihrauchkörner in der Osterkerze, diese Gedanken rufet stets in uns wach! So oft Leiden an uns herantreten, wollen wir sie gern in den heiligen fünf Wunden Jesu verbergen. Niemand soll sie wissen, kennen, nur deinem liebenden Herzen, o Jesu, wollen wir sie klagen und dir zuliebe geduldig ertragen. Und nicht wahr? du, mein liebster Jesus, du wirst

uns trösten, stärken und ermutigen und gern alle unsere Klagen anhören, bis wir ausgekämpft und ausgelitten haben und zu dir in dein Reich aufgenommen werden. Amen!

Am zweiten Sonntage nach Ostern.

„Er ist der Stein, den ihr Bauleute verworfen, der aber zum Grundstein geworden." (Apg. 4, 11.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Nicht besser und erfolgreicher konnte der an Erbarmungen wie an Weisheit so reiche Gott „die Weisheit der Weisen vernichten und die Klugheit der Klugen zu Schanden machen", als da es ihm gefiel, „Jesum Christum, jenen schon im Alten Bunde so vielfach verheißenen Stein", gerade deswegen, weil die Bauleute ihn verwarfen, als den allein tauglichen, „als einen kostbaren, erwählten, sehr hohen und geehrten" Grundstein in die Grundfeste seiner Kirche zu legen, damit alle Menschen, so an ihn glauben und „gleichsam als geistige Bausteine auf ihm als der stärksten Grundlage ruhend insgesamt im Glauben und in der Liebe die Kirche Jesu Christi bilden", nicht zu Schanden werden, sondern das ewige Leben haben. „Hingeführt also zu ihm, diesem lebendigen Steine, der von Menschen zwar verworfen, bei Gott aber hochgeschätzt und von großem Werte ist, lasset euch als lebendige Steine auch aufbauen und schöpfet mit Freuden die Wasser aller Gnade und Wahrheit, welche die Kirche gleichwie ein Moses aus Christo, jenem geistigen Felsen, mit dem Stabe ihrer Hirten hervorlockt, um euch während eurer mühevollen Wanderschaft durch die trostlose Wüste dieses Erdenlebens für den Himmel als das Ziel unserer Reise zu laben und tauglich zu machen. Denn das lehrt unser heiliger Glaube, daß „niemand zum himmlischen Vater kommt, es sei denn durch Jesum Christum", der ein ewiges Priestertum hat und darum auch immer retten kann „diejenigen, welche durch ihn Gott nahen", und daß niemand zu Jesus Christus kommt, es sei denn durch seine heilige Kirche, welcher er als einer treuen Verwalterin alle durch seinen Tod am Kreuze „im Überflusse" erworbenen Gnaden anvertraut hat, und von der wir auch „die Erlösung durch sein so wertvolles Blut, die Vergebung der Sünden haben nach seiner unermeßlichen Gnade, die er uns so reichlich beweist".

Deswegen und da es in unsern Tagen so viele beklagenswerte Menschen giebt, die in der Verkehrtheit ihrer Herzen die Kirche für überflüssig und geradezu lästig halten, wollen wir heute die apostolische Glaubenswahrheit,

daß „in keinem andern als im Namen Jesu Heil ist", in der Weise betrachten, daß wir sagen:

1. Ohne Christus giebt es keine Kirche, und
2. Ohne die Kirche giebt es kein Heil —

woraus wir dann ersehen werden, daß „kein anderer Name als der Name Jesu unter dem Himmel für die Menschen gegeben ist, wodurch wir selig werden sollen".

Das seien die Gegenstände unserer heutigen Betrachtung. Indem wir aber schon jetzt sowie immerdar „Dank sagen wollen Gott, dem Vater, der uns tüchtig gemacht hat, teilzunehmen am Erbe der Heiligen im Lichte, welcher uns errettet hat aus der Gewalt der Finsternis und versetzt hat in das Reich des Sohnes seiner Liebe", lasset uns auch zugleich in aufrichtiger Liebe unserer getrennten Brüder in Christo gedenken und in demütigem sowie vertrauensvollem Gebete den Vater der Lichter bitten und bestürmen, daß er sie erleuchten und bewegen möge durch seine zuvorkommende Gnade, damit recht bald ein Hirt und eine Herde sei.

War schon der hl. Paulus genötigt, den zu unheilvollem Zwist und Hader geneigten Christen in Korinth mit der ganzen Kraft und Erleuchtung des Heiligen Geistes einzuschärfen, „daß niemand einen andern Grund zur Kirche Gottes legen kann, als der gelegt ist, nämlich Jesus Christus", so muß in unsern Tagen — da viele „die Lehre vom Kreuze für eine Thorheit halten und mit eitlem Rednerprunk ausgeschmückte Märchen erträglicher finden als die gesunde Lehre des Evangeliums" — der Prediger des göttlichen Wortes erst recht bei allem auf der Hut sein und nach Maßgabe der Gnade, die ihm verliehen wurde, allen Gläubigen verkündigen, daß „Jesus Christus selber der Schlußstein ist, durch welchen der ganze Bau der Kirche zusammengehalten heranwächst zu einem heiligen Tempel im Herrn".

Daß dies aber bildlich gesprochen ist und im Grunde genommen nichts anderes bedeutet als: ohne Christus giebt es eine Kirche ebensowenig, als es ohne einen Grundstein ein dauerhaftes Gebäude giebt, erkennt ihr, Geliebteste, von selbst, sowie euch ja auch dieses nicht unbekannt sein wird, daß Christus Apostel berief, sie durch sein Wort und Beispiel vorbereitete und ihnen durch die Ausgießung des Heiligen Geistes eine höhere Weihe und Würde verlieh, wodurch sie vor allen andern Menschen ausgezeichnet und befähigt wurden, als unfehlbare Lehrer die ewige Wahrheit allen Nationen zu verkünden, als treue und wachsame Hirten die ihnen von Gott geschenkten Gläubigen zu leiten und als wahre Priester Gottes den Gläubigen die heiligen Sakramente auszuspenden, die ebensoviele sichtbare Kanäle sind, durch welche alle Gaben und Gnaden, welche Christus durch seinen Tod am Kreuze verdient hat, in die Herzen der Gläubigen fließen.

Weil also die Kirche ihren Ursprung nicht minder als ihre ganze Einrichtung und innere Ausstattung Christo verdankt und in ihm selber auch die sichere Bürgschaft ihres Fortbestehens bis ans Ende der Welt besitzt, um allen Menschen Gelegenheit zu geben, sich der Erlösungsverdienste Jesu teilhaftig zu machen, deshalb glauben und bekennen wir, daß Christus das Haupt der Kirche und ihre Seele ist, welche alle Gläubigen wie Glieder zu seinem geheimnisvollen Leibe vereinigt, sie unterstützt durch seine Gnade, sie antreibt und bewegt zu gottgefälligem Leben, ihnen jene reine und ungeheuchelte Liebe zu den Lehrern, Hirten und Priestern der Kirche einflößt, damit sie gläubig ihre Worte aufnehmen, ihrem Ansehen sich willig unterwerfen und von ihnen als den Ausspendern der heiligen Sakramente alle Gnaden würdig empfangen. Wie darum die Gläubigen in ihm leben und wachsen, ebenso sorgt er auch dafür, daß es zu keiner Zeit seiner Kirche an Lehrern, Vorstehern und Priestern gebricht, welche er beruft, durch die heilige Priesterweihe mit allem ausrüstet, was sie zu einem segensreichen Dienste seiner Kirche befähigt, welche er durch das geheimnisvolle Walten des Heiligen Geistes in der christlichen Wahrheit unterweist und zu einem frommen und heiligmäßigen Lebenswandel anhält, der die Gläubigen erbaut.

Nicht ohne geheimnisvollste Bedeutung ist es daher, daß Christus, als er die Apostel zu Lehrern seiner Kirche bestellte und ihnen die Weisung gab: „Gehet hin und lehret alle Völker . . . und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe", alsbald hinzufügte: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt." Denn ohne diesen seinen allmächtigen Beistand, den er fortwährend seiner Kirche angedeihen läßt, würden ihre Lehrer „ein tönendes Erz und klingende Schellen sein" und Bächen gleichen, welche abgeschnitten von ihrer Quelle trocken daliegen. „Bleibet in mir," sagt der Heiland zu den Aposteln, „und ich bleibe in euch. Gleichwie die Rebe von sich selbst nicht Frucht bringen kann, wenn sie nicht am Weinstocke bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt . . . denn ohne mich könnet ihr nichts thun." Darum nennen sich die Apostel und ihre rechtmäßigen Nachfolger „Diener Jesu Christi", der sie berufen und auserwählt hat für die Predigt des Evangeliums, „durch welchen sie Gnade und Amt empfangen", und „von dem sie auch die Lehre erhalten haben, welche sie allen Gläubigen mitteilen", damit nur ja „ein jeder sie für Diener Christi und für Verwalter der göttlichen Geheimnisse halte". Sie kommen nicht in hoher Rede oder Weisheit, um das Zeugnis von Christo zu verkünden, und ihre Predigt besteht nicht in überredenden Worten menschlicher Weisheit, sondern in Erweisung des Geistes und der Kraft, damit niemand sagen könne, die Apostel und ihre Nachfolger hätten aus eigener menschlicher Kraft die Völker zum Glauben bekehrt, sondern damit jeder erkenne, „daß weder der etwas

ist, welcher pflanzt, noch der, welcher begießt, sondern Gott, welcher das Gedeihen giebt, alles ist".

Da aber der Glaube allein, der aus dem Gehör empfangen wird, noch nicht rechtfertigt, deshalb sandte Christus die Apostel nicht bloß als Lehrer, sondern auch als Priester und Ausspender der heiligen Sakramente und befahl ihnen, alle Völker zu taufen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. „Er selbst gab der Kirche einige als Apostel, andere als Propheten, andere als Hirten und Lehrer" und ordnete kraft der unbeschränkten Gewalt, die ihm im Himmel und auf Erden gegeben ist, an, daß die Apostel unter Gebet und Fasten durch die Auflegung ihrer Hände andere zu Priestern weihten und ihnen die geistliche Gewalt und Gnade mitteilten, wodurch sie selbst über die Engel erhoben und gewürdigt werden, als auserwählte Werkzeuge Christi allen Menschen, so an Jesum, den Sohn Gottes, glauben, die zum ewigen Heile notwendigen und heilsamen Gnaden mittelst der heiligen Sakramente auszuspenden.

Demnach, Geliebteste, möget ihr nach dem Ursprunge und der Wurzel des Lehramtes, Hirtenamtes und Priestertumes, oder was dasselbe ist, nach dem Ursprunge und der Wurzel der Kirche suchen, immer werdet ihr finden, daß Christus, unser Herr und Heiland, es ist, „den Gott zum Haupte über die ganze Kirche gesetzt hat, welche sein Leib ist, die Erfüllung dessen, der alles in allem vollendet".

Da es überdies nach der einstimmigen Lehre der heiligen Väter außerhalb der Kirche kein Heil giebt — wie beklagenswert sind jene, welche in der Verkehrtheit ihres Herzens die Kirche Christi für überflüssig, ja sogar für lästig halten, ihre heilsamen Lehren verachten, ihre Gebote übertreten, ihre Lehrer verspotten, ihre heiligen Einrichtungen lächerlich zu machen suchen, ihre Heilsmittel nicht gebrauchen, mit einem Worte, die Kirche behandeln, als könnten sie auch ohne dieselbe hienieden glücklich leben und im Jenseits Gott anschauen von Angesicht zu Angesicht. Aber im Herrn Geliebteste! „Trennt ihr euch von der Kirche und verbindet euch mit einer Buhlerin," so seid ihr nach der Lehre des hl. Cyprian „ausgeschlossen von den Verheißungen der Kirche; denn zu den Belohnungen Christi wird nicht gelangen, wer die Kirche Christi verläßt; ein solcher ist fremd, ist unheilig, ist ein Feind. Nicht mehr kann Gott zum Vater haben, wer die Kirche nicht zur Mutter hat. Wenn jemand, der außerhalb der Arche des Noe war, entrinnen konnte, so entrinnet auch einer, der außerhalb der Kirche ist; sie ist eine Mutter reich an glücklicher Fruchtbarkeit; von ihr werden wir geboren, mit ihrer Milch genährt, von ihrem Geiste belebt; sie bewahrt uns für Gott und eignet die Kinder, welche sie geboren hat, dem Reiche Gottes zu".

Ebenso entschieden wie der hl. Cyprian lehrt auch der hl. Augustinus. Er sagt, „daß niemand zum Heile selbst und zum ewigen Leben gelange,

es sei denn, daß er Christum, das Haupt, hat; Christum, das Haupt, wird aber niemand haben können, es sei denn, daß er in seinem Leibe wäre, welcher die Kirche ist. Willst also auch du vom Geiste Christi leben? — o, so sei im Leibe Christi!" Und an einer andern Stelle bezeugt derselbe heilige Kirchenvater: „Wer immer von dieser heiligen katholischen Kirche getrennt ist, mag er sonst auch noch so löblich zu leben vermeinen, er wird doch schon wegen dieses einzigen Vergehens, daß er von der Einheit Christi getrennt ist, das Leben nicht haben, sondern Gottes Zorn bleibet über ihm." Darum lehrt auch Papst Pius IX., daß man fest glauben müsse, außer der apostolischen römischen Kirche könne niemand selig werden; diese sei die einzige Arche des Heiles, und wer in diese nicht eingegangen sei, werde durch die Sündflut umkommen.

Wer demnach die Glaubenslehre von der alleinseligmachenden Kirche als eine Anmaßung verwirft, mit dem wollen wir hier nicht rechten, da ihn das Wort des Heilandes schon richtet, der da sagt: „Wer mich verwirft und meine Lehre nicht annimmt, der hat schon seinen Richter, die Lehre, die ich vorgetragen habe, die wird ihn am letzten Tage richten."

Wir dagegen stehen fest und unerschütterlich in unserem heiligen Glauben, der uns lehrt, daß, „wer außerhalb der Kirche ist, sich auch außerhalb der Wahrheit befindet". Denn gleichwie es nur eine Wahrheit giebt, welche zum Heile dient, und gleichwie nur ein Weg zu dieser Wahrheit führt, welcher ist Christus, ebenso giebt es auf Erden auch nur einen Wegweiser, welcher die Kirche ist; wer aus Selbstgenügsamkeit auf diese nicht achtet, schreitet fort auf den breiten Pfaden des Irrtums, gerät aus dem Lichte der göttlichen Offenbarung in die Finsternis des Heidentums, und indem er dem trügerischen Irrlichte seines Verstandes folgt, gerät er am Ende in einen Sumpf der abscheulichsten Lasterhaftigkeit, woselbst er auf ewig zu Grunde geht.

„Die Kirche ist jene Säule und Grundfeste der Wahrheit", welche auf dem felsenfesten Eckſteine ruht und in ihren von Gott bestellten, von Christo gesendeten und vom Heiligen Geiste geleiteten Hirten die ganze christliche Wahrheit unerschütterlich trägt und treu bewahrt und unfehlbar verkündigt. Wer daher an diese von Gott selbst gesetzte Säule der Wahrheit sich nicht fest anklammert und „der Wahrheit in Liebe nicht ergeben ist", wird „wie ein Kind hin und her schwanken und von jedem Winde der Lehre umhergetrieben" werden, „wie leere Spreu, welche vom Winde hin und her geworfen wird, und wie schwache Bäume, welche bei dem Antoben des Sturmes entwurzelt werden". Ein jeder aber, welcher die Lehre der Kirche annimmt und vollbringt, wird vom Heilande mit dem weisen Manne verglichen, „der sein Haus auf einen Felsen baute; der Regen fiel herab, es kamen Ströme, die Winde wehten und stürmten auf dieses Haus los — und es fiel nicht, denn es war auf einen Felsen ge-

gründet", „welcher durch den Andrang der auf ihn losstürmenden Gewitter nicht erschüttert werden kann, indem der Herr unter dem Felsen sich selbst versteht als den starken Grundstein des hohen Gebäudes."

Die Kirche ist die von Christus gebaute Schatzkammer, in welcher er alle Gnaden und Verdienste, die er uns durch seinen Erlösungstod am Kreuze erworben, in überfließender Fülle niedergelegt hat, und an welche er uns weist, daraus das himmlische Brot des Lebens zu empfangen. Aber niemand genießt dieses Brot der Engel, niemand wird gereinigt durch das läuternde Bad der Buße, niemand wird gestärkt durch den Chrisam der heiligen Firmung, es sei denn, daß er durch das heilige Sakrament der Taufe wie durch eine Thür in jene Schatzkammer gelangt ist; denn „wer nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, kann nicht eingehen in das Reich Gottes" und ist unfähig, jener Gnaden und Gaben sich teilhaftig zu machen, welche Gott nur an diejenigen austeilt, welche Mitglieder der Kirche sind und ihre Heilsmittel, die heiligen Sakramente, würdig empfangen.

Da dieses nun aber sich also verhält, wer aus uns möchte da nicht voll Bewunderung und Staunen mit dem hl. Paulus ausrufen: „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege!" Diesen Jesum von Nazareth, den eingeborenen Sohn Gottes, welchen die Juden als Messias verwarfen und ans Kreuz nagelten, hat Gott als ein unendlich wohlgefälliges Opfer zur Versöhnung der Menschen angenommen und über seinem Grabsteine den wunderbaren Bau seiner Kirche aufgeführt, damit alle Menschen, so an Jesum, den Erlöser des Menschengeschlechtes, glauben und durch die Taufe Mitglieder seiner Kirche werden, das ewige Leben haben und Gott anschauen von Angesicht zu Angesicht. Dabei kann und darf ich aber um eures eigenen Heiles willen nicht unterlassen, euch, Geliebteste, vornehmlich um zweierlei im Namen Jesu zu bitten: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet," und danket dem himmlischen Vater allzeit dafür, daß er uns alle ohne irgend ein Verdienst auf unserer Seite in der alleinseligmachenden Kirche hat geboren und erzogen sein lassen.

Denn wenn auch unsere heilige Kirche uns zu glauben vorstellt, daß außer ihr kein Heil ist, so ist sie doch weit entfernt, diejenigen zu verdammen, welche nicht zu ihr gehören. Vielmehr hält sie mit Pius IX. daran fest, daß diejenigen, welche ohne ihre Schuld die wahre Religion nicht kennen, immerhin von Gott Barmherzigkeit erlangen und in die ewige Seligkeit eingehen können. Wer aus uns nun möchte sich aber anmaßen zu sagen, dieser hätte die wahre Religion erkennen können und jener nicht? Darum, Geliebteste im Herrn, bitte und beschwöre ich euch: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet." Gott der

Vater will ja nicht einmal richten, sondern „hat das ganze Gericht seinem Sohne übergeben".

Aber hat es so nicht den Anschein, als ob die Juden durch ihr Judentum, die Andersgläubigen durch ihren Irrtum und die Heiden durch ihr Heidentum selig werden könnten? — O, das zu behaupten und zu glauben sei ferne von uns, da man in den Himmel nur mit katholischer Gesinnung eingehen kann und im Himmel alles katholisch ist. Wenn wir aber trotzdem allen jenen Menschen, die nicht in der katholischen Kirche sind, die Möglichkeit, selig zu werden, nicht absprechen, so glauben und hoffen wir, daß Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit sie noch in jener elften Stunde ihres irdischen Lebens, ich meine die so geheimnisvolle Todesstunde, durch einen mächtigen Strahl seiner Gnade bekehren und seiner alleinseligmachenden Kirche zuführen wird, damit sie, ihrer Gnaden und Segnungen teilhaftig gemacht, mit der zuversichtlichen Hoffnung auf die ewige Seligkeit von hinnen scheiden können.

So steht denn unser heiliger Glaube von der alleinseligmachenden Kirche felsenfest und enthält durchaus nicht eine Anmaßung, wie es Andersgläubige leider auch in unseren Tagen zu unserem größten Leidwesen kühn genug behauptet haben. — Aber stehet fest im Glauben und ertraget geduldig alle Schmähungen und Unbilden, die ihr um eures Glaubens willen zu erleiden habet. Hoffet zuversichtlich, daß Gott euch ein barmherziger Vergelter sein wird, und höret niemals auf, eure Beleidiger und Widersacher aufrichtig zu lieben. Wenn wir nur nach unserem heiligen katholischen Glauben auch leben, dann können wir zuversichtlich hoffen, daß der Herr dereinst auch uns zurufen wird: „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters! Besitzet das Reich, welches euch von Anbeginn der Welt bereitet ist." Amen!

Am zweiten Sonntage nach Ostern.

„In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt giebt sein Leben für seine Schafe." (Joh. 10, 11.)

In Christo geliebte Zöglinge!

In grauester Vorzeit war es nichts Ungewöhnliches, die Vorsteher von Familien, Volksstämmen, ja Völkern mit Hirten zu vergleichen. Heilige wie weltliche Dichter und Schriftsteller liebten diesen Vergleich und gebrauchten gar oft das ebenso liebliche wie friedliche Bild des Hirten und seiner Herde. So werden die Könige der alten Zeit Hirten der

Völker genannt; so wird Gott selbst vom heiligen Sänger als Hirt gepriesen, den der Sänger auf grüner Au sich lagern läßt. Und in der That! die Vergleichung der Familien- und Volksoberhäupter sowie des unendlichen Schöpfers mit Hirten lag zu nahe und war zu natürlich, als daß sie dem sinnenden Geiste der alten Völker hätte entgehen oder mißlingen können. Lebten ja die alten Völker meist von Ackerbau und Viehzucht; bestand ja ihr größter und oft einziger Reichtum in großen und zahlreichen Herden; waren ja Städte und Dörfer mit ihrem festen Grundbesitz und Wohnsitz nur eine Seltenheit, die gewöhnliche Lebensweise aber das Hirten- und Nomadenleben. Daher beschäftigte sich denn auch der Geist der Völker mit der sie umgebenden Natur. Die Reize derselben, der kühlende Hauch der Luft, die Berge mit ihren Felsen, die Thäler mit ihren grünen Matten und Wiesen, mit ihren Bäumen und Blumen, mit ihren kühlen Schatten und sprudelnden Quellen, kurz die ganze Umgebung des seine Herde weidenden Hirten war zu schön und zu einladend, als daß sie nicht anregend und begeisternd hätte einwirken sollen. Der Hirt, ausgerüstet mit Krummstab, Hirtentasche und Flöte, umgeben von seiner willig folgenden Herde, war ein zu liebliches Bild, als daß der geistvolle Betrachter darin nicht die schönsten und erhabensten Wahrheiten hätte verkörpert sehen sollen.

Auch der göttliche Heiland, der allmächtige Schöpfer der ganzen Natur, hat das Hirtenleben nach seinen mannigfachsten Beziehungen zur Zeichnung seiner herrlichsten Bilder benutzt; er spricht von dem verlorenen Schafe, er sendet die Apostel wie Schafe mitten unter die Wölfe, er vergleicht sich selbst mit dem guten Hirten, warnt vor den Mietlingen, belehrt seine Jünger über den Schafstall, durch dessen Thür der gute Hirt eingeht, und überträgt dem Petrus das oberste Hirtenamt mit den Worten: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!"

Wenig Neues würde ich euch nun sagen, wollte ich euch heute zeigen, inwiefern Jesus seine Behauptung: „Ich bin der gute Hirt", durch sein ganzes Leben bewiesen hat. Liefert ja fast jede christliche Predigt die sichersten Belege für sein vorzüglich verwaltetes Hirtenamt. Sei es, daß der Heiland einen seiner unübertroffenen Lehrvorträge vor der staunenden Volksmenge oder im engeren Kreise seiner Jünger hält, sei es, daß er Wunder ohne Zahl wirkt, er mag in der Synagoge oder im Tempel, in der Hauptstadt oder in Dörfern und Flecken weilen — auf Bergen wie in Thälern, auf dem Meere wie auf dem Lande, bei feierlichen Gelagen in den prächtigen Speisesälen der Vornehmen wie an dem Rasentische der Wüste vor den 5000 Menschen, bei seinem feierlichen Einzuge in Jerusalem wie auf seinem Verbrechergange gen Golgatha, im Leben wie im Tode, immer bewährt er sich als der gute Hirt. Vorzugsweise sein Tod, die Art und die besonderen Umstände desselben sind das schönste Merkmal

des guten Hirten, das er selbst mit den Worten angiebt: „Der gute Hirt giebt sein Leben für seine Schafe.“ Wir haben den guten Hirten in den eben erst verflossenen Trauertagen den Heldentod für die Schäflein seiner Weide, für alle Menschen erleiden sehen und sind ihm gefolgt bis an sein Grab, das uns stets als der vollgültigste und beredteste Zeuge seiner Hirtenliebe gegolten hat. Deshalb feiert auch unsere heilige Kirche gerade an dem Sonntage, an welchem das Evangelium vom guten Hirten vorgelesen wird, das Fest des heiligen Grabes. Der gute Hirt und sein Grab hängen ja zusammen wie Behauptung und Beweis, wie That und Zeuge, wie Pflicht und Pflichterfüllung.

Wir nun, im Herrn Geliebteste, die wir die Schäflein seiner Weide sind, für welche der gute Hirt sein Leben gelassen, wir können, wenn wir wahrhaft unsern göttlichen Hirten lieb haben, nur unserem Herzenszuge folgen und uns heute um sein Grab versammeln, um dem im Grabe ruhenden Hirten unsere unwandelbare Liebe und Anhänglichkeit für immer aufs neue zu geloben. Die Schäflein am Grabe ihres treuen, mutigen und aufopferungsvollen Hirten, welch ein Bild! O betrachten wir dasselbe und sehen wir, wie die Christen, diese Schäflein des guten Hirten, von jeher bis in unsere Tage sein heiliges Grab in Jerusalem besucht, verehrt, verherrlicht, erobert, beschützt und verteidigt haben.

Das Grab des Welterlösers war von alters her Gegenstand der zärtlichsten Liebe und gewissenhaftesten Sorgfalt. Denn obwohl Jesus von Nazareth vom Hohen Rate wie von Pilatus als gemeiner Verbrecher zum Tode am Galgen verurteilt und hingerichtet worden war, so unterschied sich doch sein Grab gar sehr von dem eines Verbrechers. Hochangesehene und vielvermögende Männer, wie die beiden Mitglieder des Hohen Rates Nikodemus und Joseph von Arimathäa, stellten ein neues Felsengrab mit vielen Kammern, wie sie nur die Vornehmsten sich einrichten lassen konnten, dem Leichnam Jesu zur Verfügung. Da lagen die irdischen Überreste des guten Hirten. Und als wenn selbst seine Todfeinde zur Verherrlichung des Grabes beitragen müßten, lassen sie dasselbe feierlichst versiegeln und stellen Wächter mit Speer und Schild an dasselbe, damit sie den Schatz der Welt behüteten. Allein solchen Aufwand schien der gute Hirt zu verschmähen. Nicht Steine, und wären es die kostbarsten von der Welt, nicht Gold und Edelstein sollten sich zu einem majestätischen Bau über seinem Grabe erheben; die Herzen seiner Gläubigen vielmehr sollten durch feurige Liebe zu ihm sein Grab verherrlichen. So mancher zwar baut sich und den Seinigen ein prächtiges Mausoleum im stillen Hain; aber es steht verlassen da die Stätte des Moders und der Vergänglichkeit. Wie ganz anders war es beim Grabe des guten Hirten! Obwohl nur ein einfaches Felsengrab ohne majestätischen Überbau, obwohl in

Schutt vergraben, war es doch für die Herzen der treuen Schäflein kostbarer als ein im Acker verborgener Schatz. Die Juden hatten zwar das möglichste geleistet, um das heilige Grab in Vergessenheit zu bringen, sie hatten die treue Hüterin desselben, die Christengemeinde zu Jerusalem, durch fortwährende Verfolgungen fast vernichtet; doch weder jüdischer Fanatismus noch römische Verschmitztheit und Grausamkeit während der fast 300jährigen Christenverfolgungen vermochten die Liebe der Schäflein zu dem Grabe des guten Hirten ihren Herzen zu entreißen. Kaum hatte der gewaltige Druck des Heidentums nachgelassen, kaum war durch kaiserliches Gesetz die christliche Religion zu einer im römischen Reichsgebiete geduldeten erhoben und der römische Kaiser Konstantin der Große im Jahre 313 für die christliche Religion gewonnen worden, so setzten auch schon die eifrigen Christen alles daran, das Grab ihres guten Hirten aufzusuchen, zu schmücken und zu verherrlichen. Die Kaiserin-Mutter, die hl. Helena, ließ über dem heiligen Grabe eine schöne Kirche erbauen und sie aufs glänzendste ausstatten. Tausende von frommen Pilgern aus allen Gegenden der christlichen Kirche zogen nun gen Jerusalem, um das Grab ihres guten Hirten zu sehen, an demselben zu weinen und anhaltende Besserung zu geloben.

Allein diese Freude der Schäflein sollte nach dem Plane der göttlichen Fürsehung nicht allzulange währen. Auf die äußeren Kämpfe der Christenverfolgungen sollten im 4. und 5. Jahrhundert die inneren Leiden der Kirche folgen. Irrlehren der schrecklichsten Art zerfleischten und schwächten gerade die morgenländische Kirche; es trat eine traurige Entfremdung zwischen der morgen- und abendländischen Kirche ein, welche im 9. Jahrhundert zu Vorwürfen der sonderbarsten Art Anlaß gab und um die Mitte des 11. Jahrhunderts die nicht genug zu beklagende Spaltung zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche herbeiführte. Dazu war noch gekommen, daß Mohammed, der im Jahre 570 geboren war, in seinem 40. Lebensjahre eine neue Religion stiftete, welche mit Feuer und Schwert verbreitet wurde. Schon um die Mitte des 7. Jahrhunderts war Palästina in den Händen der Mohammedaner, welche die Pilgerfahrten zum heiligen Grabe sehr erschwerten und am liebsten ganz verhindert hätten. Leider wurden vom 7. bis 11. Jahrhundert die Mohammedaner in ihrem Besitze nicht gestört. Ja zum Unglück für die gesamte Christenheit verließ um die Mitte des 11. Jahrhunderts der ebenso wilde wie kriegerisch-tüchtige Volksstamm der Türken seine Wohnsitze im innern Asien, nahm die mohammedanische Religion an und gründete mächtige Reiche in Vorderasien. Von den Türken wurde die allerdings schon sehr schwache Kirche Vorderasiens vollends zertreten; die frommen Pilger aber, welche das heilige Grab zu besuchen gedachten, wurden verspottet, verhöhnt, mit lästigen Abgaben gequält, in Gefängnisse geworfen, gemiß-

handelt, ja getötet. Kein Wunder, wenn bald niemand mehr den Mut hatte, das heilige Grab zu besuchen; kein Wunder, wenn das Grab des guten Hirten von seinen Schäflein verlassen war.

Da endlich schenkte Gott seiner heiligen Kirche im 11. Jahrhundert gewaltige Päpste, welche nach 100jähriger Überlegung ihre mächtige Hand ans Werk der Befreiung des heiligen Grabes legten. Der fromme, gottbegeisterte Pilger Peter von Amiens kam 1093 zu dem Papste Urban II., schilderte ihm in den lebendigsten Farben das Elend der Kirche zu Jerusalem und bat ihn inständigst, der zu Boden getretenen Kirche wieder aufzuhelfen. Dieses Wort wirkte dem Zunder gleich. Bald loderte in ganz Europa das Feuer der Begeisterung hoch auf. Papst Urban II. hielt im Jahre 1095 eine glänzende Kirchenversammlung zu Clermont ab, wo vor den versammelten Großen von ganz Frankreich der Heilige Vater eine so begeisternde Ansprache hielt und sie zur Befreiung des heiligen Landes und Grabes so eindringlich ermahnte, daß alle Anwesenden wie aus einem Munde riefen: Gott will es! Sie hefteten sich aus Kleiderstoff gefertigte Kreuze auf die Brust, und nun entstand ein frisches, gottbegeistertes Leben und Treiben. Die Vorbereitungen auf den ersten Kreuzzug waren bald beendet. Tausende und aber Tausende, Hohe und Niedere, Fürsten und Herzöge, Edle und Unterthanen, Geistliche und Laien sammelten sich um die vom Papste entfaltete Fahne und zogen als ein stattliches kampffähiges Heer von 600 000 Mann unter Anführung des Herzogs Gottfried von Bouillon von Lothringen durch Deutschland, Ungarn, die heutige europäische Türkei, durch Kleinasien und Syrien nach dem Gelobten Lande, wo sie nach unsäglichen Mühen, Kämpfen und Leiden am 15. Juli 1099 die heilige Stadt Jerusalem eroberten und das christliche Königreich von Jerusalem gründeten. Nun war das heilige Grab befreit aus den Händen der Mohammedaner. Die abendländische Christenheit triumphierte; geistliche Ritterorden entstanden und beschützten mit dem Schwerte in der Rechten das heilige Grab und die dahin wallenden Pilger; sie pflegten die Kranken in ihren Hospitälern. Leider konnte sich das neue Königreich von Jerusalem seinen zahlreichen Feinden gegenüber allein nicht behaupten; es mußten neue Kreuzzüge zur Erhaltung und Befestigung desselben unternommen werden, welche der Hauptsache nach erfolglos blieben und große Opfer an Menschenleben forderten. So starben der Kaiser Friedrich Barbarossa und Landgraf Ludwig von Thüringen, der Gemahl der hl. Elisabeth. Obwohl selbst ein hl. Bernhard die Völker zu einem neuen Kreuzzuge angefeuert hatte, das Königreich von Jerusalem ward unter den wuchtigen Schlägen der Mohammedaner im Jahre 1187, nach noch nicht 100jährigem Bestande vernichtet, und weder Kaiser Friedrich II. noch der hl. König Ludwig IX. von Frankreich vermochten das Verlorene wieder zu gewinnen. Selbst der hl. Franziskus von Assisi, der zum

Zeugnis für die Wahrheit der christlichen Religion einen lodernden Scheiterhaufen in Gegenwart des Sultans zu besteigen sich erbot, richtete nichts aus. Jerusalem und das heilige Grab ist seitdem in den Händen der Mohammedaner bis auf diesen Tag geblieben. Soviel aber ist wenigstens durch die vereinigten Anstrengungen der weltlichen Mächte erreicht worden, daß die Pilger ungestört und unbelästigt nach Jerusalem wallfahren und das heilige Grab besuchen dürfen.

Das ist in kurzen Umrissen die neunzehnhundertjährige Geschichte des heiligen Grabes. Entsprach auch der Erfolg keineswegs den unvergleichlichen Anstrengungen, welche gläubiger Sinn und der Einfluß gewaltiger Fürsten machten — eins ist sicher unter der unerforschlichen Leitung der göttlichen Fürsehung erzielt worden: die Herzen von Millionen sind dem heiligen Grabe des guten Hirten erobert worden.

Mit welchen Gefühlen habt ihr nun dies alles vernommen? In der That, es müßte ein Herz aus Stein sein, das nicht tief ergriffen wäre am Grabe des größten Wohlthäters aller Menschen! Welche Gefühle regen sich nicht schon, wenn wir am Grabe der Eltern oder Kinder, am Grabe von Geschwistern, Freunden und Wohlthätern andächtig niederknien! Welche Gefühle erschüttern nicht eine treue Gemeinde, wenn sie am Grabe ihres Seelenhirten kniet und seine ewige Ruhe erfleht! Am Grabe des Seelsorgers, der so oft am Taufbrunnen gestanden, im Beichtstuhle gesessen, am Altare gebetet und geopfert, der so oft von dieser Stätte aus gelehrt, die Herzen froher Brautleute vereinigt, die Kleinen erzogen, die Kranken besucht, die Armen unterstützt und die Toten begraben hat! O gewiß, am Grabe des treuen Seelenhirten steht kein Undankbarer! Ach, und in Jerusalem ist das Grab des größten Wohlthäters nicht bloß *eines* Menschen, nicht bloß *einer* Familie, nicht bloß *einer* Gemeinde, nicht bloß *eines* Volkes, nein aller Menschen, aller Völker, aller Zeiten! Darum, o Jesus, dir lebe ich, dir sterbe ich, dein bin ich tot und lebendig! Amen!

Am zweiten Sonntage nach Ostern.

„Da murrten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt sich der Sünder an und ißt mit ihnen." (Luk. 15, 2.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Das Murren der Pharisäer und Schriftgelehrten, welches sich in den Worten äußerte: „Dieser nimmt sich der Sünder an und ißt mit ihnen", weist der göttliche Heiland zurück durch die Gleichnisse vom ver-

lorenen Schafe und der verlorenen Drachme, welche die himmlische Freude über die Bekehrung eines einzigen Sünders in unvergleichlich verständlicher Weise begründen und die Grundlosigkeit des pharisäischen Murrens darlegen. Der gute Hirt war gehaßt, weil er sich in seiner unendlichen Erbarmung der Sünder annahm; in ähnlicher Weise sind auch die Priester, die Arbeiter, welche der Herr in seine Ernte seitdem gesendet, gehaßt von der Welt, der Gesamtheit aller gottfeindlichen Menschen. Damit ihr euch aber nicht wundert, wenn uns die Welt haßt, wollen wir heute einige Gründe dieses Welthasses miteinander betrachten.

Die Priester vertreten die Sache Gottes und der Kirche, kein Wunder, daß die Kirche sie hochachtet; die Priester kämpfen gegen die Welt und ihre Macht, kein Wunder, daß die Welt sie verachtet. Die Priester predigen einen Gott, und die Welt mag an ihn nicht glauben. Sie predigen einen wunderthätigen Gott, und die Welt kann nur lachen über solche Märchen. Sie predigen die ewigen Höllenstrafen, und die Welt ist kein Kind mehr, das sich durch solche Schreckmittel will einschüchtern lassen. Sie predigen die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, und die Welt ist erhaben über solches Geschwätz. Die Priester predigen die Gottheit Jesu, und die Welt leugnet, daß überhaupt Jesus gelebt hat. Mit einem Worte, sie predigen den christlichen unverfälschten Glauben, und die Welt liebt den Unglauben.

Die Priester spenden die heiligen Sakramente aus, und die Welt mag sie nicht empfangen; sie leiten die Gewissen und Herzen der Gläubigen, das ärgert die Welt. Die Priester haben Einfluß auf das Leben in den Familien, das grämt die Welt. Die Priester sind unermüdlich, das macht die Welt verdrießlich. Sie sind gerecht, das beschämt die Welt; sie sind mutig, das bringt die Welt zur Verzweiflung; die Priester sind klug, das kann die Welt nicht vertragen. Die Priester sind unerschütterlich in ihrer Überzeugung, und das macht die Welt rasend. Die Priester sind gehorsam gegen ihre Vorgesetzten, und das ist der Welt ein Dorn im Auge. Die Priester leben zurückgezogen, und das ist der Welt nicht genehm, weil sie zu wenig von dem Leben der Priester erfährt. Die Priester beten viel, und die Welt nennt sie Scheinheilige. Sie leben fromm und geben niemand ein Ärgernis, die Welt aber nennt sie Heuchler. Die Priester sind charakterfest, und die Welt nennt sie hoffärtig und übermütig. Sie sind freigebig gegen jedermann, und die Welt nennt sie geizig.

Mit einem Worte, was immer die Priester sprechen und thun, sucht die Welt verächtlich, lächerlich und unwirksam zu machen. Um das Ansehen der Priester zu vernichten, verdächtigt die Welt die Bildung der Priester; „sie sind mittelalterlich, aber-

gläubisch erzogen", heißt es; „es sind beschränkte, einfältige Menschen". Die Demut der Priester hält man für Schwäche, ihre Bescheidenheit hält man für Dummheit.

Um den Einfluß der Priester auf die Gläubigen, auf die Gemeinden zu vernichten, spricht man viel von Freiheit, Fortschritt und Intelligenz. Man sagt: Ihr seid frei und könnt glauben, was ihr wollt, ihr braucht also nicht mit blindem Glauben an dem Munde der Priester zu hängen. Man sagt: Ihr seid fortgeschritten und könnt unmöglich wieder zurückgehen in den Aberglauben des Mittelalters. Man sagt: Ihr seid intelligent, klug und verständig und könnt ohne den Wegweiser der Priester euch auf dem Wege durch das Leben zurechtfinden. Mit einem Worte, überall, wo der Priester steht und geht, spricht und handelt, ißt und trinkt, trifft er die Welt im großen und kleinen, die ihm entgegenarbeitet, Hindernisse in den Weg legt, ihn bekämpft, anfeindet und wenn möglich für immer unschädlich macht. Denn der Priester geht den schmalen Weg, und die Welt wandelt auf der breiten Straße. Der Priester hat die Dornen, und die Welt erfreut sich an den Rosen. Der Priester stößt überall an, die Welt geht geschickt aus dem Wege. Der Priester sät mit Thränen, die Welt streut ihren Samen mit Jubel und Trompetenschall. Aber bei der Ernte wird es umgekehrt sein. „Die da säen mit Thränen, werden ernten mit Frohlocken und ihre Garben heimwärts tragen." Da wird die Welt voll Ärger und Erstaunen und Verzweiflung ausrufen: „O wir Thoren, wir hielten das Leben der Priester, ihre Grundsätze und Lehren für Thorheit und Unsinn, sehet, wie thöricht wir waren, und wie jene jetzt zu den Heiligen Gottes gezählt werden!"

Ja wahrhaftig, meine Geliebten! Das wird der entscheidende Moment sein. Was hilft einmal hier auf Erden alles Zanken und Streiten? die Zeit, ja die Ewigkeit wird es lehren, ob die Würde der Priester eine wirkliche und die höchste hier auf Erden ist. Ihr wisset nun, warum die Welt dieselben so herabsetzt. Salz thut eben weh, wenn es in eine Brandwunde kommt, und der Heiland sagt zu den Aposteln: „Ihr seid das Salz der Erde." Die Finsternis muß eben weichen, wenn es licht wird, und der Heiland sagt zu den Aposteln: „Ihr seid das Licht der Welt." Die Welt mag wollen oder nicht, wir Priester sind einmal da und wir stellen unser Licht auf den Leuchter, damit es allen Menschen im Hause Gottes leuchte; wir sind Hirten und weiden Große und Kleine, Junge und Alte, Gesunde und Kranke, Freunde und Feinde. Lob sind wir nicht gewöhnt, und Tadel ist uns nichts Neues; wir streuen den Samen des göttlichen Wortes aus, und wir sehen ihn nicht keimen; wir begießen ihn täglich mit unserem Gebete, und er will nicht gedeihen; wir pflegen und hegen ihn, und o Jammer! Unkraut kommt zum Vorschein. Der Gärtner sieht doch die Frucht von seiner Arbeit; der Richter spricht das Urteil,

und er sieht es vollstrecken; der Soldat zieht das Schwert, und der Feind ist überwunden. Aber wir Priester arbeiten jahrelang und ernten nichts, wir sehen unsere Früchte nicht. Unsere Saat geht erst auf, wenn unsere Gebeine längst modern in der Erde. Trotzdem wird kein Priester mutlos, er weiß: der gute Hirt giebt sein Leben für seine Schafe. Was uns lohnt, ist der Friede und die Freude eines guten Gewissens und die zuversichtliche Hoffnung einer ewigen Freude nach dem kurzen Tagewerke voller Leiden und Qualen.

Der Flachs, ihr wisset es, wird geröstet und gedörrt, gebrochen und geschlagen, wird unbarmherzig durchgehechelt, gedreht und gewunden, auf Weifen gespannt, gebleicht und geschlagen, bis endlich die kostbare Leinwand uns kleidet und wir einen Schatz im Hause haben. Kein Wunder, wenn darum der Priester geröstet wird auf dem Schlachtfelde des öffentlichen Redekampfes, wenn er gedörrt wird im Ofen der Trübsale, wenn er gebrochen wird durch fortwährende Leiden, wenn er geschlagen wird durch die rohe Gewalt, wenn er durchgehechelt wird durch die Buchstaben der Schriftsetzer, wenn er gedreht wird durch das Rad der Folter, wenn er gewunden wird um die Säule des Kerkers, wenn er gespannt wird auf das Kreuz der Marter. O, wenn sich bleicht sein stilles Angesicht im Todesstündlein und er auf dem sausenden Schifflein des Webstuhles dieser Zeit in die Ewigkeit hinübergeht — dann ist uns der Priester, der unsertwegen gekämpft und gelitten, der teuerste Schatz unseres Herzens, dann erst gedenken wir in der Regel so gern seiner Lehren und wir befolgen sie. Der gute Hirt giebt sein Leben für seine Schafe, damit diese leben und frohlocken bis in alle Ewigkeit. Darum, im Herrn geliebteste Zöglinge, lasset euch nicht abschrecken! Hie Christus, hie Belial — das ist die Losung! Tretet ein als Streiter Christi; wenn irgend möglich, folget dem Rufe unseres hochwürdigsten Oberhirten und tretet in die vordersten Reihen der Streiter Gottes! Werdet Priester! Durch Kreuz und Leid zur ewigen Freud'! Amen!

Am dritten Sonntage nach Ostern.

„Brüder! Feget aus den alten Sauerteig, damit ihr ein neuer Teig seid, wie ihr denn auch ungesäuert seid." (1 Kor. 5, 7.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Die Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen, daher ihre fortwährende Mahnung: „Brüder, feget aus den alten Sauerteig, damit ihr ein neuer Teig seid, wie ihr denn auch ungesäuert seid." Gleichwie sie ihre Mit-

glieder beständig vor der Sünde warnt, und wenn sie gesündigt, zur Buße ermahnt, so nimmt sie auch nur Sündenreine als Mitglieder auf. Diese große Freude hob sie sich aber zu Anfang des Christentums in der Regel bis Ostern eines jeden Jahres auf. Da wurden dann am Ostersonnabende diejenigen, welche in den Glaubenswahrheiten genügend unterrichtet und in ihrem Lebenswandel streng geprüft waren, durch die heilige Taufe von allen Sünden abgewaschen und in die Kirche feierlich aufgenommen. Deswegen weihte auch die Kirche von jeher am Ostersonnabende das Taufwasser.

Auch jetzt noch begiebt sich der Priester an diesem Tage, nachdem er die Osterkerze geweiht, mit seinen Kirchknaben, welche das Kreuz, die brennende Osterkerze und den Stab mit den drei brennenden Kerzen tragen, zum Taufbrunnen, in welchen reines Flußwasser eingeschöpft ist, um dieses als Taufwasser zu weihen. Zunächst dankt der Priester dem himmlischen Vater, der durch seine unsichtbare Macht auf wunderbare Weise die heiligen Sakramente überhaupt wirksam, ja sogar nicht einmal seine Gnadenspenden von der Würdigkeit der Diener der Kirche abhängig macht, sondern auch durch die Hände unwürdiger Priester die heiligen Sakramente gültig ausspenden läßt.

Dann lenkt die Kirche in ihrem Gebete die ganze Aufmerksamkeit des Priesters auf die hohe Bedeutung, welche das Wasser seit Erschaffung der Welt in den Augen des allgütigen und gerechten Gottes gehabt. Wasser war es, über welchem der Geist Gottes schwebte, damit schon damals die Natur des Wassers die Kraft der Heiligung empfing. Mit Wasser wusch Gott in der Sündflut die Verbrechen der Welt ab, damit durch ein und dasselbe Element den Lastern ein Ende gemacht und den Tugenden ein Anfang gegeben würde. Um dieser hohen Bedeutung des Wassers willen möge Gott, so bittet die Kirche jetzt, das Angesicht der Kirche gnädig anschauen, die Wiedergeburten in der Kirche vervielfältigen und dem Wasser die Gnade seines Eingeborenen vom Heiligen Geiste mitteilen. Danach teilt der Priester das Wasser im Taufbecken in Form eines Kreuzes zum Zeichen, daß dieses Wasser die Kraft, die Menschen von der Erbsünde zu befreien, einzig und allein vom Kreuze Christi hat, von dem eine so geheimnisvolle göttliche Kraft auf dieses Wasser übergeht, daß alle, welche von der Kirche damit abgewaschen werden, zur himmlischen Wiedergeburt gelangen und, so verschieden sie auch dem Geschlechte und dem Alter nach sein mögen, von der Mutter Kirche durch die Gnade des Heiligen Geistes zu einer Kindheit geboren werden.

Nachdem der Priester danach auf Befehl des Herrn den Teufel beschworen, daß er und seine teuflische Arglist von diesem Wasser fern bleiben soll, macht er drei Kreuze über dasselbe und weiht es durch den lebendigen Gott, durch den wahren Gott, durch den heiligen Gott, durch

den Gott, der wegen seiner Allmacht gewiß das größte Vertrauen einflößt, der ja das Wasser vom Trocknen schied, der in der Wüste bitteres Wasser durch Moses in süßes, trinkbares verwandelte und aus einem Felsen auf das Gebet des Moses Wasser für das vor Durst verschmachtende Volk Israel hervorsprudeln ließ. Der Priester weiht das Wasser durch Jesum Christum, der zu Kana in Galiläa Wasser in Wein verwandelte, der mit seinen Füßen auf dem Wasser wandelte, der von Johannes im Jordan getauft wurde, der Wasser zugleich mit seinem Blute aus seiner Seite hervorfließen ließ und seinen Jüngern befahl, daß alle, welche an ihn glauben würden, getauft werden sollten im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Alsdann haucht der Priester das Taufwasser dreimal an und senkt dreimal, zum zweiten- und letztenmal etwas tiefer, die brennende Osterkerze mit der Bitte in das Taufwasser, daß in diese Quelle die Kraft des Heiligen Geistes hinabsteigen und die ganze Wesenheit dieses Wassers befruchten möge mit der Kraft, wiederzugebären, damit hier die Makel aller Sünden getilgt und jeder Mensch zur neuen Kindheit der wahren Unschuld wiedergeboren werde. Endlich vermischt der Priester heiliges Öl und Chrisam mit dem Taufwasser, und zum Schluß wird in eigener Melodie die Litanei zu allen Heiligen gesungen, damit alle Heiligen zugleich mit der Kirche Gott bitten, dieses Taufwasser zu weihen und zu segnen.

Das die erhebende Weihe des Taufwassers. Giebt es wohl etwas Schöneres, Erhabeneres und Rührenderes, als die Gefühle sind, welche aus diesen Weihegebeten unserer heiligen Kirche sprechen? Kann eine irdische Mutter für ihr Kind so besorgt sein, wie es unsere heilige Kirche für ihre Kinder ist?

Für den neuen Zuwachs an Mitgliedern ist sie so sehr besorgt, daß sie alles aus ihrem Glaubensschatze aufbietet, um die Quelle zu segnen, aus welcher jährlich Millionen ihrer Mitglieder rein wie die Engel hervorgehen. Welch kindlicher Glaube! Gott, der so viele Wunder mit dem Wasser gewirkt, bestürmt sie, auch diesem Wasser die Kraft zu verleihen, ein Wunder in den Herzen der Menschen zu wirken, wie es größer nicht gedacht werden kann. Welche Hoffnung! Christum, den Gekreuzigten, bittet sie, alle Verdienste und Gnaden seines heiligen Kreuzes diesem Wasser mitzuteilen, damit daraus recht viele, treue Jünger hervorgehen mögen. Welche Liebe! Die Heiligen werden mit flehentlichen Gebeten bestürmt, ihre Bitten mit denen der Kirche zu vereinigen, damit aus der Taufquelle recht viele Himmelsbewohner hervorgehen.

Auch wir, im Herrn Geliebteste, sind aus dieser Gnadenquelle hervorgegangen. Der Anfang unseres Gnadenlebens schloß sich an das Auferstehungswunder an. Der hl. Paulus sagt: „Wisset ihr nicht, daß wir alle, die da sind getauft worden in Jesum Christum, in seinen Tod sind

eingetauft? So sind wir denn mitbegraben mit ihm durch die Taufe in den Tod, auf daß, sowie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters auferstanden ist von den Toten, so auch wir in Erneuerung des Lebens wandeln." Erinnern wir uns darum allzeit an die heilige Taufquelle, damit wir beständig angespornt werden, uns immer mehr von dem Schmutze der Sünde zu reinigen, uns innerlich zu erneuern und so geistige Auferstehung zu feiern. Auf, und immer wieder auf, aufwärts, das sei unsere Losung! Auf nach dem Falle! Auf vom Lager der Verweichlichung und Schwäche! Auf von dem Stuhle der Sünder! Auf von dem Staube der Kriecher, Schmeichler und Speichellecker! Auf aus dem Kote der Unzucht! Auf aus den Träumereien aller Halbheit und Lauheit! Auf aus dem Schlafe der Trägheit! Auf und daran — an das Werk der Erneuerung und inneren Auferstehung! Helfet einer dem anderen! Helfet alle in dieser Osterzeit! Sparet keine Ermahnung! Sparet kein Beispiel! Sparet keine Mühe und Beschwerde! Der Geist des Auferstandenen möge uns alle durchwehen und durchdringen, der Geist der Frömmigkeit und des Friedens, der Geist der Zucht und guten Sitte, der Geist der Gottesfurcht und Beharrlichkeit. Den alten Sauerteig schaffet fort aus eurer Mitte! Niemand lasse sich davon anstecken. Gemahlen zwischen den Zähnen der Wütenden, gebacken im Ofen der Trübsal, werden wir ein lieblicher Geruch für alle Bewohner des Himmels sein! Amen!

Am dritten Sonntage nach Ostern.

„Das Weib, wenn es gebärt, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist." (Joh. 16, 21.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Neues Leben bricht sich mit Gewalt Bahn und erzeugt dem alten Schmerzen und Seufzer; daher die Schmerzen der Mutter bei Geburt ihres Kindes. „Das Weib, wenn es gebärt, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist." Auch unsere geistliche Mutter, unsere heilige Kirche gebärt neues Leben; was Wunder, wenn die Schmerzen ihr Seufzer abpressen, wenn wir, ihre Glieder, Leiden aller Art zu ertragen haben.

Welches ist nun das neue Leben, das sich in unserer heiligen Kirche Bahn bricht?

Wir gewahren neues Leben in der Regierung der Kirche. Die Zeiten sind vorüber, in denen ganze katholische Völker vom Mittelpunkte der kirchlichen Einheit, dem Papste, sich immer mehr entfernen

konnten, und doch noch für katholisch galten; die Zeiten sind vorüber, in denen selbst Bischöfe, bethört durch äußeren Prunk und Ehrenflitter, bei jenen Bestrebungen hilfreiche Dienste leisteten. Man sieht heutzutage immer mehr das Verderbliche aller jener Lehren und Handlungen ein und verabscheut sie; die größte Ehre eines Bischofs in unseren Tagen besteht darin, zu wissen, daß er in gebührender Unterwürfigkeit unter den Papst mit diesem übereinstimmt in allem, nicht bloß in den Lehren des Glaubens und der Sitten, sondern auch in den Regeln der Klugheit und Vorsicht. Einigkeit im Glauben und Leben sowie in Gesinnung ist die großartige Erscheinung, welche Freund und Feind an unserer heiligen Kirche bewundern und anstaunen. Der Papst besitzt keine rohe Gewalt, er besitzt keine Kerker und Gefängnisse; nur das offene und freie Wort läßt er die Welt vernehmen, und die treuen Glieder unserer heiligen Kirche gehorchen gern und freudig, die Bischöfe tragen Sorge, daß der Wille des Papstes bis auf den Buchstaben geschehe; die Priester beugen sich in freudigem Gehorsam, und die Gläubigen freuen sich, den Heiligen Vater durch milde Gaben unterstützen zu können. Das war nicht immer so, meine Geliebten! Päpste und Bischöfe und Priester und Gläubige hat es seit Gründung unserer heiligen Kirche immer gegeben. Aber so einig in Herz und Gesinnung wie jetzt waren sie nur selten.

Man nennt das die feste Organisation in der katholischen Kirche; selbst die Feinde rühmen sie, weil sie wissen, daß die Einigkeit für sie ein unübersteigbares Hindernis ist, die Kirche zu zerstören. Und merkwürdig, je mehr die Feinde an der Organisation der Kirche rütteln, desto fester und unerschütterlicher wird sie. Die Leiden und Kämpfe, welche die Kirche zu bestehen hat, erzeugen neues unverwüstliches Leben in ihr.

Seit drei Jahrhunderten arbeitet man unausgesetzt an der Herabwürdigung der Päpste; man hat sie von bekannter Seite her die fleischgewordenen Teufel genannt; man hat sie mit Tieren verglichen, deren Namen ich unmöglich, ohne vor Scham zu erröten, nennen kann. Man hat in vielen Büchern aus der Schrift zu beweisen versucht, daß der Papst der wirkliche und wahrhaftige Antichrist ist. Man hat gelogen, daß ein Papst ein Weib gewesen ist. Man stellt den jetzigen Papst als einen unwissenden Menschen hin, der schon seit 20 Jahren kein Buch mehr gelesen hat. Man hat ihn mit dem Dalai-Lama verglichen. Gar nicht erst zu gedenken der Verspottungen in Bildern und Witzblättern, in öffentlichen Aufzügen und Schauspielhäusern. Gar nicht erst zu gedenken der Beschimpfungen und Verwünschungen in öffentlichen Gassen und Häusern. Aber inmitten aller dieser Kämpfe und Leiden entwickelt sich neues frisches Leben. Das Ansehen der Päpste wird nicht kleiner, sondern trotz der Feinde immer größer; jene Leiden waren nur Geburtswehen, und ein kräftiges, herrliches und blühend frisches Papsttum ist uns in allen diesen

Wirren und Schmerzen geboren worden. Wo nur immer in den letzten drei Jahrhunderten eine Irrlehre auftauchte: die gewissenhafte Wachsamkeit der Päpste erstickte sie im Keime. Das verlief freilich nicht ohne große Schmerzen; so mancher sonst verdienstvolle Mann brach zusammen unter der Wucht seines Eigensinnes, der es ihm nicht gestattete, sich dem Papste in Demut zu unterwerfen. So mancher Held, der eine Lanze für das Ansehen der Päpste gebrochen, schmachtete in unwürdiger Kerkerhaft. Manche Seelen, welche schwach genug waren, um an alledem kein Ärgernis zu nehmen, gingen vielleicht ewig zu Grunde. Doch von Schmerzen ist ja in der Regel die Geburt eines neuen Lebens begleitet, aber diese Schmerzen verwandeln sich bald in ebenso große Freuden. „Denn wenn die Mutter das Kind geboren hat, so denkt sie nicht mehr an die Angst wegen der Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren worden ist."

Wie groß war darum die Herzensfreude aller jener Katholiken, welche sich ein tieferes Verständnis für das Wesen und die Bedeutung des Papsttums bewahrt hatten, als die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes feierlich verkündigt wurde. Es war dies nichts Neues und Unerhörtes. Es war nur ein passendes Wort für einen Gedanken, der seit Anbeginn in der Kirche waltete. Es war nur eine feierliche Anerkennung der päpstlichen Wirksamkeit. Auf eine versuchte Erniedrigung der Päpste mußte naturnotwendig eine Erhöhung folgen, an Stelle der früheren Unklarheit und Unsicherheit mußte Klarheit und Sicherheit treten. Es mußte eine Grenze gesetzt werden allen Streitigkeiten und Lehrmeinungen; es mußte ein oberster Richter auf Erden sein, über welchem es keinen größeren mehr gab und dessen Urteil allein unfehlbar und maßgebend ist. Mit einem Worte: es muß in einer so großen und so mannigfaltig zusammengesetzten Gemeinschaft von Menschen, wie die Kirche es ist, Ordnung herrschen. Einigkeit kommt von Eins; Einer muß sein, von dem die Regierung der ganzen allgemeinen Kirche ausgeübt wird. Und diejenigen, welche die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes nicht anerkennen, leugnen die erforderliche Einigkeit der Kirche; ein Reich aber, welches in sich uneins ist, kann nicht bestehen. Sie wollen also die Uneinigkeit, den Zerfall der Kirche; kein Wunder, wenn die Kirche solche unnütze, ja schädliche Glieder aus ihrer Gemeinschaft ausschließt.

Der Kampf gegen unsere heilige Kirche wird in unsern Tagen mit vereinten Kräften aufs hartnäckigste geführt. Der Kampf tobt jetzt nicht etwa in einem Ländchen oder Lande, nicht in einem Erdteile, sondern auf der ganzen Erde. Einigkeit thut uns Katholiken darum jetzt mehr als jemals not. Wenn ein Feldherr mehrere Armeen kommandiert, so wäre es ein unverzeihlicher Fehler, wollte jeder einzelne Unterbefehlshaber auf seine eigene Hand den Feind angreifen. Es wäre ein Wunder, wenn er

nicht geschlagen würde. Es kommt nicht immer auf die persönliche Tapferkeit an, vor allem fällt die Stellung der Armeen zu einander und die Möglichkeit, einander mit größter Leichtigkeit unterstützen zu können, schwer in die Wagschale. Und dies kann allein der Oberbefehlshaber am besten übersehen, anordnen und leiten. Unbedingter Gehorsam gegen diesen ist daher die unerläßliche Voraussetzung, soll der Kampf vom Siege gekrönt werden.

Ebenso muß es im Kampfe sein, der gegen die Kirche überall entbrannt ist. Einer muß sein, der aus allen Ländern der Erde die Kampfesweise der Gegner, ihre Waffen und Kriegslist erfährt, damit er die erforderlichen Anordnungen für die ganze Kirche treffen kann. Und dieser Eine ist der Papst, der mit dem größten Ansehen ausgerüstet dastehen muß, damit ihm nicht zum Schaden für die ganze Kirche der Gehorsam verweigert werden kann.

Sollten wir uns da nicht billig von Herzen freuen über die vergangenen Leiden, die uns eine so große Freude zur Welt geboren haben? O gewiß! Neues Leben, neue Kraft hat die Regierung unserer heiligen Kirche durchdrungen. Darum vergessen wir auch leicht die Schmerzen vor Freude, daß aus allen jenen Leiden unsere heilige Mutter neu gekräftigt und gestärkt hervorgegangen ist. Als vor einigen Jahrzehnten ein deutscher Bischof in unliebsame Erörterung mit dem Heiligen Vater sich versetzt sah, sagte ein vielgepriesenes Tagesblatt: „Wir wollen sehen, wie weit die Macht des Papstes reichen wird." Und die Macht des Papstes reichte schon damals weiter, als jenes Blatt vermutete. Kein Wunder daher, wenn dasselbe gleichwie tausend andere außer sich wird, nachdem die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes verkündigt worden ist. Dadurch müßt ihr euch also gar nicht irreleiten lassen, ihr müßt nicht verlangen, daß unsere Feinde das loben, was unserer heiligen Kirche nützlich und heilsam ist. Das Papsttum war längst zum Tode verurteilt, und nun, da es wieder neu auflebt und kräftiger als je dasteht, müsset ihr nicht von seinen Totengräbern Jubel- und Danklieder verlangen. Lassen wir diesen die Trauer, die verdiente Verzweiflung und den Ärger über den Ausgang der Sache. Wir wollen uns freuen und unserer Freude dadurch einen angemessenen Ausdruck geben, daß wir Gott danken für die Neubelebung unserer heiligen Kirche. Möge Gott alle bis jetzt noch unentschiedenen und schwankenden Katholiken erleuchten, damit sie immer mehr den Segen und die Bedeutung des Papsttums erkennen. Der hl. Augustin sagt: „Rom hat gesprochen, und der Streit ist zu Ende." Das möge Gott geben! Amen!

Am dritten Sonntage nach Ostern.

„Jesus sprach: Ihr werdet traurig sein, aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden." (Joh. 16, 20.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Unser heutiger Evangelienabschnitt ist einer von jenen ergreifenden Abschiedsreden entnommen, welche Jesus vor dem Beginne seiner Leiden in Gegenwart seiner Apostel gehalten hat. Nicht ohne Grund entlehnt die Kirche aus diesen Reden die Evangelienabschnitte für mehrere Sonntage nach Ostern; denn ihr hauptsächlichster Inhalt ist für die Zeit berechnet, welche auf die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu folgen werde, um die Jünger zu trösten und zu ermutigen. Der Heiland sagte: „Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen", d. i. nur noch wenige Stunden werden vergehen, und dann werde ich am Kreuze sterben, ins Grab gelegt und von euch mit Ausnahme der kurzen Unterbrechung von vierzig Tagen, welche zwischen meiner Auferstehung und Himmelfahrt liegen werden, mit leiblichen Augen nicht mehr gesehen werden. Darauf fährt er fort: „Und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wiedersehen, denn ich gehe zum Vater", d. i. kurze Zeit nach meinem Hingange zum Vater, nach meiner Himmelfahrt, werdet ihr mich mit geistigen Augen sehen. Infolge des Hinweises nun, daß die Jünger Jesum binnen kurzem nicht mehr mit leiblichen Augen schauen sollten, würden die Apostel zwar traurig sein, diese Traurigkeit aber würde gar bald, zehn Tage nach der Himmelfahrt in Freude verwandelt werden, weil sie ihn wieder und zwar mit den Augen ihres erleuchteten Geistes sehen würden. Dieses ist der Sinn unseres Vorspruches: „Ihr werdet traurig sein, aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden."

Damit giebt der Heiland selbst einen bedeutsamen Fingerzeig für die Wertschätzung seiner Erscheinungen nach der Auferstehung, deren er die Seinigen würdigte. Denn daß sich die Freude des Wiedersehens nicht auf das leibliche Schauen des Auferstandenen beziehen könne, erhellt schon daraus, daß diese Freude niemand den Seinigen werde nehmen können, was von dem leiblichen Schauen des Auferstandenen nicht gelten kann, da dieses Schauen oft nur von sehr kurzer Dauer war, und die dadurch erzeugte Freude gewöhnlich mit bangen Zweifeln vermischt war. Die Freude des Wiedersehens also, welche ihnen nimmer genommen werden soll, muß in dem innern, geistigen Schauen des Auferstandenen wurzeln, welches mit der Ausgießung des Heiligen Geistes begann, und woran seitdem bis ans Ende der Welt alle wahrhaft gläubigen Christen den

innigsten Anteil haben. Von den heiligen Evangelisten aber ist es namentlich der hl. Johannes, der die Notwendigkeit des Fortschreitens vom leiblichen Schauen zum geistigen Sehen des Auferstandenen nicht undeutlich betont. Denn bei Aufzählung der in seinem Evangelium erwähnten Erscheinungen des Auferstandenen läßt sich eine gewisse Abstufung, ein Aufsteigen vom Niederen zum Höheren, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen unmöglich verkennen.

Auf der niedrigsten Stufe steht Thomas, der die Wahrheit „Jesus ist auferstanden und lebt" nicht glauben will, wenn er den Auferstandenen nicht mit seinen Augen sieht und dessen Leib nicht mit seinen Händen betastet. Dann folgen die übrigen Apostel, die, ohne daß Jesus nötig hat, sich ihnen zur Betastung anzubieten, glauben, daß er lebt, nachdem der Herr ihnen seine Hände und seine durchstochene Seite gezeigt hat. Eine höhere Stufe nimmt Maria Magdalena ein, die, ohne Jesus zu betasten, ihn erkennt, nicht weil sie ihn mit ihren Augen sieht — denn durch diese erkennt sie ihn nicht, da sie in seiner sichtbaren Gestalt nicht ihn, sondern den Gärtner zu sehen meint — auch nicht allein darum, weil sie mit ihren Ohren seinen Laut vernimmt, sondern weil beim Klange des vielsagenden „Maria" die Stimme seiner Liebe in ihrem Herzen widerhallt. Nicht an der Gestalt, die sie sieht, nicht an dem „Weib, was weinest du", das sie mit ihren Ohren hört, sondern an dem „Maria", das in ihrem Innersten einen Widerhall findet und ihr alles ausdrückt, was Jesus ihr ist, erkennt sie den Meister, obwohl seine Haltung und Stimme, sofern sie äußerlich sichtbar bezw. hörbar sind, ihr fremd erscheinen. Noch höher steht „der Jünger, den Jesus lieb hatte", der ohne zu sehen, ohne zu tasten, auch ohne die Stimme Jesu in seinem Innersten wiederklingen zu hören, auf den bloßen Anblick des leeren Grabes hin glaubt. Maria Magdalena sieht das leere Grab, schließt aber daraus, daß man ihn weggenommen habe; der Jünger aber tritt in das geöffnete Grab hinein und glaubt, daß der Herr auferstanden ist. Die höchste Stufe jedoch nimmt der Mensch ein, der, ohne den Auferstandenen mit leiblichen Augen zu sehen, glaubt, daß Jesus lebe, weil er ihn, den Verherrlichten, anschaut mit dem Geistesauge. Der erleuchtete Christ, der, mit Paulus zu reden, den ärmlichen Anfangsgründen der Welt abgestorben ist, braucht kein sichtbares Zeichen; er glaubt, daß Christus lebt, obschon er mit dem Auge des Leibes ihn, den Verherrlichten und ewig Lebenden, nicht sieht. Wer so glaubt, den spricht Jesus selig mit den Worten: „Selig, die nicht sehen und doch glauben."

Wir alle sahen noch nie den Auferstandenen mit den leiblichen Augen, und doch soll unsere Überzeugung von seiner Auferstehung eine tiefere, nachhaltigere und innigere sein, als es jene der ersten Zeugen war. Wie werden wir dazu gelangen? „Ein Toter", sagt der hl. Athanasius, „kann

nichts mehr wirken. Der am Kreuze für uns gestorbene Heiland aber bewirket in allen, so an ihn glauben, daß sie den Tod selbst verachten und seine Vernichtung nicht fürchten." O unterschätzen wir diese weltgeschichtliche Thatsache nicht und würdigen wir sie recht im Zusammenhange mit den Anschauungen, welche in dieser Hinsicht die ganze vorchristliche Heidenwelt beherrschten! In der Furcht des Todes, sagt der Apostel, trug die alte Welt das Zeichen ihrer Knechtschaft immerfort an sich.

Selbst die edelsten Geister der alten Welt, so scharfsinnig sie auch die Furcht vor dem Tode wegzuleugnen versuchten, konnten sich derselben nicht entziehen. Der Stachel des Todes, den sie völlig zu vernichten suchten, saß tief eingebohrt in ihren eigenen Herzen. Da kam die frohe Kunde aus Judäa: „Christus ist erstanden!" Und der Apostel rief siegesfroh aus: „Tod, wo ist dein Stachel?" Welche Veränderung! Die den Tod ehedem fürchteten, verachten ihn jetzt, treten ihn nieder, ja eilen mutig dem Tode entgegen und fürchten seine Vernichtung nicht, sie ziehen sogar aus Liebe zu Christus den Tod dem gegenwärtigen Leben vor.

Von diesem allgemeinen Zuge wird auch unser Herz tief ergriffen, so oft wir des Todes gedenken. Wer aus uns kennt nicht den Todesgedanken samt seiner Veranlassung und seinem unübersehbaren Gefolge. Wenn wir gedenken unseres Lebens, seiner Mühen und Beschwerden, seiner Thränen und Sorgen, seiner herrlichen Blüten und spärlichen Früchte, seiner Freuden in den Leiden, und seiner Leiden in den Freuden, was ist es denn da, das uns tröstet am Grabe unserer Eltern, am Grabe unserer Freunde und vor Verzweiflung bewahrt beim Gedanken an unser eigenes Grab, aus dem uns die Nacht des Todes und die Leere der Vernichtung entgegengähnt? O es ist unser zart fühlendes Herz, welches sich mit unwiderstehlicher Gewalt anschmiegt an den auferstandenen Heiland, seine beglückende Gegenwart fühlt und seine beseligenden Worte vernimmt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er auch stirbt."

Habt ihr zwar bis jetzt noch viel zu wenig den bitteren Ernst dieses armseligen Lebens erfahren, um diese Herzensstimmung zu gewahren, o glaubet es mir, auch euch wird jener Ernst nicht erspart bleiben. Möchte dann der Auferstandene eure Herzen rühren, damit ihr aus eigener Erfahrung die Wahrheit bezeugen könntet: „Christus ist erstanden!" Mögen dann auch Leiden ohne Zahl kommen, und wären wir darob auch betrübt bis in den Tod — glaubet es! auch diese Traurigkeit wird verwandelt werden in Freuden des Herzens — in Freuden der Zeit und Ewigkeit. Amen!

Am Feste der Auffindung des heiligen Kreuzes.

(3. Mai.)

„Gleichwie Moses die Schlange in der Wüste erhöht hat, so muß der Menschensohn erhöht werden, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben." (Joh. 3, 15.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der Heiland vergleicht sich mit der Schlange, die Moses in der Wüste erhöht hat. Um aber den tiefen Sinn dieser Vergleichung fassen zu können, wollen wir kurz mitteilen, was für ein Bewenden es mit jener Schlange in der Wüste gehabt hat. Es verhielt sich dies also.

Bekanntlich mußten die Kinder Israels 40 Jahre in der Wüste umherirren, bevor sie das Gelobte Land erobern und in Besitz nehmen konnten. Deswegen wurde das Volk sehr verdrossen, beklagte sich über die vielen und beschwerlichen Reisen und Märsche, murrte wider Gott und sprach zu Moses: „Warum hast du uns aus Ägypten geführt, daß wir sterben in der Wüste? Weder Brot noch Wasser ist da und unsere Seele empfindet Ekel an der schalen Speise. Da sandte der Herr Feuerschlangen unter das Volk, und weil viele Israeliten gebissen wurden und starben, kamen die Überlebenden zu Moses und sprachen: Wir haben gesündigt, daß wir geredet wider den Herrn und wider dich; bitte, daß er die Schlangen von uns nehme. Und Moses betete für das Volk. Und der Herr sprach zu ihm: Mach eine eherne Schlange, und richte sie zum Zeichen auf; wer gebissen ist und sie ansieht, soll leben. Also machte Moses eine eherne Schlange und richtete sie zum Zeichen auf; und die gebissen wurden und sie ansahen, wurden geheilt."

Soviel über die eherne Schlange. Es fragt sich nun, wie kommt der Heiland dazu, sich mit jener Schlange zu vergleichen, zumal ja überdies infolge des ersten Sündenfalles die Schlange bei uns gerade nicht im besten Andenken steht? Der Grund hiervon liegt tief und ist geheimnisvoll. Durch Schlangen waren viele Israeliten tödlich verwundet worden, und eine Schlange war es, deren sich Gott in seiner Allmacht zu ihrer Heilung bediente, wenn sie dieselbe gläubig und bußfertig ansahen. Ähnlich sollte das Verhältnis des am Kreuze erhöhten Christus zu dem unter dem Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen von der alten Schlange verführten Menschengeschlechte sein. Das bedeuten die Worte Jesu, welche er zu Nikodemus sprach: „Gleichwie Moses die Schlange in der Wüste erhöht hat, so muß der Menschensohn erhöht werden, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben." Darum läßt auch die Kirche durch den Mund ihrer

Diener beim heiligen Meßopfer in der Passionszeit singen: „Es ist wahrhaft gebührend und recht, daß wir dir, allmächtiger Vater und ewiger Gott, allzeit und überall Dank abstatten, der du das Heil des menschlichen Geschlechtes auf das Kreuzesholz gesetzt hast, damit das, was der Ursprung des Todes war, die Auferstehung des Lebens würde, und der, welcher durch das Holz überwand, auch durch das Holz besiegt würde durch Jesum Christum, unsern Herrn."

Dieses große Geheimnis des heiligen Kreuzes wollen wir daher heute betrachten, da wir das glorreiche Andenken an die Auffindung des heiligen Kreuzes so festlich begehen. Stellen wir uns vor, wir wären alle dabei gewesen, als das Kreuz Christi aus dem Schutte ans Tageslicht gezogen wurde, und bewundern wir die Allmacht und Weisheit Gottes, der auf das von den Ungläubigen verachtete, verfluchte und armselige Kreuzesholz das Heil des ganzen Menschengeschlechtes gesetzt hat.

Über das Geheimnis des heiligen Kreuzes sagt der hl. Chrysostomus: „Eine Jungfrau, ein Baum und der Tod waren Zeugen unserer Niederlage; nun siehe, wie ebendieselben Ursachen von unserem Siege sind. Für Eva ist Maria, für den Baum der Stamm des Kreuzes und für den Tod Adams der Tod des Herrn. Erkennst du nun, wie wirklich der Feind durch die nämlichen Waffen besiegt worden, durch die er gesiegt hatte?" — Zwei Bäume also sind es, welche heute unsere andächtige Aufmerksamkeit beanspruchen und welche bei aller Ähnlichkeit immerhin noch genug von einander verschieden sind.

In der Mitte des Paradieses stand der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen, von dessen Früchten unsere Stammeltern nicht essen sollten, sonst würden sie sterben müssen. — Wie, wären sie wirklich nicht gestorben, wenn sie jenes göttliche Gebot genau und gewissenhaft beobachtet hätten? — O gewiß nicht! Denn sie waren vor der Sünde nicht bloß ihrer Seele, sondern auch ihrem Leibe nach unsterblich; sie kannten keine körperlichen Schmerzen und Leiden, und wenn auch die Zahl ihrer Jahre wuchs, so sollten ihre Jahre für sie doch keine Last sein; sie hätten in alle Ewigkeit keine Krücke, keinen Stab, keinen Arzt und keine Arznei gebraucht. Dazu hatten sie im Paradiese den Baum des Lebens, dessen Früchte sie vor Hunger, Krankheit, Schwäche und Tod bewahrten. „Keine Verderbnis", lehrt der hl. Augustinus, „war in dem Körper des ersten Menschen oder verursachte durch seinen Körper seinem Sinne irgend welche Beschwerde. Von innen hatte er keine Krankheit, von außen keine Wehen zu befürchten. Die höchste Gesundheit vielmehr blühte in seinem Körper, in seiner Seele war völlige Ruhe und Heiterkeit. Sowie im Paradiese keine Hitze und Kälte, so war auch in dem Bewohner desselben der gerechte Wille weder durch eine Begierde, noch durch Furcht verletzt. Weder Traurigkeit noch üppige Lustbarkeit hatte dahin einen Zutritt, wahre und

dauerhafte Freude floß aus der reichsten Urquelle, aus Gott, und jener brünstigen Liebe gegen den Schöpfer, die von reinem Herzen, gutem Gewissen und ungefärbtem Glauben kommt. . . . Die Arbeit ermunterte, ohne Mattigkeit zu hinterlassen, und die Notwendigkeit des Schlafes drang sich dem Menschen niemals wider seinen Willen auf. Alles war leicht. Wonne und Vergnügungen boten sich von allen Seiten dar."

Fürwahr, es muß in dem Paradiese ein Leben gewesen sein, wie es angenehmer und wonnevoller nicht gedacht werden kann. Und dieses Leben sollte ewig dauern, wenn die ersten Menschen vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen nicht essen würden. Alle paradiesische Wonne und Freude hing gewissermaßen von diesem einzigen Baume ab. Das erste Menschenpaar konnte wählen; beides, die Frucht von jenem Baume und die Glückseligkeit des Paradieses, konnten sie nicht genießen. An einer Frucht hing der Himmel oder die Hölle; eine Frucht sollte entscheiden; entweder sie essen oder nicht, darauf kam es an. Der erste Mensch sollte wählen zwischen Gott und dem Teufel. Satan sprach: „Wenn ihr von diesem Baume esset, so werden euch die Augen aufgehen und ihr werdet sein wie Gott, erkennend das Gute und Böse." Und Gott hatte gesagt: „Wenn ihr davon esset, werdet ihr sterben!" Ach! und Eva ließ sich verführen, beachtete das Gebot Gottes nicht, ließ sich vom Äußeren der verbotenen Frucht bestechen und aß mit Adam die Frucht des Todes. Nun, und wo ist die Erfüllung jener teuflischen Weissagung geblieben? O, allerdings thaten sich ihre Augen auf, aber nur, um nichts Erfreuliches zu sehen. Sie erwachten wie aus einem schönen Traume. Sie hatten geträumt, daß sie Götter sein würden, Himmel und Erde regieren, alles wissen und alles ins Werk zu setzen vermögen würden. Da weckte sie die Berührung mit der verbotenen Frucht auf, und sie waren nicht im Himmel, sondern auf der wüsten Erde; sie waren nicht allmächtig, sondern ohnmächtig; sie waren nicht allwissend, sondern unwissend; sie waren nicht mehr unsterblich, sondern sterblich; sie waren nicht mehr glücklich, sondern unglücklich; sie waren nicht mehr heiter, sondern traurig; die Arbeit machte sie müde; der Schlaf war für sie jetzt eine unbedingte Notwendigkeit; ihre Kräfte nahmen ab; Krankheiten und Unfälle der mannigfaltigsten Art suchten sie heim; sie wurden des Lebens müde, und endlich kam der Tod, um sie aus diesem Jammerthale hinauszuführen. Und was dabei das Schlimmste ist, das ist die traurige Folge, daß nicht bloß Adam, sondern alle seine natürlichen Nachkommen die unheilvollen Wirkungen jenes verbotenen Genusses empfinden sollten, „weil alle", wie der Apostel sagt, „in ihm gesündigt haben."

O unglückseliger Baum des Paradieses! O du jammervolles Holz! Kein Mund vermag es zu sagen, keine Feder vermag es zu schreiben, welch ein Unglück, Elend und Wehklagen auf Erden du verursacht hast.

Eine einzige Frucht von deinem Holze schädigte die gesamte Menschheit. Seitdem war kein heiler Fleck an dem Menschen von der Fußsohle bis zum Scheitel. Adam, die Wurzel des ganzen Menschengeschlechtes, war vergiftet von dem Bisse der alten Höllenschlange; was sollte da noch aus dem Baume werden? Er konnte doch nur kümmerlich gedeihen, und die Früchte, die er hervorbrachte, die Werke der Menschen, waren vergiftet und wert, daß sie ein Raub der Hölle wurden.

Was thut nun ein kluger Gärtner, wenn er sieht, daß ein Baum schlechte Früchte hervorbringt? Wird er ihn etwa alsogleich umhauen und ins Feuer werfen? O, gewiß wenigstens nicht sofort. Dazu, so denkt er, ist es immer noch Zeit; ich kann ja noch versuchen, ob ich nicht vielleicht durch Pfropfen und Veredeln bessere Früchte erzielen kann; sollte aber auch dies zu nichts führen, dann müßte er allerdings verbrannt werden. Ebenso mochte unser himmlischer Vater, dessen Garten die ganze Erde und dessen vorzüglichste Fruchtbäume in diesem Garten die Menschen sein sollten, denken, als er gesehen, daß sie von dem Höllenwurme angefressen keine gute Frucht hervorbrachten. Er beschloß daher, die Menschen zu veredeln, sandte das ewige Wort Gottes auf diese Erde herab, damit es auf dem noch unverdorbenen Fruchtboden des jungfräulichen Schoßes Mariens Fleisch annehme und als Weltheiland das Licht der Welt erblicke. Dieser ist das gottmenschliche Samenkorn, welches, zu einem gesunden Reise aus der Wurzel Jesse herangewachsen, geeignet war, den dürren und blätterlosen Stamm des ganzen Menschengeschlechtes aufs neue zu beleben, damit er Früchte trage für den Himmel. Wer war nun jenes Pfropfreis, und wer jener Baum, der das ganze Menschengeschlecht darstellte und jenes Pfropfreises bedurfte, um veredelt zu werden?

O, Jesus Christus war jenes himmlische Pfropfreis, welches in dem marianischen Gärtlein, in das der Teufel keinen Zutritt hatte, von Gott dem Vater gepflanzt und vom Heiligen Geiste gehegt und gezogen worden ist. Und der dürre, blätterlose Stamm, welcher das ganze Menschengeschlecht vorstellt und veredelt werden soll — wer ist jener Stamm, jener vergiftete Baum? Fasset es auf! *Jener Stamm ist das Kreuz auf Golgatha.* Denn wie war es seit dem ersten Sündenfalle um die Menschen bestellt? Sie wurden vertrieben aus dem Paradiese, mußten im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot verdienen, mordeten und stahlen; sie blieben unwissend selbst in den allernotwendigsten Stücken; sie quälten einander, haßten sich gegenseitig, vergeudeten ihre Gesundheit durch Schwelgerei und Unzucht; sie verzweifelten, wenn sie arm waren; die Reichen verzweifelten, da sie sterben mußten. Fassen wir dieses ganze Elend der Menschen vor Christus in ein einziges Wort zusammen, so müssen wir sagen: *Die Menschheit war ein leibhaftiges Kreuz.* Dieses

Kreuz sollte aber nicht etwa aus der Welt hinausgeschafft werden, es sollte nur veredelt werden durch Jesus Christus.

Seht, darum wählte unser göttlicher Heiland ein Kreuz, an dem er sterben und die Welt erlösen wollte; er wählte ein Kreuz aus Holz, weil der Teufel am Holze gesiegt und die Menschen mit so namenlosem Kreuz und Leiden heimgesucht hatte; er ließ sich verfolgen, verkennen, auf die Probe stellen, ausfragen, versuchen, verleumden; er ließ sich verhöhnen, verspotten, verlachen, schlagen, geißeln; er ließ sich ungerecht verurteilen und dann durch Pilatus sich dem Volke vorstellen, indem dieser den Juden zurief: Sehet, welch ein Mensch!

Und warum das? Pilatus hätte richtiger gesprochen: Sehet, welch eine Menschheit; denn in dem zerfleischten und verunstalteten Körper Christi zeigte der Gottmensch die Menschen in ihrer ganzen Jämmerlichkeit. Diesem Elende setzte der Gottmensch die Krone auf, da er selbst noch in diesem Zustande das Kreuz mit Freuden auf seine Schultern nahm und daran den schimpflichsten Tod erlitt. So hatte Christus gleichsam alle Kreuze der einzelnen Menschen, alle Leiden ihrer Seele und ihres Leibes in ein Kreuz zusammengefaßt und an seinem heiligen Körper vereinigt, um ihn auf der höchsten Stufe aller Leiden, im Augenblicke des Todes, dem himmlischen Vater vorzustellen, damit dieser beim Anblicke eines so kläglichen Schauspieles sich endlich um seines geliebten Sohnes willen der armen Menschen erbarme, den Himmel mit allen seinen Gnadenschätzen öffne, sie wie Tau in die Herzen der Menschen niederlassen und diese aus den Klauen des leidigen Satans befreien möge. Wie groß muß also die Versündigung der ersten Menschen im Paradiese gewesen sein, da es solcher übermenschlicher Anstrengungen bedurfte, um Gott den Vater zu versöhnen. Das ganze Elend aller Menschen auf Gottes Erde, alle Kreuze der Menschen zu einem Kreuze zusammengenommen und einem bloßen Menschen auferlegt, genügten nicht, um Gott zu versöhnen; vielmehr mußte alles Herzeleid, mußten alle Leiden und alle Kreuze, wie sie die Millionen Menschen durch 4000 Jahre empfunden und ertragen hatten, zusammengenommen und dem geliebtesten Sohne Gottes selber auferlegt werden; und auch das genügte noch nicht, er mußte auch noch sterben, und nicht etwa infolge der Geißelung, nein, er mußte den schimpflichsten Tod am Kreuze sterben; nur angesichts dieses unsäglichen Elendes erhörte Gott das Flehen seines eingeborenen Sohnes; da konnte Gott der Vater nicht mehr ferne bleiben, er nahm das Leiden und Sterben Jesu wohlgefällig auf und versprach allen denen den Zutritt zum Himmelreich, welche an den gekreuzigten Heiland glauben und seine Gebote befolgen würden. Das ist der innige Zusammenhang zwischen dem wonnereichen Paradies und dem schmerzenreichen Golgatha, das der Zusammenhang zwischen dem verhängnisvollen Baume im Paradiese und dem heiligen Kreuze auf Golgatha.

Meine Geliebten! Wir feiern heute das Fest der Auffindung des heiligen Kreuzes, und da möchte ich angesichts des Kreuzes Christi mich freuen — aber auch mich betrüben, wenn ich namentlich an die Worte des hl. Paulus denke: „Viele von euch wandeln als Feinde des Kreuzes." Ja, viele meinen, das Kreuz Christi nicht nötig zu haben, sie wollen ohne dasselbe in der Welt fortkommen und verlachen und verspotten dasselbe. O die Unglückseligen! Wüßten sie das tiefe Geheimnis des Kreuzes Christi, sie würden in sich gehen und zur Kreuzeslehre sich bekehren. Denn das Kreuz Christi — so haben wir es ja heute kennen gelernt — ist die geheimnisvolle Darstellung aller Leiden und Schreckniſſe, wie sie die Menschen vor Christus auszustehen hatten. Glaubet an die welterlösende Kraft des heiligen Kreuzes nicht, verspottet und verhöhnt es, so seid ihr, du mein Gott! um 19 Jahrhunderte fortgeschritten, aber nicht nach vorn, sondern nach rückwärts. Das kann man heutzutage zur Genüge sehen; man klärt die Arbeiter, Armen und leider auch schon das Landvolk auf, lehrt sie das Kreuz Christi verachten und versetzt sie trotz allem Fortschritt in ein namenloses Elend, woraus es nur diese Rettung giebt: entweder vor Hunger zu sterben, oder als Unzufriedene und Revolutionäre unter dem Henkerbeile zu enden.

Gott sei es viel tausendmal gedankt, daß unsere Vorfahren darüber ganz anders dachten. Sie wollten die immerwährende Erneuerung des Andenkens an das heilige Kreuz feiern, deshalb gelobten sie das Fest der Auffindung desselben. Seitdem sind schon viele Jahre verflossen, und Tausende von Stürmen sind über das Kreuz auf unserem Gotteshause dahingebraust. O möchte nur das Kreuz Christi in unserem Herzen nimmer wanken! Und sollte es wirklich einige unter uns angehen, o so befestiget es heute! Wir, die wir noch nicht im Glauben erschüttert sind, wir wollen euch helfen in eurer Arbeit durch unser inbrünstiges Gebet. Inzwischen aber wollen wir alle jubeln und ausrufen: „Wir beten dich an, o Herr Jesu Christe, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die ganze Welt erlöst!" Amen!

Am vierten Sonntage nach Ostern.

„Wenn der Tröster kommt, wird er die Welt überzeugen von der Sünde." (Joh. 16, 8.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der Haß der Juden gegen Jesus, ihr blinder Eifer und ihre leidenschaftliche Aufregung — ich weiß nicht, waren sie künstlich erzeugt oder auf natürliche Weise entstanden — brachten auf einige Zeit die Stimme

des Gewissens zum Schweigen. Um so furchtbarer mußte darum das Erwachen desselben sein nach vollbrachter Kreuzigung Jesu und nach seiner glorreichen Auferstehung. Der Geist hatte sie überzeugt von der Sünde des Gottesmordes, den sie begangen, weil sie nicht an Jesum geglaubt hatten. Die Juden hatten eben die Macht des Gewissens unbeachtet gelassen und mußten sie nun fühlen. In gleicher Weise handeln auch Christen nicht selten. Alles wird im voraus überlegt und scheinbar reiflich überlegt; man nimmt im voraus alle möglichen Rücksichten; aber Eins übersieht man so häufig — bald böswillig, bald leichtsinnig, *ich meine die Macht des Gewissens*, indem einige sich niemals durch das Gewissen gebunden sehen, andere wieder überall durch die Macht des Gewissens sich bestimmt wissen. Allein auch hier liegt die Wahrheit in der Mitte.

Das Gewissen ist dasjenige sittliche Vermögen im Menschen, welches ihm in jedem einzelnen Falle mitteilt, was er thun oder unterlassen soll, damit er die Gebote Gottes beobachte. Es ist unser Gewissen demnach unser beständiger Begleiter, und unser beständiger Ausleger der Gebote Gottes, und unser beständiger Lehrer im göttlichen Gesetze, und unser beständiger Richter. Das Gewissen begleitet uns, ob wir es wollen oder nicht; welch eine Macht muß es haben! Es legt uns die Gebote Gottes aus mit dem unabweisbaren Anspruche, daß seine Auslegung die richtige ist; welch eine Macht legt es sich bei! Das Gewissen unterrichtet uns im göttlichen Gesetze mit einem Ansehen, wie es größer nicht leicht gedacht werden kann; welch eine Macht liegt nicht darin! Und das Gewissen richtet uns nach dem göttlichen Gesetze, ob wir uns diesem inneren Richter stellen wollen oder nicht; welch eine Macht übt es thatsächlich über uns aus! Es klagt uns an, und wir können uns nicht einmal verteidigen; es verurteilt uns, und wir müssen es laut bekennen, daß der Urteilsspruch gerecht ist; es straft uns, und wir müssen sein Strafmaß als richtig anerkennen. *O große, ja erstaunlich große Macht des Gewissens!*

Diese Macht ist unbestreitbar; jeder Mensch muß sie anerkennen; alles kommt daher auf das Gewissen an, soll es mit seiner unbeschreiblichen Macht keinen Mißbrauch treiben. Denn die Macht ist fast dieselbe, ob das Gewissen eines Menschen richtig oder unrichtig, ob es weit oder ängstlich ist. Darum wachet über euer Gewissen, damit es immer richtig bleibe; wählet euch einen weisen und gewissenhaften Seelenführer, der es mit eurer sittlichen und religiösen Lebensaufgabe weder zu leicht noch zu streng nimmt, vielmehr zwischen beiden die goldene Mittelstraße euch leitet. Dann wird euer Gewissen jederzeit ein richtiges, ein zuverlässiges, ein wachsames und zartes sein. *Eben ein solches Gewissen habe ich vor Augen, wenn ich euch seine große und heilsame Macht zeigen will.*

Der menschliche Verstand ist hochmütig und will sich um keinen Preis einem höheren Ansehen unterwerfen. Das Gewissen aber unterwirft ihn im Gläubigen dem Ansehen des wahrhaftigen Gottes und der unfehlbaren Kirche; unterwirft ihn im Untergebenen dem Ansehen des Vorgesetzten; unterwirft ihn im Zögling dem Ansehen seines Erziehers. Die menschliche Phantasie ist leicht erregbar und wenig wählerisch in ihrer Thätigkeit und nicht immer sittlich gut in ihren Erzeugnissen. Das Gewissen aber bewacht und beruhigt sie; es regelt ihre Thätigkeit und leitet sie auf ein bestimmtes Ziel hin; es beschämt die flatterhafte und sinnlich ausschweifende Einbildungskraft. Das menschliche Gefühl ist oft sehr unstet, wenig zuverlässig und nicht immer sittlich rein in seinen Äußerungen. Das Gewissen aber verleiht dem menschlichen Gefühle eine erfreuliche Stetigkeit und Ausdauer; es gewährt ihm eine sichere und feste Grundlage, so daß andere sich darauf verlassen können; das Gewissen läutert auch alle Äußerungen des menschlichen Gefühles von allen sittlich unreinen Beimischungen. Der menschliche Wille ist oft sehr schwach, wenig entschieden und nicht immer beharrlich bis ans Ende. Das Gewissen aber führt gar bald eine Entscheidung herbei, es kräftigt den Schwachen und giebt ihm den bewunderungswürdigen Mut, auszuharren bis ans Ende. Die menschlichen Empfindungen sind oft nicht zart, oft verletzend, oft sogar herausfordernd zum Zornesausbruche. Das Gewissen aber beruhigt uns wegen des Unzarten; es benimmt dem Verletzenden seinen schmerzlichen Stachel; es erstickt jede Aufwallung unseres Gemütes im Keime. Die menschliche Zunge ist ja leicht beweglich und erstaunlich unvorsichtig; das Gewissen aber bestimmt, welche Gedanken aus seinem Bereiche entlassen werden und welche nicht; es entscheidet über die Zeit des Redens und des Schweigens.

Daß der unkeusche Sünder sich vor sich selber schämt, das bewirkt das Gewissen; daß der heimliche Dieb das gestohlene Gut endlich zurückgiebt, das veranlaßt das Gewissen; daß der Lügner schließlich die Wahrheit sagt, das setzt sein Gewissen durch; daß der Verleumder wahre Reue empfindet und alles widerruft, das führt das Gewissen aus. Unreine Gedanken verabscheuen und unreine Begierden rücksichtslos abweisen, ist ein Werk des Gewissens. Für die Eltern, die Lehrer und Obrigkeiten beten, ihnen alles Gute wünschen und ihnen viel Freude machen, ist eine That des Gewissens. Strafen und Zurechtweisungen demütig und freudigen Herzens annehmen, das vermag nur das Gewissen. Almosen geben, und gern Almosen geben, das kann nur das Gewissen. Fasten, und wirklich fasten und freudig im Geiste der Kirche fasten, das vermag nur das Gewissen.

Deine Demut ist nur dann eine Tugend, wenn das Gewissen sie anerkennt. Deine Freigebigkeit ist nur dann eine Tugend, wenn das

Gewissen sie bestätigt. Deine Keuschheit ist nur dann eine Tugend, wenn das Gewissen daran nichts auszusetzen findet. Deine Mäßigkeit ist tugendhaft, wenn dein Gewissen dir keine Mängel nachweist. Deine Sanftmut ist tugendhaft, wenn dein Gewissen nichts zu verbessern hat. Und dein Eifer im Guten ist lobenswert, wenn auch das Gewissen dich loben kann. Mit einem Worte, das Gewissen ist eine Macht, die um so größer ist, je weniger wir uns ihr entziehen können; die um so furchtbarer für uns ist, je weniger wir im Grunde genommen an ihr etwas zu tadeln haben; eine Macht, die um so fühlbarer sich macht, je mehr wir uns gegen sie auflehnen.

Und ein gewissenhafter Mensch — wer vermag ihn würdig zu loben und zu preisen! Ihm gebricht es weder an Klugheit im Handeln, noch an Unbefangenheit im Urteilen. Weder Schmeicheleien, noch Geldspenden ist er zugänglich. Der Gewissenhafte läßt sich nicht abschrecken durch Drohungen; er läßt sich nicht gewinnen durch ein klug berechnetes Benehmen. Er erfüllt seine Pflicht, auch wenn er nur Tadel zu erwarten hat. Er ist eine Stütze, auf die man sich verlassen kann; er hat ein Herz, dem man das vollste Vertrauen schenken kann. Der Gewissenhafte besitzt eine Treue, die niemals wankt. Sein Wort ist lauteres Gold der Wahrheit. Sein Auge schaut uns so aufrichtig an. Seine Geschenke sind keine Danaer-Geschenke. Seine Frömmigkeit ist keine Heuchelei. Seine Freundschaft ist keine klug berechnete. Seine Ermahnungen kommen von Herzen, und seinen Warnungen fehlt das Verletzende.

Und da wundern wir uns noch, daß der Gewissenhafte mächtig wirkt auf seine Nächsten! Nun, gewissenhaft sollet auch ihr werden. O so achtet auf die Stimme eures Gewissens! Von einem richtigen Gewissen belehrt, unterrichtet und geleitet, werden wir immer das Rechte treffen; wir werden das Vertrauen unserer Mitmenschen mit Recht verdienen, in allem selbständig sein und unserem Berufe treu unsere Lebensaufgabe zu lösen im stande sein, wenn wir auch Religion und Tugend zur Gewissenssache machen.

Gewissenhaft leben heißt: Friede im Innern, Ruhe nach außen, Sicherheit im Handeln, Fleiß in der Arbeit, Treue in der Erfüllung der Berufspflichten und herzliche Freude an den Erholungen. O, das Gewissen, wie süß ist seine Macht! Ja, ewig süß, himmlische Seligkeit ist ein gutes Gewissen bis in alle Ewigkeit! Amen!

Am vierten Sonntage nach Ostern.

„Jesus sprach: Ich gehe nun zu dem hin, welcher mich gesandt hat, und niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin?“ (Joh. 16, 15.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der auferstandene Heiland steht im Begriffe, zum Vater zu gehen, der ihn gesandt hat; das ist die durch unser heutiges Evangelium uns nahe gelegte Antwort auf die von den Aposteln zu stellende Frage: Wo gehst du hin? — Und wir alle haben die Bestimmung, zu Gott zu kommen, der uns erschaffen hat; das ist die uns heute zur näheren Betrachtung vorgelegte Antwort auf dieselbe, an jeden Einzelnen von uns gerichtete Frage: Wo gehst du hin?

Es giebt der Ziele viele, welche dem Menschen erreichbar sind; von allen aber ist nur eins von ewigem Vorteil, Gott. Das vermag nun der Mensch in den ersten Jahren seiner geistigen Entwicklung durch sich selbst nicht zu erkennen. Daher hat die gesamte Menschheit mit ihrem tausendjährigen Erfahrungsschatze, daher haben die Eltern vermöge ihres natürlichen Verhältnisses zu den Kindern, daher haben Lehrer und Erzieher infolge der erprobten Grundsätze ihrer Wissenschaft, daher hat die Kirche vermöge der sakramentalen Wiedergeburt und Gott vermöge der Schöpfung ein Recht, dem einzelnen Menschen während seiner ganzen irdischen Lebensdauer bei der Wahl seines Zieles und der Mittel, welche zum Ziele führen, hilfreich, beeinflussend und bestimmend zur Seite zu stehen, soweit es die Rücksicht auf die menschliche Willensfreiheit gestattet.

So wollen verstanden und aufgefaßt sein alle Bestrebungen, Gnadenerweise und Veranstaltungen Gottes, namentlich die Kirche, welche als eine göttliche Einrichtung ihren ganzen Einfluß aufbietet, um die Menschen zu Gott zurückzuführen. Schon das kleine, neugeborene Kind weiß sie in den Kreis ihrer liebevollen Einwirkung zu ziehen. Das Kind, von den Paten an den Taufstein getragen, wird, ohne eine Ahnung davon zu haben, vor Zeugen und Bürgen verpflichtet, die christliche Heilswahrheit sich anzueignen, dieselbe zu bekennen und im Leben durch einen tugendhaften Wandel zu bethätigen. Und als Zeichen dieser Verpflichtung, sowie als Keim eines so im voraus bestimmten Lebens empfängt das Kind die heilige Taufe im Namen des dreieinigen Gottes. Die Kirche, die Eltern, gewissenhafte Erzieher, die menschliche Gesellschaft überhaupt haben aber dieses Ziel des Kindes im Auge zu behalten und alles aufzubieten, daß es an dasselbe gelange. Um so schmerzlicher müßte es berühren, wenn sich in der Nähe des sich geistig und körperlich entwickelnden Kindes Einflüsse geltend machen würden, welche nur zu sehr geeignet wären, das

jugendliche Familienglied seinem ursprünglichen Ziele zu entfremden oder ihm dasselbe zu verdunkeln und zu umnebeln. Nach dieser Seite hin hat besonders das elterliche Haus eine große Verantwortlichkeit; es wirkt, wenn auch nicht bestimmend, so doch zumeist belehrend, ermahnend und vorbereitend auf die Berufswahl ein, die vom gereiften Jünglinge getroffen und womit ein bestimmt abgegrenzter Kreis von Pflichten gebildet wird, innerhalb dessen das ewige Ziel erreicht werden soll. Denn von der Erfüllung der Standespflichten hängt es ab, ob jemand sein ewiges Ziel erreicht, da jeder Mensch Gott wahrhaft dient, wenn er seine Berufspflichten mit aller Treue nach christlichen Grundsätzen erfüllt.

Zwar sind verschieden die einzelnen Berufsarten der großen menschlichen Gesellschaft und mannigfaltig die Wege, auf denen einzelne Menschen zu Gott gelangen; aber jene Berufsarten und diese Wege können doch ihren strahlenden Mittelpunkt im Glauben an Gott und seine geoffenbarte Heilswahrheit haben. Denn der Weltapostel lehrt: „Der Gerechte lebt aus dem Glauben.“ So wahr daher jeder Gerechte aus dem Glauben lebt, so wahr ferner der einzelne Mensch in jedem christlichen Stande gerecht leben kann, ebenso wahr kann der Mensch bei Erfüllung seiner Standespflichten aus dem Glauben leben, d. i. sein Urteil nach den Glaubenswahrheiten einrichten, seine Neigung oder Abneigung, seine Liebe und seinen Haß vom Glauben bestimmen lassen.

Es giebt ja der Meinungen, Behauptungen, Anschauungen und Ansichten so sehr viele, welche alle eine mehr oder minder wünschenswerte Berücksichtigung, Duldung und Anhänglichkeit verlangen, so daß der einzelne Mensch eine für seine Kräfte zu große Mühe hat, bei einer so großen Auswahl die richtige, die wahre, die berechtigte Meinung oder Anschauung über die Dinge auszuwählen und zu seinem geistigen Eigentum zu machen. Wenn nun solche Fälle eintreten, wenn wir uns entscheiden sollen, wenn durchaus eine Wahl getroffen werden muß, o dann fragen wir uns im stillen: Quo vadis? Geben wir sofort, wenn es bis dahin nicht geschehen, unserem Denken, Urteilen die Richtung auf Gott; vergleichen wir alle zur Auswahl vorgelegten Meinungen, scheinbaren Wahrheiten und menschlichen Erkenntnisse mit den Wahrheiten unseres christlichen Glaubensschatzes, der uns ein sicherer Fels sein muß, auf dem wir unser ganzes Wissen aufbauen. Was diesen Prüfstein nicht verträgt, gelte uns als Unwahrheit, die wir niemals als Wahrheit anzusehen vermögen.

Es giebt sodann der nicht immer geradezu wertlosen Dinge in der weiten Welt so sehr viele, welche alle von uns geschätzt sein wollen, so daß der einzelne Mensch eine für seine Kräfte zu große Aufgabe hat, alle Dinge in der rechten Weise, in der rechten Aufeinanderfolge, in der rechten Über- und Unterordnung zu schätzen. Millionen Dinge treten an uns heran

in der kurzen Spanne Zeit, die wir hienieden leben; Millionen Bausteine von so ungleichem Werte bieten sich uns dar zum Bau unseres Glückstempels, von denen wir nicht immer sagen können, daß sie unnütz, daß sie schädlich, ja gar gefährlich für den Bau sind. O, wenn solcher Ernst des Lebens an uns herantritt, dann fragen wir uns beherzt in stiller, gottgeweihter Stunde: Quo vadis? Betrachten wir die Krone, den Schlußstein unseres mühevollen Baues; es ist dies unsere Beseligung in Gott, das Anschauen Gottes, wie es der Glaube lehrt. Was darum für einen solchen Bau nicht paßt, das legen wir als unnütz, als wertlos beiseite. Sehnen wir uns nicht nach Dingen, die uns bloß hindern an dem glücklichen Aufbau unseres ganzen Lebens zu Gott. Nachdem wir uns so befreit von allem unnützen, gefährlichen, wertlosen und hinderlichen Baumaterial, lasset uns die tauglichen Bausteine zur rechten Zeit ergreifen und an den rechten Ort stellen. Aber immer im gläubigen Aufblicke zu dem Ziele, wohin wir gelangen sollen. Je höher der Bau geführt werden soll, desto tiefer muß das Fundament gelegt werden. Wer daher zu Gott gelangen und seine Anschauung genießen will, beginne mit wahrer christlicher Demut, er rufe zu Gott aus der Tiefe, und suche, was oben ist.

Wie eine Pflanze, welche unter der Erdoberfläche in fruchtbarem Erdreiche ihre Wurzeln schlägt, ihren Keim nach oben richtet, die Erdoberfläche durchbricht, sich von allen ihr zuträglichen Stoffen ernährt und zum stattlichen Baum heranwächst, ebenso soll auch der Christ, wurzelnd in der christlichen Demut, den gläubigen Blick nach oben nicht verlieren, die sich ihm darbietende geistige und körperliche Nahrung nicht ungeprüft, sondern dann erst zu sich nehmen, nachdem er sie als gedeihlich für sein Wachstum zu Gott befunden; denn gar mannigfaltig sind die materiellen, geistigen, gesellschaftlichen und religiösen Einflüsse, denen wir an einem einzigen Tage ausgesetzt sind und von denen wir uns je nach den Umständen bestimmen lassen sollen oder nicht. Der Fleiß anderer ist ausdauernder, gründlicher und unverdrossener als der unsrige. Die Leistungen anderer sind gründlicher, gediegener und schöner als die unsrigen. Die Liebe anderer zu den Studien ist uneigennütziger und die Anregung zur Arbeit geht bei andern mehr von ihnen selbst aus. Wer möchte hier nicht einsehen, daß wir uns von solchen geistigen Einflüssen bestimmen lassen sollten! Sind sie alle ja in Wahrheit geeignet, uns unserem Ziele, Gott näher zu führen, weil wir zur Ausdauer, Gründlichkeit, Unverdrossenheit, Uneigennützigkeit und Selbstthätigkeit angeleitet werden. Alles christliche Tugenden, welche ebenso viele richtige Antworten sind auf die glaubensvolle Frage: Quo vadis? Darum himmelwärts gestellt das Herz! Wie eine Blume sich wendet zum Sonnenlicht und mit ihrem Kelche natürliches Leben schöpft, so schauen auch wir

mit unverwandtem Blicke zu Gott empor, dieser Sonne der Geister, und trinken wir Wonne des übernatürlichen, christlichen Lebens, um dereinst wonnetrunken sein göttliches Angesicht ewig zu schauen. Amen!

Am fünften Sonntage nach Ostern.

„Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er es euch geben." (Joh. 16, 26.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der Heiland ermahnt die Apostel, in seinem Namen den Vater zu bitten, und versichert sie, daß dann ihre Gebete würden erhört werden. Es ist das natürlich eine sehr wichtige und bedeutungsvolle Verheißung. Denn wozu bitten und bestürmen wir denn Gott, wenn nicht, um erhört zu werden? Anderseits ist es aber leider eine fast allgemeine Erfahrung, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Bruchteil von Gebeten Erhörung findet. Fragen wir nun, ob denn auch alle Gebete im Namen Jesu verrichtet werden, so werden wir zwar in den allermeisten Fällen eine bejahende, aber damit nur in den seltensten Fällen eine richtige, den Thatsachen entsprechende Antwort erhalten. Denn „im Namen Jesu" beten, heißt nicht etwa bloß die Worte: „Im Namen Jesu" — aussprechen; ein solches Gebet wäre ein reines Lippengebet und darum vollkommen wertlos. Wir wollen daher heute betrachten das Wesen und die Bedeutung desjenigen Gebetes, welches im Namen Jesu verrichtet wird.

In der Heiligen Schrift finden wir häufig den Ausdruck: „Im Namen Jesu." Das Wort „Name" hat in solcher Verbindung eine tiefe Bedeutung: es ist die ebenso bündige wie umfassende Bezeichnung der ganzen Thätigkeit Jesu, seiner Lebensgrundsätze, seines Charakters, seiner Lehren und Einrichtungen, seiner Absichten und Ziele. Wer demnach im Namen Jesu beten will, muß das Lebensbild Jesu beständig vor Augen haben und dasselbe nach Kräften in seinem eigenen Leben darzustellen suchen. Der Bittende muß aufs ernsteste bestrebt sein, sich desjenigen wenigstens einigermaßen würdig zu machen, in dessen Namen er vor dem Throne des Allgütigen erscheinen will, um zu bitten. Er muß also vor allem beherzigen, daß der Grundton des ganzen Lebens Jesu der unbedingte Gehorsam gegen den Willen seines Vaters war, daß — wie er selbst sagte — es seine Speise war, den Willen Gottes zu thun,

daß er — wie der Apostel ihm nachrühmt — gehorsam war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Sein Leben war eben in allem, auch dem Unbedeutendsten, die vollendetste Erfüllung der göttlichen Gebote, nicht bloß nach außen hin, soweit andere dies zu beurteilen und zu schauen im stande waren, sondern auch nach innen hin, sofern das eigenste innerste Bewußtsein Jesu dabei in Betracht kam und Gott, der Allwissende, es nicht anders finden konnte. Es war die reinste und seelenvollste Harmonie des menschlichen Denkens und Wollens Jesu mit dem Allheiligen. An der Hand solch schmelzender Harmonie wanden sich von selbst zum duftenden Kranze seine einzelnen Tugenden; vorab seine Demut und Geduld, welche die Unterwerfung seines menschlichen Willens unter den göttlichen selbst um den Preis unsäglicher Schmerzen und Leiden darstellen; sodann seine Sanftmut, welche seine Liebe zum Nächsten in dem herrlichsten Lichte zeigt; und endlich sein Eifer für Gottes Ehre und Verherrlichung unter den Menschen, für den er sich selbst, sein Leben, seine persönliche Ehre, sein Alles gern und bereitwilligst aufopferte.

Das ist in den hauptsächlichsten Grundzügen der persönliche Charakter Jesu. Wer könnte es nun wagen, vor Gott im Namen Jesu zu erscheinen, wenn die Grundzüge seines eigenen Lebens wenig oder gar nicht denen Jesu entsprächen? — Das Gebet im Namen Jesu muß also vor allem aus einem Herzen kommen, das sich wahrhaft einig weiß mit dem Denken, Wollen, Fühlen und Empfinden des Herzens Jesu. Es genügt durchaus nicht, daß uns das Gebet von Herzen kommt und kein bloßes Lippengebet ist; es ist vielmehr auch von positiver Bedeutung die Frage, wie sich unser Herz zum Herzen Jesu stellt. Die Grundstimmung unseres Herzens muß daher der pflichtmäßige Gehorsam gegen Gott sein; dieses ist der fruchtbare Boden, auf den der Herr selbst in der Bitte täglich hinweist: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden." Das Gebet soll kein Putz, keine eitle Schaustellung sein, es ist vielmehr von größter Bedeutung für das wirklich christliche Leben, welches im Gebete die nie versiegende Quelle der Kraft, Anregung und Erquickung besitzt. Das Bewußtsein, daß Gottes Wille in allem geschieht, flößt unserem Herzen eine heilsame Ruhe ein, welche für die Gebetsstimmung unerläßlich ist. Wenn es stille geworden in unserer Brust, wenn alle fremdartigen Regungen, wenn die Sorgen und die Leidenschaften schweigen, wenn nur *eine* Regung, das sanfte Säuseln eines gnadenvollen Herzenszuges unsere Brust hebt: dann ist unser Gemüt zu Gott erhoben in feierlich ernster Stunde, die Augen folgen jenem Zuge in aller Einfalt, die Knie beugen sich und die Hände falten sich — *wir beten von Herzen im Namen Jesu.*

Aus dieser seelenvollen Herzensharmonie hört aber gar bald das geübte Ohr *die vier Haupttöne des Accordes* — die Demut,

die Geduld, die Sanftmut und den Eifer für Gottes Ehre — heraus. Der Grundton des im Namen Jesu betenden Herzens muß die echte Demut bleiben: das ungeheuchelte Bewußtsein von der eigenen Schwäche und Hinfälligkeit, verbunden mit der vertrauensvollen und festen Überzeugung, daß außer Gott niemand helfen könne. Das Bitten ist ja schon seinem innersten Wesen nach eine eigentümliche Verdemütigung, weshalb denn auch der Hochmütige gar nicht oder doch nur zum Scheine betet und ihm auch im gewöhnlichen Leben das Bitten so schwer fällt.

Die beste Erprobung der Demut bleibt aber die Geduld. — Weil wir so oft uns in unsern Gebeten nicht vom Geiste des Gehorsams gegen Gottes Willen leiten lassen, sondern ganz willkürlich nach eigenem Ermessen wünschen, beten wir ebenso oft vergeblich und will die Ungeduld sich unseres Herzens bemächtigen. „O, dann betrachten wir die Heilige Schrift," sagt der hl. Augustinus, „Satan wird erhört, der hl. Paulus nicht. Satan bat, den Job versuchen zu dürfen, und er wurde erhört. Der Weltapostel aber bat Gott dreimal, ihn vom Stachel des Fleisches zu befreien, und Gott erhörte ihn nicht, sondern sprach: Es genüge dir meine Gnade. Er erhörte den, den er verdammte, und er erhörte den nicht, den er heilen wollte. Darum Geduld, denn es ist vergeblich, gegen den Stachel auszuschlagen."

Die Sanftmut sodann bringt unser Gebet in das richtige Verhältnis zu den Gebeten der Mitmenschen; wir dürfen um nichts bitten, wodurch die Liebe zum Nächsten verletzt, der Nächste in seinen Rechten beeinträchtigt und in seinen berechtigten Bestrebungen gehemmt würde.

Der Eifer für Gottes Ehre endlich muß so vorherrschend sein, daß wir selbst die offenbarste Zurücksetzung unserer eigenen Person immer nur als eine scheinbare ansehen. Es fehlt uns die erforderliche Einsicht und Übersicht, um jene großen Verhältnisse, von denen Gott sich leiten läßt, richtig beurteilen zu können. Der hl. Augustinus läßt einen Bittenden ausrufen: „Wie oft habe ich gebetet, und ich bin nicht erhört worden!" und fragt: „Wie, hast du vielleicht um den Tod deines Feindes gebetet? Vielleicht hat auch jener um deinen gebetet. Sei also nicht traurig, weil du nicht erhört worden bist, sondern freue dich, weil dein Feind nicht erhört wurde. Wenn du also die Pläne Gottes nicht zu überschauen vermagst, so beschränke dich auf dein Herz und überlasse Gott alles." Unsere einzelnen Wünsche mögen ja an sich ganz berechtigt erscheinen, mögen an sich sogar gut erscheinen; wir müssen uns aber stets im Zusammenhange mit andern, im Zusammenhange mit kleineren und größeren Gemeinschaften, im Zusammenhange mit der ganzen Welt, mit Gott betrachten — und dann werden wir es begreifen, daß unser bester Herzenswunsch nicht erfüllt werden kann.

Das Gebet im Namen Jesu setzt also folgende christliche Tugenden voraus: Gehorsam, Demut, Geduld, Sanftmut und Eifer für Gottes Ehre. O, übet sie, damit ihr betet, und betet also, damit ihr im Namen Jesu betet, auf daß alle eure Gebete sichere Erhörung finden. Amen!

Am Feste der Himmelfahrt des Herrn.

„Jesus sprach zu den Aposteln: Gehet hin in die ganze Welt und prediget das Evangelium allen Geschöpfen." (Mark. 16, 15.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der in den Himmel auffahrende Heiland giebt seinen Aposteln einen recht bemerkenswerten Auftrag. Er sprach zu ihnen: „Gehet hin in die ganze Welt und prediget das Evangelium allen Geschöpfen." Sie sollen sich an alle Völker wenden, die Lehre Jesu soll das Gemeingut aller Nationen werden. Das war etwas ganz Neues und Unerhörtes nicht bloß für die heidnischen Völker, sondern auch für die jüdische Nation. In den Zeiten vor Christus hatte ja jedes Völkchen, so klein es auch sein mochte, seine eigene Religion und seine eigenen Götter. Durch die Grenzen eines Staates war auch die Macht seiner Götter beschränkt. Eine andere Stadt — ein anderer Gott; ein anderes Land — ein anderer Götzendienst. Die Römer, welche die halbe Welt eroberten, eroberten ebensoviele Götter, welche sie in Rom aufstellten, um den Gottheiten der unterjochten Völker Ehre und Anbetung zu erweisen. Dieser überaus großen Mannigfaltigkeit von Religionen und Göttern gegenüber mußte die Lehre Christi mit dem Einen Gott für alle Völker und Nationen auf sehr große Schwierigkeiten und Hindernisse stoßen. Gleichwohl befahl Jesus seinen Aposteln, in die ganze Welt zu gehen und das Evangelium allen Geschöpfen zu predigen. Die Apostel und ihre Nachfolger aber entledigten sich jenes großen Auftrags unter Gottes Beistande auf eine so glänzende Weise. Es wurde durch Christus nicht eine besondere Religion für jedes einzelne Volk, sondern eine einzige Religion für alle Völker gestiftet. Weil die christliche Religion die einzige für alle Menschen ist, wird sie eben die allgemeine Religion genannt. Diese allgemeine Kirche blühte aber zur Zeit der Apostel vorzüglich unter den Völkern, welche griechisch sprachen, und im Griechischen heißt „allgemein" = καθολικός. Darum heißt die „allgemeine" Kirche Christi auch heute noch die „katholische".

Nach dem Willen Christi soll seine Kirche eine allgemeine, d. i. katholische sein; also, so schließen wir mit vollem Rechte, ist die katholische

Kirche die allein wahre Kirche Christi. So zeigt schon der Name „katholisch“ deutlich an, daß unsere heilige Kirche die wahre Kirche Christi ist. In neunzehn Jahrhunderten ist es auch noch niemand, der von der katholischen Kirche abfiel, eingefallen, sich katholisch zu nennen. Diesen Titel ließ man vielmehr unserer heiligen Kirche, ohne zu ahnen, daß schon der Name allein jedem Unbefangenen ein vortreffliches Zeugnis dafür ist, daß die katholische Kirche die wahre Kirche Christi ist.

Sie ist katholisch, d. i. allgemein, weil sie alle Zeiten, alle Orte und alle Menschen umfaßt. Die Gründung der Kirche Jesu fällt zusammen mit der Gründung der katholischen Kirche, und seit diesem Augenblicke hat die Kirche durch alle Jahrhunderte bis auf diese Stunde fortbestanden; sie besteht für alle Zeiten und ist daher in Wahrheit katholisch.

Kein Ort auf dieser Erde ist ihr zu sehr verschlossen, kein Weg ist ihr zu gefahrvoll, keine Gegend ist ihr zu unwirtbar, kein Volk zu roh: ihre Glaubensboten kommen doch dahin, um den heiligen Befehl unseres Heilandes zu vollziehen. Es giebt wohl auf Erden bald kein Land mehr, wo nicht die Religion des Kreuzes geübt würde, oder nicht wenigstens bekannt wäre.

Die Lehre Jesu ist katholisch, d. i. allgemein, denn sie enthält nur das, was alle Menschen wissen sollen, was allen Menschen notthut, was Reiche und Arme, Hohe und Niedere, Große und Kleine, Gesunde und Kranke, Fürsten und Völker, Gelehrte und Ungelehrte glauben und befolgen sollen. Die Lehre Jesu ist katholisch, d. i. allgemein, denn sie wendet sich an alle Stände der menschlichen Gesellschaft, keinen einzigen ausgenommen. Katholisch ist, was alle umfaßt, alle vereinigt, so verschieden sie auch sonst sein mögen.

Wie verschieden voneinander sind doch alle einzelnen Menschen an Körpergestalt, an Geist, Anlagen und Fähigkeiten. Wir sagen im besten Falle: zwei Menschen sind einander ähnlich; gleich sind sie sich gewiß nicht. Aber alle Menschen haben doch etwas gemeinsam, d. i. die menschliche Natur, welche aus Leib und Seele besteht. Die Lehre von dem Leibe und der Seele des Menschen ist also katholisch.

Alle menschlichen Seelen, so sehr sie sich auch durch Anlagen und Fähigkeiten von einander unterscheiden mögen, haben doch das miteinander gemein, daß sie mit Erkenntniskraft und Willensfreiheit begabt sind. Die Lehre von der Erkenntniskraft und dem freien Willen des Menschen ist also katholisch.

Alle Menschen haben einen gemeinsamen Stammvater, Adam. Die Lehre, daß alle Menschen von einem abstammen, ist also katholisch. Allen Menschen ist das gemeinsam, daß sie in

Adam gesündigt haben. Die Lehre von der Erbsünde ist also katholisch.

Alle Menschen haben Einen Gott zum Schöpfer; die Lehre von Gott dem Einen ist also katholisch. Der allen Menschen gemeinsame Erlöser ist Christus der Herr. Die Lehre von der Person Christi und seinem Erlösungswerke ist also katholisch.

Wie vieles ist demnach allen Menschen gemeinsam — und doch fehlte den Völkern vor Christus das Bewußtsein ihrer engsten Zusammengehörigkeit. Was allen Menschen gemeinsam ist und was keine Weltweisheit wegzuleugnen vermag, war den vorchristlichen Völkern unbekannt. Die Menschen betrachteten sich nicht als Söhne eines gemeinsamen Vaters, sondern als Feinde, verachteten und bekriegten einander fortwährend und schlossen sich in selbstgefälliger Genügsamkeit voneinander ab.

Da kam Christus der Herr und lehrte die verkehrte Menschheit das gemeinsame Band aller Menschen kennen; er zeigte ihnen, wie gar vieles alle Menschen miteinander gemein haben; er lehrte die Möglichkeit einer Vereinigung aller Menschen zu einer festgegliederten Gemeinschaft; und er gründete auch wirklich diese Gemeinschaft aller Menschen auf das allen Gemeinsame, auf die katholische Lehre. Die erstaunte Welt hörte von den Aposteln und ihren Nachfolgern die frohe Botschaft:

Wir haben alle einen Gott und Vater. Wir stammen alle von Adam ab, der von Gott erschaffen wurde. Wir haben alle die Sünde Adams geerbt, und der Himmel war uns allen verschlossen. Wir haben alle einen Erlöser, Jesum Christum, unsern Herrn, der uns durch sein Leiden und Sterben erlöst, der auferstanden und in den Himmel gefahren ist, wo er sitzet zur Rechten des Vaters. Wir glauben alle an den Heiligen Geist, der uns durch die heiligen Sakramente rechtfertigt und heiligt, damit wir rein seien von Sündenmakel und in den Himmel kommen können. Mit einem Worte: derselbe Ursprung aller Menschen, derselbe Wohnort, dasselbe Ziel für alle. Wozu — so fragten sich die Menschen mit Recht — wozu da noch Grenzen und Marken? Wir sind ja Brüder und Schwestern! Lasset uns zusammenhalten und eine Familie des einen Gottes sein! In dieser tiefen Wahrheit wurzelt der großartige Bau der katholischen Kirche.

So ist denn an die Stelle von tausenderlei Religionen eine allgemeine, d. i. katholische Religion für alle Völker getreten. Alle jene aber, welche wieder für jedes Land oder gar Ländchen eine besondere Religion, vielleicht eine Nationalkirche gründen wollen, sind vom Auftrage des Herrn weit entfernt. Die heutige Sendung der Apostel: „Gehet hin in die ganze Welt und prediget das Evangelium allen Geschöpfen!" — diese heutige Sendung ist katholisch; katholisch, den ganzen Erdkreis umfassend, soll sie auch bleiben.

Wie sie aber alle Menschen umfaßt, so soll sie auch jeden einzelnen Menschen ganz durchdringen. Jeder Mensch ist eine ganze Welt im kleinen. Wenn diese kleine Welt katholischer Glaube durchdringt, katholische Hoffnung belebt, katholische Liebe bewegt, dann finden Herzen zu Herzen sich, und die katholische Kirche, aus solchen Gliedern bestehend, wird einer Familie gleichen, darin Friede und Liebe herrscht. Amen!

Am Feste der Himmelfahrt des Herrn.

„Es werden denen, die da glauben, diese Wunder folgen: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, in neuen Sprachen reden, Schlangen aufheben, und wenn sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden." (Mark. 16, 17 f.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Heute, da wir das Himmelfahrtsfest begehen und uns an jenen bedeutungsvollen Tag erinnern, an dem der Herr Jesus die Seinigen in sichtbarer Weise verließ, um in unsichtbarer Weise ihnen bis ans Ende der Welt nahe zu bleiben, drängt sich uns mit vollem Rechte die Frage zur Betrachtung auf, welches sind denn nun die rechten und wahren Anhänger Jesu, und welche sind es nicht?

Da unsere heilige Kirche die allein wahre zu sein beansprucht, weswegen sie nicht die wenigsten Anfeindungen und Verspottungen zu erdulden hat, so muß es um so mehr unser Bestreben sein, uns der Gründe bewußt zu bleiben, weshalb unsere heilige Kirche das Recht hat, den Gläubigen vorzustellen, daß sie die allein wahre Kirche Jesu ist. Das heutige Festevangelium bietet uns dafür hilfreiche Hand, indem es erzählt, daß Christus kurz vor seiner Himmelfahrt seine Apostel beauftragte: „Gehet hin in die ganze Welt und prediget das Evangelium allen Geschöpfen," und hinzufügte: „Es werden aber denen, die da glauben, diese Wunder folgen: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, in neuen Sprachen reden, Schlangen aufheben, und wenn sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden. Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden gesund werden." Welch ein deutliches Kennzeichen ist diese Verheißung des Herrn, woran seine wahre Kirche und seine wahren Anhänger erkannt werden sollen! Sagen wir es kurz: Die wahre Kirche Christi wird diejenige sein, welche solche Wunder ihrer Gläubigen aufzuweisen hat. Wenn darum eine christliche Religionsgesellschaft — sie mag einen Namen haben, welchen sie wolle — die Wunder überhaupt als unmöglich leugnet und jene,

welche an Wunder glauben, als Finsterlinge und Abergläubische verspottet, oder wenn eine christliche Religionsgesellschaft wohl noch an die in der Bibel erzählten Wunder, aber an Wunder in der Folgezeit nicht glaubt, so stellt sie sich selbst das trostlose Zeugnis aus, daß sie nicht die Kirche Christi ist. Denn nach der Verheißung Christi werden immerdar diejenigen, welche an seinen Namen glauben, Wunder wirken. Zwar haben sich diese christlichen Religionsgesellschaften damit zu helfen gewußt, daß sie erklärten, die Wunder wären nur zur Zeit der Apostel, da die Kirche eben gegründet wurde, notwendig gewesen, später aber habe das Wort und Sakrament genügt; allein dieses Auskunftsmittel ist doch sehr schlecht gewählt, da Christus nicht sagt: denen, die den Aposteln glauben, sondern überhaupt denen, die da glauben, werden Wunder folgen. Wir wundern uns auch gar nicht, daß die Andersgläubigen so gern die Wundergabe auf die apostolische Zeit beschränkt sehen möchten, da sie eben keine Wunder aufzuweisen haben, und darum wohl auch recht gut ihre schwache Seite kennen, die so klar zeigt, daß sie nicht im Besitze der wahren Kirche Christi sind. Anderseits können wir uns aber doch nur im Herzen freuen, wenn wir gerade in dem, was an unserer Kirche so oft getadelt, verhöhnt und verspottet wird — ich meine den Glauben an Wunder, welche bis ans Ende der Welt von den Gläubigen gewirkt werden — eine Bürgschaft mehr dafür besitzen, daß wegen dieses Glaubens an Wunder unsere heilige Kirche die allein wahre Kirche Christi ist. Sie mögen darum immerhin unsern Glauben an Wunder, die selbst heutzutage noch gewirkt werden, als Köhlerglauben verspotten, wir haben die Verheißung Christi für uns und die feste Uberzeugung, daß der Hohn jener ihren Grund in der Einsicht hat, daß sie die wahre Kirche Christi nicht haben.

In der katholischen Kirche aber sind von Anfang an bis auf diesen Tag zahllose Wunder von denen, die an Christum glauben, gewirkt worden. Ihr erlasset es mir, die Wunder aufzuzählen, welche die Apostel und ihre Schüler gewirkt haben; denn zu weit würde es führen. Das Festevangelium sagt es uns: „Sie aber gingen hin und predigten überall, und der Herr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort durch die darauf folgenden Wunder."

Aber gehet in die einsamen katholischen Waldkapellen, und ihr werdet in so mancher gar merkwürdige Sachen finden: eine große Zahl Krücken, eine Menge frommer Weihegeschenke von Wachs. Sie sind die zuverlässigen Zeugen von geschehenen Wundern; ja Särge könnet ihr sehen, aus denen Tote zum Leben erstanden. Und wieviele Kranke werden auch heute noch gesund, wenn jene, die da glauben, ihnen die Hände auflegen.

Zwar weiß man diese Wunder auf allerlei natürliche Weise zu erklären, wobei der Lebensmagnetismus nicht geringe Dienste leisten muß; zwar schätzen sich deswegen so viele Gebildete unserer Tage glücklich, daß

ihnen endlich ein vortreffliches Mittel geboten wird, mit dessen Hilfe die Wunder, an die sie schon lange nicht glaubten, wie mit einem Schlage vom Erdboden vertilgt werden. Allein da stellt sich die Frage so: Glaubst du an den Gott der Heiligen Schrift und der katholischen Kirche? Wenn nicht, dann bist du ein Gottloser, — wenn ja, dann mußt du wissen, daß der Gott der Heiligen Schrift Wunder wirken kann; und glaubst du trotzdem nicht an Wunder, so liegt darin ein Zweifel am Glauben ausgesprochen, den wir um jeden Preis aus unserem sonst gläubigen Herzen verbannen müssen.

Also himmelwärts heute und immerdar zu Gott! Wollen wir uns freuen mit unserer heiligen Kirche und den Engeln über den Triumph, den Christus der Herr heute feiert, o so schenken wir ihm unser ganzes Herz. Fern von uns mögen bleiben alle Zweifel am Glauben; halten wir fest daran, daß unsere heilige Kirche die allein wahre ist! Man möge unsern Glauben an Wunder verspotten, aber rauben soll man ihn uns nicht. Mit einem so gläubigen, die Kirche vor allem liebenden Herzen können wir in den Ruf des Psalmisten freudig einstimmen: „Klatschet mit Händen, alle Völker; jauchzet Gott mit Jubelschall: Gott ist aufgefahren mit Jubelklang!" Amen!

Am sechsten Sonntage nach Ostern[1].

„Brüder! Freuet euch allzeit im Herrn, abermal sage ich, freuet euch! Der Herr ist nahe." (Phil. 4, 4.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Ihr habt euch heute in unserer festlich geschmückten Kirche versammelt, um zum erstenmal zur heiligen Kommunion zu gehen. Nach langer und sorgfältiger Vorbereitung steht ihr im Begriffe, den hochheiligen Leib und das hochheilige Blut unseres göttlichen Erlösers in eure Herzen aufzunehmen, und euch auf die innigste, sakramentale Weise mit ihm zu vereinigen. Bevor ihr nun diesen wichtigen Schritt thut, ist es meine Aufgabe, euch auf die Bedeutung dieses Tages aufmerksam zu machen. Ihr werdet diese würdigen, wenn ihr mit mir betrachtet den heutigen Tag als einen Freudentag und als einen Ehrentag. Drum, Brüder! freuet euch allzeit im Herrn; abermal sage ich, freuet euch! Der Herr ist nahe.

Heute ist für euch ein Freudentag. Wir freuen uns, wenn wir irgend ein Ziel erreicht haben. Je höher das Ziel liegt, und je

[1] Ansprache an die Neokommunikanten des St. Matthiasgymnasiums zu Breslau.

schwerer und mühevoller es von uns nach langem Ringen und Streben erreicht wird, desto größer und desto anhaltender und desto herzlicher ist dann unsere Freude. Das werdet ihr schon oft durch die eigene Erfahrung kennen gelernt haben. Heute werdet ihr nun mit Gottes Hilfe an das höchste für den gläubigen Christen hier auf Erden erreichbare Ziel gelangen. Ihr werdet mit Christo auf das innigste vereinigt werden. Mit Gott vereinigt! O beherziget, was diese Vereinigung bedeutet!

Gott ist unser Schöpfer, aus seiner allmächtigen Hand sind wir alle hervorgegangen. Seine Weisheit hat uns gebildet; seine Güte hat uns ausgerüstet mit Vernunft und freiem Willen. Mit der Vernunft sollen wir Gott erkennen als unsern Schöpfer, Erhalter und Herrn, dessen heiligen Willen wir zu erfüllen haben. Und unser freier Wille soll gern und gewissenhaft das vollziehen, was uns Gott gebietet. So werden wir mit dem göttlichen Willen, mit Gott selbst übereinstimmen, wir werden so sittlich mit ihm vereinigt. Aber ach! diese Vereinigung wird zur Trennung, wenn wir freiwillig den göttlichen Willen nicht vollbringen, wenn wir seine Gebote übertreten und sündigen. Und o wehe! die Sünde ist eine so schmerzliche, eine so verwerfliche Trennung! Sie reißt das Kind von seinem himmlischen Vater hinweg, sie trennt das Geschöpf von seinem Schöpfer. Sie zerreißt jenes natürliche und übernatürliche Band, welches den Menschen mit Gott verbindet. Die Sünde zerstört das Fundament aller Religion, welche ja Wiedervereinigung des gefallenen Menschen mit dem allbarmherzigen Vater im Himmel bedeutet.

Freilich ist der himmlische Vater nicht sichtbar. Gleichwohl empfinden wir die durch die Sünde herbeigeführte Trennung schmerzlich, wir werden innerlich betrübt, unruhig und fühlen uns vereinsamt. Ihr habt das leider an euch selber schon zur Genüge erfahren. Viele von euch, ja ich kann wohl sagen alle, wissen, wie schmerzlich es ist, auf längere Zeit von den Eltern räumlich getrennt zu sein. Wie sehnt sich da das Herz, nach langer Zeit wieder einmal Vater und Mutter sehen und begrüßen zu können! Wie beeilen sich da unsere Füße, wie froh und heiter gestimmt sind wir! Wie leicht vergessen wir da alles Ungemach der Reise. Es gilt ja, ins Vaterhaus heimzukehren. Und wie freudig aufgeregt sind wir, wenn wir es schon von weitem erblicken! Jubelnd und frohlockend begrüßen wir die Unsrigen und fühlen uns gewiß glücklich nach einer so schmerzlichen Trennung. Aber was ist diese räumliche Trennung im Vergleich zu der Trennung, welche die Sünde zwischen uns und dem himmlischen Vater herbeiführt? Können wir doch, wenn wir auch noch soweit vom Elternhause entfernt weilen, an die Unsrigen denken, mit ihnen geistig verkehren, unsere Gedanken mit ihnen austauschen. Wie aber, wenn auch dieses uns unmöglich wäre? Eine solche Trennung von Vater und Mutter wäre noch viel schmerzlicher! Und wenn gar erst die Unsrigen Ursache

hätten, mit uns ernstlich unzufrieden zu sein, wenn wir undankbar gewesen wären für ihre vielen Wohlthaten, die sie uns erwiesen: das wäre offenbar die schmerzlichste und nahezu unerträglichste Trennung!

Ach, und eine solche Trennung ist die Sünde! Den besten Vater hattet ihr betrübt, dem größten Wohlthäter hattet ihr mit Undank den Rücken zugekehrt. Gegen euren Schöpfer hattet ihr die Hand erhoben, euer höchstes Gut, euer ewiges Ziel hattet ihr aus euren Augen verloren. Gott hatte sich von euch abgewendet, und ihr dachtet so oft nicht mehr an euren himmlischen Vater, eure Gedanken waren auf diese Welt gerichtet, auf die vergänglichen Freuden; ihr suchtet euer Glück da, wo es einmal nimmer zu finden ist. Ihr lebtet getrennt von Gottes Gnade. Saget mir, waret ihr da wirklich glücklich? Gott hat den Menschen für sich geschaffen, der Mensch ist sein Eigentum und sehnt sich nach Gott. Und gerade diese Sehnsucht nach dem Allbarmherzigen macht den Menschen so unglücklich, wenn er sich durch die Sünde von dem Allheiligen getrennt hat. Deswegen betete der heilige Sänger des Alten Bundes: „Wie ein Hirsch nach der Wasserquelle lechzt, also sehnet sich meine Seele nach dir, o mein Gott!“ Und der hl. Augustinus bekennt: „Mein Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir, o mein Gott!“ Von Gott also getrennt sein durch die Sünde, und doch sich nach ihm sehnen, das macht das schreckliche Unglück des Sünders aus. Das habt ihr an euch selbst erfahren.

Und was dieses Unglück noch mehr vergrößert, ist das Bewußtsein, daß der Sünder sich freiwillig von Gott getrennt hat. Ihr mußtet bekennen: Meine Schuld, meine Schuld, meine sehr große Schuld! Trotz so vieler Gnaden, trotz der Ermahnungen unserer heiligen Kirche, trotz der Warnungen eurer Eltern, Erzieher und Lehrer, ja oft vielleicht mit einem gewissen jugendlichen Übermute und Leichtsinn, wenn nicht gar mit Bosheit habt ihr euch in die Sünde gestürzt. Und nun, so gern ihr es auch wolltet, aus euren eigenen Kräften allein waret ihr nicht im stande, euch wieder zu erheben, euch aufzumachen und zu eurem himmlischen Vater als verlorene Söhne zurückzukehren. Das mußte eurem Schmerze die größte Bitterkeit beimischen und euch namenlos unglücklich machen.

Das ist in matten Farben das Bild des Unglückes, welches infolge der Sünde über euch hereingebrochen war. Das waren die Folgen der Sünde, welche euch von Gott getrennt hatte. Um so mehr werdet ihr jetzt die Vereinigung schätzen, in die ihr nun gar bald mit Gott wieder treten sollet. Gott ist ein allbarmherziger Vater, der nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Gott rührte eure Herzen durch die zuvorkommende Gnade, und ihr folgtet diesem gnadenvollen Rufe. Ihr sprachet mit dem verlorenen Sohne: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und sagen: Vater, ich habe ge-

sündigt wider den Himmel und vor dir. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen." Ihr durchforschtet sorgfältig euer Gewissen. Zwar waren es der Sünden sehr viele, sehr große und auch abscheuliche. Aber ihr ließet euch durch euren traurigen Zustand nicht abschrecken, ihr legtet ein aufrichtiges und vollständiges und reumütiges Sündenbekenntnis ab. Mit Gott wolltet ihr euch um jeden Preis wieder aussöhnen. Mit innerem Frohlocken und mit Jubel des Herzens hörtet ihr darum auch das so trostreiche Wort: Mein Sohn, gehe hin, deine Sünden sind dir nachgelassen. Welch ein Glück, welch eine Wonne zog da in euer unglückliches Herz ein! Es läßt sich nicht beschreiben, es läßt sich nicht erzählen; ihr selbst habt es empfunden, und ihr werdet allen Sündern, welche dieses Glück kennen lernen wollen, zurufen: Gehet hin, bekennet eure Sünden, versöhnet euch mit Gott, und ihr werdet am besten erfahren, welches Glück den Seelen derjenigen beschieden ist, welche durch den würdigen Empfang des heiligen Bußsakramentes mit Gott versöhnt sind.

War so schon der Tag und die Stunde, da ihr aus dem Beichtstuhle tratet, ein Freudentag, so ist es der heutige Tag noch viel mehr. In einem gewissen Sinne seid ihr schon jetzt mit Gott vereint. Denn Aussöhnung mit Gott bedeutet geistige Vereinigung, geistige Gemeinschaft. Euer Herz, euer Wille, eure Gedanken sind nun wieder auf Gott hingerichtet. Euer Glaube an Gott ist jetzt so recht lebendig, ihr sehnet euch nach Gott und hoffet auf ihn; ihr wollet seine Gebote halten und ihn wahrhaft lieben. Ihr seid von wahrer Gottesfurcht beseelt; Dankbarkeit für die zahllosen Wohlthaten Gottes erfüllt euer Herz; gottergeben und gehorsam seinem heiligen Willen gegenüber, bemühet ihr euch heute durch Gebet, durch inbrünstiges, gläubiges Gebet, euren Willen mit dem göttlichen gleichförmig zu machen. Aber was sind diese zahllosen Gnaden, mit deren Hilfe ihr euch die wahre religiöse Gesinnung aneignetet, im Vergleich zu der überaus großen Gnade, die ihr nun bald empfangen werdet. Bisher waren es nur Gnaden, es waren Gaben, welche euch der himmlische Vater verlieh. Nun aber sollt ihr gar bald den Gnadenspender selbst, Jesum Christum, unsern göttlichen Heiland, mit seiner Gottheit und Menschheit, mit seinem Leibe und seiner Seele, mit seinem heiligen Fleische und seinem kostbaren Blute wahrhaft, wirklich und wesentlich empfangen. Bisher waret ihr nur in Gedanken mit Gott vereint; ihr dachtet an ihn. Nun aber wird er selbst sich mit euch auf das allerinnigste vereinigen. Der Gott, den die Himmel nicht fassen, der unermeßliche Gott, seine heilige Menschheit, welche thronet zur Rechten des allmächtigen Vaters: er kehrt nun ein in euer armseliges Herz! *Eure hochbeglückte Seele wird zur Wohnung ihres allmächtigen Schöpfers.* O ihr Glücklichen! Wer vermag eure Freuden nur annähernd vollständig zu beschreiben!

„Freue dich, du Tochter Zions!" so rief der Prophet Zacharias etwa 500 Jahre vor der Geburt Jesu aus, „juble, du Tochter Jerusalems! Siehe, dein König kommt zu dir gerecht und als Heiland." Und ich rufe euch wenige Minuten vor dem Empfange der hochheiligen Kommunion zu: Freuet euch und jubelt, ihr Herzen! Sehet, euer König, der König des Himmels und der Erde, kommt heute zu euch unter der Brotsgestalt, um sich mit euch auf sakramentale Weise zu vereinigen, um euch zu erquicken und euch schmecken zu lassen, wie süß der Herr denen ist, welche ihn lieben.

Ja, freuet euch! Denn an eurer Freude nimmt teil der Himmel mit seinen Bewohnern, die Kirche und wir alle, die wir uns hier versammelt haben, um der heutigen Feierlichkeit beizuwohnen. Darum ist heute für euch ein Ehrentag. Wie sehr ihr heute Gott gefallet, brauche ich euch nicht zu schildern. Euer Inneres, euer Gewissen, euer Herz sagt es euch. Und die Engel des Himmels sowie die Heiligen Gottes blicken heute voll himmlischer Freude auf euch herab, loben und preisen Gott wegen der Wunder seiner Gnade und Wahrheit, die er so reichlich an euch gewirkt, und verherrlichen mit himmlischen Lobliedern den Tag eurer ersten heiligen Kommunion. Besonders freut sich heute euer Schutzengel und euer heiliger Namenspatron. Bedenket, wie oft ihr dieselben betrübtet, da ihr sündigtet, auf ihre Warnungen nicht achtetet und Gott verließet. Um so größer ist darum jetzt die Freude. Der Schutzengel geleitete euch zum Beichtstuhle; er wird euch auch hierher geleiten und den innigsten Anteil an eurer Herzensfreude nehmen. Und euer heiliger Namenspatron! Wie mag er sich freuen, wenn er sieht, daß ein jeder aus euch dasselbe Ziel, die ewige Seligkeit im Himmel zu erreichen sich bemüht, das er schon erreicht hat und infolge dessen er ewig glückselig ist. Wie oft mag er Fürsprache bei Gott eingelegt haben, und wie leicht ist es möglich, daß so mancher aus euch seinem heiligen Namenspatron jenen liebevollen Zug der göttlichen Gnade, der ihn heute so beglückt, zu verdanken hat. Ja, freue dich, himmlisches Jerusalem! Eine neue Schar von frommen Pilgern sehe ich heute in dieser jugendlichen Schar zu deinen ewigen Thoren wallen.

Aber auch das irdische Jerusalem, unsere heilige Kirche hier auf Erden nimmt heute teil an den Freuden eurer Herzen. Sehet, wie herrlich geschmückt unser Gotteshaus ist! Folgend der Aufforderung des Psalmisten: „Schmücket mit Maien das Fest bis vor die Hörner des Altars, denn der Herr ist Gott und hat uns erleuchtet", hat unser Gotteshaus euch zu Ehren das Festgewand angelegt. Ihr sehet Blumen, die lieblichen Kinder des holden Mai, zu Hunderten, ja Tausenden vereint, um eure Augen zu weiden und eure Herzen zu laben durch die Farbenpracht ihrer Blüten und den Duft ihrer Blütenkelche. So schön wie diese Blumen sind eure Seelen, so lieblichen Duft, wie diese Blüten, strömet ihr heute

aus, einen lieblichen Duft für alle Bewohner des Himmels. Und so sanft und wunderbar mild sich alle diese Blumen vereint haben zu Bouquets, Kränzen und Guirlanden, so werdet auch ihr euch heute vereinen durch Christus mit allen Heiligen des Himmels, euch gesellen zu allen Frommen auf Erden und eintreten als wirkliche, lebendige Mitglieder in die Gemeinschaft der Heiligen. „Drum preiset den Herrn, denn er ist gut und ewig währet seine Gnade!"

Endlich freuen auch wir alle, die wir heute um euch versammelt sind, uns von Herzen mit euch. Eure Eltern, Verwandten, Freunde sind von nah und fern heute herbeigeeilt, um teilzunehmen an euren Herzensfreuden und den Tag eurer ersten heiligen Kommunion mitverherrlichen zu helfen. Es ist auch für sie heute ein Tag der Freude. Ihr habt das Ziel erreicht, auf das eure Eltern und Angehörigen euch so oft aufmerksam gemacht haben. Euch eine religiöse Erziehung im Geiste unserer heiligen Kirche zu teil werden zu lassen, war der Gegenstand ihrer beständigen Sorge. Von Gott seid ihr euren Eltern geschenkt worden; zu Gott euch zurückzuführen durch Religion und Tugend war darum ihr eifrigstes Bestreben. Deswegen verabsäumten sie es nicht, euch bald nach der Geburt durch die heilige Taufe Gott zu weihen und euch in die kirchliche Gemeinschaft aufnehmen zu lassen, durch deren Lehren und Unterricht, durch deren Gnaden und Anleitungen ihr zu Gott hingeführt werdet. Und heute sehen eure geliebten Eltern die Erstlingsfrüchte ihrer langjährigen Gebete und Bemühungen — sie sehen euch hintreten an den Tisch des Herrn. O wonnevoller Anblick für eine gläubige Mutter, o erhabener Anblick für christliche Väter, wenn sie sehen, wie nach langen und mühevollen Vorbereitungen einer christlichen Erziehung in Haus und Schule das Herz ihrer Kinder wie eine zarte Blütenknospe sich gläubig öffnet, den Blütenkelch nach oben zum Vater der Lichter wendet und gläubig die Strahlen der Sonne des Lebens trinkt in dem hochheiligen Abendmahle, um herrliche Früchte zu zeitigen für eine glückselige Ewigkeit! Ja, freuet euch heute, ihr lieben Eltern und Angehörigen! Es ist eine der schönsten und reinsten Freuden, welche heute euer Herz erfüllt. Es ist zugleich für euch ein wehmütiger Anblick, der Thränen in den Augen perlen macht. Wir denken beim Anblick dieser sündenreinen, unschuldigen, jugendlichen Schar nur gar zu leicht an den Tag unserer ersten heiligen Kommunion. Und es befällt uns Wehmut, Kummer und erneute Sorge. Welcher Vater, welche Mutter, welcher Erwachsene überhaupt möchte da auch nicht unter dem Andrange solcher Gefühle, welche unsere eigene Erfahrung uns nahe legt, Gott den Allbarmherzigen bitten, daß er nicht zulassen möge, daß die zarten Blüten echter Religiosität und Gottinnigkeit in dieser jugendlichen Schar jemals mögen zertreten werden durch die rauhen und kalten Füße des religiösen Unglaubens.

Noch ein anderer Wermutstropfen fällt in den Kelch der heutigen Freude. So mancher aus euch sucht heute hier vergebens nach seinem Vater, nach seiner Mutter. Ach! das treue Vaterherz, das zärtlich liebende Mutterherz, sie haben längst aufgehört zu schlagen. Sie, die sicher heute nicht fehlen würden, sie, die so gern hätten Zeugen der ersten heiligen Kommunion ihrer Lieblinge sein wollen, sie sind längst entschlafen. Doch ihre Sorge und Liebe haben nicht aufgehört. Heute am Tische des Herrn seid ihr dem liebenden Mutter- und Vaterherzen näher als je. O so betet für die Verstorbenen und schenket ihnen die Früchte eurer ersten heiligen Kommunion.

So ist dieser Tag in der That für euch ein Freuden- und Ehrentag. O, könnte ich heute diese Freuden festbannen für alle Zukunft in euren Herzen! Ihr werdet mir dazu behilflich sein, wenn ihr euch vornehmet, diesen Tag mit seinen einzelnen Herzensfreuden und Ehren recht oft in das Gedächtnis zurückzurufen. Möge er euch ein wahrer Gedenktag sein. Möge er der erste sein in einer langen Reihe von solchen glücklichen Tagen, deren letzter euch in die Ewigkeit führt, wo ihr den jetzt verborgenen Gott schauen werdet von Angesicht zu Angesicht in alle Ewigkeit! Amen!

Am Pfingstsonntage.

„Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der über euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenzen der Erde." (Apg. 1, 8.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Heute vernahmen wir die Botschaft der Apostelgeschichte, daß der Heilige Geist über die Apostel herabgekommen sei. Auch an andern Stellen der Heiligen Schrift findet sich nicht selten ein Hinweis auf das Herabkommen des Heiligen Geistes. So kommt der Geist Gottes über den Richter Simson; die Folge davon ist, daß Simson einen ihm entgegenbrüllenden Löwen ebenso leicht tötet, wie man ein Böckchen zerreißt. Auch David, der einfache und schlichte Hirt von Bethlehem, war vom Heiligen Geiste erfüllt, als er ausgerüstet mit Schleuder, Hirtentasche und Kieselsteinen im Namen des lebendigen Gottes den entscheidungsvollen Kampf mit dem gewaltigen Riesen Goliath aufnahm und diesen erschlug. Und von dem großen Propheten Daniel erzählt die Heilige Schrift, daß er vom Heiligen Geiste erfüllt wurde, als er den mächtigen

Auflauf von Menschen bemerkte, welche Susanna, ein keusches und treues Eheweib, zur Richtstätte führen wollten, weil zwei in Sünden ergraute Richter Israels aus Rache für die Beschämung, die ihnen die treue Ehegattin nicht erspart hatte, sie trotz ihrer Unschuld zum Tode verurteilt hatten.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um uns zu zeigen, daß überall, wo der Heilige Geist mitwirkt, der Geist des Mutes und der Stärke vorwiegend ist. Ja, der Heilige Geist verleiht Mut und Stärke, nicht bloß Stärke der Arme und Muskeln, um Löwen zu zerreißen und gewaltig gepanzerte Krieger zu Boden zu strecken, nicht bloß Mut, sich gewaltigen Volksmassen entgegenzustemmen, hochangesehenen und durch religiöse Einrichtungen geschützten Richtern zu widersprechen, sie selbst ins peinlichste Verhör zu nehmen und dem Unwillen des Volksgerichtes zu überlassen — o er verleiht auch Mut und Stärke inmitten der gewaltigsten Stürme und Erschütterungen im Völkerleben, wenn alles wanket, die zuverlässigsten Freunde schwach und irre werden, wenn die zähesten und festesten Charaktere biegsam und geschmeidig werden, oder gar sich und ihre ganze Vergangenheit verleugnen, wenn die eigene Familie und das eigene Volk Steine aufheben, um sie auf ihren Volks- und Stammesgenossen zu werfen, wenn Hohn und Spott, List und Bosheit, Grausamkeit und Roheit, Gewalt und Macht sich anstrengen, um den Mut und die Stärke von noch wenigen zu erproben.

Diesen Heiligen Geist des Mutes haben wir an dem Löwen aus dem Stamme Juda, an Jesu, von seiner Jugend auf zu unserer Freude kennen gelernt. Denselben heiligen Mut entzündete der Heilige Geist in den Aposteln, nachdem er über sie herabgekommen war. Gemäß der Verheißung des scheidenden Heilandes: „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen u. s. w.", wurden sie mit Kraft und Mut erfüllt, um den Befehl Jesu zu vollziehen und das Evangelium unerschrocken allen Völkern zu verkündigen. Sehen wir darum heute:

1. worin sich der Mut der heiligen Apostel zeigte, und
2. worin er seine tiefsten Wurzeln hatte.

Das seien die Gegenstände unserer heutigen Festbetrachtung, welche der Heilige Geist auf die Fürbitte seiner jungfräulichen Braut segnen möge!

Um zu erfahren, worin sich der Mut der heiligen Apostel zeigte, ist es zweckmäßig, die ganze damalige geschichtliche Lage gehörig ins Auge zu fassen. Wir sehen unmittelbar nach der Herabkunft des Heiligen Geistes die Apostel in Jerusalem. Die Apostel in Jerusalem — diese Thatsache in der rechten Weise beleuchtet, wird uns den Mut der heiligen Apostel in dem glänzendsten Lichte erscheinen lassen. Bedenket, die Apostel in Jerusalem! Jerusalem war eine große Stadt, ja die Hauptstadt, die vielbesungene heilige Stadt — und die Apostel waren

zum Teil aus einer kleinen Stadt, zum Teil vom platten Lande des verachteten Galiläa. In Jerusalem lebten Tausende und Abertausende von Einheimischen, die als Großstädter dreist und keck waren; und mitten unter diesen denket euch die elf Apostel, welche Fremdlinge und Gäste waren und die als einfache Landbewohner an Ängstlichkeit, Beklommenheit und Verzagtheit zu leiden hatten. In Jerusalem die Apostel — d. i. neben den Gelehrten die Ungelehrten, neben den Siegern von Golgatha die scheinbar Besiegten, neben der List und Schlauheit der jüdischen Herrscher die Einfachheit, Offenheit und Biederkeit schlichter Galiläer, und der hohen und durch ein tausendjähriges Gesetz geheiligten Obrigkeit gegenüber die gewöhnlichsten Unterthanen. In Jerusalem war der prachtvolle Tempel, und die Apostel mußten sich mit einem bescheidenen Hause begnügen. Der Tempelschatz enthielt sechzig Millionen Mark, und die Apostel hatten leere Taschen. In Jerusalem weilten zur Zeit des Pfingstfestes gegen drei Millionen Gäste, und die Apostel waren ihrer elf. An einem jüdischen Hochfeste wurden gegen 250,000 Opfertiere, zumeist Rinder und Schafe geschlachtet — was war gegen so viele der Verbrecher am Kreuze, für uns allerdings das Opferlamm Gottes! Zu den offenen Hallen des Tempels wollten sicherlich nicht passen die verschlossenen Thüren des Apostelhauses. Die jüdischen Priester waren vom Staatsgesetz anerkannt und geschützt, die Apostel waren verworfen und verfolgt. Ach! und der jüdische Gottesdienst war bezaubernd — der Tempel glich des Abends während des Pfingstfestes einem Lichtmeer, entzückende Musik begleitete die wunderbar schönen Weisen der Psalmen, während die Priester, voran der Hohepriester, in wahren Prachtgewändern in kunstvoller Weise Reigentänze aufführten und lieblicher Weihrauchduft vom goldenen Rauchopferaltare die heiligen Tempelräume erfüllte. Und zu all dem noch der nicht enden wollende Jubel der in den Vorhöfen des Tempels weilenden Volksmenge, welche für ihren tausendstimmigen Hosiannaruf in der unteren Stadt ein dem Donner ähnliches Echo fand. — Und als Gegenstück zu diesem Riesengemälde betrachtet die Apostel! O wehe! Sehet die Apostel in einem bescheidenen Hause, an einem einfachen Tische, in gewöhnlicher Alltagskleidung, ohne eine Volksmenge; sie sind allein, tiefbekümmert im Herzen, sie haben einige Brote und einen Becher Wein vor sich, sie verrichten ein stilles und einfaches Gebet. Und um der ganzen gähnenden Kluft euch bewußt zu werden, so beachtet auch das: Dort auf dem Tempelberge seht ihr nur Altgewohntes, seit mehr als tausend Jahren Althergebrachtes und Gesetzliches — und unten im Saale der Apostel gewahret ihr Ungewohntes, Neues und Ungesetzliches. Das war die Lage der Apostel in Jerusalem — wahrlich wenig dazu angethan, um den Beherztesten zu ermutigen, wohl aber nur zu sehr geeignet, um Verzagte vollends mutlos zu machen. Und trotzdem sehen wir sie öffentlich auf-

treten, nachdem der Heilige Geist über sie herabgekommen war, sehen sie mutig Jesum den Gekreuzigten predigen, hören sie die anwesenden Juden zur Buße wegen des verübten Gottesmordes auffordern und sehen, daß gegen 3000 Neubekehrte sich den Aposteln anschlossen und die erste Christengemeinde gründeten.

Und wie zu Anfang, so auch später. Überall, wohin die Apostel kamen, stand die Sache für sie ungünstig und für ihre Gegner überaus günstig. Paulus verkündigte die Lehre Jesu in Ephesus. Man hätte meinen sollen, daß in diesem Falle die Verhältnisse sich weit günstiger hätten gestalten müssen. Paulus war ja kein Fischer, kein Ungebildeter; er war vielmehr römischer Bürger, ein erstaunliches Talent und ein Gelehrter; er hatte die Hochschule des damaligen Judentums besucht und zu den Füßen des größten Meisters der damaligen jüdischen Wissenschaft gesessen; er besaß eine feurige Beredsamkeit; er war gewandt im geistigen Kampfe und wissenschaftlichen Streite; er war geistreich, immer schlagfertig und unermüdlich; seine Rede floß wie Honigseim von seinen Lippen und seine Beweise waren niederschmetternd. Allein so groß auch sein Geist, so beweglich auch seine Zunge und so umfassend auch sein Wissen war, seine Gegner waren doch zu zahlreich und verfügten überdies noch über zu viele Anhänger, über zuviel Geld und über eine unbeschreibliche Macht. — Gleichwohl sehen wir den hl. Paulus hinausziehen in die weite, damals gebildetste Welt. Nicht Barbaren und in Unwissenheit dahin lebende Völkerschaften suchte er auf, nein die gebildetsten Nationen: es waren die Griechen und Römer. Paulus stand zwischen den gewaltigsten Gegensätzen seiner Zeit: das Judentum mußte er bekämpfen und das Heidentum wollte er gewinnen. Ach! und Christus der Gekreuzigte war den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Thorheit, ein Gegenstand des Gelächters — für Paulus aber die einzige Wissenschaft. Kann man sich wohl eine ungünstigere und gefahrvollere Lage denken? — Sieht das nicht aus wie Tollkühnheit, wie verzweiflungsvoller Kampf, ja wie Wahnsinn? Heißt das nicht gegen den Strom und zwar gegen den gewaltigsten Strom und noch dazu jahrelang schwimmen? Und dennoch beginnt der Weltapostel diesen unerhörten Wettlauf. Das Kreuz Jesu im Herzen, seine Lehre auf den Lippen und die Heilige Schrift in der Hand, ohne Geld und ohne Empfehlungen, ein einfaches Kleid tragend und als Zelttuchschneider von seiner eigenen Hände Arbeit lebend, betritt er seine mehr als dreißigjährige Laufbahn.

Alle nur erdenklichen Waffen werden hervorgesucht und ohne Bedenken auch gebraucht, um seine Person verächtlich zu machen, seine Lehren zu verunglimpfen und seinen Wandel zu beflecken. Man setzt die Obrigkeiten gegen ihn in Bewegung, die Kerkerthüren knarren, die Ruten zischen über seinem entblößten Rücken, Steine fallen im dichtesten Hagel

auf ihn. Man setzt das Volk der Hauptstadt Kleinasiens, das unwissende Volk gegen ihn und seine Gefährten in Bewegung. Den Handwerkern sagt man, daß sie durch die Wirksamkeit Pauli arg benachteiligt würden. Unter dem wilden Rufe: Es lebe die Göttin Diana! werden von dem Silberschmiede Demetrius in Ephesus große Volksversammlungen abgehalten. Die Gefährten des hl. Paulus schweben in der größten Gefahr. Doch sein mutiger Geist verliert keineswegs die Besonnenheit und Umsicht, er gewinnt die Obrigkeit für sich und rettet die Seinigen. Wie hier, so blieb auch sonst sein Mut ungebrochen! —

Dieser bewunderungswürdige Mut der heiligen Apostel war begründet in dem tiefen Verständnisse der Person und des Werkes Jesu. Sie betrachteten den Propheten von Nazareth in seinem Zusammenhange mit der ganzen Vergangenheit des Volkes Israel und fanden, daß er der heißersehnte Retter und Erlöser war; sie betrachteten ihn in seinem Verhältnisse zur Gegenwart, und sie bemerkten gar schnell, wie richtig er alles, namentlich die Pharisäer und Schriftgelehrten, sowie die damaligen politischen Machthaber beurteilte, wie gewaltig seine Lehre und Lehrweise wirkten, wie uneigennützig und unermüdlich er war, wie schnell er die schlagendsten Gründe für sein unerwartetes Handeln anzuführen wußte, wie wunderbar sein Handeln und wie liebevoll seine Fürsorge war. Sie betrachteten ihn endlich in seinen Beziehungen zur Zukunft, und sie sahen nur zu schnell die schmerzlichsten Weissagungen Jesu erfüllt, sein Leiden und seinen Tod erlebten sie bald, den Verräter ihres Meisters sahen sie aus ihrer Mitte hervorgehen, und ihre eigene Flucht sollte zu ihrem Entsetzen gar bald wirklich stattfinden. Kurz, Jesus mußte sich ihrem Verstande als Gottessohn bemerkbar machen. Sie hingen an der Person Jesu und konnten nicht glauben, daß die Früchte eines so hervorragenden Lebens der Nachwelt sollten verloren gehen. Durch die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu aber war es ihnen zur festesten Überzeugung geworden, daß Jesus der Sohn Gottes und der Erlöser der ganzen Welt sei. Damit verband sich die edelste Begeisterung. Sie empfanden in sich selbst das Glück und den Seelenfrieden, welche jene Überzeugung hervorruft. Das Leben und die Lehre Jesu ließ keine ihrer Fragen unbeantwortet. Es gab für sie keine Lage und keine Schwierigkeit, auf welche sie Jesus nicht schon im voraus aufmerksam gemacht hatte. Sie mochten daher lehren, öffentlich oder im geheimen, in Freiheit oder in Gefängnissen verweilen, vor Richtern oder Königen stehen — immer und überall offenbart sich die Wärme ihres Herzens. Ja in der Überzeugung von der Wahrheit der Lehre Jesu und seiner weltumfassenden Aufgabe sowie in der Begeisterung ihres Herzens

offenbarte sich der Heilige Geist. Überzeugung und Begeisterung, dieses Werk des Heiligen Geistes — waren die nieversiegenden Quellen des unvergleichlichen apostolischen Mutes.

Wer aus uns möchte nicht diesen edlen Mut besitzen? Wie verachtet ist doch die Feigheit! Heißt es ja: Mut verloren — alles verloren! Allein es ist ein großer Unterschied zwischen Mut und Mut. Den wahren christlichen Mut, der von der Wut ebensoweit wie von der Feigheit entfernt ist, verleiht nur der Heilige Geist. Der wahre Mut setzt Einsicht, Klugheit und Verständnis voraus, kurz, die klarste Überzeugung. O so lernet, soviel ihr nur vermöget, die heiligen Glaubenswahrheiten unserer heiligen Religion kennen, lernet sie verstehen und mit Geschick verteidigen. Und der wahre Mut setzt Begeisterung voraus. O so machet die Wahrheiten unseres heiligen Glaubens zum Eigentum des Herzens, liebet und übet sie, lebet danach. Dann wird der Heilige Geist auch in eure Herzen Friede und Ruhe ausgießen, den Frieden himmlischer Ruhe. Amen!

Am Pfingstmontage.

„Als Petrus noch diese Worte sprach, kam plötzlich der Heilige Geist über alle, welche das Wort hörten." (Apg. 10, 44.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Nach seiner glorreichen Auferstehung redet der Heiland zu seinen Aposteln vorzüglich vom Heiligen Geiste, welcher über sie herabkommen und mit allem ausrüsten werde, um ihr apostolisches Amt mit Erfolg verwalten zu können. Und heute feiern wir die Erinnerung an jene verheißene und so gnadenvolle Herabkunft des Heiligen Geistes. — Gestern hörten wir, daß alle Apostel mit dem Heiligen Geiste erfüllt wurden und deshalb anfingen, in verschiedenen Sprachen zu reden, sowie der Heilige Geist es ihnen gab, auszusprechen. Und heute wird uns erzählt, daß Petrus noch sprach, als plötzlich der Heilige Geist über alle kam, welche das Wort hörten. Das kann also wohl nicht geleugnet werden, daß der Heilige Geist am ersten christlichen Pfingstfeste auf die Apostel und etwas später auf die ersten Christen herabgekommen ist. Denn der Zeugen sind sehr viele und die Wirkungen jener gnadenvollen Herabkunft waren so außerordentlich und übernatürlich, daß sie mit Recht von den Aposteln als Großthaten Gottes gepriesen wurden. Aber mußte denn der Heilige Geist um jeden Preis

herabkommen, so daß ohne ihn das Erlösungswerk Christi von keiner Bedeutung und Wirksamkeit gewesen wäre? O gewiß ist es also! Sonst wäre ja das Erlösungswerk Christi unvollendet und für uns alle ohne Nutzen. Denn wozu hat Christus gelebt, so vieles gelitten und sich am Kreuze töten lassen, wenn nicht, um durch seinen unendlichen Gehorsam von Gott dem Vater alle jene Gnaden zu erwerben, welche uns zur Erlangung der ewigen Seligkeit nötig sind. Was nützen uns aber diese Gnaden und Gaben, wenn wir sie nicht **erhalten?** Um es durch ein Gleichnis aus dem gewöhnlichen Leben klar zu machen: was nützt einem armen Familienvater das Geld, welches andere Leute besitzen? Wollet ihr also diesen Armen glücklich machen, so teilet ihm mit von eurem Vermögen! Ebenso mußte Christus dafür sorgen, daß seine Gnaden und Schätze den Menschen, welche arm im Geiste sind, ausgeteilt würden.

Das Austeilen der himmlischen Gnadenschätze kommt aber vorzüglich dem Heiligen Geiste zu. Es ist wie in einer echt christlichen Familie, wo der Vater das tägliche Brot verdient, und die Mutter es unter die Kinder nach Maßgabe ihrer Größe, ihres Alters und ihres Verlangens danach austeilt. Ähnliches geschieht auch in der über den ganzen Erdkreis ausgebreiteten Christenfamilie. Christus hat uns die zum ewigen Leben notwendige Gnade verdient; diese Gnade ist der Heilige Geist, der Urheber und die Quelle aller Gnaden; die Kirche ist die Mutter, welche uns durch ihre Sakramente und Gebete den Heiligen Geist samt seinen Gnadengeschenken mitteilt. Christus als Welterlöser und der Heilige Geist verhalten sich demnach so zu einander: Christus lehrte und offenbarte alles, was geeignet war, um die Menschen von der Unwissenheit über himmlische Dinge zu befreien, und verdiente durch sein Leiden und Sterben den Heiligen Geist mit seinen Gnaden; dieser kam nach der Himmelfahrt Jesu und knüpfte an die Thätigkeit Jesu an. Zunächst sorgte er dafür, daß die Apostel und ihre Nachfolger die ganze christliche Wahrheit unversehrt aufbewahrten und unfehlbar verkündeten; sodann bereitet er die Herzen der Zuhörer vor, erleuchtet ihren Verstand, bewegt ihr Herz und ihren Willen und gießt mittelst der heiligen Sakramente in die Herzen der Gläubigen alle jene Gnaden aus, welche nötig sind, damit sie ein christliches Leben führen. Das alles aber beabsichtigte Christus, so daß wir sagen können, der Heilige Geist hat das Werk Christi vollendet und ihm die Krone aufgesetzt, er hat es ausgeführt. Dies entspricht auch ganz und gar der Thätigkeit des Heiligen Geistes. Wir wollen darum heute mit einander betrachten:

wie von Ewigkeit her der Heilige Geist die Werke Gottes vollendet hat, weshalb er ja auch Gott der Vollender genannt wird.

Vollendet ist das, was fertig ist und keiner Verbesserung mehr bedarf. Damit ist aber noch keineswegs gesagt, daß vollendete Dinge überhaupt nicht mehr verbessert werden könnten; vielmehr giebt es unter allen vollendeten Wesen nur ein einziges, welches wegen seiner unbedingten Vollendung nicht verbessert werden kann, und das ist der liebe Gott, der ja eben deshalb das höchste Gut genannt wird, weil er einer Verbesserung nicht fähig ist. Fragen wir nun aber, wer hat Gott von Ewigkeit her vollendet und zum höchsten Gute gemacht, so müssen wir sagen, der Heilige Geist ist der Vollender, die Krone der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Denket euch, Gott ist einer und in diesem einen Gott sind drei göttliche Personen. Das einzusehen fällt vielen schwer; sie sagen: drei Personen können doch nicht ein Gott sein! Nun so höret: Wären bloß zwei Personen in Gott, so wäre es unmöglich, zu beweisen, daß diese zwei einen Gott ausmachen; denn diese zwei brauchten einander nicht zu lieben und in Frieden miteinander zu leben. So aber zeugt Gott von Ewigkeit her seinen eingeborenen Sohn. Gott der Vater sieht seinen Sohn als sein vollkommenstes Ebenbild, als den Abglanz seiner göttlichen Wesenheit; er freut sich über seinen Sohn, und dieser hat ein unendliches Wohlgefallen an seinem göttlichen Vater; aus diesem Wohlgefallen entspringt die ewige Liebe, welche Vater und Sohn aufs innigste miteinander vereinigt und die Ursache von Ewigkeit her ist, daß Gott in sich selbst so unendlich glückselig ist, daß er gar nicht glückseliger gedacht werden kann. Die Liebe des Vaters also zu seinem Sohne und die Liebe des Sohnes zum Vater macht Gott Vater und Sohn so unendlich glückselig, sie umarmen und küssen sich von Ewigkeit her bis in alle Ewigkeit; diese Liebe vereinigt sie so sehr, daß der Sohn im Schoße seines ewigen Vaters wohnt. Und wer ist diese unendliche Liebe des Vaters und des Sohnes? Diese ewige Liebe ist der Heilige Geist, die dritte Person in der Gottheit. Der Vater zeugt den Sohn als sein vollkommenes Ebenbild; beide vereinigen sich unzertrennlich in der Liebe des Heiligen Geistes, welcher die unversiegbare Quelle der höchsten Glückseligkeit in Gott ist. Darum sagt ebenso zart als schön der hl. Bernhard: „Wird unter dem Küssenden der Vater und unter dem Geküßten der Sohn verstanden, so dürfen wir den Heiligen Geist als den Kuß betrachten; er nämlich ist des Vaters und des Sohnes unzerstörbarer Friede, fester Verband, unzertrennliche Liebe, unzertrennliche Einheit.“ Und deshalb sind nach dem hl. Augustinus „nicht mehr als drei: einer, der den liebt, der von ihm ist, und einer, der den liebt, von dem er ist, und die Liebe selbst. Denn wenn diese nichts ist, wie ist denn Gott die Liebe?“

Gleichwie nun der Heilige Geist das innere Leben der allerheiligsten Dreifaltigkeit abschließt und vollendet,

ebenso vollendet er auch jene Werke Gottes, welche dieser nach außen hin hervorbringt. Gott schuf die Welt und Gott erlöste sie. Alle drei göttlichen Personen waren dabei thätig. Aber wie wir auch hier wieder bald sehen werden, war es der Heilige Geist, welcher die Schöpfung und Erlösung der Welt vollendete.

Alle Dinge, welche der dreieinige Gott aus Nichts geschaffen hat, sind so gut geordnet und bewegen sich so regelmäßig, daß man sich unwillkürlich versucht fühlt, die ganze Welt mit einem großen Uhrwerke zu vergleichen. Nun wissen wir aber, daß nicht der Uhrmacher die einzelnen Räder, Federn und Stifte macht, sondern irgend eine Uhrenfabrik, welche sie künstlich nach einer bestimmten Zeichnung verfertigt; der Uhrmacher glättet sodann die einzelnen Bestandteile einer Uhr, reinigt sie, giebt ihnen Öl, setzt sie zusammen und stellt das Werk so, daß es richtig gehen kann. Drei sind es also: einer, der die Zeichnung für eine Uhr entwirft, einer, dessen Fabrik die Bestandteile anfertigt, und endlich der Uhrmacher, welcher die Uhr vollendet, so daß sie dem Käufer nützlich sein kann. — In ähnlicher Weise teilten sich auch die drei göttlichen Personen in das Werk der Weltschöpfung.

Gott der Vater entwarf von Ewigkeit her den Schöpfungsplan, Gott der Sohn schuf das erforderliche Material, welches in der Heiligen Schrift Himmel und Erde heißt, und der Heilige Geist bildete durch seine erwärmende, belebende und bewegende Kraft den Himmel und die Erde sowie alle einzelnen Geschöpfe, welche im Himmel und unter dem Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind. Der Heilige Geist hat das von Gott dem Sohne aus Nichts erschaffene und noch ganz ungeordnete Weltmaterial verarbeitet; er ist der eigentliche Künstler, welcher die Geschöpfe Gottes gebildet, belebt und in Bewegung gesetzt hat; er heißt der Weltbildner, der Lebendigmacher; deshalb heißt es ja auch in der Heiligen Schrift: „Und der Geist Gottes schwebte über dem Gewässer."

Unter dem „Gewässer" haben wir uns aber nicht „Wasser", wie wir es jetzt haben, zu denken, sondern jenen Weltstoff, welcher flüssig war, alles keimartig enthielt und woraus der Heilige Geist alles bildete. Aber wird man denken, wie ist das möglich, daß in jenem Gewässer alle Geschöpfe Gottes keimartig verborgen waren? O ungläubiger Frager! Höre, was ich dich frage: Wie ist es doch möglich, daß sich aus der Flüssigkeit eines Eies ein zartes Hühnchen bildet? — Du wirst sagen, dies geschieht darum, weil die Henne es bebrütet, wärmt und belebt. Nun siehe, auch der Heilige Geist hat jenes ursprüngliche Gewässer bebrütet. Denn das hat es nach dem hl. Basilius d. Gr. zu bedeuten, wenn die Schrift sagt: Der Geist Gottes schwebte über dem Gewässer. Der Heilige Geist lag nach dem hl. Hieronymus, ja saß auf dem Gewässer, wärmte es und verlieh so der Natur des Wassers die Kraft,

„alle Arten Tiere, Pflanzen und Steine zu erzeugen, wie ein Vogel, welcher auf den Eiern sitzt und denselben, indem er sie erwärmt, eine belebende Kraft mitteilt." Hast du das verstanden? — Nun erkennst du, christlicher Zuhörer, wie der Heilige Geist, brütend über dem Gewässer, alle einzelnen Geschöpfe bildete und belebte, weshalb er der eigentliche Vollender des ganzen Schöpfungswerkes genannt werden muß.

Der Mensch war aber unter allen Geschöpfen auf der Erde dem Heiligen Geiste zu ganz besonderem Danke verpflichtet; denn er hatte den Menschen nicht bloß schön und gut erschaffen, sondern ihn auch noch, wozu er gar nicht verpflichtet war, mit der ursprünglichen Heiligkeit und Gerechtigkeit beschenkt, damit er seine ewige Glückseligkeit in der Anschauung Gottes finden könnte. Allein der Mensch sündigte, er verlor jenes besondere Gnadengeschenk des Heiligen Geistes und mußte, wenn Gott ihn nicht gleichwie Luzifer und seine Engel in die Hölle verstoßen sollte, von Gott selber erlöst und in die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit wieder eingesetzt werden.

Aber auch bei der Erlösung, welche mit Recht eine zweite Schöpfung heißt, sehen wir alle drei göttlichen Personen thätig. Gott der Vater entwirft auch hier wieder von Ewigkeit her den Plan und kündigt diesen Beschluß der allerheiligsten Dreifaltigkeit schon im Paradiese den ersten Menschen mit den Worten an: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen ihrem und deinem Samen, und sie wird dir den Kopf zertreten, du aber wirst ihrer Ferse mit List nachstellen." Darauf bereitet Gott der Sohn auf die Erlösung der Menschen vor. Er offenbart sich den Patriarchen, spricht zu Moses im brennenden Dornbusch, führt die Israeliten aus Ägypten durch die Wüste in das gelobte Land, sendet zu ihnen Propheten und läßt durch ihren Mund den verheißenen Erlöser verkünden. Endlich in der Fülle der Zeit erscheint er selbst unter seinem auserwählten Volke, predigt die Heilswahrheiten, wählt Apostel, belehrt sie über alles, was ihnen zu wissen not thut, dann läßt er sich gefangen nehmen, leidet bitterlich und stirbt am Kreuze. Und dadurch, sagen wir, hat Christus der Herr uns erlöst. Aber sind wir dadurch schon wieder von Gott zu Gnaden aufgenommen und in jene ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit wieder eingesetzt? — O nein! Gott der Sohn hat durch seinen bittern Tod nichts gethan, als Gott den Vater mit den Menschen versöhnt, und nun erst gestattet auf Bitten seines geliebten Sohnes Gott der Vater, daß der Heilige Geist, der eigentliche Heiligmacher, über die Apostel und alle Menschen sich ausgieße und sie heilig und gerecht mache, wenn sie an den wahren Gott und insbesondere an den gekreuzigten Herrn Jesum glauben. Da sehet ihr, meine Geliebten, was die Herabkunft des Heiligen Geistes, an welche wir durch das

heilige Pfingstfest erinnert werden, zu bedeuten hat. Der Heilige Geist ist der Vollender der Erlösung; er ist die Krone, ja die eigentliche Erlösung der Menschen. Alles, was vor der Herabkunft des Heiligen Geistes geschah, wenn es auch noch so großartig, noch so schmerzlich, noch so traurig war, alles, selbst das bittere Leiden und Sterben Jesu, selbst seine glorreiche Auferstehung und seine wunderbare Himmelfahrt — alles dieses war nichts als eine umfassende Vorbereitung auf die Sendung und Herabkunft des Heiligen Geistes, welcher ausgegossen in die gläubigen Herzen der Menschen die Erlösung ist von Tod und Hölle. O wie kostbar, wie unendlich heilsam und notwendig muß doch die Herabkunft des Heiligen Geistes gewesen sein, wenn so viele gnadenvolle Vorbereitungen auf seine Herabkunft vom Sohne Gottes selbst gemacht worden sind!

Gott der Sohn wollte seine himmlische Herrlichkeit auf längere Zeit verlassen, wollte Mensch werden, Knechtsgestalt annehmen, Menschen gehorchen, irdischen Königen unterthan sein. Er, der König der Ewigkeit ist, wollte arm sein, fasten und Not leiden, wollte mit Sündern und Heuchlern umgehen, wollte leiden und den schimpflichsten Tod am Kreuze sterben. Und wenn auch der Menschensohn von den Toten durch Gott den Vater auferweckt und gewürdigt wurde, mit seiner Menschheit in den Himmel zu fahren und dort zu sitzen zur Rechten seines ewigen Vaters, so sollte es doch namentlich zu dem Zwecke geschehen, daß der Menschensohn bitten könne um die Vollendung seines Erlösungswerkes, um die Herabkunft des Heiligen Geistes. „Denn es ist euch gut," sagte der Heiland zu seinen betrübten Jüngern, „daß ich zum Vater gehe; wenn ich nämlich nicht hingehe, so wird der Tröster, der Geist der Wahrheit, nicht zu euch kommen; so aber werde ich den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster senden, den Geist der Wahrheit, der euch an alles erinnern wird, was ich gesagt habe."

Habt ihr es vernommen: es ist gut, daß der Heiland zum Vater geht? Du mein Gott! Das bittere Leiden und Sterben des Menschensohnes genügte noch nicht; selbst der gekreuzigte Heiland, der so vieles gelitten, selbst dieser gekreuzigte Herr Jesus mit seinen heiligen fünf Wundmalen muß noch bitten. Ja, seht jenes herrliche Schauspiel mit den Augen des Glaubens! Seht, der Himmel öffnet sich meinem gläubigen Gemüte und ich sehe, o Wunder! Gott Vater auf seinem Throne sitzen, und der geliebteste Sohn bittet demütigst, Gott der Vater möge doch den Heiligen Geist hinabsenden, damit er nun wieder die Menschen heilig und gerecht wie ehedem im Paradiese mache. „Sende, o Vater, den Heiligen Geist!" so flehte der gekreuzigte Menschensohn an den Stufen des himmlischen Thrones; „siehe, es ist alles vorbereitet, die Apostel harren, o sende ihn, und Menschen werden wie neu geschaffen werden

und du wirst das Angesicht der Erde erneuern." Solches Flehen seines gekreuzigten Sohnes kann Gott der Vater nicht unerhört lassen, und nachdem die Apostel sich noch zehn Tage lang durch Gebet, Zurückgezogenheit und Einmütigkeit vorbereitet hatten, wurden sie plötzlich mit dem Heiligen Geiste erfüllt.

O Heiliger Geist, du Tröster der Armen, sei uns gegrüßt viel tausendmal! Dich wollen wir heute als den himmlischen Gast in unsere Herzen aufnehmen und einschließen; o gieb, daß wir nimmer von dir lassen; erleuchte heute mit dem himmlischen Lichte deiner Gnade unsern Verstand; siehe, wir wissen bei der heutigen Verblendung und Finsternis bald nicht mehr, was wahr und recht ist, damit wir es thun und dadurch das ewige Leben erlangen; man klärt heute auf, aber man verfinstert alles rings um uns her; man will alles besser wissen als du, der du ja der Geist der Wahrheit bist; o zeige von nun an uns stets in deinem glanzvollen Lichte die ewige Wahrheit, lasse es in unserem Verstande nicht dunkel werden; gieb uns die Gabe des Verstandes und der wahren Wissenschaft, jener, die uns zum ewigen Heile dient. O Heiliger Geist, stärke und kräftige unsern heiligen Glauben, befestige in uns eine recht zuversichtliche Hoffnung und entzünde in uns das Feuer deiner Liebe. Sollten wir aber doch vielleicht aus menschlicher Schwachheit dir wieder untreu werden, o so bewege unsere Herzen zu einer wahren und heilsamen Reue. Erschüttere unsere Herzen, lasse die Bußthränen hervorquellen aus unsern Augen und gieb, daß wir bei dir nur noch dieses Mal Verzeihung unserer Sünden erlangen.

Im Herrn geliebte Zöglinge! Könnte ich euch jetzt alles sagen, ihr würdet einsehen, daß jede Sünde eine unendliche Beleidigung des Heiligen Geistes ist. Die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit, die Adam verlor, war ein Geschenk des Heiligen Geistes; deswegen war dieser so sehr beleidigt, daß der gekreuzigte Sohn Gottes den Vater inständigst bat um die Sendung des Heiligen Geistes. O so beleidigt nicht wieder von neuem den Heiligen Geist; sündigt nicht vermessen auf Gottes Barmherzigkeit; verzweifelt nicht und solltet ihr auch noch so große Sünder sein; kommt und bekennt, was ihr gethan, und Gott wird euch ein liebevoller Vater sein. Stoßet die christliche Wahrheit nicht von euch, sondern glaubet daran mit kindlichem Gemüte; werdet nicht ärgerlich, wenn euer Mitbruder vielleicht recht fromm und gottesfürchtig ist, ahmet vielmehr dem guten Beispiele nach, das er euch giebt. Lasset euch warnen von den Priestern der Kirche, welche der Heilige Geist als Lehrer der Wahrheit bestellt hat. Mit einem Worte, begehet keine Sünde wider den Heiligen Geist, denn Christus stirbt nicht zum zweitenmal, um den Heiligen Geist zu erbitten.

So fallen wir denn auf die Knie und beten mit der Kirche: „Komm, Heiliger Geist, und sende vom Himmel deines Lichtes Strahl!

Komm, Armenvater; komm, Gabenverleiher; komm, Herzenslicht! Bester Tröster, süßer Seelengast, süße Erquickung, Ruhe in Arbeit, Kühlung in Hitze, Trost im Weinen! O seligstes Licht! wasche, was unrein, befeuchte, was trocken, heile, was verwundet ist! Beuge, was unbiegsam, wärme, was kalt, und führe, was vom rechten Wege ist! Gieb das Verdienst der Tugend, gieb ein seliges Ende, gieb ewige Freude! Halleluja!" Amen!

Am Feste der allerheiligsten Dreieinigkeit.

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben."
(Luk. 10, 27.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Unter den heiligen Lehrsätzen der christlichen Religion, welche von vielen geleugnet, bekämpft, verspottet und verhöhnt werden, nimmt eine hervorragende Stelle ein der Glaubenssatz: „Es ist ein Gott." Gehört er ja zu den sechs Stücken, die jeder, auch der ungebildete Christ, kennen und glauben muß; gehört er ja zu denjenigen Wahrheiten, welche den Christen aller Richtungen und Eigentümlichkeiten als gemeinsames Heilsgut gilt; ja sogar Nichtchristen, wie die Juden und Mohammedaner, halten unerschütterlich fest an der grundlegenden Heilswahrheit: „Es ist ein Gott." Um so eifriger und beharrlicher aber waren die Ungläubigen. Am Ende des 18. Jahrhunderts feierte man in Paris das Fest der Vernunft, indem man eine übelberüchtigte Komödiantin in einem feierlichen Umzuge auf einem Triumphwagen in die Hauptkirche führte, dort auf den Hochaltar setzte und ihr abgöttische Verehrung erwies. Und wenn auch dieser gotteslästerlichen Anbetung bald dadurch ein Ende gemacht wurde, daß eine gesetzgebende Versammlung beschloß, es gäbe ein höchstes Wesen und die Seele des Menschen wäre unsterblich, so war dieses höchste Wesen doch nicht einmal ein Schattenbild des wahren Gottes; es war nur eine inhaltsleere Redensart, hinter welcher die Gottesleugnung sich verbarg aus Rücksicht auf die persönliche Sicherheit der ungläubigen Gewalthaber. Denn nach wie vor verlachte man Jahrzehnte hindurch den Glauben an den wahren Gott und das Gebot: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben." Um sich aber dem Urteil der Heiligen Schrift zu entziehen, welche den Unglauben mit den Worten brandmarkt: „Der Narr spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott", beschäftigte man sich im vorigen Jahrhundert in zahllosen Schriften mit dem Nachweise, daß es einen Gott gebe, nur nicht einen Gott im Sinne der christlichen Religion, da diese nichts anderes

als den verwerflichsten Aberglauben predige. Namentlich verspottete man das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Diese Lehre sei, sagen sie, gegen alle Vernunft und könne daher um keinen Preis geglaubt werden. Überdies beweise ein flüchtiger Blick in die Entwicklungsgeschichte dieses kirchlichen Glaubenssatzes, daß er, voll von empörenden Widersprüchen, nicht einmal eine geringe Bedeutung für das fromme Leben der Christen habe.

Der Glaube an die allerheiligste Dreifaltigkeit und seine grundlegende Bedeutung für das gesamte christliche Leben sei also der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung.

Von den heiligen Verfassern, deren Schriften im Neuen Testamente gesammelt sind, hat keiner die erhabene Wahrheit: „der eine Gott ist dreifach in Personen" so gründlich und tiefsinnig behandelt wie der Apostel Johannes. Ich denke dabei zunächst an sein Evangelium; der Vorläufer Jesu bezeugt darin: „Siehe das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt; dieser ist es, von dem ich sagte, es kommt einer nach mir, der vor mir wirksam war, da er früher als ich war." Nathanael ruft, nachdem er die ersten Proben von Jesu göttlichem Wissen erfahren, begeistert aus: „Meister, du bist Gottes Sohn, du bist der König Israels." Und Jesus erwidert: „Größeres als dieses wirst du sehen." Nikodemus versichert: „Meister, wir wissen, daß du als Lehrer von Gott gekommen bist." Zur Samariterin sagt Jesus: „Ich bin der Messias." Zu den Juden spricht er: „Gleichwie der Vater das Leben in sich hat, so hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben in sich zu haben." „Wer aus euch beschuldigt mich einer Sünde?" „Wahrlich, wahrlich sage ich euch, ehedenn Abraham wurde, bin ich." „Ich und der Vater sind eins." Wenige Stunden vor seinem Tode betete Jesus: „Vater, verherrliche mich nun bei dir mit jener Herrlichkeit, welche ich bei dir hatte, noch ehe die Welt war." Thomas ruft: „Mein Herr und mein Gott!" Nehmen wir dazu noch die Berichte über die Verwandlung des Wassers in Wein, über die Heilung des Sohnes des königlichen Beamten, über die Heilung des 38jährigen Kranken, die wunderbare Speisung der 5000 Menschen, über Jesu Meerwandeln, über die Heilung des Blindgeborenen, die Auferweckung des Lazarus und über Jesu eigene Auferstehung — fassen wir das alles kurz zusammen, so begreifen wir, daß der hl. Johannes mit der Abfassung seines Evangeliums den Zweck verfolgte, welcher in den Worten sich ausspricht: „Dieses ist geschrieben worden, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes." Seinen eigenen Glauben an die Gottheit Jesu und an die Menschwerdung des Sohnes Gottes aber spricht der Evangelist in dem Vorworte aus: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott

war das Wort. . . . Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit." Gerade um dieses Vorwortes willen hat denn auch der heilige Verfasser das aus dem Buche des Propheten Ezechiel stammende Sinnbild des Adlers erhalten. Wenn aber auch Johannes sich auf Geistesfittichen hinaufschwingt bis zum Throne des Allerhöchsten, wenn er auch das geheimnisvolle Leben der allerheiligsten Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, mit scharfem, gotterleuchtetem Seherblick betrachtet, so verliert er doch keineswegs die hohe Bedeutung, welche diese Glaubenswahrheit für das fromme Leben der Gläubigen hat, aus dem Auge. Er berichtet das Wort Jesu: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab, damit jeder, der an ihn glaubt, das ewige Leben habe." „Das ist der Wille meines Vaters, daß jeder, der den Sohn schaut und an ihn glaubt, das ewige Leben habe." Und am Schlusse seines Evangeliums heißt es: „Dieses ist geschrieben worden, damit ihr das ewige Leben habet." Kurz, er betont, daß das ewige Leben der Menschen ihren Glauben an die Gottheit Jesu, und damit den Glauben an die allerheiligste Dreifaltigkeit voraussetze.

Noch ausführlicher verbreitet er sich über denselben Gegenstand in seinem ersten Briefe. Hier zeigt er, in welchem Zusammenhange das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit mit der christlichen Nächstenliebe stehe. Um aber diesen Zusammenhang durchaus richtig würdigen zu können, müssen wir festhalten, was die christliche Nächstenliebe überhaupt zu bedeuten habe. Schon der Heiland hatte gesagt: „Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet." Der Herr bezeichnet die geübte oder versagte Liebe als Grund der ewigen Seligkeit oder Verwerfung. Der hl. Paulus, welcher davon ausgeht, daß, wer den Nächsten liebt, das Gesetz erfüllt hat, ermahnt: „Bleibet niemand etwas schuldig, als daß ihr euch untereinander liebt." „Liebet einander mit brüderlicher Liebe, mit Achtung kommet einander zuvor." „Wo möglich, soviel an euch liegt, haltet Frieden mit allen Menschen." Und der hl. Johannes schreibt: „Wenn einer sagt, ich liebe Gott, und haßt seinen Bruder, so ist er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er gesehen, kann Gott nicht lieben, den er nicht gesehen."

Zwar kannte auch das Alte Testament die Nächstenliebe. Ja das mosaische Gesetz verbietet sogar die feindselige Gesinnung gegen die Mitmenschen, warnt vor Vergeltung, Rachsucht, Schadenfreude und lehrt, den Feind, wenn ihn hungert und dürstet, zu speisen und zu tränken. Allein diese Grundsätze hatten in den Augen der maßgebenden Pharisäerpartei zur Zeit Jesu ihren Wert völlig verloren. Die Pharisäer lehrten: Du sollst deinen Nächsten lieben, und deinen Feind,

d. i. den persönlichen Feind und alle Heiden als Nationalfeinde, darfst du hassen. Deswegen trat der Heiland mit dem Gebote entgegen: „Ich aber sage euch, liebet eure Feinde, thuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verleumden." Der Christ soll also alle Mitmenschen, selbst seine Todfeinde in uneigennütziger und thätiger Weise lieben.

Zur Übung der Nächstenliebe können aber gar mannigfache Beweggründe antreiben. Von den natürlichen, zum Teil sogar verwerflichen, seien nur kurz erwähnt: Höflichkeit, Eigennutz, Ehrsucht, Bildung und Klugheit. Wertvoll dagegen sind diese übernatürlichen: Gott ist unser aller Vater, und wir sind seine Kinder, die sich brüderlich zu lieben haben; Jesus Christus ist für uns alle Mensch geworden und gestorben; Christus selbst wird in dem Nächsten geliebt. Der edelste, sicherste und wirksamste Beweggrund aber hat den festen und lebendigen Glauben an die allerheiligste Dreifaltigkeit zur Voraussetzung. Und diesen Gesichtspunkt weist einzig und allein der hl. Johannes nach. Er, der am Herzen Jesu ruhte und den Puls seines göttlichen Meisters gefühlt hatte, er allein war auch befähigt, die tiefsinnigsten Gedanken über Gott zu verbinden mit den höchsten Aufgaben des frommen Lebens, so daß auf ihn keine Anwendung findet das Wort des sel. Thomas von Kempis: Quid prodest tibi alta de Trinitate disputare, si careas humilitate, unde displiceas Trinitati.

Wie nun verbindet der Lieblingsjünger Jesu die erhabensten Gedanken über das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit mit der grundlegenden Forderung des christlichen Lebens, den Nächsten zu lieben? Er schreibt: „Gott ist die Liebe; er hat seinen Sohn in die Welt gesandt; er hat uns zuvor geliebt, nicht wir ihn." Den Beweis dafür führt Johannes als Augen- und Ohrenzeuge: „Wir haben gesehen seine Herrlichkeit. Er offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn. Was von Anfang war, was wir gehört, was wir gesehen haben mit unsern Augen, was wir geschaut und unsere Hände betastet haben, vom Wort des Lebens — ja das Leben ist offenbar geworden." Sicher ist demnach, daß Gott uns geliebt hat; uns, also hat er auch alle meine Mitmenschen geliebt. Da Gott aber uns zuvor geliebt, und zwar, als wir noch Sünder waren, so fordert es schon die natürliche Dankbarkeit, daß wir Gott lieben sollen. Mit dieser Pflicht ist aber die andere gegeben, uns untereinander zu lieben; denn wir würden Gott, der alle Menschen geliebt, nicht lieben, wenn wir das Gegenteil von dem thun, was er gethan.

So folgt die Nächstenliebe aus der Liebe zu Gott. Die Liebe zu Gott aber ist eine Folge der Liebe Gottes zu den Menschen, welche den Glauben an die allerheiligste Dreifaltigkeit, den Glauben an Gott Vater, an die Menschwerdung des Sohnes Gottes und an die Thätigkeit des Heiligen Geistes voraussetzt. Der Vater ist der ewige Urgrund der Nächstenliebe, der Sohn ist die

bewirkende Ursache und der Heilige Geist die Zweckursache der Nächstenliebe. „Daß wir in Gott wohnen und er in uns, das erkennen wir daran, daß er uns von seinem Geiste gegeben hat."

So enthält denn das größte Geheimnis des christlichen Glaubens, die allerheiligste Dreifaltigkeit, die wichtigste Forderung der christlichen Sittenlehre — die allgemeine, uneigennützige und thätige Liebe zu den Mitmenschen. Was hochfliegende und unfruchtbarste Gedankenspielerei und unerträgliche Haarspalterei und Silbenstecherei zu sein scheint, ist von höchster Bedeutung für das sittliche Leben des Christen. Was der menschlichen Vernunft Hohn zu sprechen und Faustschläge ins Angesicht zu versetzen scheint, predigt die edelste, idealste Humanität. Eigentümliche Ironie! In tiefster Demut sinken wir daher heute in unsere Knie und rufen mit dem hl. Paulus: „O Tiefe des Reichtums der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege! Ihm sei Ehre!" Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste, wie es war im Anfange, so auch jetzt und allzeit und in Ewigkeit. Amen!

Am Fronleichnamsfeste.

„Der Mensch prüfe sich selbst, und so esse er von diesem Brote." (1 Kor. 11, 28.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Die sorgfältigste Selbstprüfung soll dem Empfange des allerheiligsten Altarssakramentes vorangehen. Dazu ermahnt mit dem ernstesten Nachdrucke der hl. Paulus, indem er schreibt: „Der Mensch prüfe sich selbst, und so esse er von diesem Brote." Diese Selbstprüfung unterlassen darum auch nur äußerst wenige Katholiken; ja fast alle gehen zuvor zur heiligen Beicht, um sich von allen Sünden zu reinigen, beten mehr oder weniger andächtig und bemühen sich nach Kräften, die hochheilige Kommunion würdig zu empfangen. Doch noch sehr wenig haben wir gethan, wenn wir uns durch den würdigen Empfang des heiligen Bußsakramentes von unsern Sünden gereinigt haben; wir haben damit zwar alle Hindernisse beseitigt, welche der Einkehr Jesu in unser Herz im Wege standen; er kommt auch wirklich in der heiligen Kommunion; aber o Jammer und Elend! uns fehlt die rechte Stimmung des Herzens, um einen so majestätsvollen Gast, wie der Herr im allerheiligsten Sakramente ist, zu würdigen und zu

schätzen. Er ist da, und wir freuen uns wohl auch darüber, aber wir wissen ihm nichts zu sagen; wir haben ihm nichts vorzutragen und zu klagen. O heillose Verwirrung des Herzens! O beklagenswerte Kälte! Ich kann es mir wohl denken, daß ein kindlich gläubiges Gemüt beim Herannahen der heiligen Hostie erschrickt und für lange Zeit ob der Majestät des Herrn sprachlos, ja gedankenlos ist; es ist dies möglich, obgleich das durchaus nicht in der Majestät des einziehenden Gottes begründet ist, der ja so mild, herablassend und liebevoll zu unserem Herzen ist. Daß aber diesem Feuer göttlicher Liebe gegenüber noch so viele kalt bleiben, gar keinen Akt der Gegenliebe erwecken und ihm gar keine Bitte vorzutragen haben, das ist die Frucht einer sehr mangelhaften Selbstprüfung. Sie kennen sich selbst nicht; sie ahnen es nicht, wie arm und hilfsbedürftig sie sind. Und der Herr sättigt nur die Armen mit himmlischem Brot. „O glückliche Armut, welche ganz allein ißt das große Almosen des Königs der Könige, welches er selbst reicht, keinen andern als sich selber." Rupertus sagt: „Es wird dieses Brot des Himmels wie ein Almosen des großen Gottes gegeben. Da gilt es, sich zu entäußern, damit du, mein Christ, arm und so desselben würdig werdest. Denn unwürdig empfängt dieses Almosen, wer reich und wer von der Welt eingenommen ist."

Armut des Herzens und Geistes — was ist sie? Ach, du weißt es nicht und du empfindest es täglich. Armes Herz! du bist arm an Liebe, wenn du deinen Gott im allerheiligsten Sakramente nicht liebst. Du wendest dich nach so vielen Täuschungen immer wieder an die Welt; du willst sie lieben, und die Welt soll dich lieben! O armes Herz! du wirst noch recht oft getäuscht werden. Du fühlst dich verlassen; deine Freunde in der Welt bleiben kalt in dem Augenblicke, da ihre Liebe Gelegenheit hätte, sich zu zeigen. Ja, arm sind wir alle, wenn wir auch noch so reich sind. Aber wie viele sehen das ein? Und gar erst Armut des Geistes! Das ist ja ein schreckliches Verlangen; wie können wir arm im Geist bleiben, arm an Kenntnissen, arm an Einsicht? Nein, das ist zuviel verlangt; um diesen Preis kann kein Gebildeter religiös leben und fromm sein. O meine Christen! werdet erst reich an Geist und Wissenschaft und Kenntnissen, und ihr werdet bald erfahren, daß uns eine feststehende Schranke gesetzt ist, die niemand überschreiten kann. Wenn wir uns aber in Demut beugen und einsehen, daß der einzelne Mensch doch nur sehr wenig weiß von dem, was er wissen könnte, so haben wir einen natürlichen Schritt zur Armut des Geistes gethan. Freiwillig das anerkennen — o wie herrlich strahlt uns dann die hochheilige Hostie entgegen!

Machen wir darum Ernst mit unserer Armut des Herzens und Geistes! Wie geziemend ist es! Gott, der König des Himmels und der Erde, will bei uns einkehren; was nützt uns da unsere Eingenommenheit für

uns und unser Schmuck an Herz und Geist? Wie wenig — wie rein gar nichts ist doch das alles im Vergleich mit der Herrlichkeit des Gottmenschen! Zeigen wir uns daher bald, wie arm wir sind, und täuschen wir uns nicht erst mit Blendwerk. Es nützt doch nichts; all das Unsrige ist nichts, es wird in Schatten gestellt. Darum sehen wir nicht erst auf uns; arm seien wir dem Schöpfer und Erlöser, unserem barmherzigen Gott gegenüber! So geziemt es sich.

Auch nützlich ist es; wir empfangen ihn dann mit mehr Liebe, wenn wir uns recht arm fühlen und von ihm alles erwarten; wir sehnen uns viel mehr, weil unsere Armut uns nach dem himmlischen Reichtum der Gnade mehr schmachten macht; wir freuen uns mehr auf ihn, weil er unser Alles und wir selbst uns nichts sind. Wir sind ihm um so dankbarer, weil wir daran festhalten, daß wir nichts haben, was wir nicht empfangen hätten. Wir sind um so eifriger in Bewahrung der Gnaden, weil wir sie durch uns selbst nicht verdienen können. Ein armes Herz am Tische des Herrn — seine Liebe wird glühender, seine Sehnsucht aufrichtiger, seine Freude wird reiner, seine Dankbarkeit wird herzlicher und sein Eifer im Guten größer! O nützliche Armut des Herzens und Geistes!

Und wie angenehm bist du! Ein Armer schätzt die Wohlthaten. Wie freut er sich über jede, auch die geringste Gabe; er kommt, und sollte er sich auch nur mühsam schleppen zu den Füßen seines Wohlthäters; wie fest hält er das wenige, was er erhalten; wie gern verbeugt er sich! Ach ja, der Hunger thut wehe! Und wenn man nicht mehr arbeiten kann und doch redlich und ehrlich leben will, wie freut es den Armen, wenn er Almosen erhält! Nun, wir sind die geistlich Armen! Wir können geistlich nicht arbeiten, wir können durch uns selbst nichts Gutes thun, und sündigen wollen wir nicht. Wir möchten so gern den Hunger unserer Seele nach Gerechtigkeit stillen — o wie freut es uns da, wenn uns das Brot der Engel gereicht wird! Oder meinst du, mein Christ, daß es dich nicht besonders erfreut, wenn du den hochheiligen Leib des Herrn empfängst? Ach, ich verstehe es schon: du bist kein Armer, du hast keinen Hunger nach wahrer Gerechtigkeit; du hast noch nicht gekämpft gegen die Sünde und deinen eigenen Willen; du kennst den Frieden und das Glück der wahren Tugend noch nicht. O, kenntest du die Tugend nicht bloß dem Namen nach, hättest du nur ein einziges Mal den süßen Frieden derselben verkostet und wüßtest du, daß du nur mit Gottes Gnade die Tugend erlangen und erhalten kannst: gewiß, du würdest verlangen, hungern nach dem Brote der Engel. Welche Freude dann, wenn dein armes Herz gespeist wird! Freudig und gesättigt gehest du von dannen.

Aber, sagst du, daß es sich ziemt, arm im Geiste zu sein, wenn man die hochheilige Kommunion empfangen will, daß

es nützlich und sogar angenehm sein mag, will ich schon glauben; aber ob es wohl auch notwendig sein mag? O höre! es ist unbedingt notwendig! Arm müssen wir uns erst fühlen, sonst ist jeder Gang zum Tische des Herrn umsonst. Er speist nur die Armen im Geiste: jene, die einsehen, daß sie ohne ihn nichts Gutes thun können, wodurch sie sich den Himmel verdienten. Diese Einsicht, d. i. ein vollständiges Mißtrauen gegen sich selbst und ein unbegrenztes Vertrauen auf Gott und seine Gnadenhilfe, ist das Alphabet eines gottseligen Lebens. O wir Thoren! wir wollen lesen und kennen das Alphabet noch nicht. Wir wollen tugendhaft leben und haben kein Mißtrauen gegen uns selbst und haben kein Vertrauen auf Gott, vielmehr setzen wir unser ganzes Vertrauen auf uns. Aber unser Selbstvertrauen ist hundertmal in einem Tage zu Schanden geworden. Wir unterlagen und wunderten uns, daß wir so schwach sind — o grausames Verwundern! Wir murrten gegen uns selbst — o thörichter Zorn! Wir verzweifelten, wenn wir trotz unseres besten Willens in Sünden fielen — o verhängnisvolle Kurzsichtigkeit! Wir gaben den göttlichen Geboten die Schuld und meinten, es sei unmöglich, sie zu beobachten — o schreckliche Unwissenheit! Die ganze Schuld liegt an dir, mein Christ! Du glaubst, alles oder doch einiges durch dich allein zu vermögen, und du willst es nicht einsehen, daß du nichts vermagst. Darum wunderst du dich, wenn du fällst; du murrest und verzweifelst. O erkenne doch endlich deine unbeschreibliche Hilflosigkeit und Armut!

Darum, im Herrn Geliebteste! bittet den Herrn um wahres Mißtrauen gegen euch; es ist ja seine Gabe. Fürchtet niemand mehr als euch selber; fürchtet euer eigenes Urteil und alles, was euch gefährlich ist; fürchtet eure starke Neigung zur Sünde; fürchtet die unzähligen Feinde, denen ihr keinen ausreichenden Widerstand zu leisten vermöget; fürchtet ihre lange Übung im Kampfe, die List, womit sie sich in Engel des Lichtes verwandeln; fürchtet ihre unzähligen Kunstgriffe und Fallstricke, womit sie uns selbst noch auf dem Wege der Tugend nachstellen.

Habt ihr euch so selbst entäußert, seid ihr in diesem Sinne arm geworden, o dann kommet, ihr Armen des Herrn, tretet heran an den Tisch, der für euch gedeckt ist, empfanget das Brot des Lebens, das eure Seelen bewahrt zum ewigen Leben. Stellet euch eine reichbesetzte, große Tafel vor in einem herrlichen Saale. Der Herr ist bereit, seine Gäste, die bald erscheinen sollen, selber zu bewirten. Da öffnet sich die Thür und — o Wunder! — nicht Gäste in kostbaren Kleidern, mit blitzenden Sternen und Orden treten herein, sondern Arme in elendem Aufzuge, Krüppel, Lahme, Blinde, Kranke, altersschwache Greise drängen sich mit fröhlichen Gesichtern an die Tafel, und der Herr bewirtet sie aufs zuvorkommendste. Ach, diese Armen und Gebrechlichen, diese Kranken und Schwachen, das sind wir Christen am

heiligen Kommuniontische. O so kommet, ihr Armen des Herrn! Kommet fröhlichen Herzens. Der Herr selber wird euch bewirten, stärken und laben. Bringet mit mir das Lob des himmlischen Gastgebers aus, indem ihr heute, da wir die Erinnerung an die Stiftung des hochheiligen Abendmahles so festlich begehen, mit mir rufet: „Hochgelobt und gebenedeit sei ohne End' Jesus im allerheiligsten Sakrament!" Amen!

Am Fronleichnamsfeste.

„Dies ist das Brot, welches vom Himmel herabgekommen ist, nicht wie das Manna, das eure Väter gegessen haben." (Joh. 6, 59.)

In Christo geliebte Zöglinge!

In einer Kapelle des Breslauer Doms steht auf dem Tabernakel ein Abbild der alttestamentlichen Bundeslade. Merkwürdig! Die Bundeslade in einer katholischen Kirche und noch dazu auf dem Tabernakel, wo das allerhöchste Gut aufbewahrt wird! Was hat der Künstler sich gedacht, als er diese Zusammenstellung schuf? Warum, wenn er sie einmal zusammenstellen wollte, hat er sie nicht nebeneinander oder voreinander aufgestellt? Warum hat er nicht den Tabernakel auf die Bundeslade, sondern diese auf jenen gesetzt? Alle diese Fragen werden wir richtig beantworten, wenn wir betrachtet haben werden, was die Bundeslade der Israeliten enthielt und was der Tabernakel der katholischen Kirche einschließt.

Die Bundeslade war ein viereckiger Kasten, welcher im Allerheiligsten der Stiftshütte stand. Sie enthielt die wichtigsten Zeugnisse für den Bund, den Gott mit den Israeliten geschlossen hatte. Es waren dies die Gesetzestafeln Moses', eine Blechbüchse mit Manna und der grünende Stab des ersten Hohenpriesters Aaron. Als die Israeliten durch die Wüste nach dem Gelobten Lande zogen, murrten sie wider Moses und sprachen: „Wären wir doch gestorben durch die Hand Gottes im Lande Ägypten, da wir bei den Fleischtöpfen saßen, da wir Brot zur Sättigung aßen! Denn du hast uns herausgeführt in diese Wüste, um dies ganze Volk zu töten." Da beteten Moses und Aaron, Gott möge sein auserwähltes Volk vor dem Hungertode bewahren; und siehe, es geschah am Abend, da stiegen Wachteln auf und bedeckten das Lager, und am Morgen lag Tau rings um das Lager. Als nun der Tau aufgestiegen war, siehe, da lag es auf dem Boden der Wüste fein und schuppenartig, fein wie der Reif auf der Erde. Da sahen es die Söhne Israels und sprachen zu

einander: Man hu? zu deutsch = Was ist das? Denn sie wußten nicht, was es sei. Da sprach Moses zu ihnen: Dies ist das Brot, das Jahve euch giebt zur Speise. Sammelt davon jeder nach Bedarf, was er ißt, nach der Zahl eurer Seelen; jeder nehme für die in seinem Zelte. Da machten es die Söhne Israels also, sammelten und nannten es Manna. Und es war wie weißer Koriandersamen und sein Geschmack wie Kuchen mit Honig. Und es gebot Gott dem Aaron, ein Gefäß mit Manna zu füllen und in die Bundeslade zu legen zur Aufbewahrung für die Nachkommen, damit sie das Brot sähen, womit er die Israeliten 40 Jahre lang in der Wüste gespeist hatte.

Als sodann kurze Zeit nach der ersten Speisung mit Manna die Kinder Israels nahe an den Berg Sinai gekommen waren, schloß Gott wirklich seinen Bund mit den Israeliten, indem er ihnen durch Moses die zehn Gebote verkündigen ließ. Auf Geheiß Gottes schrieb Moses alle Gesetze auf, und so kamen die fünf Bücher Moses' ebenfalls in die Bundeslade, nachdem Gott ihm einmal gesagt hatte, er solle auch die Gesetze, die er ihm ferner noch geben werde, in die Lade legen.

Mit dem grünenden Stabe Aarons endlich verhielt es sich also. Gott wollte seinem Volke Israel einen Hohenpriester geben. Zu dem Zwecke befahl er dem Moses, von den zwölf Stammesfürsten je einen Stab sich geben zu lassen. So kam es, daß er auch von Aaron, dem Fürsten des Stammes Levi, einen erhielt. Nachdem Moses nun den Namen eines jeden Stammes auf den Stab desselben geschrieben, legte er alle zwölf Stäbe in der Stiftshütte nieder. Denn da sollte es geschehen durch die Allmacht Gottes, daß der Stab dessen grünen werde, den Gott zum Hohenpriester bestimmt habe. Und siehe, als Moses am andern Morgen in die Stiftshütte trat, da grünte der Stab Aarons vom Stamme Levi und hatte Sprossen hervorgebracht und Blüten getrieben und Mandeln gereift. Da brachte Moses alle Stäbe heraus vor die sämtlichen Söhne Israels, und sie besahen dieselben und jeder nahm seinen Stab. Den Stab Aarons aber mußte Moses auf ausdrücklichen Befehl Gottes in der Bundeslade aufbewahren zum Denkzeichen für die Widerspenstigen, damit ihr Gemurre aufhöre und sie nicht sterben.

Eine Büchse mit Manna, die Gesetzesbücher Moses' und der grünende Stab Aarons waren also in der Bundeslade; drei in einem. Werdet ihr euch wundern, wenn ich euch jetzt sage, daß unsere Tabernakel in einer heiligen Hostie dieselben drei Stücke, ja noch mehr in sich bergen? Die Gestalt der heiligen Hostie, gleichsam die Bundeslade des Neuen Testamentes, enthält nicht bloß die Gesetzesbücher Moses' und die Propheten, sondern auch die Erfüllung beider durch Jesus Christus, ja ihn selbst, als den höchsten Gesetzgeber; der Tabernakel des Neuen Bundes enthält nicht bloß den grünenden Stab Aarons als das bloße Andenken an einen

menschlichen Hohenpriester, sondern auch den wirklichen Hohenpriester selbst, Jesum, den Priester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedech. Der Tabernakel enthält zwar auch ein Manna; aber nicht das Manna, welches die Israeliten in der Wüste gegessen haben, sondern das Manna, von dem heute unser Heiland zu den Juden spricht, wenn er sagt: „Dies ist das Brot, welches vom Himmel herabgekommen ist. Wer dieses Brot ißt, wird ewig leben." Darum wollen wir heute, am hohen Fronleichnamsfeste, betrachten den Tabernakel der katholischen Kirche: als den Wohnsitz Jesu, des höchsten Gesetzgebers; als den Opferaltar Christi, des ewigen Hohenpriesters; als die Brotkammer des fleischgewordenen göttlichen Wortes. — Möge dieser Gegenstand unserer Betrachtung dazu beitragen, daß wir uns wahrhaft freuen und jubeln vor der heiligen Hostie, die heute in feierlicher Prozession die Straßen unseres Ortes durchziehen wird. Das verleihe uns das liebe Jesukindlein in der heiligen Hostie auf die Fürbitte seiner jungfräulichen Mutter!

In der heiligen Hostie hat der seinen Wohnsitz aufgeschlagen, der da sagte: „Glaubet nur ja nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzuheben; ich bin nicht gekommen, sie aufzuheben, sondern um sie zu erfüllen." Und wie hat er sie erfüllt? Höret ihn selbst, den größten Gesetzgeber! Er sagt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das größte und erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten." Meine Geliebten! Blicket glaubensvoll mit mir auf die allerheiligste Hostie und saget mir, ob da nicht unser göttlicher Heiland bis ans Ende der Welt die großen Gebote der Liebe zu Gott und zu dem Nächsten laut und vernehmlich verkündet?

Als Rudolf von Habsburg, ein Ahn des jetzigen Kaisers von Österreich, auf die Jagd ritt, begegnete er, heißt es, einem Priester, welcher nur mühsam auf dem vom Regen schlüpfrig gewordenen Wege zu einem Schwerkranken zu Fuß eilte. Sofort nötigte der jagende Graf sein Roß zum Stillstand, stieg von ihm ab, und es bei den Zügeln festhaltend, kniete er neben das Pferd hin, als der Priester mit dem Allerheiligsten in seiner unmittelbaren Nähe war. Nachdem er darauf die heilige Hostie angebetet, stand er schnell auf und bat den Priester, sich aufs Pferd zu setzen; er selbst aber ging mit entblößtem Haupte nebenher und führte das Pferd bis an die Wohnung des Kranken. Als der Priester aber dem Grafen gedankt hatte, nahm dieser das Pferd nicht mehr zurück; der fromme nachmalige Kaiser sprach: „Ich bin nicht mehr würdig, auf diesem Pferde zu reiten, seitdem mein Herr und Meister, der König des Himmels und

der Erde, darauf gesessen hat!" Und nachdem er diese Worte gesprochen, schenkte er es dem Priester mit dem Bedeuten, daß es noch recht oft den Herrn Jesum in dem allerheiligsten Altarssakrament zu den armen Kranken tragen möge. So der fromme Kaiser Rudolf von Habsburg.

Nicht wahr, meine Geliebten! dieser Habsburger hat eine recht große Liebe zu Gott an den Tag gelegt? Er erfüllte das erste und größte Gebot: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte." Aber gestehen wir es nur — was ist seine Liebe zu Gott gegen die Liebe, so Jesus selbst, der Gesetzgeber der Liebe, in der heiligen Hostie durch die That beweist? Was ist das Pferd gegen den Himmel, gegen den Thron, gegen die Rechte des himmlischen Vaters, gegen die Chöre der seligen Geister, gegen die Gesellschaft der Heiligen und gegen die Liebe des Heiligen Geistes? Und das alles hat Jesus verlassen aus Liebe zu Gott, um seine Wohnung in der heiligen Hostie aufzuschlagen!

Wenn Kaiser und Könige von Gottes Gnaden den Purpurmantel und das Reichsschwert auf die Altäre legten und bei der Krönungsfeierlichkeit aus den Händen des krönenden Bischofs sie in Empfang nahmen, da freuen wir uns wohl über ihre Liebe zu Gott. Aber was ist sie gegen die Liebe Jesu, der auf das bloße Wort eines Priesters seine Herrlichkeit verläßt und während der Wandlung auf unsern Altären erscheint, um unter der ganz unscheinbaren Brotsgestalt zu wohnen? Der König des Himmels und der Erde giebt sich aus reiner Liebe zu Gott einem schwachen Priester gefangen; er läßt sich von ihm hinlegen, wohin der Priester will; der da allmächtig ist, er läßt sich wie ein Kind vom Priester tragen; der da im Himmel in einem unzugänglichen Lichte der Herrlichkeit wohnt, er zieht sich, weil ein Priester es will, auf viele Tage, ja manches Mal auf viele Wochen in das Dunkel des Tabernakels zurück. In Dunkel- und Verborgenheit will er wohnen aus reiner Liebe zu Gott. Daß Jesus sich selbst entäußerte, seiner himmlischen Herrlichkeit entsagte und die Gestalt eines Knechtes annahm, war dem hl. Paulus Beweis genug für die Liebe Jesu zu Gott. Aber was müssen wir sagen, wenn wir sehen, daß er Brotsgestalt annimmt? Solange der Heiland in Knechtsgestalt auf Erden wandelte, da konnten die Jünger allerdings seine Herrlichkeit, seine göttliche Wesenheit auch nicht sehen; aber um so mehr konnten sie seine göttliche Weisheit hören und seine Wunder sehen; war er auch für die leiblichen Augen seiner Jünger ein bloßer Mensch in Knechtsgestalt, so war er doch für die geistigen Augen ihres Glaubens durch seine Werke und Wunder Gott. Aber im allerheiligsten Altarssakramente hat er sich aller menschlichen Gestalt entäußert; nicht die Gestalt eines Knechtes, der doch immerhin noch ein Mensch ist, sondern die Gestalt von Brot hat er angenommen; aus Liebe

zu Gott läßt er seinen heiligen Mund in der heiligen Hostie verstummen; wir sehen nicht seine liebevollen Augen, seine milden Gesichtszüge, seine wunderthätigen Hände, seine unermüdlichen Füße; mit einem Worte: er hat sich ganz und gar entäußert. Und warum diese unendliche Liebe zu Gott? Die Antwort lautet: weil er die Menschen so sehr liebte. „Meine Lust", so spricht er, „ist, bei den Menschenkindern zu sein. . . . Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt." Nicht zufrieden damit, daß er sich einmal in blutiger Weise dem himmlischen Vater am Stamme des Kreuzes aufopferte — nein, er wollte allzeit unter uns bleiben, um sich täglich unblutigerweise dem himmlischen Vater im heiligen Meßopfer für die Sünden der Welt darzubringen. Sehet da das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt; sehet aber auch im Tabernakel den Opferaltar des ewigen Hohenpriesters Jesus Christus!

Wie bezeichnend ist doch darum das Wort „Hostie"; es heißt Opfergabe. Ja die heilige Hostie auf unsern Altären enthält nicht bloß das Opferlamm, sondern auch den Opferpriester Jesum selbst; täglich opfert sich der Hohepriester Jesus Christus auf unsern Altären dem himmlischen Vater auf für uns sündhafte Menschen. In der heiligen Messe erfüllt sich das Wort Gottes des Vaters, wenn er sagt: „Du bist in Ewigkeit ein Priester nach der Ordnung des Melchisedech"; und am Ende einer jeden heiligen Messe, da ruft uns Jesus die Worte zu: „Was hätte ich meinem Weinberge noch thun sollen, das ich nicht gethan habe?" Gieb acht, geliebte Seele, auf das, was dir dein Hoherpriester in der heiligen Hostie sagt! Was hätte ich noch für dich thun sollen, das ich nicht gethan habe? Aus Liebe zu dir bin ich Mensch geworden; ich habe wie ein Wurm in einer dunklen Höhle, wo sonst nur Ungeziefer erzeugt wird, geboren werden wollen; ich bin ein Wurm und kein Mensch; für dich habe ich sogar sterben wollen, und das auf einem mit dem Fluche belegten Holze: „Er ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze." Hätte ich mehr thun können, nachdem ich mein Leben für dich aufgeopfert habe? „Eine größere Liebe als diese hat niemand, daß er nämlich sein Leben für seine Feinde hingiebt." Und dennoch habe ich noch Größeres für dich ersonnen; dennoch hat meine Liebe noch mehr für dich gethan. Ich habe nach meinem Tode im allerheiligsten Sakramente bleiben wollen, damit ich mich täglich für dich aufopfere. O so komme und betrachte, du Hochmütiger, diese heilige Hostie; hier liege ich als das Opferlamm, als derselbe Jesus, der im Kerker zu Jerusalem für deinen Hochmut geschlagen, gegeißelt ward. Siehe, du bist stolz auf deine Kleider; o so komme und betrachte mich in der heiligen Hostie; deinetwegen zog man mir die Kleider aus. Du bist stolz auf deine schönen, glänzenden, ja feurigen Augen; siehe, deinetwegen bespie man mich. Du bist stolz auf

deine roten Wangen; siehe, deinetwegen empfing ich einen Backenstreich von einem rohen Diener. Du bist stolz auf deine Kenntnisse, auf deinen Verstand; siehe her auf diese heilige Hostie; hier bin ich mit Dornen gekrönt. Du bist stolz auf deine Schultern und trägst sie wer weiß wie hoch; o so siehe doch her, wie ich unter dem schweren Kreuzesbalken zusammensinke. Du bist stolz auf deinen graziösen Gang; siehe, deinetwegen strauchele und falle ich dreimal auf dem Wege nach Golgatha. Du bist stolz auf deine schönen und kleinen Hände, auf deine wohlgestalteten Finger; siehe, deinetwegen stieß ich mir blutig meine Hände und meine Finger an den Steinen auf dem Wege nach Golgatha. Du bist stolz auf dein zartes Gesicht und glaubst die schöne Gesichtsfarbe zu verlieren, wenn du einmal während der Arbeit schwitzen mußtest; o siehe, deinetwegen war mein ganzes Gesicht mit Schweiß und Blut bedeckt. Ja, glaube mir nur, mein Christ, hier unter der Gestalt der heiligen Hostie siehst du noch deinen leidenden Heiland; sie ist mein fortwährender Opferaltar; hier opfere ich mich fast alle Tage für deine Sünden auf; siehe hier das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt. — Beuge dich also, du Stolzer; bete an, was du früher verachtet, und verachte, was du früher angebetet hast; bete an das unschuldige Lämmlein; danke ihm für seinen Opfertod; sage ihm Dank für seine große Liebe zu dir; der Gedanke, daß die heilige Hostie im Tabernakel der beständige Opferaltar des ewigen Hohenpriesters ist, der Gedanke, daß er deinetwegen fortwährend dem himmlischen Vater sich aufopfert, dieser Gedanke möge dich heilsam erschüttern und zur Reue über deine Sünden bewegen. Die wahre Reue ist aber auch ein Trost und eine Freude der Seele. Darum freue dich und juble, mein Herz! dein Heiland opfert sich täglich, um deine Seele zu speisen, damit der Tabernakel in Wahrheit eine Brotkammer des fleischgewordenen göttlichen Wortes sei.

Höre, wie Jesus im allerheiligsten Sakrament spricht: „Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern." Ja, der Tabernakel enthält nicht eine Büchse mit Manna, von dem die Väter aßen, welche trotzdem starben; nein, er enthält das wahre Lebensbrot. „Dies ist das Brot, das vom Himmel herabgekommen ist; wer dieses Brot ißt, wird ewig leben." Wen hungert und dürstet, der komme zu mir! Wie viele Gnaden haben nicht die Heiligen im allerheiligsten Sakramente, an dieser Quelle der Gnaden, geschöpft; hier, wo Christus alle durch seine Leiden erworbenen Verdienste austeilt, wie es schon der Prophet durch die Worte verheißen hat: „Ihr werdet Wasser schöpfen mit Freuden aus den Quellen des Heilandes."

Die Gräfin Feria, die große Schülerin des P. Avila, ward, nachdem sie in den Orden der hl. Klara getreten war, wegen ihres langen Verweilens vor dem hochwürdigsten Gute die Braut des heiligen Sakramentes

genannt. Als man sie eines Tages fragte, was sie denn stundenlang vor dem hochwürdigsten Gute thue, antwortete sie: „Ich könnte eine ganze Ewigkeit hindurch daselbst bleiben; findet man denn nicht im allerheiligsten Sakramente die Wesenheit Gottes, die dereinst den Genuß der Seligen im Himmel ausmachen wird? Mein Gott, man fragt, was man da thue? Was sollte man thun? Man liebt, man lobt, man dankt, man bittet. Was thut ein Armer in Gegenwart eines Reichen? ein Kranker bei dem Arzte? ein Dürstender vor einer klaren Quelle? ein Hungriger vor einer reichbesetzten Tafel?"

Ach, könnten doch statt meiner alle Seelen, die sich oft mit Jesus im allerheiligsten Sakramente unterhalten, reden! Könnten sie uns erzählen, welche Gnaden, welche Erleuchtungen, welche Flammen der Liebe ihnen da mitgeteilt werden, welche Seligkeit sie vor ihrem im Sakramente verborgenen Gott genießen!

Als der fromme Diener Gottes P. Aloysius La Nuza, ein berühmter Missionär in Sizilien, noch als Jüngling in der Welt lebte, war er von so großer Liebe zu Jesus beseelt, daß es schien, als könne er sich wegen des Trostes, den er in Gegenwart seines süßen Heilandes genoß, nicht mehr von ihm trennen. Man erzählt von ihm, daß, nachdem sein Beichtvater ihm befohlen hatte, nicht länger als eine Stunde vor dem allerheiligsten Sakramente zu bleiben, man bemerken konnte, welche Gewalt er sich anthun mußte, um, wenn die Stunde vorüber war, zu gehorchen und sich von der Brust Jesu loszureißen. Ehe er die Kirche verließ, blieb er noch eine Zeitlang stehen, blickte den Altar an, machte mehrere Kniebeugungen und gab deutlich zu erkennen, welche Mühe es ihn kostete, der trostreichen Gegenwart des Heilandes entsagen zu müssen. Auch dem hl. Aloysius Gonzaga mußte man befehlen, sich nicht lange vor dem allerheiligsten Sakramente aufzuhalten; so oft er nun aber daran vorbeiging, fühlte er sich gedrungen, zu bleiben, und konnte sich nur mit Gewalt losreißen, wobei er dann mit zärtlicher Liebe ausrief: „Weiche von mir, o Herr, weiche von mir!" Der hl. Franziskus Xaverius erholte sich vor dem hochwürdigsten Gute von den Mühen und Arbeiten, die er auf seinen Missionsreisen in Indien auszustehen hatte. Ebenso machte es der hl. Franziskus Regis, der, wenn er manchmal die Kirche verschlossen fand, im Regen und in der Kälte knien blieb und getröstet war, wenn er sich mit seinem Heilande im allerheiligsten Sakramente aus der Ferne unterhalten konnte. Aber besonders zart war die Andacht des Königs Wenzeslaus, der Jesus im allerheiligsten Sakramente so innig liebte, daß er nicht nur mit eigener Hand den Weizen und die Trauben sammelte und daraus Hostien und Wein bereitete, um sie für die heiligen Messen auszuteilen, sondern daß er sogar im Winter mitten in der Nacht das hochwürdigste Gut in den Kirchen besuchte. Seine schöne Seele ward

alsdann so sehr von Liebe zu Gott entzündet, daß diese Glut sich selbst seinem Körper mitteilte, so daß, wenn er Schnee und Eis berührte, diese ihre natürliche Kälte verloren. Denn, so heißt es, als der Diener, der den König bei diesen nächtlichen Besuchen begleitete, wegen des hohen Schnees, den sie durchwaten mußten, vor Kälte zitterte, befahl ihm der König aus Mitleid, er solle in seine Fußstapfen treten, worauf dann der Diener keine Kälte mehr spürte.

Seht, soviel Trost, soviele Erleuchtungen, soviel himmlische Nahrung spendete das allerheiligste Sakrament den Heiligen. Ei nun, so kostet und sehet doch auch ihr, wie süß der Herr ist. Versuchet es nur einmal, und ihr werdet bald sehen, welchen Nutzen es euch bringen wird. Wisset, daß die Zeit, die ihr mit Andachtsübungen vor dem allerheiligsten Sakramente zubringet, nicht besser angewendet werden kann und euch in der Todesstunde, ja die ganze Ewigkeit hindurch beglücken wird.

Im Herrn Geliebteste! Wozu seid ihr am heutigen Tage so zahlreich herbeigeeilt? Etwa um ein bloßes Stück Weizenbrot zu schauen? O ich lese es nur allzu deutlich auf euren vor Freude strahlenden Gesichtern! Nicht um eines Brotes willen scharet ihr euch heute so dicht gedrängt in diesem Gotteshause. Ihr wollt Jesum, den höchsten Gesetzgeber, Jesum, den ewigen Hohenpriester, Jesum, das wahre Himmelsbrot, unter der Gestalt von Brot anbeten, loben und preisen. O so jubelt und frohlocket in euren Herzen am heutigen Tage. Stimmt an den hellen, hohen Sang, das Lied der Lieder, das schöne Pange lingua:

Preist aus vollem Herzenstriebe
Jesum, unser höchstes Gut,
Das Geheimnis seiner Liebe,
Dies sein Fleisch und dies sein Blut!
Das der Herr der Nationen,
Den Maria uns gebar,
Um die Menschen zu versöhnen,
Einst vergoß am Kreuzaltar.

Laßt uns dies Geheimnis ehren,
Das wir, tief gebeugt, hier sehn!
Vor des Neuen Bundes Lehren
Muß der Alte Bund vergehn.
Was durch Sinne hier im Staube
Niemals sich begreifen läßt,
Das ersehe uns der Glaube,
Ohne Trug und felsenfest. —

Ja, du heiliger Sänger Thomas von Aquino! Gewichen ist die Bundeslade dem Tabernakel des Neuen Testamentes. Das hoheprieterliche Vorbild mit dem grünenden Stabe ist verschwunden vor dem ewigen

Hohenprieſter im allerheiligſten Sakramente. Das vorbildliche Manna iſt gewichen dem wahren Himmelsbrote; das Geſetz des Alten Bundes mußte vergehen vor den Lehren des Neuen, vor dem Geſetze der Liebe. Was würde David thun, wenn er jetzt auf Erden lebte? Er tanzte ſchon vor der Bundeslade aus vollen Kräften, obwohl ſie nur ein Vorbild, ein Schatten war, den ihr Träger, der Tabernakel mit ſeinen heiligſten Geheimniſſen, vorauswarf. O ſo raffet euch denn auf, ihr Reichen und Armen, Hungernden und Dürſtenden, ihr Trauernden und Klagenden, Jünglinge, Männer und Greiſe. Kommet! und folget heute dem Heilande auf ſeinem feierlichen Triumphzuge. Singet und rufet ohne Scheu und Rückſichten: „Hochgelobt ſei Jeſus im allerheiligſten Sakramente!“ Amen!

Am zweiten Sonntage nach Pfingſten.

„Ein Menſch bereitete ein großes Abendmahl und lud viele dazu ein.“ (Luk. 14, 16.)

In Chriſto geliebte Zöglinge!

Die Sonne leuchtet und erleuchtet zwar, aber nimmer erleuchtet ſie ein Gemach, deſſen Fenſter und Thüren keine Sonnenſtrahlen einlaſſen; das Feuer brennt und zündet an, aber nimmer zündet es naſſes Holz an, ſolange dieſes eben naß iſt; und der Regen befruchtet, aber nimmer befruchtet er den Felſen. Ebenſo leuchtet und erleuchtet auch die heilige Euchariſtie gleichwie eine Sonne, aber nimmer erleuchtet ſie ein Chriſtenherz, das ſich abſichtlich dieſen euchariſtiſchen Strahlen verſchließt; die heilige Euchariſtie iſt ſodann ein geiſtiges Feuer, aber nimmer entzündet ſie die Liebe jener Herzen, welche mit dem Waſſer ſchwerer Sünden getränkt ſind; und die heilige Euchariſtie iſt ein wahrer Gnadenregen, aber nimmer befruchtet ſie jene Chriſtenherzen, welche durch böſe Gewohnheiten zu Steinen verhärtet ſind. Gleichwie nach dem heutigen Evangelium das von einem Menſchen bereitete große Gaſtmahl jene nicht erfreute, welche der an ſie ergangenen Einladung nicht Folge leiſten mochten, ebenſo hängt auch die Wirkſamkeit des heiligen Altarsſakramentes von der Vorbereitung des Empfängers ab.

Durch die ſakramentale Reinigung von Todſünden und durch die Entfernung dieſer unbedingten Hinderniſſe wird zwar ſehr viel, aber immerhin doch nur das erreicht, daß die heilige Kommunion nicht unwürdig iſt; damit ſie aber würdig ſei, iſt eine weitere, ſorgfältige Vorbereitung unſerer Seele erforderlich. Chriſto, der mit ſeiner Gottheit und

Menschheit, mit seinem Leibe und seiner Seele, mit seinem Fleische und Blute sich uns wesentlich und wirklich nähert, müssen auch wir und zwar geistig uns nähern, unsere Erkenntnis und Willenskraft auf seine allerheiligste Person, seine Lehre, sein Leben und seine Werke hinlenken, mit ihm beschäftigen und sie von ihm beeinflussen lassen, mit andern Worten: *wir müssen uns ihm nähern durch eine andauernde Erweckung der göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe.*

Glauben heißt nun alles fest für wahr halten, was die Kirche Jesu als von Gott geoffenbart lehrt: dessen müssen wir uns bewußt werden, gleichwie wir uns auch das zu vergegenwärtigen haben, daß Gott, der ewig Seiende, nicht bloß alles weiß, sondern auch der Urheber aller Wahrheit ist. Da nun die christliche Kirche sich im Besitze aller jener Wahrheiten befindet, die auf unser zeitliches und ewiges Heil Bezug haben, da sie ferner, geleitet vom Heiligen Geiste, der sie in alle Wahrheit einführt, jene Heilswahrheiten unfehlbar verkündigt, so muß das tugendhafte Bestreben, Gott dem Wahrhaftigen zu glauben, gleichbedeutend sein mit dem festen Entschlusse, der von Gott geleiteten Kirche zu vertrauen und ihre Lehre für die göttliche Lehre anzusehen. Jeder prüfe sich nun vor der heiligen Kommunion, wie oft und in welchem Umfange er diesen Grundsätzen, diesen Elementen des christlichen Glaubens treu geblieben, und fasse den Entschluß, von nun an Gott den Wahrhaftigen und die Kirche als die unfehlbare Verkünderin seiner Heilslehren anzuerkennen, zu bewundern, zu loben und zu preisen. Das heißt Gott anbeten im Geiste und in der Wahrheit, ihm huldigen aus eigenem Antriebe mit seinem Verstande und ihm ergeben sein mit seiner Vernunft. Nach solcher Grundlegung wird es ein Leichtes sein, Christo, seiner Wahrheit und Gnade zu nahen; alle einzelnen Glaubenswahrheiten werden ohne besondere Mühe zu unserer aufrichtigsten Überzeugung werden, wir umfassen sie geistig, wir beten andächtig und gesammelt das Apostolische Glaubensbekenntnis als die bündigste Zusammenfassung der wichtigsten Glaubenswahrheiten, wir beten langsam und erinnern uns ehrfurchtsvoll bei jedem einzelnen Glaubensartikel an die einzelnen Wahrheiten und schließen mit der aufrichtigen Beteuerung, das alles für die sicherste und unumstößlichste Wahrheit zu halten. Namentlich bei den Worten: „Ich glaube an den Heiligen Geist", erinnern wir uns an die heiligen Gnadenmittel, besonders an die hochheiligste Eucharistie, und geben den Entschluß zu erkennen, fest zu glauben, daß Christus mit seiner Gottheit und Menschheit unter der Gestalt von Brot wirklich und wesentlich gegenwärtig ist.

Auf einen Glauben solchen Inhalts und solcher Festigkeit folgt wie von selbst das Vertrauen zu Gott und die Hoffnung auf ihn. Sowie Gott der Wahrhaftige sich nicht irren

und uns nicht täuschen kann, ebensowenig ist er geneigt, das, was er versprochen hat, nicht zu halten; denn er ist ja der ewig Treue, der, wenn wir nur seinen Willen thun, ganz gewiß uns auch geben wird, was er um Christi willen uns verheißen hat. Diese Hoffnung muß in uns lebendig bleiben, namentlich beim Empfange der heiligen Kommunion.

Gott kann uns alles geben, was uns zu unserem ewigen Heile notwendig oder nützlich ist, denn er ist allmächtig; und Gott will uns auch alles geben, was wir brauchen, um die ewige Glückseligkeit zu erreichen, denn er ist allgütig. Welch ein festes und sicheres Vertrauen muß darum unsere Seele beglücken! Welch ein Glück, einen so allmächtigen und allgütigen Gott anbeten und verehren zu dürfen, von ihm uns abhängig zu wissen und zu ihm bittend und flehend das Gemüt zu erheben! Denn schwach und hilfsbedürftig sind wir allzumal. Der Heiland sagt: „Ohne mich könnet ihr nichts thun", und ohne den Beistand der göttlichen Gnade ist unser Thun weder übernatürlich noch verdienstlich. Die Gnade aber will erbeten sein; darum gilt es, Gott unablässig zu bitten und in Gebeten zu bestürmen um alle zum Heile notwendigen Gnaden. So ist denn das Gebet, namentlich das Bittgebet, eine fortwährende Äußerung und Übung der christlichen Hoffnung, so daß zu Gott beten und auf ihn hoffen so ziemlich gleichbedeutend sind. Wenn wir aber die Tugend der Hoffnung durch das Gebet zu üben und zu wecken schon verpflichtet sind, wenn es gilt, Gnaden des Herrn zu erlangen, um wie viel mehr wird es dann der Erweckung der christlichen Hoffnung bedürfen, wenn es gilt, den Gnadenspender selbst, den göttlichen Heiland, im allerheiligsten Sakramente zu empfangen. Das Wort: „Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut", hat der wahrhaftige Gott gesprochen, und kein Wort ist so wahr wie dieses: „Das Brot, welches ich euch geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt"; diese Verheißung ist nicht die Verheißung eines schwachen, ohnmächtigen Menschen, sondern die Verheißung des allmächtigen Gottes, so daß kein Platz für den Zweifel der Juden ist, welche fragten: „Wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben?" Hier begegnen sich Allmacht, Wahrheit und Güte des Ewigen. Darum kann es uns doch wahrhaftig nicht schwer werden, zu hoffen, daß wir in der heiligen Kommunion den Gnadenspender selbst mit seiner Gottheit und Menschheit wirklich und wesentlich empfangen werden.

Schließlich muß diese Hoffnung über die ersten Anfänge hinaus sein, sie muß eine besonders lebendige, freudige und zuversichtliche sein, sie muß sich steigern bis zum heißesten Verlangen und zur glühendsten Sehnsucht. Unsere Gedanken müssen vornehmlich mit Jesus in der heiligen Eucharistie sich beschäftigen, dann ist unsere

Hoffnung lebendig; unser Herz muß innerlich jubeln und die Stunden, ja die Minuten zählen, die noch verstreichen sollen bis zum Empfange, dann ist unsere Hoffnung freudig, und unser Glaube muß uns immer sagen: der Heiland ist gegenwärtig in der heiligen Eucharistie, er kommt gewiß in dein Herz, dann ist unsere Hoffnung zuversichtlich. Selbst das heißeste Verlangen nach Jesus darf aber niemals Ungeduld werden, sondern muß stille Ergebung in den göttlichen Willen des Allwissenden und Allweisen sein.

Dem Heilande ganz nahe indessen kommen wir erst durch die göttliche Tugend der Liebe. Gott lieben heißt das thun, was er will, heißt für den Christen seine Gedanken vom ersten bis zum letzten auf ihn hinlenken, heißt seinen Verstand, seine Vernunft, seinen Willen, seine Gefühle, seine Empfindungen und seine Vorstellungen ihm unterordnen, seine Freuden und Leiden, seine Sorgen und Mühen als nach Gottes Willen übernommen ansehen. Gott lieben heißt mit einem Worte: ihm gleichförmig sein in Gedanken, Worten und Werken. Nach dieser Gleichförmigkeit müssen wir streben, soll sich Gott im allerheiligsten Sakramente mit uns vereinigen, es koste, was es wolle, und wenn tausend Verdemütigungen, zahllose Akte der Selbstverleugnung, wenn eine heldenmütige Geduld im Leiden und eine staunenswerte Standhaftigkeit in unzähligen Versuchungen und Gefahren erforderlich wären. „Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden!“ — diese Bitte muß uns von Herzen kommen und gleichsam als Gruß auf unserer Zunge schweben, wenn sie die hochheiligste Hostie ehrfurchtsvoll empfängt.

Wenn eine solche Vorbereitung vorausgeht, dann ist die heilige Kommunion in Wahrheit der Gipfelpunkt der religiösen Gesinnung und des religiösen Lebens auf Erden, der nur noch von der Anschauung Gottes im jenseitigen übertroffen wird. Glaube, Hoffnung und Liebe, dieses göttliche Dreigestirn zieht den Menschen zu Gott hinauf. Das religiöse Opfer, von Menschen dargebracht, ist der thatsächliche Ausdruck des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, und die heilige Kommunion ist der höchste Grad der Liebe Gottes zum Menschen und des Menschen zu Gott; es ist die Vereinigung beider, der Genuß und die Beseligung. O salutaris hostia, quae coeli pandis ostium! Du öffnest uns den Himmel und lässest uns ahnen die Wonne der ewigen Vereinigung mit Gott. Amen!

Am dritten Sonntage nach Pfingsten.

„Dieser nimmt sich der Sünder an." (Luk. 15, 2.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Wie sehr sich der göttliche Heiland „der Sünder angenommen", hat er namentlich in der Zeit zwischen seiner Auferstehung und Himmelfahrt bewiesen, als er die Apostel anhauchte und zu ihnen sprach: „Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie vorbehaltet, denen sind sie vorbehalten."

Der Auferstandene erschien bekanntlich den Jüngern bei verschlossenen Thüren, wünschte ihnen Frieden, ließ ihre leiblichen Augen seine Hände und seine Seite schauen, verlieh ihnen dieselbe Vollmacht, die er selbst von seinem himmlischen Vater erhalten hatte, erteilte ihnen unter Anhauchung den Heiligen Geist und übertrug ihnen mit den eben angezogenen Worten die Amtsgewalt, das heilige Sakrament der Buße auszuspenden. Auf die glorreiche leibliche Auferstehung des Erlösers soll die friedenreiche, geistige Auferstehung der Erlösten folgen. Zu diesem Zwecke wünscht er seinen Jüngern Frieden, dazu haucht er sie an und spendet ihnen den Heiligen Geist. Aus dem Frieden der Jünger soll der Friede seiner Gläubigen hervorsprossen; sein heiliger Hauch soll auch die Gläubigen erfüllen und anregen zu heiligem Wandel, und der Heilige Geist soll von den Aposteln übergehen auf die Gläubigen und in ihnen das Feuer gottbegeisterter Liebe entzünden. Die heilige Stätte aber, wo dieses Feuer beständige Nahrung findet und nimmer erlischt, das ist der Beichtstuhl; um ihn sollen sich daher stets, namentlich aber in dieser heiligen Zeit die Gläubigen andächtig und reumütig scharen, um Vergebung der Sünden zu erlangen, Frieden zu genießen und vom Heiligen Geist beseelt zu sein. Die wichtigste Vorbereitung auf den würdigen Empfang des heiligen Bußsakramentes aber ist die Reue, welche in der Änderung unseres sündhaften Willens, d. i. in dem Schmerze der Seele über die begangenen Sünden und in dem Abscheu vor denselben besteht. Wir wollen nun heute unser ganzes Augenmerk auf die übernatürlichen Beweggründe zur wahren Reue lenken und von diesen besonders zwei: die Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit und das bittere Leiden und Sterben des göttlichen Heilandes, aufmerksam betrachten, um die wahre Reue über unsere Sünden in uns zu erwecken und so den großen Stein von der Grabesthür unseres Herzens wegzuwälzen. Das sei der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung, welche der glorreich von den Toten Erstandene segnen möge auf die allzeit mächtige Fürsprache seiner frohlockenden Mutter.

Die zum würdigen Empfange des heiligen Bußsakramentes erforderliche Reue ist ein Schmerz der Seele über die begangenen Sünden. Das ist daher einleuchtend, daß der Sünder sich vor allem innerlich, und nicht etwa bloß äußerlich darüber betrüben muß, Gott beleidigt zu haben. Denn eine bloß äußerliche Reue wäre Heuchelei oder Schauspiel, d. i. eine offenbare Todsünde, während die wahre Reue eine hervorragende Tugend ist. Doch wenn auch die Reue wirklich eine innere ist, wenn auch der Schmerz innerlich empfunden wird, so hat der Reumütige noch immer nicht die Gewähr dafür, daß seine Reue die wahre ist, d. i. eine solche, wie sie zum würdigen Empfange des heiligen Bußsakramentes unbedingt notwendig ist. Es kommt dabei alles auf die Beschaffenheit der Beweggründe an, aus denen die innerliche Reue entspringt. So ist die Reue eines leidenschaftlichen Spielers ohne allen Wert vor Gott, wenn er seine Spielwut nur deshalb bereut, weil er dadurch sein Vermögen verloren; so ist die Reue eines Trunkenboldes ohne allen Wert vor Gott, wenn er seine Trunksucht nur deshalb bereut, weil er dadurch seine sonst so kernfeste Gesundheit untergraben; so ist die Reue eines Diebes ohne allen Wert vor Gott, wenn er die zahlreichen Diebstähle nur deshalb bereut, weil er dafür endlich einmal der strafenden Hand der weltlichen Gerechtigkeit anheimgefallen ist; so ist die Reue eines unkeuschen Schülers ohne allen Wert vor Gott, wenn er die schweren Vergehungen gegen das sechste Gebot nur deshalb beweint, weil er sich dadurch in den Augen der Mitmenschen mit Schmach und Schande bedeckt hat. Solch wertlose Reue hatte auch der syrische König Antiochus Epiphanes, der wahnwitzige Verfolger der Juden um ihres religiösen Glaubens willen. Als dieser grausame und übermütige Tyrann aus dem Wagen gestürzt war, versprach er angesichts der Würmer, welche seinen lebendigen Leib verzehrten, allen den Juden zugefügten Schaden zu ersetzen und sie nach ihrem Glauben und ihren väterlichen Gesetzen ruhig leben zu lassen. Allein es waren nur die Würmer, die sicheren Vorboten seines Todes, es waren nur die unsäglichen Schmerzen des Leibes und die gewaltige Hand Gottes, welche dem Übermütigen und Charakterlosen die Thränen aus den Augen preßten; es war also nicht die wahre innerliche Reue und darum war sie vor Gott nichts als Heuchelei und vollkommen wertlos. Soll die Reue dagegen wirklichen Wert vor Gott haben und in Verbindung mit dem heiligen Bußsakramente die Vergebung der Sünden und die aufrichtige Bekehrung des Sünders bewirken, so muß sie aus einem übernatürlichen Beweggrunde, aus einem solchen, der sich auf Gott bezieht, hervorgehen.

Hier nun könnte ich euch die unendlich große Beleidigung schildern, welche Gott dem Allgütigen durch jede Todsünde zugefügt wird; doch daran zweifelt ihr ja nicht. Ich könnte euch die zahllosen und unaus-

sprechlich großen Wohlthaten aufzählen, die Gott euch von eurer Jugend an schon gespendet hat, und die ihr durch jede Todsünde mit so großem Undanke vergolten habt; doch der Undank ist für viele ein zu zartes Mittel zur Erweckung der Reue. Ich könnte euch auch auf die unendliche Schönheit und Liebenswürdigkeit Gottes durch hinreißende Beredsamkeit der heiligen Kirchenväter aufmerksam machen, um euch zu zeigen, wie Gottes Liebenswürdigkeit durch jede Todsünde mit eisiger Kälte behandelt und erwidert wird; doch für solche Hinweise sind zumeist nur die Herzen der Heiligen empfänglich, und eins schickt sich nicht für alle.

Wie ganz anders dagegen lauscht auf unser sündhaftes Herz, wenn die Hölle samt der ewigen Pein vor unser geistiges Auge tritt! Das haltet fest: jede Todsünde zieht die ewige Höllenstrafe nach sich, der wir nach der Taufe dadurch entgehen, daß wir reumütig das heilige Bußsakrament empfangen. Und die Hölle können wir uns nicht furchtbar genug vorstellen. Sie ist und bleibt in alle Ewigkeit der Ort der schrecklichsten Pein, jener Pfuhl, der von Feuer und Schwefel brennt, jenes Feuer der schrecklichsten Gewissensbisse und der furchtbarsten Verzweiflung, jene entsetzliche Gemeinschaft mit den Teufeln und jene trostlose Trennung von Gott und den Seligen des Himmels. Die Heiligen Gottes, solange sie noch auf Erden weilten, wurden nicht müde, die Hölle mit den grellsten Farben zu malen, um die Mit- und Nachwelt mit unauslöschlichem Hasse gegen die Hölle und ihre Macht und ihre Lüge zu erfüllen. Sehet da das breite und hohe Thor! Schriftzüge sind da zu finden, sie lauten: „Tausend Wege führen da hinein, aber nicht ein einziger führt heraus"; andere sind: „O Wanderer, laß die Hoffnung draußen." Die Uhr, die darinnen schlägt, zeigt nur zweierlei: „Immer, nimmer." Immer leiden und nimmer erlöst werden. Und in dem schrecklichen Pfuhle brennt das ewige Feuer! Wer weiß es nicht, daß Feuerschmerz den größten Schmerz des Leibes bedeutet! Brandwunden, wie schmerzlich, wie entsetzlich und tödlich sind sie nicht in der Regel! Das ewige Feuer der Hölle bedeutet aber den größten Schmerz; und damit wir nur ja uns diesen Schmerz als den denkbar größten vorstellen, heißt es von den Verdammten: „Sie werden mit Feuer gesalzen werden." Offene Brandwunden, mit Salz noch bestreut, sind offenbare Bilder der größten Pein, welche Schmerzen ohne Zahl, Verwünschungen ohne Ende, Verzweiflung ohne jegliche Hoffnung im Gefolge haben. Wer beschreibt uns demgemäß die schrecklichen Gewissensbisse der Verdammten! Ihr wisset aus eigener Erfahrung, was Gewissensbisse sind. Wenn, o Christ, dein Gewissen dich Tag und Nacht quält, wie steht es da um deinen innern Frieden, um dein wahres Glück? Siehe, du stehst geachtet da vor der Welt, alles neigt sich vor dir, die Deinigen loben dich, deine

Mitmenschen verehren und preisen dich. Ach! welch ein gräßlicher Abstand, wenn du dich in deinem Gewissen spiegelst. Sicher würdest du jeden deiner Mitmenschen spielend in den Kot treten, wenn einer es wagen sollte, dir seine Verachtung zu bekunden. — O du Bösewicht, zertritt doch, wenn du es vermagst, dein eigen Gewissen; siehe, es verachtet dich voll und ganz! Es tadelt dich fortwährend, es rügt deinen Lebenswandel, es schilt dich einen Heuchler. O, zerbrich doch diesen Spiegel, in dem du dein wahres, aber auch gebrandmarktes Bild, wie es leibt und lebt, schaust! Zerbrich ihn, wenn du es vermagst. Doch vergebliche Mühe! Menschen vermagst du zu zertreten, wenn sie sich vor dir nicht beugen, vermagst sie tausendmal zu schädigen, wenn sie auf deinen Nutzen nicht bedacht sind, vermagst an Menschen Rache zu nehmen, wenn sie dich beleidigt haben, vermagst auf mannigfaltige Weise an ihnen dich zu reiben, wenn sie dir zu nahe getreten sind — nur dein eigenes Gewissen läßt sich nicht zertreten, so gern du es auch möchtest. Draußen bist du ein gestrenger Herr, da gehorcht dir alles; in deinem Innern, in deinem eigensten Hause aber ist verschwunden deine Herrlichkeit, da bist du ein elender Sklave. Du beginnst mit deinem Gewissen einen gewaltigen Ringkampf um die Herrschaft. Allein vergeblich! Das Gewissen ist stärker als du, es ist um so vieles stärker, als die Wahrheit mächtiger ist denn die Lüge. So wenig jemand seinen eigenen Schatten fliehen kann, ebensowenig entrinnt jemand seinem eigenen Gewissen. Es ist ein Kampf ohne alle Aussicht für dich! Du mußt deinen Gewissensbissen unterliegen. Keine Macht der Erde kann dir helfen. Das sind die schrecklichen Furien, welche dich abhetzen wie ein verfolgtes Wild, bis du verzweifelt zu Boden sinkst und die erwünschte Beute des wilden Jägers wirst. *Das sind die Gewissensbisse hier auf Erden, in diesem Leben. Wie aber müssen erst die Gewissensbisse der Verdammten in der Hölle sein!* Stellet sie euch als die denkbar schrecklichsten vor, und ihr werdet ein annähernd richtiges Bild erhalten. Nehmet dazu noch das Hohngelächter der grausamen Teufel, die Abwesenheit Gottes in solcher Not und die Ewigkeit der Höllenpein: dann werdet ihr die Länge und Breite, die Höhe und Tiefe der Hölle selbst ahnen. *Und dieser unsägliche Schmerz ist die gewisse Folge einer einzigen Todsünde, die nicht bereut wird.* O ihr beklagenswerten Sünder, erbarmet euch eurer armen Seele, fürchtet die Hölle und bereitet euch durch eine wahre Reue auf den würdigen Empfang des heiligen Bußsakramentes vor.

Das waren gewaltige Posaunenstöße, welche das schlafende Gewissen aufwecken sollten. *Für die wachsamen Gewissen aber halte ich das sanfte Lispeln zärtlicher Liebe bereit.* Die Posaunenstöße sollten Furcht erzeugen, die Liebe aber soll Gegenliebe erwecken. O ihr

Sünder, die ihr erst vor kurzem wiederum das bittere Leiden und Sterben des göttlichen Heilandes betrachtet habt, erkennet doch die unendliche Liebe Jesu zu euch allen! Siehe da den Herrn, wie er ringend mit dem Tode, Schweiß wie Blutstropfen vergießend, wachend und betend, verlassen von seinen Freunden, verraten von seinem Jünger, am Ölberge hingestreckt ist. Nur zwei stehen vor seinem geistigen Auge: es ist sein göttlicher Vater und du, o Sünder. Deinetwegen, dir zuliebe ist er bereit, den Kelch des Leidens bis auf die Hefe zu leeren. Siehe da den Herrn, wie er einem Verbrecher gleich gefangen genommen, gebunden abgeführt, vom geistlichen zum weltlichen Richter, von Herodes zu Pilatus geschleppt wird; denke an die Richter, die seine Todfeinde sind; denke an den Backenstreich, den ein Gerichtsdiener ihm gab; denke an den Hohn und Spott, womit er überschüttet wurde; denke an die Geißeln, welche ihn zerfleischten, an die Dornenkrone, welche ihn verwundete, an den Spott, den die römischen Soldaten mit ihm trieben, als sie ihre Knie vor ihm beugten, ihm ins Antlitz spieen und ihn schlugen und sprachen: „Sei gegrüßt, König der Juden"; denke an das Ecce homo-Bild, das Pilatus der wutschnaubenden aufgehetzten Volksmenge zeigte, an das Mitleid des Pilatus und seine erbärmliche Schwäche, an die Verschmitztheit des Hohen Rates und seine Bosheit, an die Verblendung des Volkes und seine Roheit; denke an die Schwere des Kreuzes und die Entkräftung seines unschuldigen Trägers, an die mitleidsvollen Frauen Jerusalems und die Worte ihres Trösters, an die schmerzhafte Mutter und den kreuztragenden Sohn, denke an die schamlose Entkleidung des Keuschesten, den je die Menschenwelt gekannt, an die dumpfen Hammerschläge, an das aufgerichtete Kreuz; denke an die brennenden Wunden, das Kochen des Blutes in der Glut des Wundfiebers, an den Durst des Verschmachtenden. O mein Christ, der du jetzt mit mir auf Golgatha unter dem Kreuze weilest, du hörest wohl Spott und Hohn des Volkes, der Henker und der Hohenpriester, aber trotz alledem vernimmst du keinen Klagelaut des Heilandes, noch ein Schmähwort des Herrn. Nur zu einem Worte der Liebe öffnet er seinen gebenedeiten Mund: „Sohn, siehe deine Mutter." Darauf betet er, ein lauter Schrei — er stirbt, es ist vollbracht! O Liebe, o unendliche Liebe zu uns armseligen Sündern! Ja wahrhaftig, eine größere Liebe hat niemand als der, welcher sein Leben für seine Freunde giebt. O Sünder, kannst du wohl trockenen Auges, ohne Gegenliebe das Bild des Gekreuzigten zu Hause oder hier oder an den Wegen und Stegen sehen? Siehe, um deiner Sünden willen erblaßt der gekreuzigte Gottmensch, dir zuliebe, um dich zu retten, um dich glücklich zu machen, bringt er das Opfer seines kostbaren Lebens. O habe Erbarmen mit dir selbst und erwecke die inbrünstigste Gegenliebe zu deinem

dich liebenden Heilande! Fege aus den alten Sauerteig der Sünde und halte Ostern durch nachhaltige Bekehrung!

So habt ihr denn heute zwei Wege kennen gelernt, auf denen ihr zur wahren Reue gelangen könnt. Betretet den einen oder den andern, ihr werdet auf jedem zum ersehnten Ziele kommen, zu einer guten Beicht. Dann wird auch in eure Herzen jener Friede Einkehr halten, den der Auferstandene seinen furchtsamen Jüngern wünscht. Darum ist mein Herzenswunsch: Friede sei mit euch, jetzt und in alle Ewigkeit! Amen!

Am Feste der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus.

(29. Juni.)

„Bleibet in mir, und ich bleibe in euch." (Joh. 15, 3.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Gewiß kennt jeder aus uns, was die Heilige Schrift über die Vorbereitung der Apostel auf die würdige Aufnahme des Heiligen Geistes mitteilt. Nur das wenige, worauf es mir heute auch ganz besonders anzukommen scheint, kann ich nicht verschweigen. Es heißt: „Am Pfingsttage waren sie alle einmütig beisammen." „Einmütig", ach dieses einzige Wörtchen, es besagt alles, was der Heilige Geist von uns verlangt, wenn er auch in unsere Herzen Einkehr halten soll. Nicht wahr? nun begreifet ihr, warum der Heiland so oft von der wahren Einigkeit redet. „Bleibet in mir, und ich bleibe in euch." Nun begreifen wir, warum wir im Glaubensbekenntnisse dieses beten: „Ich glaube an eine Kirche." Nun begreifen wir auch, warum gerade heute die ganze katholische Welt mit allen Kräften des Leibes und der Seele nach der wahren Eintracht strebt. Und Gott, dem überaus Erbarmungsreichen, sei es hierfür viel tausendmal von ganzem Herzen gedankt! Selbst wenn der Heiland, die heiligen Apostel und die heiligen Väter den Nutzen und die Notwendigkeit der kirchlichen Einheit nicht mit so klaren Worten gelehrt und gefordert hätten, so müßte schon unsere natürliche Vernunft, die Geschichte und unsere tägliche Erfahrung uns unfehlbar auf die Einheit hinweisen.

„Einigkeit macht stark", sagt das Sprichwort, und es ist dieses ein wahres Wort. Warum liebten denn die Feinde unseres deutschen Vaterlandes seine althergebrachte Zerrissenheit und Uneinigkeit? „Einigkeit macht stark" und „durch Einigkeit werden selbst kleine Dinge zu großen", lehrt uns ferner die Geschichte. Blicken wir

einmal auf die Entstehung der Stadt Rom! Vor dritthalbtausend Jahren war Rom ein kleines Städtchen. Später wurden Ländereien dazu erobert, bis es endlich durch Einigkeit den Römern gelang, die halbe damalige Welt zu beherrschen und die römischen Adler in drei Weltteilen siegreich aufzupflanzen. Einigkeit nun hatte das römische Weltreich stark gemacht; aber durch Uneinigkeit sollte es wieder zerfallen. Ein Bürger bekriegte den andern, und die Bürgerkriege in einem Staate, in einem Volke sind immer die letzten. Danach kommt der Zerfall und Untergang.

So war es bereits um das römische Kaiserreich bestellt, als die kleine Schar von zwölf armen und von aller Welt verfolgten Aposteln nach der Weisung ihres Lehrmeisters: „Bleibet in mir, und ich bleibe in euch", in alle Welt hinausgingen, um ein neues Reich, das Himmelreich auf Erden zu gründen. Und obwohl die heiligen Apostel, in alle Länder zerstreut, predigten und tauften, so blieben sie doch einmütig, bewahrten die Einheit in allem und setzten zum äußeren und sichtbaren Zeichen der Einheit einen Stuhl in die Weltstadt Rom, damit jeder wisse, wo der Mittelpunkt und die Einheit zu finden ist. Der hl. Petrus und alle seine Nachfolger, die Päpste, welche auf jenem heiligen Stuhl in Rom gesessen und die Kirche regiert haben, sind somit die eigentlichen Bewahrer der kirchlichen Einheit. Darum wollen wir heute betrachten den Glaubenssatz:

Das Papsttum ist die Einheit.

Du aber, o Jesus, dessen sichtbarer Stellvertreter der Papst ist, gieb daß wir alle mit aufrichtigem Herzen nach der Einheit streben, indem wir mit inniger Liebe an unserem jedesmaligen Heiligen Vater hängen!

Wenn ich sagte, das Papsttum ist die Einheit der Kirche, so ist das ebenso zu verstehen wie: der Hirt ist die Einheit der Herde. Sehet auf die Bienen, eine ist es, die Königin, welche alle leitet und regiert. Nehmet die Königin weg und tötet sie, so löst sich der Bienenschwarm auf; nach allen Windrichtungen fliegen die Bienen, die Einheit ist verschwunden, die Bienen sind verschwunden und gehen jämmerlich zu Grunde. Auch dulden die Bienen nicht zwei Königinnen; eine wird getötet, damit nur eine es sei, welche mit ihrem Ansehen alle Bienen zusammenhält, sie zur Arbeit auffordert und überall dahin leitet, wohin es ihr gefällt. In ähnlicher Weise sind auch die Päpste die Einheit aller Gläubigen auf der ganzen Erde. Wir alle, meine Geliebten, haben den Heiligen Vater Leo noch nicht gesehen, wir kennen ihn nicht von Person, und doch weiß jeder aus uns, ein wie guter Vater der ganzen Christenheit er ist. Wir alle hängen an ihm mit der innigsten Liebe, wir vertrauen auf ihn und nehmen so gern aus seiner Vaterhand die himmlischen Gnadenschätze in Empfang. Welch ein be-

wunderungswürdiges Schauspiel bietet sich unsern Augen dar! Wer kennt alle Eigenheiten der zahlreichen Völker auf der ganzen Erde? wer kennt die Tausende von Eigentümlichkeiten der einzelnen Menschen? Man sagt: soviel Köpfe, soviel Sinne; tausend Köpfe und ebensoviel verschiedene Meinungen; nicht zwei Menschen stimmen vollständig in ihrer Gesinnung überein. Aber o Wunder über Wunder! Zweihundert Millionen Katholiken haben einen Gott im Himmel und einen Heiligen Vater auf Erden, von dem sie sich leiten und regieren lassen. Das ist wunderbar und nicht Menschenwerk, sondern Gottes That.

Darin stimmten auch die Kirchenlehrer überein, daß der Papst zur Begründung und Erhaltung der Einheit der Kirche notwendig gewesen sei. Dies sah und bezeichnete herrlich der hl. Hieronymus mit folgenden Worten: „Einer wird erwählt, damit, wenn ein Oberhaupt eingesetzt ist, aller Anlaß zur Trennung beseitigt werde." Und an einer andern Stelle schreibt derselbe Kirchenvater: „Zurück trete der Neid, es weiche der Ehrgeiz nach römischer Hoheit; ich rede mit dem Nachfolger eines Fischers, mit dem Jünger des Kreuzes. Ich, indem ich keinem andern Oberhaupte als Christo folge, vereinige mich in Gemeinschaft mit deiner Heiligkeit, d. i. mit dem Stuhle Petri; ich weiß, daß auf diesem Felsen die Kirche erbaut ist. Wer immer außerhalb dieses Hauses das Lamm ißt, ist ein Ungeweihter. Wer nicht in der Arche Noes ist, wird umkommen zur Zeit der Sündflut." Dies wird auch lange zuvor vom hl. Cyprian bestätigt, der, von der Einheit der Kirche handelnd, sagt: „Der Herr sagt zu Petrus: ‚Und ich sage dir, du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.' Und wiederum spricht er nach seiner Auferstehung zu demselben: ‚Weide meine Schafe.' Auf diesen Einen baut er seine Kirche und ihm übergiebt er die Leitung seiner Schafe. Und obwohl er allen Aposteln nach seiner Auferstehung gleiche Gewalt erteilte und sagte: ‚Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch; nehmet hin den Heiligen Geist', so hat er doch, um die Einigkeit an den Tag zu legen, nur einen Stuhl aufgestellt und den Ursprung eben derselben Einheit als von Einem ausgehend durch seine Anordnung festgesetzt. Freilich waren auch die übrigen Apostel das, was Petrus war, mit gleicher Teilnahme sowohl an der Ehre als auch an der Gewalt; aber der Anfang geht von der Einigkeit aus. Der Vorrang wird dem Petrus gegeben, auf daß eine Kirche Christi und ein Stuhl sichtbar dargestellt werde. Und alle sind Hirten, aber nur eine Herde stellt sich dem Blicke dar, welche von allen Aposteln in einmütiger Übereinstimmung geweidet werden soll."

Ein anderer Kirchenvater sagt sodann: „Deiner Unwissenheit kann es nicht zugerechnet werden, da du wohl weißt, daß der bischöfliche Sitz

in der Stadt Rom dem Petrus zuerst eingeräumt ist, auf welchem Petrus, das Haupt aller Apostel, gesessen hat, auf daß in diesem Einen die Einheit des Stuhles von allen aufrecht erhalten werde, damit nicht ein jeder der andern Apostel sich einen besondern anmaße, so daß derjenige schon ein Abtrünniger und Pflichtvergessener sein würde, der diesem besondern Stuhle einen andern entgegenstellen wollte."

Daher darf niemand sich wundern, daß die Päpste als die rechtmäßigen Nachfolger des hl. Petrus von den Gläubigen der ganzen Welt aufgesucht, Rom als das Herz der katholischen Kirche betrachtet und das Papsttum als der Mittelpunkt des ganzen christlichen Erdkreises angesehen wurde. Wie die Sonne alles in ihrem Weltbereiche anzieht, erleuchtet und erwärmt, so zieht an, erleuchtet und erwärmt seit beinahe 2000 Jahren das Papsttum die Gläubigen der ganzen Erde. Zwar hatten die Päpste zu manchen Zeiten keinen leichten Kampf deswegen zu bestehen, zwar mußten sie es oft erleben, daß manche Fürsten und andere Personen sie als den Mittelpunkt der Einheit nicht anerkennen wollten; aber je größer und heftiger die Angriffe waren, desto inniger und hingebender schlossen sich die Gläubigen den Päpsten an, beschützten sie und nahmen zu ihnen in all ihren Bedrängnissen ihre Zuflucht. Die Irrlehren, die Gewaltthaten, so in irgend einem Teile der Erde der katholischen Kirche zugemutet und angethan wurden, bewirkten, daß das Band der Einheit zwischen Papst und Gläubigen nur um so fester geschlungen wurde. Als im fernen Asien in den frühesten christlichen Jahrhunderten die gottlose Sekte der Arianer auftauchte, welche behaupteten, Christus sei nicht Gott, sondern ein bloßer Mensch wie wir alle gewesen, zu wem anders nahmen da die Gläubigen wie die Bischöfe und Priester des Morgenlandes ihre Zuflucht, wenn nicht zum damaligen Papste? Die Glaubensstreitigkeiten schlichteten die Päpste; sie stifteten Frieden, wo Unfriede zur Herrschaft gelangt war, beschützten die Unterthanen gegen ihre ungerechten Fürsten, ermahnten die Gläubigen zum Gehorsam gegen ihre geistliche und weltliche Obrigkeit. Nichts Wichtiges auf der ganzen Welt entging ihrem apostolischen Auge. Mißbräuche, die sich eingeschlichen, wurden von ihnen gerügt und abgestellt, Irrlehren wurden verdammt und hartnäckige Irrlehrer aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Die Päpste geben Gesetze, und der Erdkreis befolgt sie; sie verbieten das Lesen gottloser Bücher, und kein wahrer Katholik liest dieselben; sie behalten sich die Lossprechung von gewissen Sünden vor, und kein Beichtvater spricht ohne päpstliche Vollmacht von denselben los; sie schreiben bestimmte Gebete vor, und jeder Priester verrichtet sie. Es giebt keinen katholischen Bischof auf der ganzen Erde, den nicht der Papst bestätigt hat. Jeder Bischof hat die Pflicht, innerhalb fünf Jahren dem

Heiligen Vater zu berichten über alles, was in seinem Bistum sich ereignet: das Gute wie das Schlimme, nichts ausgenommen, alles soll ausführlich und umständlich mitgeteilt werden. In allen zweifelhaften Fällen bitten die Bischöfe den Heiligen Vater um seinen Rat oder um seinen Befehl. Der Papst ist der Bischof aller Bischöfe, der Hirt aller Hirten; er sorgt für alle Gläubigen der ganzen Kirche; er erhebt seine apostolische Stimme für alle; kein Volk ist ausgenommen, für das er nicht ein Wort des Trostes spräche, wenn es leidet. Die Sünder ermahnt er zur Besserung ihres Lebens, die Guten zur Standhaftigkeit. Die Getrennten fordern die Päpste auf, zur Einheit zurückzukehren und mit dem heiligen Stuhle Gemeinschaft zu halten. Der Irrgläubigen wegen bitten sie täglich den lieben Gott, daß er sich ihrer erbarmen und dieselben zur wahren Erkenntnis gelangen lassen möge. Ja selbst die Heiden und die sonstigen Ungläubigen entgehen der Fürsorge der Päpste nicht. Die Päpste senden von jeher Glaubensboten zu den Heiden und Ungläubigen. Kein Land, kein Erdteil, wo nicht schon Glaubensboten im Auftrage der Päpste das Evangelium Jesu, und zwar des Gekreuzigten gepredigt hätten. So erstreckt sich ihre Wirksamkeit und ihre Sorge über den ganzen Erdkreis: kein Meer ist zu groß, kein Volk zu wild und roh, kein Land zu unwegsam, als daß die Sendboten der Päpste sich hätten dadurch abschrecken lassen. Alles muß den Päpsten und ihrer Sache, der Sache Gottes dienstbar und förderlich sein. Der Erfinder der Dampfwagen wollte gewiß den Päpsten keinen Gefallen thun; und nun, da die Dampfwagen erfunden sind, können die Bischöfe der ganzen Welt in ebensoviel Tagen nach Rom gelangen, als sie früher Wochen und Monate dazu brauchten; die Glaubensboten gelangen jetzt mit einer Schnelligkeit, wie sie kaum glaublich ist, in die fernsten Länder. Der Verkehr mit Rom und den Päpsten ist jetzt um so leichter, und die Einheit der katholischen Kirche deswegen um so fester begründet.

Man weiß in der Regel von unsern Tagen nicht viel Gutes zu erzählen. Und das mag wahr sein, wenn wir einen oberflächlichen Blick auf die heutige Welt werfen. Aber genauer besehen, hat das 19. Jahrhundert doch auch recht viel Gutes aufzuweisen. *Die Einheit der Kirche ist es, welche noch zu keiner Zeit seit dem apostolischen Zeitalter so geblüht wie in unsern Tagen.* So sehr man auch von einer gewissen Seite sich dagegen stemmen mag, es ist unleugbar — sagen wir es kurz: noch nie haben alle Gläubigen auf der ganzen Erde so innig und unzertrennlich an Rom, diesem Mittelpunkt der Einheit und dem Sitze der Päpste, gehangen als in unsern Tagen. Dies rühmte selbst der Heilige Vater Pius IX. vor einer Menge von Tausenden, welche sich in seinem Palaste versammelt hatte, um seinen Segen zu empfangen. Er sagte: „Einigkeit macht stark.

Wenn ein General auf dem Punkte steht, angegriffen zu werden, so sammelt er seine Truppen, um durch ihre Vereinigung die Kraft zu erlangen, die Feinde zurückzuschlagen. Aber man braucht nicht General zu sein, um zu begreifen, daß die Einigung stark mache. Seid also einig, um stark zu sein, stark gegen die Hölle und die Bösen, die euch und das angreifen, was ihr verteidigen, was ihr lieben müsset: die Gerechtigkeit, die Wahrheit, die Kirche, den Heiligen Stuhl. Ich danke dem Himmel, wenn ich Frankreich, Spanien, Holland, Belgien, England, Italien, Deutschland, Amerika und die ganze Welt von Menschen bewohnt sehe, die zahlreich zur Einheit zurückkommen. Diese fühlen mehr und mehr, daß die Einheit stark macht. O wie oft habe ich die Hände zu Gott erhoben, um Gott um diese Einheit zu bitten. Jesus Christus bat Gott um die Einheit für seine Apostel und für die Menschen: auf daß sie eins seien, sagte er zu seinem Vater. Und ich, der ich sein Stellvertreter bin, ich sage euch dasselbe. O kehren wir alle zu Gott zurück, haben wir nur einen und denselben Gott, einen Glauben, eine Taufe. Seien wir geeint in Gott; denn mit Gott geeint sind wir es auch mit dem Heiligen Stuhle, und mit diesem geeint, sind wir alle geeint."

Darum, meine Geliebten, halten wir, nach der Ermahnung des hl. Cyprian, „fest an dieser Einigkeit, verteidigen wir dieselbe nach Kräften" und zeigen wir uns würdig des erhabenen Lobes, welches der Heilige Vater Pius IX. auch uns spendet. „Niemand aus uns lasse sich durch Lügen täuschen. Die Kirche ist nur eine, welche durch fruchtbares Wachstum sich weiter in eine Menge ausbreitet, gleichwie die Strahlen der Sonne zahlreich sind, das Licht derselben aber nur eins ist, und wie die Äste eines Baumes zahlreich sind, der Stamm desselben aber, auf eine feste Wurzel gegründet, nur einer ist, und wie, wenn aus einer Quelle sehr viele Bäche abfließen, doch, obgleich ihre Menge mit reichlich ausströmender Fülle weit sich zu verbreiten scheint, die Einheit im Ursprunge bewahrt wird." Die Sonne alles kirchlichen Lichtes, der Stamm aller kirchlichen Festigkeit und Entschiedenheit, die Quelle aller Gnaden in der Kirche ist das Papsttum, welches wie ein Fels in das Fundament der Kirche gelegt ist. Wer von dieser Sonne sich abwendet, entbehrt aller wahren Erleuchtung und Erkenntnis; wer nicht an diesem Stamme befestigt ist, wird von jedem Winde der Irrlehren hin und her getrieben, er gleicht einem schwankenden Rohr im Sumpfe; wer mit dieser Quelle nicht in Verbindung steht, ist arm an den Wassern der Gnade und kann nichts vollbringen, wodurch er sich das ewige Leben verdienen könnte.

Wie thöricht sind doch darum jene, welche meinen, noch gute Katholiken zu sein, wenn sie auch das Papsttum als den Mittelpunkt und die Einheit der Kirche nicht anerkennen. Mit demselben Rechte würde dann auch noch ein

Bach wasserreich sein, wenn er von der Quelle abgeschnitten würde. „Aber schneidet einen Bach von der Quelle ab — der abgeschnittene trocknet aus; brechet einen Ast von dem Baume — der abgebrochene wird keine Sprossen treiben können. Ebenso ergeht es auch denen, welche von der Einheit der Kirche sich lossagen und vom Papste nichts mehr wissen wollen. Wer die Einheit nicht will, der muß unwillkürlich die Zwietracht und Uneinigkeit wollen. Wozu aber die Uneinigkeit führt, das könnt ihr am besten von zwei Wanderern abnehmen, welche uneinig über den Weg, der zum Ziele führt, sich alsbald trennen und nach entgegengesetzten Richtungen gehen. Auch das glaube man ja nicht, daß wenn zwei oder mehrere vom lebendigen Leibe der Kirche, welchen der Papst als das sichtbare Haupt und der sichtbare Stellvertreter Christi belebt und beseelt, sich loslösen, die zwei noch unter sich einig sein können. Denn nach dem hl. Paulus ist die Kirche der geheimnisvolle Leib Christi; und wie mit dem menschlichen Leibe, ebenso soll es auch mit dem Leibe Christi sich verhalten. Schneide ein Glied vom menschlichen Leibe ab, und was geschieht? Es verwest. Ebenso muß es sich auch mit allen jenen verhalten, welche sich absichtlich von der einen wahren Kirche trennen, da sie ja der geheimnisvolle Leib Christi ist. Die Kirchengeschichte bestätigt dies zur Genüge. Während die katholische Kirche seit beinahe 2000 Jahren trotz aller, auch der heftigsten Angriffe unerschütterlich dasteht, haben sich jene christlichen Gemeinschaften, welche sich in älterer Zeit vom Papste lossagten, aufgelöst; sie sind verwest wie ein Glied, das vom Körper abgeschnitten ist. Hätte die Geschichte uns nichts von jenen ältesten christlichen Sekten überliefert, wir wüßten längst nichts mehr von ihnen. Vom Erdboden sind sie verschwunden, weil sie durch sich selbst zu Grunde gegangen sind.

So haben wir denn erkannt, daß das Papsttum die Einheit in der Kirche Gottes ist. Unser göttlicher Heiland hat diese Einheit angeordnet, die Apostel und heiligen Väter lehren sie, und die Geschichte bestätigt sie. O so lasset uns auch fürderhin an dieser Einigkeit festhalten! In der Einigkeit ist jeder aus uns stark: stark gegen die Hölle und ihre Macht; stark gegen die Welt und ihre List; stark gegen das Fleisch und seine Versuchungen. Wenn wir solche Starke sind, so wird es uns nicht schwer fallen, mit Gewalt das Himmelreich an uns zu reißen. Amen!

Am vierten Sonntage nach Pfingsten.

„Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen." (Luk. 5, 5.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Mit den Worten: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen", wollte Petrus sagen: Wir haben dem Schlafe und der Ruhe uns nicht überlassen, der nächtlichen Kälte, den Winden und Wellen uns ausgesetzt, hundertmal die Netze ausgeworfen und ebenso oft wieder eingezogen und dennoch keinen Gewinn erzielt, ja nicht den geringsten Fang gemacht. Dieselbe traurige Erfahrung machen mit Petrus alle jene Menschen, welche sich täglich mit Sorgen und mit Bekämpfung von Widerwärtigkeiten aller Art im Schweiße ihres Angesichtes abmühen, aber trotz alledem nicht den geringsten Gewinn aufzuweisen vermögen, so daß sie dereinst beim Herannahen des Todes werden gestehen müssen, daß sie nichts gefangen haben. Diese Erfolglosigkeit aber hat einmal darin seinen Grund, daß viele in der Nacht, d. i. im Stande der Todsünde sich abmühen, denn ohne den Beistand der göttlichen Gnade können unsere Werke in keiner Weise Gott gefallen, und dann auch darin, daß viele nicht auf Gottes Wort hin arbeiten, d. i. daß sie bei allen ihren Werken die gute Meinung zu erwecken unterlassen, denn ohne dieselbe verdienen jene einen ewigen Lohn nicht.

Die gute Meinung im christlichen Wortverstande ist nun die Richtung des Willens auf Gott hin, so daß alle Vorkommnisse unseres Lebens zu Gott in irgend eine gute Beziehung gesetzt werden. Unser Leben, unser Dasein verdanken wir Gott, unsere Fähigkeiten und Geschicklichkeiten stammen von Gott und sollen zu seiner Verherrlichung verwendet werden. Ja die ganze sichtbare Natur sollen wir von demselben Gesichtspunkte aus als eine immerwährende, notwendige Verherrlichung Gottes betrachten: das ist das Wesentliche der guten Meinung, welche allen unsern Gedanken, Worten und Werken ein übernatürliches Kennzeichen verleiht und sie in den Augen Gottes so wertvoll und für uns so verdienstlich macht.

Unser Leben und unser Dasein verdanken wir Gott. Es wäre doch wahrlich eines Christen unwürdig, wollte er dieses wichtigen Grundsatzes in der christlichen Lebensanschauung sich nicht recht lebendig bewußt bleiben; vielmehr muß er durch unser ganzes Leben mehr oder weniger durchleuchten, dasselbe heben und veredeln helfen. Wenn schon die rein natürliche Abstammung von edlen, verdienstvollen und hochgeachteten Eltern der Sprößling in fast allen Fällen so leicht nicht vergißt, in den meisten Fällen sich seiner edlen Abstammung würdig macht durch

Nachahmung und in vielen Fällen schon beim bloßen Gedanken an seine Abstammung vor mancherlei Verirrungen des Lebens zurückschreckt, so daß nicht bloß das Blut seiner edlen Vorfahren in seinen Adern rinnt, sondern auch die edlen Grundsätze sich auf ihn vererbt haben: um wieviel mehr muß da nicht das gläubige Bewußtsein der Christen, daß ihr Körper und ihre Seele, ihr natürliches und übernatürliches Leben, ihre Existenz und die fortwährende Erhaltung derselben aus der schöpferischen Hand des Allmächtigen, des Allheiligen und Allweisen hervorgegangen, sie mit berechtigtem, freudigem Stolze erfüllen, sie zur Nachahmung des Allheiligen anspornen und von jeglicher Sünde abhalten! Wie der majestätische Baum seine Wurzel in das fruchtbare Erdreich einsenkt, um durch diese den Hauptnahrungsstoff einzusaugen und um so seinen Gipfel immer höher hinaufzusenden, ebenso soll auch der Christ sein Leben bis an seinen Ursprung, bis an Gott den Schöpfer, Erhalter, Erlöser und Heiliger verfolgen, um aus diesem ewigen Quell alles Lebens zu schöpfen und sein ganzes Leben nach dem Plane Gottes einzurichten. Ohne Mühe erkennt ihr daher die große Bedeutung dieses christlichen Grundsatzes: „Unser Leben und unser Dasein verdanken wir Gott." Durch das Bemühen, uns dieses christlichen Grundsatzes bewußt zu bleiben, widmen und weihen wir Gott unser Leben im ganzen und großen, ohne daß wir damit schon die Einzelheiten desselben zum Gegenstande näherer Betrachtung machten. Es ist dieser Grundsatz die gute Meinung auf breitester Grundlage und in ihrer Ausdehnung auf unser ganzes Leben.

Wenn wir nun die Einzelheiten unseres Gott geweihten Lebens näher betrachten, so müssen wir vorausschicken, daß es wohl wünschenswert wäre, vor jedem einzelnen Akte, sei es in Gedanken, sei es in Worten oder in Werken, denselben im voraus Gott zu widmen zu seiner Ehre und zu seinem Lobe. Denn der hl. Paulus schreibt: „Ihr möget essen oder trinken oder irgend etwas anderes thun, thut alles zur Ehre Gottes." Da aber dazu eine außerordentliche Aufmerksamkeit und eine nicht gewöhnliche Bildung des Geistes und ein sehr hoher Grad der Selbsterkenntnis nötig wäre, Dinge, die nur bei einer sehr kleinen Zahl von Menschen vereinigt sind, genügt es, wenn man für eine bestimmte Zeit, etwa für einen Tag oder für einen halben Tag, die gute Meinung im voraus macht. Wie vortrefflich eignet sich dazu das andächtige Morgengebet!

Wir erheben uns vom Lager nächtlicher Ruhe, fühlen uns körperlich gestärkt, geistig frisch und aufgelegt; wir stehen im Begriffe, ein neues Tagewerk zu beginnen; wir stehen gleichsam noch an der Schwelle desselben und mit gewohntem, geistigem Überblicke überschauen wir schon das ganze Tagewerk nach seinen Hauptteilen, wir nehmen eine Einteilung

der Zeit und Arbeit vor — o, dann fallen wir auf unsere Knie nieder, erheben unser Gemüt zu Gott und sagen ebenso kurz als wohlbedacht, daß wir alle Arbeiten des Tages, alle Erholungen, alle Freuden und Leiden, Beängstigungen, Verdemütigungen, Beleidigungen und Beschimpfungen Gott zuliebe, zu seiner Ehre und unserem Seelenheile freudigst annehmen wollen. Das ist die gute Meinung für den einzelnen Tag, welche alle frommen und wahren Christen erwecken ohne irgend welche Beeinträchtigung ihrer Berufsarbeiten, ja gerade zur offenbaren Beförderung derselben. So ist unsere Arbeit ein Gebet und unser Gebet eine Arbeit, weil bei allem, was wir thun oder unterlassen, unser Gemüt zu Gott erhoben und unser Wille auf Gott hin gerichtet ist.

So geziemt es sich auch für uns vernünftige Geschöpfe Gottes, da ja schon die vernunftlosen Gebilde Gott fortwährend verherrlichen. Betrachtet die Mineralien, die Pflanzen und Tiere auf dem weiten Erdenrund, ihre Zahl und Mannigfaltigkeit, ihre Zusammensetzung und ihr Wachstum, ihre Ernährung und ihr Leben; betrachtet den Nutzen und die Kostbarkeit der Mineralien, das erquickende Grün der Pflanzen, die rein dahinrollenden Töne der gefiederten Sänger in Busch und Hain! Wer möchte da nicht mit dem Psalmisten ausrufen: „Du öffnest deine Hand und erfüllest alles Lebende mit Segen, du giebst ihnen Speise zur rechten Zeit. Wenn ich betrachte deinen Himmel, das Werk deiner Finger, den Mond und die Sterne, die du erschaffen hast, was ist da noch der Sterbliche, daß du sein gedenkest! O Herr, unser Gott! wie herrlich ist dein Name auf der ganzen Erde, der du ausbreitest deine Herrlichkeit bis über den Himmel! Die Himmel erzählen deine Herrlichkeit, und das Werk deiner Hände verkündet das Firmament. Ein Tag bringt dem andern die Kunde, eine Nacht thut es kund der andern. Ohne Sprache, ohne Worte, nicht wird vernommen ihre Stimme; auf der ganzen Erde geht aus ihr Schall.“ Die vernunftlosen Geschöpfe verkünden dem vernünftigen Betrachter Gottes Herrlichkeit, sie gereichen notwendig Gottes Allmacht, Weisheit und Güte zur größeren Ehre — wollen wir da noch zurückbleiben hinter den vernunftlosen Wesen? O nein! Dazu hat Gott uns doch wahrlich nicht mit Vernunft begabt! Um wieviel mehr sind wir aber als Christen verpflichtet, alles zur Ehre Gottes zu thun und die gute Meinung zu machen! Denn abgesehen davon, daß Gott, gleichviel ob wir wollen oder nicht, in jedem Falle seinen Zweck, seine Verherrlichung erreichen wird, „da er ja alles gemacht hat um seiner selbst willen, auch den Gottlosen für den bösen Tag“, abgesehen davon giebt es ohne die gute Meinung keine übernatürlich gute, verdienstliche Handlung. Es bete jemand, er gebe Almosen, er gebe von seinem Eigentum, er gebe im Verborgenen, er gebe entsprechend den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, er gebe ungekannt und ungenannt, er gebe den

Armen gerade zur rechten Zeit, er gebe aber ohne gute Meinung, so ist seine an sich gute Handlung doch nicht verdienstlich für ihn.

Darum lasset uns freiwillig zu unserem Seelenheil, zu unserem Frieden die gute Meinung machen. Sprechen wir mit Petrus: „Auf dein Wort, o Herr!" Unser Leben sei eine ununterbrochene Bethätigung des himmlischen und kirchlichen Lobgesanges: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste!" Amen!

Am fünften Sonntage nach Pfingsten.

„Geliebteste! Seid alle bescheiden, demütig."
(1 Petr. 3, 8.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der heilige Apostelfürst Petrus ermahnt uns: „Geliebteste! Seid alle bescheiden, demütig." Und an einer andern Stelle desselben Briefes schreibt er: „Demütiget euch unter die gewaltige Hand Gottes!" Wir sollen uns freiwillig beugen unter die Hand des Allgewaltigen; der Ton liegt dabei auf dem freiwilligen Charakter unserer Verdemütigung. Denn Gott kann unsere Verdemütigung unter allen Umständen herbeiführen, selbst durch Gewalt. Aber wir sollen es erst gar nicht soweit kommen lassen, sondern aus innerstem Antriebe, nicht aus Furcht vor Gottes Allgewalt, sondern aus Liebe und tieferer Einsicht in die Vernünftigkeit, Zweckmäßigkeit und wahre Weisheit unserer aufrichtigen Unterwerfung uns vor Gott verdemütigen. Ihr ersehet daraus, daß die christliche Tugend der Demut durchaus nicht gleichbedeutend ist mit blindem Gehorsam, der den Einfältigen und denen eigentümlich zu sein pflegt, welche entweder überhaupt nicht im stande sind, selbständig zu denken, oder aus Trägheit sowie aus Bequemlichkeit freiwillig auf das selbständige Denken längst verzichtet haben. Der wahrhaft demütige Christ ist vielmehr so sehr vertieft in das vernünftige Denken, daß er an der leitenden Hand der christlichen Religion sich eine harmonische Weltanschauung und Gedankenwelt bildet, deren Urgrund und Krone Gott ist, und in welcher er ein zwar sehr bescheidenes, aber doch für ihn sicher bestimmtes Plätzchen einnimmt, das er vollständig auszufüllen berufen ist. Diese Stelle in dem großen Weltenplane zu suchen, zu finden und nur diese einnehmen und behaupten zu wollen, das ist die herrliche Aufgabe der Demut eines jeden Christen. Saget mir, giebt es wohl eine Aufgabe, welche eines Ge-

bildeten überhaupt und eines gebildeten Jünglings insbesondere würdiger wäre?

Das Wort Bildung weist uns auf die sogenannten bildenden Künste hin, namentlich auf jene Kunst, deren Aufgabe es ist, organische Körper äußerlich möglichst getreu nachzuahmen durch Darstellungen aus Holz, Stein oder anderem Material. Der gesunde normale menschliche Körper ist ein organisches Wesen, d. i. ein solches, welches sich nach einem ganz bestimmten Plane von innen heraus entwickelt und thätig ist. Diese Entwicklung und Bildung erfolgt nach notwendig wirkenden Gesetzen, wenn diesen kein unüberwindliches Hemmnis bereitet wird. Wesentlich verschieden davon ist jedoch die Bildung des menschlichen Geistes, dessen Grundelement die vernünftige Freiheit ist. Diese ist freilich nicht gleichbedeutend mit Willkür; denn während die Willkür die zügellosesteFreiheit bedeutet, ist die sittliche Freiheit beschränkt durch die Thätigkeit der Vernunft und den Inhalt der innersten Überzeugung. Der sittlich Freie will daher nur das erreichen und genießen, was er auf Grund seiner gewissenhaftesten Überzeugung für erstrebenswert hält. Die Bildung des Geistes, soll sie die wahre sein, muß sonach die Denkkraft organisch leiten und üben, muß eine einheitlich zusammenhängende, alle etwaigen Lücken ausfüllende, kurz eine harmonische Weltanschauung auf möglichst sicherem Wege anstreben.

Es giebt nun der Weltanschauungen mehrere; an Harmonie und Schönheit sowie an Wert übertrifft aber alle die christliche Weltanschauung. Ihr kennt sie. Die Hauptzüge derselben sind: „Der persönliche allwaltende Gott ordnet diese Welt nach dem ewigen Plane seiner allweisen Fürsehung, deren Gesetzen die vernunftlosen Wesen mit Notwendigkeit, die vernünftigen dagegen aus freiestem innerem Antriebe sich zu fügen haben. In der Befolgung jener Gesetze liegt für die vernünftigen Wesen wahre Belohnung, und in der Nichtbefolgung wahre Strafe, welche selbst wider Willen erlitten werden muß. Denn über allem thront und waltet der Allmächtige, dessen Wille immerdar geschieht, und dessen Herrlichkeit eine unendliche ist." Das ist gleichsam der große Rahmen, welcher alle Teile des menschlichen Wissens, so mannigfaltig und verschieden sie auch sein mögen, zu einem schönen Bilde vereinigen soll, so daß nichts von dem, was einer weiß, überflüssig und unnütz ist, oder das Ganze verwirrt, die innere Harmonie stört und die Schönheit beeinträchtigt. Nicht also darauf kommt es an, was und wieviel der gebildete Christ weiß, sondern wie er seine Kenntnisse geordnet: ob sie ihm in vollstem Einklange mit seiner religiösen Weltanschauung stehen. Die herrliche Blüte dieser innern Ordnung ist die christliche Überzeugung, welche ebenso mild und zart wie fest und unerschütterlich ist, und in deren duftendem Kelche die christlichen Werke und Tugenden sich als Früchte still aber sicher ent-

wickeln. Wie aber die Anhäufung von vielen ungeordneten Kenntnissen zur oberflächlichen Vielwisserei und zu lächerlichem Hochmut führt oder diesen gar zur Voraussetzung hat, ebenso ist die einheitliche Zusammenfassung der erworbenen oder noch zu erwerbenden Kenntnisse nach Maßgabe der christlichen Weltanschauung ein sicheres Zeichen von gründlichem Wissen und wahrer Bildung. Ihr sehet, daß zur wahren christlichen Bildung Unterordnung, Entsagung und Verdemütigung gehört. Nicht das Ganze hat sich nach dem Einzelnen, sondern dieses nach jenem zu richten. Der Baustein, soll er eingefügt werden an der ihm angewiesenen Stelle, muß es sich gefallen lassen, daß er behauen und angepaßt wird.

Betrachtet Christum, unser erhabenes göttliches Vorbild — sein ganzes Leben auf Erden war eine beständige Selbstverdemütigung unter die gewaltige Hand Gottes. Von der Krippe bis zum Kreuze, von Bethlehem durch mehrere Länder und Provinzen, durch zahllose Orte, Flecken und Städte bis nach Jerusalem — von dem Berge der teuflischen Versuchung bis zum Hügel Golgatha, dem Zeugen des glorreichsten Opfertodes — von der Darstellung des Jesukindes im Tempel bis zur Reinigung dieses Heiligtums durch den allgewaltigen Meister — von seiner Wassertaufe im Jordan bis zu seiner Bluttaufe im Kerker, auf dem Schmerzenswege und auf der Schädelstätte — allein oder im stillen Kreise seiner Jünger oder im geräuschvollen Treiben der großen Volksmenge, im Hause oder in der Synagoge, auf Reisen, an dem Brunnen oder an der Tafel, vor Freunden oder Feinden, vor Reichen oder Armen, vor Gebildeten oder Ungebildeten, vor Königen oder Statthaltern, vor Ratsherren oder Gerichtsdienern, vor Gesunden oder Kranken, auf dem Meere oder Lande, bei Juden, Samaritern und bei Heiden, in Freuden oder Leiden, im Leben wie im Tode — kurz, wie grundverschieden auch immer die Umstände und Verhältnisse sein mochten, eins finden wir überall: es ist die vollkommen freie Verdemütigung Jesu unter die gewaltige Hand Gottes. Was er schon als zwölfjähriger Knabe ausdrücklich hervorhob: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ hat er auch sein ganzes Leben lang als obersten Grundsatz festgehalten und befolgt — bis zu jenem eine ganze Welt bewegenden Leidenskampfe, welcher mit den Worten seinen Abschluß fand: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ Der Gottmensch hat eine neue Weltordnung geoffenbart, er sandte aus seinen Geist und erneuerte das Antlitz der Erde — ja die christliche Weltanschauung erscheint uns verkörpert in dem wunderbaren Lebensbilde des göttlichen Heilandes. Er ist die Lehre und das Beispiel in einer Person, der Begründer und Träger einer neuen und in sich selbst vollkommen abgeschlossenen Weltenharmonie, vor welcher alle Mißtöne des zartbesaiteten Menschenherzens verstummen.

In die von dem Blute der Verdemütigung geweihten Fußstapfen des Meisters traten sodann freudigst seine Jünger und Apostel. Wohl waren anfangs die beiden Brüder Jakobus und Johannes so thöricht, durch ihre Mutter den Herrn um die höchsten Ehrenstellen seines Reiches zu bitten. Allein diese anfängliche Schwäche legten sie sofort ab. Der hl. Augustinus bemerkt dazu: „Sie wollten voreilig hinaufsteigen und verlangten nach hohen Dingen, der Heiland aber führte sie zurück auf den Weg der Demut."

Der hl. Paulus, dieses auserwählte Gefäß der göttlichen Gnade, der sich besonderer Offenbarungen Gottes rühmen konnte, der so viele Gemeinden gestiftet, der ausgezeichnet war durch die seltensten Gaben des Geistes, des Charakters und Herzens, er erklärte doch: „Wenn es gerühmt sein soll, so will ich mich meiner Schwachheiten rühmen, damit in mir wohne die Kraft Christi."

Und was soll ich euch erst sagen von den Vätern unserer heiligen Kirche, von einem Hieronymus, Ambrosius, Augustinus, Thomas von Aquino und Bonaventura! Was ist an ihnen mehr zu bewundern, die Denkkraft ihres Riesengeistes, oder der Umfang und die Tiefe ihrer Gelehrsamkeit, oder die Demut ihres Herzens und die Heiligkeit ihres Lebens? — O, was heute uns so mächtig anzieht, ist die staunenswerte kindliche Demut ihres Herzens trotz aller Gelehrsamkeit, trotz alles Scharfsinnes, trotz aller Versuchungen zum Hochmut. — Vor meinem betrachtenden Geiste stehen jetzt die Heerscharen der geistvollen Männer aller christlichen Jahrhunderte, von den bekehrten Weltweisen des zweiten Jahrhunderts bis zu den Heroen unserer Tage, welche ihre großen Talente, ihre geschickten Federn, ihre redegewandten Zungen, kurz ihre ganze Geistesbildung auf den Altar unserer heiligen Kirche niedergelegt und ihrem Heile gewidmet haben. Sie alle waren belebt und getragen von der christlichen Weltanschauung, sie verdemütigten sich und brachten mit wahrer Herzensfreudigkeit das kostbarste aller menschlichen Opfer dar: sie legten in Demut des Herzens ihren großen Geist Jesu zu Füßen und beugten sich unter die gewaltige Hand Gottes.

In Christo geliebte Zöglinge! Ihr seid berufen, euch eine höhere, geistige Bildung anzueignen. O, so tretet ein in die Reihen der christlichen Scharen, deren Banner dasjenige der christlichen Weltanschauung ist! Lasset euch nicht bethören von dem verlockenden Flitter des Hochmutes, sondern bewahret euch bei allem wissenschaftlichen Streben wahre kindliche Demut und Einfalt des Herzens! Vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung aus werdet ihr die Demut begreiflich finden. Christus, die Apostel, die Väter und die großen Geistesmänner aller christlichen Jahrhunderte sind euch mit hell leuchtendem Beispiele vorangegangen. O, so folget ihnen nach! Demütiget euch unter die gewaltige Hand

Gottes! Denn Gott widersteht den Hochmütigen, den Demütigen aber giebt er seine Gnade und das ewige Leben. Amen!

Am sechsten Sonntage nach Pfingsten.

„Jesus sprach: Mich erbarmet das Volk." (Mark. 8, 2.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Das Almosen, sagt der hl. Chrysostomus, ist der Künste einträglichste, denn Christus selbst ist jener Herr, den wir zu unserem Schuldner machen, wenn wir notleidende Arme unterstützen. Unser mildthätigster Erlöser betrachtet jede Wohlthat, die wir den Armen spenden, für eine ihm selber gespendete, damit wir lernen, die Armen hochzuschätzen und ihnen erbarmungsvoll beizustehen. Doch auch durch sein Beispiel regte er uns zu solcher Hochachtung an. Er, der Gott ist und Gottes Herrlichkeit von Ewigkeit her besitzt, erniedrigte sich selbst, nahm Knechtsgestalt an und wurde im Äußern wie ein Mensch erfunden. Er hätte einen königlichen Palast zu seiner Wohnung sich erwählen und in Purpur sich kleiden können; gleichwohl wollte er in einem ärmlichen Stalle zur Welt kommen und mit gewöhnlichen Windeln bekleidet werden. Sein Leben war von der Wiege bis zum Grabe eine fortgesetzte Bethätigung der freiwilligen und äußersten Armut. Mit den Armen, wie wir es auch aus dem heutigen Evangelium ersehen, verkehrte er am liebsten, ihnen predigte er das Evangelium, und sie speiste er zu wiederholten Malen auf wunderbare Weise. Welch eine Liebe zu den Armen liegt in den Worten: „Mich erbarmet das Volk!"

Daher denn auch alle wahren Christen sich einer ganz besondern Liebe zu den Armen befleißigten, eingedenk der Worte des hl. Valerian: „Was du immer dir erspareſt, darum betrügst du dich", und eingedenk der Worte des hl. Augustin: „Wer den Armen Almosen spendet, empfängt viel mehr, als er giebt."

Ich meine jene Armen, welche den Wohlhabenden gern die Purpurkleider lassen und nur um dürftige Kleidung bitten; jene Armen, welche die Reichen weder um die weichen Lagerstätten, noch um die prachtvollen Paläste, noch um die angenehmen Gärten, noch um die langen und kostspieligen Mahlzeiten beneiden, sondern nur um die vom Tische herabgefallenen Brosamen, um die übriggebliebenen Speisen bitten. Und das verlangen sie nicht mit Unrecht, da sie viel Gutes stiften in der menschlichen Gesellschaft nach dem heiligen Chrysostomus: „Wenn wir die Armen

nicht hätten, wäre unser ewiges Heil größtenteils gefährdet", wofür der hl. Petrus Chrysologus als Grund angiebt, daß Gott der Herr kein gutes Werk sorgfältiger sich gleichsam anmerke, als die Mildthätigkeit gegen Arme. Weil nämlich der Allgütige, der sich von menschlicher Freigebigkeit keineswegs übertreffen läßt, sowohl geistige als leibliche Güter in großer Fülle jenem Hause, jener Gegend spendet, wo er Barmherzigkeit gegen Arme bemerkt. Wo dagegen Unbarmherzigkeit und Geiz herrschen, wo weder der Einzelne noch die Familie um die darbenden Mitmenschen sich kümmern, wo Vornehme wohl allerlei nützliche und Kurzweil verschaffende Tiere aufs zärtlichste und gewissenhafteste reichlich mit Futter versehen, wo die armen Waisen und Witwen in ihrer gerechtesten Sache gekränkt, ja gar unterdrückt werden — was Wunder da noch, wenn unter Zulassung Gottes Übel auf Übel folgen und die Menschen unglücklich machen. Wenn sonst auch noch so schwere Sünden, wie Ehrgeiz, Meineid, Gotteslästerung überhand nehmen, so hält Gott gleichwohl in seiner überaus großen Langmut sein Schwert noch gar lange Zeit in der Scheide zurück. Sobald er aber sieht und hört, daß so viele Arme und Unglückliche Gerechtigkeit verlangen und nicht erlangen, da erhebt er sich mit Blitzesschnelle, wie nach einer lange genossenen Ruhe, und spricht bei dem Psalmisten: „Wegen des Jammers der Elenden und wegen der Seufzer der Armen will ich mich jetzt erheben."

Noch viel größer und schätzbarer als die zeitlichen Vorteile der Mildthätigkeit sind die ewigen. Zahlreich sind die Stellen der Heiligen Schrift, in denen ein Wehe den Reichen entgegentritt, nicht als ob nach der Heiligen Schrift Reichtum an sich schon etwas Verdammenswertes wäre, sondern weil an so manchen Reichtümern allerlei Laster und Verbrechen hängen, wie Ehrgeiz, Unmäßigkeit, Betrug, Bedrückung der Armen, Ungerechtigkeit und vorzugsweise das eigene Vergnügen, weshalb das ewige Heil der Reichen für ein größeres Wunder gilt, als der Durchgang eines Kamels durch ein Nadelöhr. Für solche reiche Leute giebt es nur eine einzige Himmelspforte, welche sich ihnen öffnet, d. i. ein mildthätiger Sinn, reichliches Almosen, worauf der hl. Augustin anspielt, wenn er lehrt, daß einige ohne Almosen nicht gerettet werden können. Gleichwohl bleiben diese Ermahnungen und Warnungen der Heiligen Schrift bei so vielen unbeachtet. O die Bedauernswerten! Wenn sie ganz gewiß voraussehen würden, daß binnen wenigen Tagen das Haus, welches sie bewohnen, durch Feuer werde zerstört werden, wie schnell und mit welcher Umsicht und Sorgfalt würden sie da nicht ihre Habe in Sicherheit bringen; wenn es aber gilt, Schätze für den Himmel zu sammeln und zu bergen, da der untrügliche Glaube sie lehrt, daß das Haus unseres Leibes gar bald durch den Tod werde zerstört werden, wie langsam und wie unklug handeln sie da! Und doch giebt es einen so sichern Ort für die ewigen

Schätze, wo weder Welt noch Tod ihnen schaden können: ich meine die Armen, welche unsere Schätze für die Ewigkeit am sichersten aufbewahren. Was wir in solcher Weise in Sicherheit bringen, ist in Wahrheit unser Eigentum. Der hl. Chrysostomus sagt: „Was immer du für deine Seele gethan, das ist dein; was du aber zurücklässest, das hast du verloren."

So dachten und handelten die Heiligen Gottes, welche mit so großem Eifer bemüht waren, in die Fußstapfen ihres göttlichen Herrn und Meisters zu treten. Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen und vor alters nur die hl. Elisabeth genannt, welche in den drei ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts lebte, übte schon als 13jährige Fürstin die Tugend der Barmherzigkeit in so hohem Grade, daß sie bald den Namen einer Beschützerin der Armen sich erwarb. Sie begnügte sich nicht, denselben reichliche Almosen zu spenden, sie suchte dieselben auch in ihren Hütten auf und pflegte die Kranken mit eigenen Händen, ohne selbst vor dem widerlichsten Aussatze zurückzuschrecken. Um denselben näher zu sein und ihnen den beschwerlichen Weg zur Wartburg hinauf zu ersparen, gründete sie am Fuße des Schloßberges ein Krankenhaus, wo viele Unglückliche Aufnahme und Pflege fanden. Am glänzendsten aber offenbarte sich ihre Liebe zu den Armen, als eine große Hungersnot über Thüringen hereinbrach. Sie verteilte den ganzen Schatz von 64000 Goldgulden, ließ alle Vorratshäuser öffnen und erbaute außerdem in Eisenach zwei Spitäler für die Pflege armer Kranken. Und für ihre Liebe zu den Armen und der Armut hatte sie die furchtbarsten Leiden zu ertragen. Von den nächsten Angehörigen verachtet und als Witwe mit ihren drei noch unmündigen Kindern aus dem Schlosse vertrieben, fand sie in einem Stalle ein Unterkommen. Später durfte sie ein kleines Haus bei Marburg bewohnen, woselbst sie sich ausschließlich der Pflege der Kranken widmete. Sie starb, als sie eben ihr 24. Lebensjahr vollendet hatte. Bei der feierlichen Erhebung ihrer Gebeine, welche vier Jahre nach ihrem Ableben stattfand, verschmähte es Kaiser Friedrich II. nicht, den ersten Stein von ihrem Grabe zu heben und ihrem Haupt eine goldene Krone aufzusetzen. Sie, die mit Recht der Ruhm Deutschlands heißt, lebt und wirkt fort in ihren geistlichen Töchtern, welche nach ihrem Beispiele in die Fußstapfen des göttlichen Heilandes treten und ihr ganzes Leben dem Dienste der Armen und der Pflege der Kranken weihen.

Ist es nun auch nicht gerade die Pflicht eines jeden Christen, in so hervorragender Weise seine Liebe zu den Armen zu bethätigen, wie es der Heiland und seine Heiligen gethan, so sollen wir doch uns allen Ernstes bemühen, ihnen auf diesem Wege getreu nachzufolgen. Um aber das christliche Gebot der Nächstenliebe gerade an den Armen zu üben, ist nicht immer erforderlich, daß man große Summen Geldes unter sie verteilt,

Hospitäler erbaut, Tausende von Menschen speist. Auch mit geringen materiellen Mitteln, ja in gewissen Fällen auch ohne solche, können wir die Armen in christlicher Weise lieben. Die Hauptsache sind nicht die äußeren Werke, ihre Größe und ihre Ausdehnung, sondern die innere Herzensgesinnung, das christliche Mitleid mit den Armen; und das können Arme, Unbemittelte ebensogut, ja vielleicht in einem noch höheren Grade haben, als die Reichen und Wohlhabenden. Wenn dann das christliche Mitleid eines Reichen sich in einer größeren Gabe bemerkbar macht als das Mitleid, welches ein Unbemittelter mit den Armen hat, so ist das eben selbstverständlich, macht aber die Gabe des Reichen nicht schon deswegen in den Augen Gottes wohlgefälliger als die des Unbemittelten.

Auf die Gesinnung des Herzens kommt also alles an. Diese pfleget in euch, im Herrn Geliebteste! Wenn auch so mancher von euch noch nicht in der Lage ist, seine Liebe zu den Armen durch milde Gaben zu bethätigen, so werdet ihr doch euch in eurer Gesinnung einen fruchtbaren Boden bereit halten, auf welchem später zu eurer und des Himmels Freude eine hoffnungsvolle Saat guter Werke der Nächstenliebe gedeihen und die herrlichsten Früchte bringen wird. Amen!

Am siebenten Sonntage nach Pfingsten.

„Hütet euch vor den falschen Propheten!" (Matth. 7, 15.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der ungerechte Verwalter in der vom hl. Lukas berichteten Parabel machte sich die Schuldner seines Herrn durch Betrügereien zu Freunden, um deren Unterstützung nach seiner Entfernung aus dem Amte beanspruchen zu können. Der Heiland aber schließt diese Parabel mit einer Mahnung, welche mit den Worten beginnt: „Ich sage euch, machet euch Freunde!" Im heutigen Evangelienabschnitte dagegen erhebt derselbe Heiland warnend seinen Finger und spricht: „Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind." Hier die Warnung vor falschen Freunden, dort die Mahnung, wahre Freunde um sich zu sammeln. Auch ihr, im Herrn geliebteste Zöglinge, sollet euch Freunde machen. Leider bedarf es der Jugend gegenüber in den meisten Fällen nicht erst einer solch eindringlichen Mahnung. Weit häufiger sind dagegen jene Fälle, in denen die Jugend nur zu leicht geneigt ist, gesellschaftliche Verbindungen einzugehen, ohne sich

dabei der vollen Bedeutung derartiger Bündnisse bewußt zu werden. Die Regsamkeit des jugendlich-frischen Geistes sowie die angeborene Neigung des unerfahrenen Herzens begünstigen nur zu oft einen schnellen und unüberlegten Schritt. Der Augenblick, nicht selten sogar der Zufall wirkt dabei bestimmend ein und schreibt der ganzen Thätigkeit eine verhängnisvolle Bahn vor. Und leider können Eltern und Vorgesetzte selbst bei dem besten Willen und der gewissenhaftesten Wachsamkeit nicht alles verhindern, nicht überall mahnend und warnend zur Seite stehen. Dazu kommt, daß freundschaftliche Beziehungen von Alters- und Schulgenossen ja auch ihre natürliche Berechtigung haben. Daher gilt auch der Jugend die Mahnung: Machet euch Freunde! Nur hängt von der Vorsicht, welche beim Abschlusse von Freundschaftsbündnissen angewendet wird, von der Absicht, in welcher freundschaftliche Beziehungen in Aussicht genommen werden, sowie von den Mitteln, welche zur Pflege und Befestigung der Freundschaft dienen sollen, der Vorteil oder Nachteil der Jugendbündnisse ab. Wir wollen daher heute die Vorteile und Nachteile der Jugendbündnisse erwägen, damit ihr nur solche Jugendfreundschaften zu schließen bereit seid, welche euch die edelsten Vorteile gewähren.

Ein Leben ohne wahre und aufrichtige Freunde, das vergesset nie, ist ein Leben ohne Freude. Denn gesetzt selbst den günstigsten Fall, daß jemand sich zu einer bestimmten Zeit wahrhaft glücklich fühlte — bald würde diese große Freude dadurch getrübt sein, daß er niemand hätte, der sich aufrichtig mit ihm freute. Die wahre Freude entspringt aber nur aus der ehrlichen und gewissenhaften Arbeit, welche ein fortgesetztes Geben und Empfangen in einem bald kleineren bald größeren Freundeskreise ist. Wir geben und empfangen Anregungen zu weiterer unverdrossener Arbeit, tauschen unsere Gedanken aus und befestigen uns in edler Gesinnung und wahrhaft christlicher Lebensweisheit. Diese Vorteile der wahren Freundschaft können auch die Jugendbündnisse haben, wenn sie den Anforderungen der wahren Freundschaft entsprechen, welche zu ehrlicher und gewissenhafter Arbeit des Geistes und Herzens anspornt und aufrichtige Freude bereitet. An diesem Merkmale werdet ihr beurteilen können, ob eure Jugendbündnisse den Namen der wahren Freundschaft beanspruchen dürfen. Überdies seid ihr als Schüler und Zöglinge beschränkt in der Wahl und in dem Umfange, sowie in der Zeit und Dauer eurer Arbeit; die Gesetze sowie die Ordnung und Zucht der Schule beaufsichtigen und regeln eure Arbeit. Für euch werden daher nur jene Jugendbündnisse von Vorteil sein, welche im Geiste der christlichen Zucht und in richtiger Unterordnung unter die Gesetze der Schule geschlossen und fortgesetzt werden. Prüfet nach solchen Grundsätzen den Wert und die Bedeutung eurer Jugendbündnisse! Nicht der Vorteile

wegen sollen wir Freunde zu gewinnen suchen; die Vorteile beweisen uns aber, daß die Freundschaft eine wahre ist. Wenn eure Jugendfreunde euch zur ernstesten wissenschaftlichen Strebsamkeit einladen, zu allem Guten, Wahren und Schönen aufmuntern, euch in dem christlichen Lebenswandel mit gutem Beispiel vorangehen; wenn sie euch zur Folgsamkeit und Ehrfurcht in Wort und That anleiten und von jeder Lieblosigkeit und Unehrerbietigkeit euch abschrecken; wenn ihr solche Jugendfreunde euch erkoren — Heil euch dann! ihr besitzet einen großen Schatz. Pfleget eine solche Freundschaft aufs sorgfältigste; sie wird über die Schuljahre hinaus nicht bloß schöne Erinnerungen in eurem Geiste zurücklassen, sondern auch fortdauern bis an euer Lebensende und den gediegenen Grund zur vollkommenen christlichen Lebensweisheit legen. So manche edle Gesinnung, so manche gute That, so mancher Beweis von Fleiß, Arbeitsamkeit und Gewissenhaftigkeit des späteren, verantwortungsvolleren Lebens wird euch an eure, vielleicht dann schon längst entschlafenen Jugendfreunde erinnern, welche sich in euch und euren Charakteren die schönsten und unvergänglichsten Denkmäler gesetzt haben. Angesichts solcher Vorteile für das ganze Leben und Lebensglück, was soll ich da noch sagen von der Festigkeit der Jugendbündnisse, welche allen Wandlungen der Zeit und ihrer Strömung zum Trotz fortbestehen und selbst die ergrautesten Männer unter dem herzlichen Drucke der welken Freundeshände verjüngen und ihre Augen in jugendlichem Feuer erstrahlen lassen? Ja, solche Jugendbündnisse wecken und beleben überhaupt den edlen Sinn für Freundschaft, verbinden schwache Kräfte zu gemeinsamer Thatkraft, ketten aus dem edelsten Beweggrunde Herz an Herz und formen, was die Natur dem Einzelnen versagt, zu einem Ganzen, dessen Seele die Freundschaft ist. Da lernt die Jugend gleichsam spielend an dem leichten rosigen Bande, welches Jugendfreunde umschlingt, des Lebens Ernst allmählich kennen, lernt Klugheit und rechte Schmiegsamkeit im Umgange, lernt christliche Geduld üben und läßt sich schon frühzeitig begeistern für christlichen Opfersinn.

Doch solche Jugendbündnisse sind leider nur selten; weit häufiger sind jene, auf deren Nachteile euch in der ernstesten Weise aufmerksam zu machen meine traurige Pflicht ist. Es sind dies jene, welche zur Unsittlichkeit im weiteren und engeren Sinne anleiten, überhaupt von den nachteiligsten Folgen für die Berufsarbeiten des Schülers und seine ganze sittliche Charakterbildung sind. Wahres Leben ist nur da, wo Ordnung ist; Unordnung bedeutet also Zerfall, ist der Tod. Die Ordnung einer Gemeinschaft von vielen Schülern aber zeigt sich vor allem in der bereitwilligen Unterordnung des Einzelnen unter das alle schützende Gesetz der Schule. Wenn nun Jugendbündnisse, sei es zwischen zweien oder mehreren, sei es grundsätzlich oder wenigstens thatsächlich, eine bloß geheime oder gar öffentliche Auflehnung gegen die Schule und ihre

Ordnung, Verachtung ihres durch göttliche und menschliche Gesetze geheiligten Ansehens und strafwürdige Untergrabung ihrer Zucht im Gefolge haben, so sind sie unsittlich im weitesten Sinne des Wortes und so gefährlich, daß sie den ganzen Organismus der Schule vergiften, sich gegen ihr innerstes Lebensmark richten und von selbst die ganze Lebenskraft der Schule zur gewaltsamen Ausscheidung solch tödlichen Giftes nötigen.

Der mehr oder minder schroffe Gegensatz, in den sich solche angeblich freundschaftliche Verbindungen zur Schule setzen, führt dann ganz natürlich auch zu allen denjenigen Handlungen, welche eine des christlichen Zöglings unwürdige Gesinnung verraten und den edlen Bestrebungen der Schule geradezu entgegengesetzt sind. Der pflichtmäßigen Wachsamkeit gegenüber hüllen sich solche Bündnisse in geheimnisvolles Dunkel ein, verpflichten zu sündhafter Verschwiegenheit und pflegen einen Gemeinsinn, der den Schutz der Sünde und des Vergehens zum Zweck hat, der sich nur aus einem ganz sündhaften Ehrgeiz erklären läßt, der auf Lügen sich stützt, zu sündhafter Verschlossenheit führt und leider noch ein frühreifes Gebaren veranlaßt, das dem erfahrenen Manne den gähnenden Abgrund des Verderbens zeigt und ihn mit wahrem Ekel erfüllen muß. Solche Jugendbündnisse zerschneiden das innere geistige Band, welches den Zögling mit der Schule verknüpfen soll, unterbinden die geistige Schlagader und hemmen den Lebensstrom, der sich aus dem Herzen der Anstalt in die Herzen der Zöglinge ergießen soll. Kein Wunder, wenn unter andern Lastern auch die Unlauterkeit des Herzens immer neue Nahrung erhält und in Worten wie in Werken die bodenlose Verdorbenheit desselben erkennen läßt. Mit der Keuschheit der Seele und des Leibes aber schwindet dahin der innere Frieden, der wahrlich nicht ersetzt wird durch die lärmenden, nur die Sinne berauschenden Freuden verbotener Genüsse des Gaumens; es schwindet der gewissenhafte, sich gleichbleibende Fleiß; Unlust zum Lernen und Zerstreutheit stellen sich ein; der Rückgang in den wissenschaftlichen Leistungen ist unausbleiblich; Tadel und Strafen sind unvermeidlich. Die Jugendkraft des Leibes reibt sich auf. Wo ist das blühende frühere Aussehen? Verschwunden ist es im Dienste des Lasters, ohne festen, sichern Halt schleppt der schon frühzeitig zum Greise gewordene Jüngling seinen siechen Körper lebensmüde zu dem selbstgeöffneten Grabe hin, dessen Denkmal die verheerenden Wirkungen der gefährlichen Jugendbündnisse mit unauslöschlichen Schriftzügen der Nachwelt überliefert.

Aber schrecklicher noch als der leibliche Tod ist der geistige. Wie viele kommen als Knaben, als Jünglinge gut erzogen aus dem elterlichen Hause! Wie sorgfältig haben die teuren Eltern das Kleinod der Unschuld bewacht! Und o wehe! Vielleicht nicht allzufern von dem elterlichen Hause, berührt von dem verpestenden Hauche gefährlicher Jugendbündnisse,

welkt die duftende Blüte der kindlichen Unschuld dahin, und auch der Boden, auf dem sie gewachsen, wird für immer unfruchtbar gemacht. Die gefährlichen Jugendfreunde rauben dem Herzen den kindlichen Glauben, verspotten das Heiligste und benehmen alle Lust zu den religiösen Übungen. Sie reißen aus dem Herzen die kindliche Andacht, beschwichtigen das Gewissen und zerbrechen so den letzten Stab, an dem das gebrochene, öde Herz sich noch einmal aufzurichten vermöchte. Ja sie erfüllen sogar nicht selten das Herz des Freundes mit Haß, mit unauslöschlichem Haß gegen Gott, seine heilige Kirche und ihre gottgeweihten Diener; sie führen den Unglauben bis zum vollendeten Abfall von Gott.

Ach, im Herrn geliebteste Zöglinge! Ich bitte und beschwöre euch bei allem, was euch hier auf Erden heilig ist, bei der Liebe zu euren Eltern, bei der Dankbarkeit, welche ihr der Schule schuldet — prüfet und prüfet lange, ehe ihr mit einem eurer Jugendgenossen ein Freundschaftsbündnis schließet. Verheimlicht ja nicht euren freundschaftlichen Umgang vor euren Eltern und Erziehern; vielmehr zieht sie zu Rate und befolget ihre gut gemeinten Ratschläge und Befehle. Vor allem aber prüfet sofort von diesem Gesichtspunkte aus eure bereits bestehenden Jugendbündnisse. Gehören sie in irgend einer Hinsicht zu den gefährlichen, o dann löset sie auf, fliehet eure Feinde, die sich als Freunde ausgeben, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind; fliehet die, welche euren Leib und eure Seele zu Grunde richten wollen. Gehören eure Jugendbündnisse aber zu den wahren Freundschaftsvereinigungen, o dann haltet fest an euren wahren Freunden, ehret und liebet sie von Herzen. Dabei beachtet, was der hl. Augustin erzählt: „In jener Zeit, als ich", sagt er, „in meiner Vaterstadt zu lehren anfing, hatte ich einen teuren Studiengenossen, der ein blühender Jüngling und in meinem Alter war. Er war mit mir als Knabe aufgewachsen, wir hatten dieselbe Schule besucht und in der Jugend zusammen gespielt. Gleichwohl war er noch nicht ein voller Freund, weil nur jene Freundschaft die wahre ist, welche du, o Gott, zwischen solchen schließest, die an dir hängen durch den in ihre Herzen ausgegossenen Heiligen Geist." Der wahre Freundschaftsgeist ist also der Heilige Geist. Er leite und lenke eure jugendlichen Herzen, auf daß die Freuden der irdischen Freundschaft zu Freuden der ewigen Glückseligkeit werden, und ihr samt euren Freunden in die Wohnungen des Himmels aufgenommen werdet. Amen!

Am achten Sonntage nach Pfingsten.

„Es lobte der Herr den ungerechten Verwalter, daß er klug gehandelt habe.“ (Luk. 16, 8.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der Verwalter im heutigen Evangelium ist klug. Dies Zeugnis stellt ihm selbst der Heiland aus, wenn er auch weit davon entfernt ist, diese Klugheit zu loben und seinen Anhängern zu empfehlen. Der Verwalter war nämlich in den üblen Ruf gekommen, daß er die Güter seines Herrn verschwendet und schlecht verwaltet hätte. Sein Herr beabsichtigte daher, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Der Verwalter aber, der wohl voraussah, daß er seine schlechte Verwaltung nimmer zu verteidigen im stande sein werde, und daß er deshalb von der Verwaltung würde entfernt werden, war durchaus nicht darauf bedacht, seine schlechte Verwaltung zu rechtfertigen, sondern bemühte sich, sein tägliches Brot und seinen Unterhalt für alle Zukunft sich zu sichern. Dieses Ziel behielt er im Auge. Der Mittel und Wege aber, mit deren Hilfe er zu jenem Ziele gelangen konnte, gab es sehr viele, welche er gar bald in den Kreis seiner Erwägungen zog. Das einfachste Mittel nun, sich seinen standesgemäßen Unterhalt zu verschaffen, wäre Arbeit gewesen; allein dieses Mittel wählte er nicht, weil er arbeiten nicht gelernt hatte und darum auch nicht arbeiten konnte.

Ein anderes Mittel, das tägliche Brot sich zu verschaffen, wäre Bettelei gewesen. Allein auch dieses Mittel glaubte er verschmähen zu müssen, da es doch gar zu sehr verschieden von seiner bisherigen Beschäftigung war. Er kam nun auf den Einfall, durch neue Betrügereien die Schuldner seines Herrn sich zu persönlichen Freunden zu machen, damit diese dann durch Furcht vor Entdeckung und durch Dankbarkeit zugleich veranlaßt wären, ihn und seine Familie anständig, den bisherigen äußeren Verhältnissen entsprechend, für alle Zukunft zu unterhalten. Deswegen wird der Verwalter klug genannt.

Die Klugheit im allgemeinen besteht demnach in dem beharrlichen Streben, alle Mittel, welche zur Erreichung eines bestimmten Zieles dienen, aufzusuchen und zu gebrauchen, um dasselbe zu erreichen. Die Klugheit setzt also ein Ziel voraus. Der Kluge sucht die geeigneten Mittel und gebraucht sie. Da es nun unzählige Ziele geben kann für einen einzelnen Menschen wie für eine größere oder kleinere Gemeinschaft von Menschen, und da demgemäß auch ebenso zahlreich die Mittel sind, welche zur Erreichung der verschiedenen Ziele geeignet oder notwendig sind, so leuchtet von selbst ein, daß die Klugheit ein sehr allgemeiner Begriff ist. Sogar

ein zweideutiger Begriff ist die Klugheit, insofern sie an sich selbst durchaus noch nichts Gutes, durchaus noch nicht eine Tugend ist.

Von der Beschaffenheit des Zieles, ob es sittlich gut oder sittlich schlecht ist, von der Beschaffenheit der Mittel, ob sie sittlich erlaubt oder sittlich unerlaubt sind, hängt es ab, ob die Klugheit selbst eine Tugend oder ein Laster ist. Ist auch das Ziel ein sittlich gutes, wie das des Verwalters im heutigen Evangelium, welcher sich eine Existenz zu gründen beabsichtigte, so ist doch das angewandte Mittel, der Betrug, nicht erlaubt, und bleibt darum die Klugheit des Verwalters eine lasterhafte und verwerfliche; denn ein an sich gutes Ziel darf man niemals mit verwerflichen Mitteln zu erreichen beabsichtigen, da der Zweck durchaus nicht die Mittel heiligt. Ebensosehr verwerflich bleibt die Klugheit desjenigen, welcher ein sittlich schlechtes Ziel mit unerlaubten Mitteln erreichen wollte, obgleich ihm die Klugheit selbst nicht abgesprochen werden könnte. Gleichwie auch derjenige klug genannt werden müßte, welcher mit erlaubten Mitteln, vielleicht mit Almosen, ein an sich schlechtes Ziel zu erreichen beabsichtigte. Es bleibt also für die tugendhafte Klugheit nur übrig ein an sich gutes Ziel, welches durch erlaubte Mittel erreicht wird.

Soweit sind nun wohl die meisten Menschen untereinander einig; doch von hier ab gehen viele ganz verschiedene Wege und huldigen ganz verschiedenen Anschauungen. Der eine steckt sich ein weites, der andere ein nahes Ziel. Der eine erblickt sein höchstes Ziel in der Ausbildung seines Geistes, der andere in der Ausbildung seiner Körperkräfte. Der eine steckt sich ein zeitliches, der andere ein ewiges Ziel. Und wir können nicht sagen, daß diese verschiedenen Ziele, deren Mannigfaltigkeit wir diesmal nur andeuten konnten, sittlich unerlaubt sind; sie sind vielmehr sämtlich gut, und wir müssen denjenigen klug nennen, welcher eins jener Ziele, oder mehrere von ihnen, oder vielleicht alle mit erlaubten Mitteln zu erreichen bestrebt ist. Wir würden sogar eine solche Klugheit eine Tugend nennen müssen. Allein diese Klugheit würde doch immerhin nur eine rein menschliche, eine rein natürliche sein, wovon die christliche Kardinaltugend der Klugheit sehr wohl zu unterscheiden ist, jene Tugend, welche der Heiland im heutigen Evangelium als die Klugheit der Kinder des Lichts bezeichnet, und die er seinen Aposteln für ihre Wirksamkeit empfiehlt mit den Worten: „Seid klug wie die Schlangen."

Die christliche Kardinaltugend der Klugheit begreift jegliche Art der Tugend Klugheit in sich, veredelt sie, weiht sie einem höchsten ewigen Ziele und bringt ein einheitliches Streben in das gesamte Denken und Wollen des Christen. Die christliche Tugend der Klugheit besteht darin, daß man das höchste Ziel, die ewige Beseligung in Gott und die ewige Vereinigung mit Gott in

keinem Augenblicke des Lebens aus den Augen läßt, alles, was einem im Leben begegnet, in seinen Beziehungen zu jenem ewigen Ziele auffaßt und alles Erlaubte, was zur Erreichung jenes Zieles geeignet ist, auch wirklich anwendet. Diese Grundtugend der christlichen Klugheit muß ein jeder besitzen, welcher wahrhaft fromm sein will; das ist so gewiß, daß wahre, anhaltende Frömmigkeit ohne Klugheit nicht einmal gedacht werden kann.

Falsch wäre es nun, wenn man deshalb meinen möchte, daß Ungebildete und Unwissende nicht fromm leben könnten, weil Klugheit, also auch die christliche Kardinaltugend der Klugheit einen gewissen Grad von Bildung voraussetze und überhaupt Klugheit nicht jedermanns Sache sei. Doch, wie bemerkt worden, eine solche Meinung wäre eben eine grundfalsche. Denn Christus ist der Erlöser aller Menschen; allen Menschen muß es darum möglich sein, fromm zu leben und das ewige Leben sich zu erwerben. Ohne christliche Klugheit aber ist es unmöglich, gerecht zu leben; folglich leuchtet schon auf diesem Wege ein, daß, da es Ungebildete wohl zu jeder Zeit geben wird, auch diese die christliche Tugend der Klugheit sich aneignen und fromm leben können. Sie werden freilich weniger über den Begriff „Klugheit" nachdenken, als vielmehr bald mit dem klugen Handeln, d. i. mit dem rechten christlichen Leben beginnen. Sie werden die Gebote Gottes und seiner heiligen Kirche auf das gewissenhafteste beobachten, und zwar aus Liebe zu Gott, zur Verherrlichung Gottes und zum eigenen Seelenheile; sie werden die einzelnen Tugenden aufs sorgfältigste üben. Da sehen wir im Geiste einen einfachen, schlichten Menschen; er hat beständig sein ewiges Ziel vor Augen; er denkt an Gott und betet viel; er arbeitet fleißig und erbittet sich den Segen Gottes für seine Arbeit; er ist sich beständig bewußt, daß der allgegenwärtige Gott fortwährend in seiner Nähe weilt; er denkt an sein irdisches Ende, den Tod und an das, was darauf folgt, an Gericht, Himmel oder Hölle. Außer Gott fürchtet er niemand mehr als sich selbst. Sein äußeres Erscheinen ist bescheiden; Sittsamkeit und Zucht prägen sich in seinen Gesichtszügen aus. Demut beherrscht sein ganzes Innere. Er ist sich bewußt, daß er sein erhabenes, höchstes Ziel aus eigenen Kräften nimmer zu erreichen vermag. Darum bleibt er demütig und bittet Gott um alle zum Heile notwendigen Gnaden. Wie heiter und fröhlich ist er bei allem Ernste des Lebens gestimmt. Um seinen Lebensunterhalt ist er nicht ängstlich besorgt. Mit seinen Nebenmenschen lebt er im herzlichsten Einvernehmen. Er wird geachtet, geschätzt und geehrt von denen, welche ihn wahrhaft kennen.

Einem solchen tugendhaften, schlichten Menschen werden wir Klugheit unmöglich absprechen können. Und wie hat er es denn so weit gebracht? fragt man sich unwillkürlich. O, die Antwort ist so einfach. Er hat sich

bemüht, mit Gottes Gnade ein christliches Leben zu führen; er hat namentlich die christlichen Tugenden der Demut, der Liebe zu Gott und dem Nächsten geübt. Das ist für alle — Gebildete und Ungebildete — der Weg zur christlichen Klugheit. Es giebt keinen andern Weg zur Klugheit der Kinder des Lichts. Die Klugheit ist gleichbedeutend mit Tugend, und Thorheit ist gleichbedeutend mit Sünde. So oft wir darum Gutes thun, handeln wir klug. O möchten wir diese Klugheit stets besitzen! Amen!

Am achten Sonntage nach Pfingsten.

„Der Verwalter sprach bei sich: Ich weiß, was ich thue, damit, wenn ich von der Verwaltung entfernt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen." (Luk. 16, 4.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Sehen wir für diesmal von der Thatsache ab, daß unser heutiges Evangelium ein Gleichnis ist, und fassen wir es bloß im buchstäblichen Sinne, als Erzählung einer wirklichen Begebenheit auf, so tritt uns ein ungerechter Verwalter entgegen, welcher in der gewissen Aussicht, von seinem Herrn entlassen und an den Bettelstab gebracht zu werden, durch neue und große Betrügereien die Schuldner seines Herrn sich zu Freunden macht, damit, wenn er von der Verwaltung entfernt sein werde, sie ihn in ihre Häuser aufnehmen. Allein diese Freundschaft ist nicht die wahre und hat auch nicht den geringsten Wert, ein Gedanke, der mich veranlaßt, euch heute auf den großen Unterschied der wahren und falschen Freundschaft, auf die Bedeutung und den Wert beider für das menschliche Leben aufmerksam zu machen, damit ihr schon jetzt lernt, nur wahre Freundschaften zu schließen und vor falschen wie vor einem tödlichen Gifte zurückzuschrecken.

Schon ein wegen seiner Freundschaft berühmter Arpinate erklärte, daß wahre Freundschaft nur unter guten Menschen stattfinden könne. Damit stimmt die Heilige Schrift vollkommen überein; nur faßt sie den Begriff „gut" viel weiter und richtiger auf als jener römische Weltweise. Während dieser denjenigen „gut" nennt, welcher gewissenhaft, lauter, ohne Habsucht und Wollust, ohne Übermut und standhaft ist, versteht die Heilige Schrift unter einem guten Menschen einfach einen gottesfürchtigen; denn wir lesen im Buche des Predigers: „Ein treuer Freund ist Arznei des Lebens und der Unsterblichkeit, und die den Herrn fürchten, werden ihn finden; wer Gott fürchtet, wird eine wahre Freundschaft haben."

Daraus ersehet ihr, daß die mit den Schuldnern des Herrn geschlossene Freundschaft nicht die wahre sein konnte, weil sie zwischen Sündern, Betrügern bestand. Die wahre Freundschaft dagegen ist die gemeinschaftliche, mit Wohlwollen und Hochachtung verbundene, möglichste Teilnahme an allen Dingen, die von Gott und den Menschen abhängen. Legen wir diesen Prüfstein an die Freundschaft, welche der ungerechte Verwalter mit den Schuldnern seines Herrn schloß, so haben wir einen Beweis mehr dafür, daß sie eine falsche war. Eine Gemeinschaft an den Gütern konnte wohl für den Anfang stattfinden; aber es fehlte das Wohlwollen, an dessen Stelle wir Übelwollen gegen den Herrn bei dem ungerechten Verwalter und seinen Freunden, Eigennutz bei dem ersteren und Furcht bei den letzteren bemerken. Von Hochachtung kann darum unter allen Umständen nicht die Rede sein, zumal selbst der lasterhafte Mensch einen Betrüger nicht so leicht aufrichtig hochachten wird, so daß diese Freundschaft schon in ihrem Ursprunge den Keim der baldigen Auflösung naturnotwendig in sich tragen mußte. Die wahre Freundschaft dagegen entspringt der Tugend. Nichts ist liebenswürdiger, nichts gewinnt die Herzen mehr als Tugend. Der Gottesfürchtige wird mit einem tugendhaften Menschen leicht eine wahre Freundschaft schließen können. Freilich ist die Tugend nicht das einzige Erfordernis, aber sie ist der fruchtbare Boden; ebensowenig ist Verwandtschaft und Freundschaft gleichbedeutend, wenngleich Verwandtschaft das Entstehen eines Freundschaftsbündnisses sehr erleichtert. Zur Tugend muß hinzukommen gleiche oder doch ähnliche Bildungsstufe, Ähnlichkeit der Charaktere und Temperamente, sowie eine gewisse Übereinstimmung in den wichtigsten Anschauungen über die Welt, ihr Treiben und ihre Ziele. Wenn diesen Anforderungen genügt wird, kann eine förmliche Freundschaft geschlossen werden.

Eine solche ist gleichbedeutend mit einem völligen Austausch der Gedanken, der innersten Beweggründe für die einzelnen Worte und Handlungen. Für solche Freunde schwindet alles Rätselhafte aus ihrem Leben, sie geben sich einander, wie sie in ihren Herzen sind, sie gewähren sich gegenseitig eine vollständige Einsicht in ihre Herzensstimmung, in ihre geheimsten Gedanken, sie offenbaren sich, wie sie wirklich sind, und sind aufrichtig im höchsten Grade, sie kennen vor einander keine Geheimnisse. Ein solcher Umgang ist bezaubernd, tröstlich in Leiden, erquickend in Freuden, führt zur wahren Selbsterkenntnis, bereichert an Erfahrungen und gewährt ein hohes Maß von Menschenkenntnis. Daher denn die heidnischen Weltweisen ebensosehr in Lobsprüchen über die wahre Freundschaft sich ergehen wie die Heilige Schrift und die christlichen Weisen.

Ein weiser Römer, dessen Freundschaft immerdar bewundert werden wird, erklärt unumwunden, daß die wahre Freundschaft allen andern menschlichen Gütern vorzuziehen sei; sie sei vorzüglicher als Reichtum,

Gesundheit, Macht, Ehre und sinnliche Vergnügungen; das Leben ohne Freundschaft sei trostlos, freudenlos. Was sei erfreulicher, als jemand haben, mit dem man sich von allem unterhalten dürfe! Was sei das für ein Genuß in glücklichen Tagen, wenn niemand die Freude teile? Das Unglück aber sei ohne Freunde nahezu unerträglich. Und der Prediger des Alten Bundes nennt den treuen Freund einen starken Schutz; wer ihn gefunden, habe einen Schatz gefunden. Mit einem treuen Freunde sei nichts zu vergleichen; Gold und Silber seien dagegen für nichts zu achten.

Wenn nun auf diese Weise die wahre Freundschaft von allen gelobt und gepriesen wird, so geschieht es nicht bloß wegen der hohen geistigen Genüsse, wegen des Trostes und der vielen Vorteile, welche wahre Freundschaft gewährt, sondern auch deswegen, weil sie unwandelbar ist. Eine bis ans Ende des Lebens andauernde Freundschaft gehört zu den seltensten Gütern. Sie gehört aber durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten, wenn wahre christliche Tugend die Grundlage bildet. Treten dann auch Meinungsverschiedenheiten ein, kommt Unglück oder macht sich das Alter bemerkbar, hat sich die Gemütsstimmung verändert: bleibt nur in allen Wechselfällen die Tugend in den Herzen der Freunde, so vermag nichts in der Welt ihre Treue zum Wanken, geschweige denn gar zum Falle zu bringen. Da lebt es sich sicher wie unter einem schützenden Dache, da herrscht keine Furcht vor Verrat, keine Besorgnis wegen Mißbrauchs der anvertrauten Geheimnisse, da giebt es nichts zu verheimlichen; die wahre Freundschaft hat das Licht der Öffentlichkeit nicht zu scheuen.

So angenehm und begehrenswert demnach die wahre Freundschaft ist, ebenso unangenehm und verabscheuungswürdig ist die falsche, welche äußerlich der wahren sehr ähnlich ist, so daß fürs erste fast gar kein Unterschied bemerkt wird. Das ist indes nicht Zufall, sondern Absicht; sie will eben täuschen, verwirren und betrügen, deswegen erschleicht sie sich den Zutritt zu den Herzen unbefangener und unerfahrener Menschen unter dem erborgten Scheine echter Freundesliebe. Allein sie ist nicht Teilnahme an gewissen Gütern, sondern Eigensinn, Eigenliebe und Eigennutz; sie ist nicht Wohlwollen und Hochachtung, sondern Übelwollen, Nichtachtung oder gar Verachtung; freilich ist das alles gar sorgfältig versteckt hinter der Maske, womit Wohlwollen, Hochachtung und Teilnahme erheuchelt und dargestellt werden, indes das Herz des falschen Freundes vor Hohngelächter jubelt und der Verstand berechnet, wann die Maske weggeworfen und das wahre Gesicht gezeigt werden kann.

O seltsames, grausames Erwachen aus dem Taumel einer falschen Freundschaft! Hat der falsche Freund seine habsüchtigen, ruhm- und ehrsüchtigen Zwecke erreicht, so wird er allmählich kalt, läßt es seinen sorg-

losen, unbefangenen Freund fühlen, behandelt ihn allmählich als seinen Günstling, bis er ihn einfach fallen läßt. Dann hören wir Klagen über Verrat und Treulosigkeit, zwei Wörtchen, welche als Grabschrift auf eine vergangene, längst verschwundene Herrlichkeit hindeuten, welche Ausdrücke eines entsetzlichen Herzeleids und die traurigen Vorboten namenlosen Unglücks sind. Welche Vorwürfe dann über Leichtsinn, Leichtgläubigkeit, Unerfahrenheit und Redseligkeit! welche Vorwürfe über Heuchelei, Verstellung, Habsucht und Ehrsucht!

Aber o wehe! alles zu spät! Ein Wort ehedem im Vertrauen gesprochen, vom falschen Freunde gutgeheißen, wird zur gefahrvollen Schlinge, löst andere, so lieb gewonnene Verbindungen auf, erzeugt Haß und Feindschaft. Der zum offenen Feinde gewordene falsche Freund setzt sein unglückliches Opfer in der Achtung seiner Mitmenschen bald durch wahre, bald durch entstellte, bald durch erdichtete Erzählungen herab, schadet ihm an seiner Ehre und an seinem guten Namen, lähmt seine Wirksamkeit, bereitet ihm Kummer und Gram, macht ihn mißtrauisch gegen jedermann, raubt ihm den Verkehr mit Menschen, erfüllt ihn nach und nach mit Haß gegen alle Menschen, zerstört sein Lebensglück und bringt am Ende den Lebensmüden ins frühe, aber heißersehnte Grab.

O falsche Freunde! Mit Recht vergleicht man sie mit Schlangen, welche man an seiner Brust hegt und pflegt, die dann aber mit tödlichem Biß sich gegen ihren Pfleger und Beschützer wenden. Es giebt solche Menschen und sie sind leider nicht selten, welche an Glätte und Geschmeidigkeit in ihren Redewendungen, in ihrem Benehmen und Betragen den Aal noch übertreffen, welche an Einfalt, die sie zur Schau tragen, selbst die Tauben noch überflügeln; es giebt solche Menschen, welche in das Vertrauen ihrer Mitmenschen bald mit einer seltenen Kühnheit, bald unter Schmeicheleien und Lockungen sich eindrängen. Wehe dann dem Ärmsten, welcher, arm an Erfahrung, alle Menschen für das hält, was sie nur scheinen, solchen verstellten Freunden gegenüber sein Herz auf der Zunge hat und ohne Prüfung, ohne Vorsicht jedermann für seinen Freund hält. Er wird bald die traurigsten Erfahrungen machen und mit David sprechen können: „Hätte mich mein Widersacher beschimpft, ich würde es tragen, und hätte meiner mein Feind gehöhnt, ich würde mich vor ihm verbergen; du aber bist's gewesen, Mann, Gleichgesinnter, mein Führer und Vertrauter, die wir zusammen der süßen Speise genossen, im Hause Gottes wandelten einträchtiglich." Darum warnt der Prophet Jeremias so nachdrücklich vor falschen Freunden, „weil sie treulos handeln, auf Verleumdung ausgehen, ihre Zungen, dem Bogen gleich, zur Lüge spannen, Gewalt verüben und sich um Gott nicht kümmern". Denn die falsche Freundschaft ist eine fruchtbare Mutter aller, auch der gemeinsten Verbrechen, das beweist uns die Geschichte, die heilige wie die profane.

Darum lasset euch warnen und schließet nur wahre Freundschaften. Machet euch nur solche zu Freunden, die euch dereinst in die ewigen Wohnungen des Himmels aufnehmen werden. Amen!

Am neunten Sonntage nach Pfingsten.

„In jener Zeit, da Jesus Jerusalem näher kam und die Stadt sah, weinte er über sie." (Luk. 19, 41.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Das beklagenswerte Schicksal Jerusalems, dem es trotz so vieler Warnungen blind entgegen geht, ist die schmerzensreiche Ursache, weshalb Jesus weint. O Thränen des Gottmenschen! welche Liebe, welch Erbarmen und Mitleid strahlen aus euch hervor! — Ein Sohn hat sich auf Abwege verirrt, schlechten Freunden zugesellt, und sein Vater hat ihn schon so oft ermahnt und gebeten, sich zu bessern — doch alles vergebens. Schon rüstet sich der Sohn zu einer neuen Schandthat; kein Gedanke, daß er die alte bereute. Da macht der besorgte Vater einen letzten Versuch. Mit Thränen in seinem Auge stellt er sich ihm in den Weg und spricht mit liebevoller Stimme: Mein Sohn, wo willst du hin?

Ebenso steht vor dir, o Sünder, täglich, ja stündlich der weinende Jesus. Er weint, weil du nicht weinst. O Sünder! du kennst dein Elend nicht; und sag' ich dir's, so glaubst du es nicht; und warne ich dich, so lachst du über mich; und tadle ich dich, so schiltst du mich; und strafe ich dich, so hassest du mich. Alles ist vergeblich; dein Elend bleibt dir unbekannt. Jesus weint, weil du nicht weinst.

Und doch geziemte es sich. Der Herr, der Allwissende kennt unser Sündenelend, und das muß groß, muß schrecklich sein, sonst würde er ja nicht weinen. Ach! und wir weinen nicht. Der Herr weiß, wie glücklich wir sein könnten, wie viele Verdienste wir uns schon für den Himmel gesammelt haben könnten; er weiß, wie wir unsere Talente vergraben und die Schätze wegwerfen, sonst würde er ja nicht weinen. Ach! und wir Sünder weinen nicht. Der Herr, der Allwissende weiß, was er unsertwegen gethan; er weiß, was Menschen für uns gethan, was Anstalten und Schulen für uns gearbeitet. Der Herr kennt die Gnaden, die er uns gespendet und wir zurückgewiesen haben; er kennt die Einsprechungen, die wir nicht beachteten; er kennt die guten Beispiele, die wir nicht nachahmten; er kennt die Umgebung, die uns zum Guten vergeblich anleitete; er kennt die Predigten, die uns belehren konnten, wenn wir wollten; er

kennt die Gebete, welche unsertwegen zu ihm emporstiegen; er kennt die Bemühungen anderer unsertwegen; er kennt die Leiden anderer unsertwegen. Der Herr, der Allwissende weiß, daß Gnaden ohne Zahl, Belehrungen und Warnungen, Strafen und Leiden, daß das alles bis jetzt vergeblich war, sonst würde er ja nicht weinen über dich, o Sünder. Und ach! du weinest nicht, du hast keine Thränen über dich. O armes, o bethörtes, bejammernswertes Herz! Du bist wirklich arm, wenn du der Thränen über dein Sündenelend entwöhnt bist; es fehlt dir die Quelle, aus welcher ein Strom von Gnaden sich ergießt. Du bist wirklich bethört; man hat dich belogen, als wären Thränen nur dem Weibe gegeben und solchen, welche die Welt krank zu nennen beliebt. O glaube es nicht! Betrachte deine Thorheit, dein Elend und deine Blindheit! Und wenn es im Innern stöhnt und dröhnt, dann gebe Gott dir zu weinen. Du bist wirklich bejammernswert. Sonst würde ja Jesus nicht weinen, weil du, o Sünder, nicht weinst.

Doch wenn auch das alles bis jetzt umsonst gewesen ist, so zieht der weinende Heiland dennoch seine milde Hand nicht zurück, sondern bietet dir, o Sünder, noch einmal alles an. Jesus weint, damit auch du weinest. Du sollst Mitleid mit ihm und mit dir selbst haben. Leiden, Mitleiden, das sind unversiegbare Quellen wahrer Liebe. Deshalb litt Jesus so unendlich, um uns zum Mitleiden zu bewegen. Gemeinsames Leiden, gemeinsame Schmerzen, gemeinsames Wehe bringt ein Herz dem andern näher, sie schließen sich inniger aneinander an, sie klagen sich ihr Leid, ihren Kummer und ihre Not. Wer hat aber mehr Mühe und Kummer, mehr Sorgen und Trübsal, mehr Angst und Pein gelitten als Jesus? Siehe, wie er weint! Nicht als ob ihn das schmerzte; für sich hatte er ja nur Mut, Kraft und Stärke inmitten seiner Leiden; für sich besaß er ja nur Freude und Wonne selbst in der bittersten Todespein. Nein, Thränen hatte er nur für die Sünder, er weint, um dir durch den klaren Spiegel seiner Thränen seine Leiden zu offenbaren. Und du, o Sünder, hättest gar kein ähnliches Leiden, gar keinen geheimen Kummer, keine Sorge, keine Furcht, keine Angst? Du hättest gar keine Not, keine Trübsal? Wem, o Sünder, willst du dein geheimstes Herzeleid klagen? Deine Umgebung ist heiter, der kannst du dich nicht offenbaren; deine Freunde haben kein Verständnis für solche Leiden, sie würden dich verspotten und verhöhnen, sie kennen vielleicht solche Leiden gar nicht. O armes sündhaftes, von Angst und Pein gedrücktes Herz, an wessen Herzen sollst du dich ausweinen, wem sollst du dich offenbaren, wem sollst du es klagen? O siehe den weinenden Jesus! Kein Leid ist unter der Sonne, das er nicht empfunden. O vertraue auf ihn! Heil dem Menschenkinde, das Leiden zu Jesus führen. O göttliches Herz Jesu! o menschliches Herz des Sünders! Zwei Herzen! welch ein Mitleid! Jesus weint aus Mitleid mit dem sünd-

haften Herzen des Menschen, und der Mensch weint aus Mitleid mit dem unschuldigen Herzen Jesu! Die Thränen des Sünders reinigen sein Herz, die Thränen Jesu sind ein befruchtender Tau der göttlichen Gnade. O Liebe, o Mitleid, o Erbarmen, wann wirst du uns Thränen geben? O gieb sie nicht zu spät!

Jesus weinte über Jerusalem, weil er wußte, daß es zu spät weinen würde. Ach, zu späte Thränen, so bitter sie auch sind, sie nützen nichts mehr! Zu spät sind sie, wenn das Maß der Sünden voll ist. Das Maß der Sünden Jerusalems aber war voll. Jesus sah im Geiste den Untergang desselben; er hörte das Wimmern der Hungernden, das Röcheln der Sterbenden, das Wutgeschrei der Feinde; er sah die Thränen der Mütter, er hörte das Gebet im Tempel, unterbrochen vom Schluchzen der Frauen; er hörte die vor Weinen zitternden Stimmen der um Hilfe flehenden Priester. Aber ach! alles zu spät. Jesus kann sich der Thränen nicht erwehren, weil es zu spät ist. Das Maß der Sünden ist voll, die göttliche Gerechtigkeit hat ihren Lauf, und Erbarmen giebt es nicht mehr. Ach meine Geliebtesten! es ist ein erschütternder Gedanke, der Gedanke, daß Jesus vielleicht heute auch über so manchen aus uns weint, weil er weiß, daß mancher aus uns zu spät weinen wird. Vielleicht ist auch das Maß unserer Sünden schon voll, und das Strafgericht kommt mit Sturmesgeschwindigkeit, um uns hinwegzuraffen. Das alles weiß Jesus, und er weint bitterlich, weil er unsere Thränen sieht, die wir dann zu spät und vergeblich weinen werden. O bittere Thränen, wenn sie uns nichts mehr nützen! Wir werden uns winden wie ein getretener Wurm, wir wollen entrinnen, um Gnade und Hilfe rufen, Thränen werden unsere Stimme fast ersticken — allein der eherne Fuß der göttlichen Gerechtigkeit zertritt uns ohne Erbarmen. O zu späte, o vergebliche Thränen! Mögen sie auch noch so sehr von Herzen kommen, mögen sie auch noch so heiß sein, sie haben einen einzigen Fehler: sie kommen zu spät, und deshalb weint Jesus so bitterlich. Ach wären sie doch nicht zu spät! Diese Thränen, zu rechter Zeit geweint, könnten manchen zu einem Heiligen machen, aber das Wörtchen „zu spät" stößt ihn in die Hölle zur ewigen Pein.

O daß wir doch Erbarmen mit uns selber haben möchten! Der Herr lehrt heute nicht. Wenn er lehrt, denkst du, mein Christ, daß diese Lehre veraltet ist, und du verschließest deine Ohren, um das Wort Gottes nicht zu hören. Der Herr warnt auch heute nicht. Wenn er warnt, glaubst du weiser zu sein, und du lässest dich nicht warnen. Der Herr droht auch heute nicht. Wenn er droht, denkst du, mein Christ: Bange machen gilt nicht, und wirst erst recht hartnäckig. Der Herr straft auch heute nicht. Wenn er straft, wirst du, mein Christ, bösartig und lässest deiner Bosheit freien Lauf. Der Herr bittet dich auch heute nicht. Wenn er bittet,

denkst du, o Sünder, Gott weiß welchen Gewinn und Vorteil er an dir hat, wenn du dich zu ihm bekehrst. Nein, der Herr lehrt heute nicht, er warnt heute nicht, er droht heute nicht, er straft heute nicht und er bittet auch heute nicht; sondern er weint heute bitterlich, weil du, o Sünder, nicht weinst, er weint, damit du weinest, er weint, weil du, mein Christ, vielleicht zu spät weinen wirst. O hab Erbarmen mit dir, Armer! Der Herr lehrt, warnt, er droht, straft und bittet täglich, aber er weint nur einmal. Heute noch eine Reuethräne über dein Sündenelend — sie ist vielleicht wie ein Tropfen, der zu rechter Zeit eine Meeresmuschel von innen her befeuchtet, aus dem die kostbare Perle entsteht. Ja, Reuethränen zu rechter Zeit werden zu Perlen der herrlichsten Tugenden. Zu späte Thränen dagegen sind wie Wassertropfen, die auf ein glühend Eisen fallen, sie verdampfen mit Blitzesschnelle. O weinender Herr Jesu, lasse deine Thränen an keinem aus uns verloren sein! Amen!

Am zehnten Sonntage nach Pfingsten.

„Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten; der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner." (Luk. 18, 10.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Es giebt keinen Fehler, der uns an andern beschwerlicher fällt, als der Stolz. Mit Abscheu wenden wir uns daher auch von dem Pharisäer im heutigen Evangelium weg, der in der frechsten Weise seinen Hochmut zur Schau stellt. Und doch erlauben wir uns selbst nichts leichter, oder werden wir an uns selbst nichts weniger gewahr, als den Stolz. Ebenso giebt es auch beinahe keine Tugend, die uns an andern mehr gefällt, als die Demut. Voll Bewunderung fühlen wir uns daher auch zu dem Zöllner im heutigen Evangelium hingezogen, der in so naiver Weise seine Demut erkennen läßt. Und doch fällt uns selbst nichts beschwerlicher als die Demut. So nur läßt es sich einigermaßen erklären, daß zwar die meisten Menschen von dem Wunsche beseelt sind, die Hoffart abzulegen und die Demut des Herzens sich anzueignen, daß aber viele auf dem halben Wege stehen bleiben; sie behalten von der Hoffart etwas, und erlangen von der Demut etwas. Von der Hoffart behalten sie den Kern und von der Demut erlangen sie die Schale, sie sind eine Mißgeburt, welche wir kurz den stolzen Demütigen nennen wollen. Demütig zeigt er

sich und stolz ist er; er ist ein Mittelding zwischen dem stolzen Pharisäer und dem demütigen Zöllner.

Betrachtet mit mir euer Innerstes! Das Äußere, der Schein trügt, und ich gebe darauf nichts. Nicht das gebeugte Haupt, nicht die leise Sprache, nicht die bescheidene Ausdrucksweise in der Rede, nicht die Verbeugungen und Grüße sind mir ein Beweis von deiner Demut. Laß schauen, ob du nicht bei alledem von Stolz mehr besitzest als von der Demut, ob du nicht ein stolzer Demütiger bist.

Die belächelnswerteste Hoffart hättest du allerdings überwunden; ich meine die Hoffart des Aufzuges, jene tändelnde Eitelkeit der Menschen, wodurch sie sich entweder in der Art, sich zu kleiden, oder durch den Stoff der Kleider, oder mit dem Schnitte oder Aufputze ihrer Kleider einen Vorzug vor andern zu erwerben suchen. Dieser Stolz wäre also für dich, mein Christ, nicht mehr zu befürchten; vielmehr kleidest du dich einfach, eingedenk der Worte der Heiligen Schrift: „Sei nicht stolz auf deine Kleidung!" Du kleidest dich reinlich und sauber; du kümmerst dich wenig, was andere sagen, ob sie dich tadeln, oder gar beschimpfen als einen Sonderling. Das Kleid, sagst du, ist unter den falschen Verdiensten das lächerlichste. Dir ist es gleich, ob du einen verdienstvollen Mann in Purpur oder in einen Leinenkittel gekleidet siehst; der Purpur blendet dich nicht, und der grobe Kittel schreckt dich nicht ab, das Verdienst anzuerkennen, wo immer du dasselbe findest. Die Kleiderhoffart hättest du damit abgelegt. Aber bist du schon demütig? Laß uns weitersehen! Was macht es für einen Eindruck auf dich, wenn deine Kleiderdemut nicht bemerkt oder nicht anerkannt wird? War es dir nicht unangenehm, als man dir den Vorwurf gemacht, daß deine ganze Kleidung ein heimlicher Stolz sei? O, wenn solche Erfahrungen dich unglücklich machten, so hast du von der Demut nur die Schale, der Kern ist Hochmut. Du bist der stolze Demütige.

In gleicher Weise deckt sich noch mancher Stolze mit dem Gewande der Demut. So verschmäht der eine Titel und Lobsprüche, verabscheut offenbare Schmeichelei, sieht sklavische Verbeugungen mit aufrichtigem Verdruß an. Wenn man ihn aber mit etwas Geschick, vielleicht durch eine geistreiche Bemerkung, durch eine feine Redewendung zu loben versteht, o wie entzückt ist er da in seinem Herzen! Dieser Stolze setzt also seine Demut darein, daß er nicht von Thoren und Narren, nicht von Schmeichlern bewundert sein will. Aber bewundert will er dennoch sein. Wie doch gar so leicht merkt er sich ein Wort der Bewunderung, welches von glatter Zunge kommt. Er hat eine wirklich edle That vollbracht, und der die große Wohlthat empfangen, würde einen großen Fehler begehen, wollte er kommen und seinen Dank in Worte kleiden. O, Dankesworte berühren jenen unangenehm, weil er Dank nicht beansprucht. Aber das Kommen, o wie süß, wie angenehm und wie in der Ordnung! Was

also dieses Stolzen Bescheidenheit und Demut zu sein scheint, das ist im Grunde wahrer Stolz; es ist nur ein feinerer Geschmack desselben.

Ein anderer ist weit entfernt von der Hoffart des Rühmens, wie ich die wunderliche Ungeduld jener heiße, die fremdes Lob nicht erwarten oder sich damit nicht begnügen können, folglich sich die Mühe nehmen, selbst ihre Thaten, Talente und Verdienste vor der Welt zu verkünden. Ihr nennt sie Großsprecher und Prahler, die alles wissen, alles können und auch alles schon gethan haben. Doch wie gesagt, davon ist er weit entfernt. Vielmehr ist er ein Feind alles Prahlens und aller Großsprecherei; die Prahler sind ihm sogar unerträglich, verdächtig und verächtlich, weil sie doch gar zu gern lügen. Mit einem Worte: er gehört nicht zu den Prahlern, auch nicht zu den Großsprechern. Doch was geht in seinem Innern vor, wenn in seiner Gegenwart ein anderer gelobt wird? Siehe, er ist unstreitig tüchtig in seinem Fache; sprichst du aber zufällig von einem andern, der dasselbe Fach sich gewählt, und erzählst du von diesem, daß er sich darin auszeichne, daß er tüchtig darin sei — o wie beunruhigt sich da dein Zuhörer in seinem Innern! Verlangst du entschieden eine Antwort, so hörst du ein gleichgültiges „So!" oder ein schon mehr gereiztes „Nun warum denn nicht!" Weiter nichts, und wenn möglich, wird alsbald mit einer kühnen, scheinbar noch so natürlichen Wendung das Gespräch auf einen andern Gegenstand gebracht. Was liegt aber hinter jenem „So", oder hinter jenem „Warum denn nicht"? O da liegt eine verabscheuungswürdige Prahlerei verborgen. Du lobst einen andern wegen einiger Talente, die auch dein Zuhörer hat. Gleich stellt dieser einen Vergleich mit seinem Günstlinge an, und er findet, daß seine eigenen Talente doch größer und zuverlässiger und allgemeiner bewundert seien. Während er das denkt, antwortet er dir auf deine Lobeserhebungen, die du eben einem andern widmest, mit jenem siegesfrohen „So!" Er denkt: „Ich bin doch über ihn, so sehr du ihn auch loben magst." Und kannst du gar kein Ende für das Lob eines andern finden, so wird er noch nachdenkender; es quält ihn der Gedanke, daß du am Ende doch der Meinung bist, daß der andere größere Talente als er selbst besitze. Das ist ihm peinlich. Er denkt: „Ob er das auch glauben mag? Möglich ist's immer, möglich auch nicht. Vielleicht will er dich nur ärgern." Da spricht er in diesem Wirrwarr der ihn quälenden Gedanken mit einer gewissen Gereiztheit: „Nun warum denn nicht."

Ein solcher prahlt nicht mit Worten oder Thaten, weil er zu klug und zu vorsichtig ist, und doch ist sein Inneres voll Prahlerei. Daran kannst du es, mein Christ, erkennen, ob du ein so geheimer Großsprecher bist, wenn du das Lob, welches andern gespendet wird, nicht ohne innere Unruhe, nicht ohne peinliche Verlegenheit, nicht ohne einen sofortigen Gedanken an dich selbst anhören kannst.

Vorsicht und die gewissenhafteste Selbstbeobachtung thut darum sehr not; nichts ist der gefallenen menschlichen Natur mehr eigen als unberechtigter Stolz, nichts entzieht sich selbst dem geübtesten Auge so sehr als dieses Laster. Es ist gleichsam der Strohhalm unseres Herzens, an dem sich der Teufel noch lange festhält, auch wenn er noch so sehr durch Tugenden bekämpft wird. Er weiß es auch warum; denn im Stolze des Herzens hat er allzeit einen leichten Anknüpfungspunkt für alle Laster, deren ein Menschenherz nur fähig ist. In der Hoffart wurzeln alle Sünden, und die Hoffart ist auch der letzte Posten, den der Teufel unter allen Umständen zu behaupten sucht. Wenn auch der Christ alle Tugenden übt: er sei demütig von Herzen wie Maria, er sei freigebig gegen jedermann, er sei keusch in Werken und Worten, ja sogar in Gedanken, er liebe den Nächsten, wenn er gleich sein Todfeind ist, er sei mäßig im Essen und Trinken, er sei sanftmütig wie ein Lamm und eifrig im Guten wie ein Paulus — trotz alledem hat der Teufel seine Hoffnung noch nicht aufgegeben. Dein Herz ist nun doch wahrlich ein wahres Paradies von Tugenden; aber der Teufel lauert gleichsam immer noch am Eingangspförtchen dieses Paradieses, *er wird dich, ohne daß du es merkst, noch stolz auf deine Tugenden machen*. Deshalb sagt ein großer Geistesmann: „Wenn der böse Feind sieht, daß wir geraden Schrittes auf dem Wege der Tugend voranschreiten, so verwandelt er sich in einen Engel des Lichtes, flößt uns liebliche Gedanken ein, führt uns Stellen der Heiligen Schrift an, stellt uns Beispiele der Heiligen vor, damit wir in der Meinung, wir haben Großes gethan, auf unsere Schwachheit nicht achten und um so tiefer fallen." O teuflische Kunstgriffe! Vor euch ist doch selbst der tugendhafteste Mensch nicht sicher.

Ihr seht, von der Hoffart bis zur wahren Demut ist ein sehr weiter Weg, der voll Gefahren für unser Seelenheil ist. Die Kleiderhoffart ist die einfältigste, das Jagen nach Ehren und Titeln ist etwas feinere Hoffart. Doch so grobkörnig kommt der Hochmut jetzt in der Regel nur noch bei Ungebildeten vor, bei den Gebildeten dagegen ist er fein gestoßen. Äußerlich erscheinen sie demütig, innerlich sind sie stolz. Ich meine die stolzen Demütigen, deren Hoffart gerieben ist; ihre äußere Demut beruht auf Selbsttäuschung. Auf teuflischem Blendwerk dagegen beruht die falsche Demut der Frommen. Diesen langen und mühsamen Weg muß jeder zurücklegen, wenn er demütig werden will. Die wahre Demut aber ist jener unbeschreibliche, gnadenvolle Zustand, in welchem wir aufrichtig anerkennen, daß *wir* unnütze Knechte sind, und daß wir nur durch die Gnade Gottes sind, was wir sind. Wenn *wir* uns selbst und *unsere* Kräfte betrachten, so haben wir allen Grund, demütig zu sein; wenn wir dagegen die Gnade Gottes betrachten, die durch unsere schwachen Kräfte soviel Gutes gewirkt hat, so haben wir alle

Ursache, stolz zu sein. Das ist der Sinn jenes geistreichen Ausspruches: „Der Mensch hat ein Recht zum Stolz und die Pflicht zur Demut.“ Merkwürdig! Der demütige Stolze ist die zarteste Blüte wahrer Demut, gleichwie der stolze Demütige die raffinierteste Art des Hochmutes ist. Aber erst demütig und dann stolz, nur ja nicht stolz bleiben und demütig scheinen! Amen!

Am zehnten Sonntage nach Pfingsten.

„Der Zöllner stand von ferne und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott sei mir Sünder gnädig!“ (Luk. 18, 13.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Gleichwie die besten Speisen, wenn sie ohne Maß und ohne Ordnung genossen werden, Krankheiten herbeiführen, Gift aber, als Arznei genommen, Gesundheit verschafft, ebenso stürzen sich viele, indem sie auf ihre eigenen Tugenden stolz sind, in das Verderben der Seele, andere aber, welche sich wie der Zöllner im heutigen Evangelium wegen ihrer Sünden erniedrigen, erheben sich nicht selten zu größerer Vollkommenheit. Dies ist der Grundgedanke des heutigen Evangeliums, womit uns der göttliche Heiland ermahnt, recht demütig zu sein, so oft wir beten, damit unser Gebet erhört werden könne. Die Demut ist aber dreifach: die des Herzens, die des Mundes und die des Werkes.

Damit das Gebet nützlich sei, wird Demut des betenden Herzens verlangt, infolge deren der Mensch von sich keine zu hohe Meinung hat und sich aufrichtig geringschätzt, er mag sein übernatürliches oder natürliches Leben betrachten. Er muß sich ja selbst gestehen, daß er doch ein recht armseliges Wesen ist, das der verhängnisvollen Auflösung nicht entgehen kann, eine Beute der Zeit, dem Tode geweiht. Mag er auch mit großen Gaben der Natur, etwa mit unverwüstlicher Gesundheit, mit Schönheit des Leibes, mit Reichtümern, mit scharfem Verstande, mit Kenntnissen und Kunstfertigkeiten ausgerüstet sein, so hat er doch nicht die geringste Ursache, deswegen stolz zu sein, sondern er ist vielmehr verpflichtet, gerade deswegen sich zu verdemütigen vor Gott, als der Quelle, woraus ihm das alles zugeflossen, gemäß den Worten des hl. Paulus: „Was besitzest du, das du nicht empfangen hast?“ O nichts, nichts! Wie groß du auch bist, wie vieles du auch besitzest, alles hast du von Gott! „Wenn du es aber empfangen hast, was rühmest du dich nun, als hättest du es nicht empfangen?“

Noch armseliger erscheint der Mensch, wenn wir sein übernatürliches Leben, das Leben der göttlichen Gnade betrachten. Denn seine Gebete, sein Fasten und Almosen, gerade diejenigen Werke, in denen er sich mehr als billig gefällt, sind vor den Augen Gottes oft recht fehlerhaft und durch allerlei Mängel verunstaltet. Betrachtet die Tenne, wo Weizen gereinigt wird, und ihr werdet bemerken, daß die guten, brauchbaren Körner gar schnell aus dem Siebe verschwinden, und darin nichts als Samen von Unkraut, Blätter und Spreu zurückbleiben. Ebenso ist es beim Menschen, wenn er sein Gewissen einmal sorgfältig durchforscht. So manche Thaten und Leistungen erscheinen uns fürs erste, wenn wir sie eben vollbracht haben und oberflächlich betrachten, als etwas Großes und Seltenes. Bei späterer, sorgfältiger Prüfung aber finden wir so oft, daß unser erstes Urteil wenig begründet, voreilig war, und daß wir wegen der vielen Mängel, welche wir nun bemerken, durchaus keine Ursache haben, stolz zu sein. Und gesetzt auch den Fall, daß die Werke eines Menschen vollkommen wären, soweit es ja überhaupt Menschen möglich ist und sich menschlicher Beurteilung nicht entzieht, so läßt sich doch auch selbst in diesem so seltenen Falle eine gewisse Armseligkeit nicht verkennen, weil wir nicht wissen können, ob unsere Werke bei Gott Liebe oder Haß verdienen. Wir wissen zwar, daß wir beten und Almosen geben, daß wir die heiligen Sakramente empfangen, aber wir wissen nicht, welchen Wert diese Werke in den Augen Gottes haben. Daher setzten die Heiligen Gottes ein so geringes Vertrauen in ihre Werke, daß sie mit Job sprachen: „Ich fürchtete meine Thaten.“ Wenn wir darum bittend dem Throne der göttlichen Majestät uns nahen, so bedenken wir wohl, wie wenig wir sind, wenn wir uns mit demjenigen vergleichen, den wir bitten. Er ist Gott, das allervollkommenste Wesen, und wir sind seine Geschöpfe, oft recht unvollkommen. Jener ist unsterblich, und wir sind alle Augenblicke dem Tode geweiht. Jener ist ein unermeßliches Meer von Gnaden, und wir sind kaum ein Tropfen desselben. Jener ist alles, und wir sind nichts!

Eine andere Demut, welche unser Gebet begleiten soll, ist die des Mundes, vermöge deren wir uns nicht bloß in Gedanken, sondern auch in Worten geringschätzen, gleichwie der demütige Zöllner sich als Sünder bekannt hat. „Ich will zu meinem Herrn sprechen, wenn ich auch Staub und Asche bin“, so sprach Abraham, als er den Herrn um die Erhaltung Sodoms bat; er erinnerte daran, daß er im Vergleich mit dem Herrn Staub und Asche, eigentlich nichts sei, weil er wußte, daß nichts mehr vermöge, Gott gnädig und willfährig zu stimmen, als die Demut. Gar sehr versündigen sich daher nach dieser Seite hin jene Christen, welche die natürlichen und übernatürlichen Gaben nicht sowohl Gott, als vielmehr ihrem eigenen Fleiße zu verdanken

glauben. Die Ärmsten, sie ahnen nicht, daß an Gottes Segen alles gelegen, und daß alle Mühe und Arbeit der Menschen vergeblich ist, wenn Gott sie nicht segnet. „Denn wenn der Herr nicht das Haus baut, so bauen vergeblich die Bauleute," so heißt es beim Psalmisten, und der hl. Paulus lehrt: „Weder der, welcher pflanzt, noch der, welcher begießt, ist etwas, sondern der ist alles, welcher das Gedeihen giebt, Gott." Solche undankbare Christen haben darum mit Recht oft zu befürchten, daß sie wegen ihrer Undankbarkeit ihren Besitz und alles, was damit zusammenhängt, durch unvorhergesehene Unglücksfälle verlieren; denn diese Undankbarkeit ist nach dem hl. Gregor eine große, weil jeder, der das, was er wirkt, sich allein zuschreibt, dadurch offenbar die Gnade seines Schöpfers leugnet.

Noch viel schändlicher als diese handeln jene, welche wegen der übernatürlichen Gaben gelobt werden wollen, und die nichts Gutes thun können, ohne es sofort aller Welt bekannt zu machen. O diese verhängnisvollen guten Werke! Als der König Ezechias schwer erkrankt war, kam der Prophet Jesaias zu ihm und sprach: „Bringe dein Hauswesen in Ordnung, denn du wirst sterben." Da kehrte der König sein Gesicht gegen die Wand, betete von Herzen zum Herrn und weinte. Und der Herr ließ ihm durch den Propheten ankündigen: „Ich habe dein Gebet erhört und deine Thränen gesehen, siehe, ich will dich wieder gesund machen und deinem Leben noch fünfzehn Jahre hinzufügen." Und zum Zeichen der später eintretenden Genesung wirkte Jesaias durch die Allmacht Gottes, der die Sonne geschaffen, ein Wunder, welches auch im Reiche Assyrien nicht unbemerkt bleiben konnte. Als daher einige Zeit darauf babylonische Gesandte zu Ezechias kamen, um ihm zu seiner Genesung Glück zu wünschen und sich nach dem Wunder zu erkundigen, welches dabei geschehen, ward er von Eitelkeit verblendet, und anstatt sich als einen demütigen Diener Gottes zu bekennen, dessen Gnadenerweisen er die Wiedererlangung seiner Gesundheit und das dabei geschehene Wunder verdankte, wollte er den Gesandten eine Ahnung von seiner großen eingebildeten Macht geben und zeigte ihnen gegen den Willen des Propheten alle seine Schätze. Deshalb mußte er das Wort des Herrn hören: „Siehe, es kommt die Zeit, da alles aus deinem Hause nach Babylon wird weggeführt werden." Diese Drohung ging in Erfüllung wegen der Prahlerei des Königs Ezechias. Dieselbe Strafe haben auch jene zu gewärtigen, welche ohne allen Anlaß solchen Personen, denen gegenüber sie gar nicht verpflichtet sind, die geistigen übernatürlichen Güter, welche sie von Gott empfangen haben, offenbaren. Sie verlieren dieselben, weil sie damit nicht Gott zu gefallen suchen, sondern ihre Eitelkeit und Selbstgefälligkeit befriedigen wollen. Wenn wir darum dem Throne der göttlichen Majestät uns nahen, so bekennen wir uns unumwunden als Sünder, ja als

große Sünder, und wenn wir auch alles gethan, was Religion und Beruf von uns verlangen, so sprechen wir doch nach Anweisung des göttlichen Heilandes: „Unnütze Knechte sind wir.“

Die Demut des Werkes endlich, von welcher ebenfalls unser Gebet begleitet sein soll, besteht darin, daß wir unsere demütige Gesinnung nicht bloß in Worten, sondern auch in der ganzen Stellung und Haltung unseres Körpers zu erkennen geben. Auch hierin ist uns der demütige Zöllner mit gutem Beispiele vorangegangen; er blieb von ferne stehen, wagte vor Scham über seine Sünden die Augen nicht aufzuschlagen und schlug sich an seine Brust. Der Mensch ist eben ein aus Geist und Körper zusammengesetztes Wesen; die Gedanken des Geistes bewegen oft den Körper, und dieser nimmt teil an dem, was im Leben des Geistes geschieht. Schon im gewöhnlichen alltäglichen Leben können wir eine solche Teilnahme des Körpers an rein geistigen Vorgängen wahrnehmen; warum sollte sie minder berechtigt sein im religiösen Leben der Seele, zumal ja die religiösen Empfindungen, Gedanken und Gefühle um vieles lebendiger und anregender sind. Die Zeremonien, durch welche der Körper seine Teilnahme an dem religiösen Leben der Seele bezeugt, sind darum dem Menschen recht natürlich, befriedigen ein lebhaft empfundenes Bedürfnis und können nur von demjenigen nicht beachtet oder verachtet, verlacht und verspottet werden, der über die menschliche Natur und ihre Bedürfnisse noch nicht ernstlich nachgedacht, oder darüber nachzudenken außer stande ist. Demnach sind auch die beim Gebete üblichen gewöhnlichen Zeremonien in keiner Weise geringzuschätzen. Demjenigen, welcher wahrhaft betet und von echt christlicher Gesinnung und Demut beim Gebete beseelt ist, wird es ganz selbstverständlich sein, die Hände zu falten, niederzuknien, das Haupt zu senken und mit der Hand sich an die Brust zu schlagen. Es werden diese Zeremonien aus der Gebetsstimmung entstehen wie die Pflanze aus dem Keime; anderseits wird diese äußere demütige Haltung auch wieder nicht ohne allen Einfluß auf die innere demütige Gesinnung bleiben, ja nicht selten sogar ein nicht zu verachtendes Mittel sein, um die mangelhafte Gebetsstimmung zu heben und zu vervollkommnen.

Ein Gebet ohne Demut ist also nach alledem, was wir bisher gehört, kein Gebet, ist Gott mißfällig und dem Menschen eher schädlich als nützlich. Die Demut des Herzens verhält sich zur Demut des Mundes und Werkes so, daß jene ohne diese, diese aber ohne jene nicht bestehen kann, wenn sie nicht bloß wie Demut scheinen, sondern auch Demut wirklich sein soll. Das Erste und Notwendigste wird darum immer das sein müssen, daß wir unser Herz demütig stimmen. Die Demut des Mundes und Werkes wird sich dann daraus von selbst entwickeln. Ein demütiges Herz ist

ein wahrhaft religiöses, und seine Bitte wird zur Himmelsleiter, auf welcher die Gnade Gottes herniedersteigt, um es zu Gott hinaufzuheben, mit ihm zu vereinigen und zu beseligen. Wenn in dieser Weise unser Gebet demütig ist, wird auch von jedem aus uns das Wort des heiligen Evangeliums gelten: „Dieser ging gerechtfertigt nach Hause." Amen!

Am elften Sonntage nach Pfingsten.

„Jesus nahm den Taubstummen vom Volke abseite, legte seine Finger in seine Ohren und berührte seine Zunge mit Speichel, sah gen Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: Ephpheta, d. i. thu dich auf!" (Mark. 7, 33 f.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Heute berührt der Herr mit seinem Speichel die Zunge eines Taubstummen, wodurch dieser seine Sprache wieder erhält; und bei einer andern Gelegenheit läßt unser göttlicher Heiland Speichel auf die Erde fallen, macht einen Teig und streicht denselben auf die Augen eines Blindgeborenen, wodurch dieser sehend wird. Gewiß staunenswerte Erfolge mit so geringfügigen Mitteln, wie Speichel und Teig aus Erde sind. In ähnlicher Weise verwendet auch die Kirche gewisse Dinge zum Heile und Nutzen der Christen. Dazu gehört das Weihwasser.

Das zusammengesetzte Wort „Weihwasser" besteht aus Weihe und Wasser, woraus erhellt, daß wir vorerst über die Weihe des Wassers uns einiges zu merken haben, ehe wir uns fragen: 1. Was ist das Weihwasser? 2. Was predigt dasselbe uns? 3. Was bewirkt es?

Nachdem Gott der Herr die Erde und alles, was auf derselben ist, erschaffen hatte, segnete er sie; nachdem das erste Menschenpaar aber gesündigt hatte, nahm Gott seinen Segen von der Erde und allem, was auf derselben ist, zurück. Er sprach zu Adam: „Verflucht soll sein die Erde um deinetwegen." Dadurch war die Erde und alles, was auf derselben ist, in ein ganz besonderes Verhältnis zum Teufel, dem Verführer zur ersten Sünde, getreten. Seitdem Gott aber um der Sünde Adams willen der Erde seinen besonderen Segen entzogen und sie verflucht hatte, konnte sich Satan der Erde um so planmäßiger zum zeitlichen und ewigen Schaden der Menschen bedienen. Hatte Gott der Allgerechte demnach der Erde überhaupt, also auch dem Wasser insbesondere seinen Segen entzogen, weil Adam sündigte, so ist derselbe Gott in seiner Allbarm-

herzigkeit jetzt wieder bereit, die Erde und insbesondere das Wasser zu segnen, weil sein eingeborener Sohn Jesus Christus durch seinen Tod am Kreuze die Schuld Adams getilgt hat. Aber nicht alles Wasser segnet Gott zum zweitenmal, sondern nur jenes, um dessen Weihe die Kirche durch den Mund ihrer Priester Gott bittet. Die Kirche bittet nun, Gott möge das Wasser in einem bestimmten Gefäße segnen, den über dasselbe ausgesprochenen Fluch zurücknehmen und dasselbe dem schädlichen Einflusse des Teufels entziehen, d. i. die Kirche weiht Wasser. So hängt die Lehre von dem Weihwasser mit der christlichen Lehre von der Erbsünde und dem Versöhnungstode Jesu zusammen.

In diesem Sinne weiht die Kirche Salz und Wasser, welche miteinander vermischt das Weihwasser geben. Die Eigenschaften des Salzes aber sind bekannt: es würzt und bewahrt vor Fäulnis. Es würzt die Speisen, macht sie schmackhaft, bewirkt, daß sie leichter verdaut werden, und fördert so die Gesundheit. Es bewahrt auch vor Fäulnis, bewirkt Unversehrtheit und Unverderbtheit. „Hätte das Meer nicht einen so starken Salzgehalt, so würde der größte Teil der Menschen bald den sich entwickelnden schlechten Ausdünstungen erliegen.“ Nehmen wir dazu noch die Eigenschaften des Wassers überhaupt, von dem man sagt, daß es Leben gebärt und reinigt, daß es klar und durchsichtig ist, so wird es uns nicht schwer werden, die Frage: Was predigt uns das Weihwasser? richtig zu beantworten.

Die Kirche vergleicht mit Vorliebe sinnliche Dinge mit übersinnlichen, natürliche Wirkungen mit übernatürlichen. Bei dem Worte Fäulnis denkt die Kirche gewöhnlich an die Sünde. Die Fäulnis ist also ein kirchliches Bild der Sünde. Wer aber keine Sünde begeht, den nennen wir einen weisen Menschen. Die christliche Weisheit bewahrt nun den Menschen vor der Sünde, das Salz aber bewahrt gewisse Dinge vor Fäulnis. Gleichwie nun die Fäulnis ein Bild der Sünde, ebenso ist das Salz, weil es vor Fäulnis bewahrt, ein kirchliches Bild der christlichen Weisheit, welche vor der Sünde behütet. Das Salz bedeutet also die christliche Weisheit.

Vom Wasser dagegen wissen wir, daß es Leben gebärt, erfrischt und erquickt. Das sind ganz natürliche Wirkungen des Wassers, die wir täglich wahrnehmen können. Was nun das Wasser für die Natur, das ist die Gnade für den Christen. Gleichwie das Wasser die Erde fruchtbar macht, die Pflanze erquickt und erfrischt und von dem schädlichen Staube und Ungeziefer abwäscht, ebenso ist die Gnade die Quelle alles christlichen Lebens, welche den Christen erquickt in seinem Schmerze, erfrischt in seiner Schwachheit und ihn von allen schädlichen Einflüssen fernhält. Halten wir darum fest: Salz bedeutet die christliche Weisheit, die uns vor der Fäulnis der Sünde bewahrt;

und das Wasser bedeutet die göttliche Gnade, die den Christen erquickt, erfrischt und von schädlichen Einflüssen fernhält. Salz und Wasser geweiht und miteinander vermischt geben aber das Weihwasser; folglich predigt uns dasselbe: Trachtet nach der Gnade Gottes und wirket mit ihr; das ist die christliche Weisheit, welche vor der Sünde bewahrt!

Wer hätte es dem Weihwasser angesehen, daß es uns eine so beherzigenswerte Predigt vor die betrachtende Seele führen könnte! Indessen, wenn wir wollen, vermag es noch mehr als predigen. Wenn wir wollen! — Höret mich aufmerksam an! Von uns allein hängt es ab. — Wenn ihr Weihwasser nehmt, um euch damit zu besprengen, so thut das von jetzt ab nie mehr gedankenlos oder gewohnheitsmäßig, vielmehr denkt an die Erbsünde und den Fluch Gottes, den er um der Erbsünde willen über die ganze Erde und insbesondere über das Wasser ausgesprochen; wenn ihr Weihwasser nehmt, so denkt an Jesum Christum, der die Macht des Teufels gebrochen und die Erbschuld getilgt; wenn ihr euch damit besprengt, so denkt an die heilige Kirche, welche Gott gebeten hat, daß er um des Versöhnungstodes Christi willen den Fluch von diesem Wasser wegnehmen, womit ihr euch besprenget, und dasselbe segnen möge. In dem Augenblicke, da ihr in Kreuzesform euch mit Weihwasser auf Stirn, Mund und Brust besprenget, erwecket den Glauben an die Erbsünde und ihre Folgen für das Wasser; erwecket den Glauben an die Erlösung durch Jesus Christus; erwecket die Hoffnung, daß Gott das Gebet der Kirche um den göttlichen Segen für das Wasser, womit ihr euch besprenget, erhören werde, und erwecket die Liebe zur Kirche, die uns mit so großer Zärtlichkeit umfängt und für alles, womit wir nur irgendwie in Berührung kommen, den Segen Gottes herabfleht.

Wenn wir in diesem Sinne gläubig und vertrauensvoll uns mit Weihwasser besprengen, so werden uns läßliche Sünden nachgelassen, wir sind sicher vor dem bösen Feinde und seinen Versuchungen, und wir bleiben bewahrt vor zeitlichen Übeln und Gefahren. Nehmen wir aber das Weihwasser, ohne an die Erbsünde zu glauben oder ohne den Glauben an dieselbe zu erwecken; nehmen wir es, ohne den Glauben an Jesu Versöhnungstod zu erwecken; nehmen wir es, ohne an das Gebet der Kirche zu denken, die dasselbe geweiht, so hat es gar keine Wirkung für uns. Ungläubige, sowie solche Katholiken, welche sich nur gedankenlos oder gewohnheitsmäßig mit Weihwasser besprengen, haben gar keinen Nutzen von demselben.

Wenn ich in das Weihwasserbecken meinen Finger eintauche, so spreche ich bei mir selbst: O Gott, ich glaube, daß du wegen der Erbsünde dem Wasser deinen Segen entzogen. Wenn ich sodann mich in Kreuzesform mit Weihwasser besprenge, so spreche ich: O Gott, ich glaube

an Jesum Christum, um dessen willen du diesem Wasser den Segen spendest. Und wenn ich mich besprengt habe, so spreche ich: O Gott, ich hoffe zuversichtlich, daß du das Weihegebet der Kirche erhört hast.

So möget auch ihr alle denken und sprechen, wenn ihr an der Kirchthüre Weihwasser nehmet. Einen noch ganz besondern Nutzen hat dasselbe aber, wenn ihr unmittelbar vor dem sonntäglichen Gottesdienste von eurem Seelsorger mit Weihwasser besprengt werdet. Da tritt derselbe vor den Altar und singt: „Du wirst mich besprengen mit Ysop!“ und dann besprengt er die versammelte Gemeinde. Der Seelsorger versammelt seine Gemeinde; der Hirt stellt sich mit seiner Herde Gott vor und bittet, Gott möge durch die Kraft des Weihwassers uns reinigen von allen weltlichen Gedanken und Sorgen, damit wir andächtig und aufmerksam dem Gottesdienste beiwohnen. Diejenigen also, welche zu spät kommen, haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie der Früchte dieses Gebetes verlustig gehen; sie dürfen sich dann aber auch nicht wundern, wenn sie oft ohne alle innere Teilnahme, ohne Segen und Andacht dem Gottesdienste beiwohnen, ja mit fortwährenden Zerstreuungen und mit Langeweile zu kämpfen haben.

Beachtet darum wohl das Asperges an Sonntagen und machet euch teilhaftig seines Segens. Erweisen wir uns treu im Kleinen, so werden wir auch treu im Großen werden. Wer das Weihwasser verachtet oder sich desselben schämt, der ist entweder sehr unwissend in der katholischen Glaubenslehre, oder er glaubt nicht an die Erbsünde, an die Erlösung und an die heilige Kirche. Der Unwissende ließe sich noch belehren, für den Ungläubigen aber können wir nur beten. O möchten wir alle von jetzt ab das Weihwasser gläubig und vertrauensvoll gebrauchen! Der Segen wird groß sein. Amen!

Am elften Sonntage nach Pfingsten[1].

„Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte.“ (Mark. 7, 32.)

In Christo geliebte Zuhörer!

Der Gegenstand unseres heutigen Evangeliums ist die Heilung eines Taubstummen. Gehör und Sprache sind unaussprechlich große Güter. Der Unglückliche des heutigen Evangeliums, ach! entbehrte ihrer.

[1] Diese Predigt wurde am 1. August 1869 gehalten.

Ja, Gehör und Sprache sind unaussprechliche Güter. Wodurch sind wir alle zu Menschen ausgebildet worden, wenn nicht durch das Gehör? Mit dem Ohre vernahmen wir schon als Kinder die liebende, lehrende und leitende Stimme unseres Vaters und unserer Mutter. Mit dem Ohre vernahmen wir das Wort von Gott dem Vater, von Jesus Christus, von dem Heiligen Geiste, von unserer Bestimmung, von der menschlichen Tugend und der seligen Unsterblichkeit. Mit dem Ohre vernahmen wir alle Unterweisungen, Mahnungen, Warnungen und Zurechtweisungen, deren wir bedurften. Mit dem Ohre vernehmen wir noch heute die süße Stimme unserer Eltern, Freunde und Bekannten. Mit dem Ohre vernehmen wir täglich so Tausendfaches, woran uns liegt — die Gedanken und Unternehmungen unserer Nachbarn, das Glück und Unglück von nah und fern, Begegnisse des Lebens in unserer Umgegend und bei Fremden, Erfindungen und Fortschritte in Kunst und Wissenschaft. Durch das Gehör ist uns mit einem Worte so vieles von dem zugänglich, was an Wahrheit, an Liebe, an Lebensgenuß, an Thätigkeit, an Lebensgeschick und Hoffnung in der Welt ist. Wie unglücklich ist darum ein Mensch, dem das Gehör versagt ist!

Ist ihm dieses von Geburt an versagt, so bleibt er mitten unter Menschen in der Regel einsam, und da er das anregende und lehrende Wort derselben nicht hört, so lernt er es auch nicht erwidern: er bleibt stumm. O wie unglücklich ist doch darum schon jeder Taubstumme! Und nun denket euch einen Taubstummen in der unmittelbaren Nähe unseres auf Erden weilenden göttlichen Heilandes! Der Heiland spricht Worte des Lebens, und der Taubstumme kann sie nicht hören. Ist es ja doch schon überaus schmerzlich für Schwerhörige und Taube, wenn es ihnen nicht vergönnt ist, die Worte eines gewöhnlichen Predigers oder die Belehrungen ihres Beichtvaters zu vernehmen. Aber was ist ein solcher Prediger, was ist ein solcher Beichtvater im Vergleiche mit dem Heilande, unserem Herrn und Meister? Doppelt, ja überaus schmerzlich muß es daher für den Taubstummen im heutigen Evangelium gewesen sein. Er hörte kein Wort von jener himmlischen Lehre, die der göttliche Wunderthäter von Nazareth mit sichtbarer Begeisterung und majestätischer Ruhe vortrug. Er sah die heilige Menschengestalt und die zahllose Menschenmenge, welche sich um den Heiland versammelte; er sah, wie Kranke aller Art wieder gesund, Lahme gehend und Blinde sehend wurden; er aber konnte, weil er stumm war, dem Heilande sein Herzeleid nicht klagen. Da endlich erbarmten sich einige seiner; sie brachten ihn zu Jesus und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte.

Diese Leute, welche Jesum um Heilung des Taubstummen baten, haben uns allen ein vortreffliches Beispiel, das wir nachahmen sollen,

gegeben. Ich benutze daher diese Gelegenheit, um heute die Frage zu beantworten:

Für wen sollen wir gerade in diesen Tagen beten?

Möchte dieser Gegenstand unserer heutigen Betrachtung dazu dienen, daß wir alle von jetzt ab dem Gebete recht eifrig obliegen.

Das Gebet ist die kirchliche Reichsmacht, welche den Himmel erstürmt und die Hölle zittern und beben macht. Und wenn auch die Kirche im Verein mit ihren gläubigen Kindern zu allen Zeiten betet und diese furchtbare Waffe der Demut und Sanftmut gebraucht, so soll doch in diesem Jahre ganz besonders viel gebetet werden, weil die Kirche in diesem Jahre seit 300 Jahren das erste Mal wieder alle ihre menschlichen und göttlichen Kräfte vereinigen und außerordentlich große Anstrengungen machen will, um die Ehre Gottes und das Heil der Menschen zu fördern und um zu triumphieren über den offenen wie verschämten Unglauben. Sie will auf dem allgemeinen Konzil zu Rom aller Welt zeigen, daß sie unter dem Beistande des Heiligen Geistes nichts zu schaffen haben will mit dem heutigen Fortschritt, der jetzt so beliebten Freiheit und Wissenschaft; sie will die Völker noch rechtzeitig warnen vor den falschen und verlockenden Wegen, die zum Verderben führen. Das alles will die Kirche; und wir zweifeln gewiß nicht im mindesten an der glücklichen und gesegneten Vollendung dieses großen Werkes. Sagte ja doch unser vielgeliebter Heiliger Vater Pius IX. schon im Jahre 1867: „Wir haben das feste Vertrauen, daß infolge dieses großen Werkes das Licht der katholischen Wahrheit die Finsternisse zerstreuen wird, welche eine so große Zahl von Geistern umhüllen, und daß sie dieselben mit dem Beistande der göttlichen Gnade wird erkennen lassen den Weg, der zum Heile führt. Die Kirche, die sich in dieser Versammlung wie eine unbesiegliche Armee darstellen wird, die Kirche wird über ihre Feinde triumphieren und das Reich Jesu Christi nach allen Seiten hin erweitern." So sprach schon vor zwei Jahren der in seinem Gottvertrauen unübertroffene Pius, und die aus allen Teilen der Erde um seinen Thron versammelten Bischöfe antworteten begeistert: „Ja, heiligster Vater, dieses Konzil, unter den Schutz des allmächtigen Gottes sowie unter den Schutz der unbefleckten Jungfrau und Gottesmutter Maria gestellt, dieses Konzil wird ein großes Werk der Einheit, der Heiligung und des Friedens sein, und es wird daraus ein neuer Glanz über die Kirche und ein neuer Triumph für die katholische Wahrheit hervorgehen."

Wird es denn nun aber auch wirklich zu stande kommen? Diese Frage beunruhigt die Freunde der Kirche, wogegen die Feinde derselben sich darüber von Herzen freuen. Wir nun wollen ihnen auch diese Freude gönnen und ihnen gern recht geben, wenn das wahr ist, was sie

glauben, nämlich daß das bevorstehende allgemeine Konzil von schwachen Menschen gehindert werden könne. Allein wir vertrauen auf die göttliche Fürsehung und glauben fest, daß, wenn das Konzil nach Gottes unabänderlichem Heilsplane stattfinden soll, es auch wirklich wird gefeiert werden, und sollten die Gegner auch eine noch nie gesehene Macht entfalten. Um das Zustandekommen desselben haben wir uns also gar nicht zu kümmern; überlassen wir diese Sorge dem Leiter der Kirche und dem Lenker der menschlichen Herzen. Vielmehr beten wir jetzt ohne Unterlaß, damit dieses Konzil für das ganze Menschengeschlecht recht segensreich werde und das Angesicht der Erde erneuere.

Beten wir zunächst für uns selber. Der liebe Gott möge uns fernhalten von allen jenen gottlosen Spöttern, welche schon jetzt nichts Besseres thun zu können glauben, als mit Redensarten des Unglaubens über das Konzil zu schwätzen. Vor solcher Gesellschaft möge uns alle der liebe Gott bewahren. „Glückselig der Mann," sagt der Psalmist, „der in der Bösen Rat nicht wandelt, der nicht auf Sünderwegen steht, noch sitzt auf dem Stuhle der Pest, der seine Lust vielmehr hat am Gesetz des Herrn, betrachtet Tag und Nacht in seinen Geboten." Bitten wir also den lieben Gott, daß er unsern Verstand erleuchte, damit wir mit seiner Gnade alles für wahr halten, was er uns auf dieser nächsten Kirchenversammlung zu glauben vorstellen wird; er möge uns Lust und Liebe einflößen zur Anhörung des göttlichen Wortes; er möge uns die christliche Demut schenken, vermöge welcher wir uns alle den Aussprüchen des Heiligen Geistes unbedingt unterwerfen und dieselben so aufnehmen, als wenn Gott unmittelbar zu uns selbst gesprochen hätte. Beten wir, daß uns der liebe Gott vor allem Hochmut und Dünkel unseres Geistes bewahren möge; daß wir niemals vergessen, daß katholisch glauben nichts anderes heiße, als das für wahr halten, was Gott geoffenbart hat und durch seine heilige Kirche uns zu glauben vorstellt.

Bitten wir ferner aber auch um eine recht christliche Hoffnung. Lassen wir uns keineswegs abschrecken durch den Lärm im feindlichen Lager. Diese vertrauen auf Schild und Speer; sie vertrauen auf einige geschickte Federstriche und sind, wie sie äußerlich thun, ihrer Sache so sehr gewiß, daß sie in ihrer Verblendung wähnen, die angekündigte Kirchenversammlung sei eine Fehlgeburt. O daß doch die Kurzsichtigen es wüßten und glaubten, daß der alte Gott noch lebt, der durch den Hirten David den Riesen Goliath erschlug! Ja noch lebest du, du wunderthätiger Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs! Auf dich vertrauen wir; stärke unser Vertrauen, befestige unsere Hoffnung! Auf dich vertrauten unsere Väter, als unsere heilige Religion so maßlosen Angriffen, Verspottungen und Verfolgungen ausgesetzt war. Keiner wollte sich ihrer annehmen, da halfest du ihnen und spracheſt: „Um ihres Vertrauens willen,

das sie auf mich setzen, will ich mich ihrer annehmen." Ja, du guter Gott! du bist ein wahrhaftiger und getreuer Gott, du wirst gewiß unsere christliche Hoffnung nicht zu Schanden werden lassen.

Bitten lasset uns sodann auch um eine wahre Liebe zu dieser guten und echt katholischen Sache. Ach, und was verlangt nicht alles die wahre Liebe! Haben wir allzeit eine aufrichtige Freude über das bevorstehende Konzil; mit ihm wollen wir uns jetzt täglich in Gedanken sowie in Gesprächen beschäftigen; hängen wir mit kindlicher Liebe an seinen heiligen und unfehlbaren Aussprüchen. Bereiten wir unsere Herzen durch einen würdigen Empfang der Buße und des heiligen Abendmahls vor, damit wir reinen Herzens mit unsern Bitten vor dem Throne Gottes auf unsere Knie fallen und der Erhörung gewiß sein können.

Nachdem wir so für uns selbst gebetet haben, können wir auch für andere mit Erfolg bitten. Und da sind es zunächst der Papst und die Bischöfe, welche sich zum Konzil versammeln werden. Du mein Gott! wer möchte auch nicht für den Heiligen Vater Pius beten, wenn er weiß, daß dieser hochbetagte Priestergreis erst am 10. Juli d. Js. wieder trotz seines Alters und seiner Gebrechlichkeit die 28 Stufen der heiligen Stiege auf den Knien zurücklegte! Fürwahr, es ist ein himmlischer Anblick, diesen ehrwürdigen Priestergreis für das ganze Menschengeschlecht beten, leiden und arbeiten zu sehen. Darum flehen wir heute in demütigem und inbrünstigem Gebete: „Erhalte uns, o Gott, noch lange unsern guten, teuren, vielgeliebten Hirten und Vater und kröne mit deinem göttlichen Segen auch alle seine ferneren Hirtenarbeiten und Hirtenunternehmungen, insbesondere das bevorstehende große Werk des allgemeinen Konzils." Aber mit derselben Inbrunst des Herzens flehen wir heute weiter: „O Herr, erhalte uns die Liebe, die du uns eingeflößt hast, und verleihe uns, daß wir den Stuhl Petri bis ans Ende unseres Lebens lieben und in kindlicher Liebe und Treue ihm ergeben bleiben."

Beten wir ferner für alle Bischöfe, welche sich um den päpstlichen Thron zu gemeinsamer Beratung versammeln werden. Der Herr möge sie stärken auf ihren beschwerlichen und gefahrvollen Reisen; der Herr erleuchte sie und führe sie alle zu wahrer Eintracht und Liebe, damit sich auch an ihnen erfülle das Wort ihres Meisters: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen."

Endlich, und das ist etwas, was unsern ganzen Gebetseifer beansprucht, lasset uns geräuschlos beten für alle Andersgläubigen und Irrenden, die in so trauriger Weise geschieden von uns leben. Nötigt sie herein durch eure wiederholten und immer inständiger wiederholten liebevollen Bitten, und wenn auch diese inständigen Bitten nicht helfen, so nötigt sie herein mit der Gewalt eurer

Thränen und der Fürbitten, die ihr zum Throne Gottes emporsendet. Ganz besonders wendet aber diese eure helfende und rettende Liebe denjenigen irrenden Mitmenschen zu, die eurem engeren Lebenskreise angehören und die durch teure Bande des Blutes oder der Freundschaft mit euch verbunden sind. O liebe, gute Zuhörer! um sie besonders weinet; weinet um sie, da sie so sehr beweinenswert sind, indem es kein größeres Unglück für den Menschen giebt, als mit verhärtetem Herzen die Sünde zu lieben und der rufenden göttlichen Gnade Trotz zu bieten.

O möchte sich über die ganze Welt ein heiliger Gebetseifer verbreiten! Möchten alle Priester in ihren Gemeinden, alle Väter und Mütter in ihren Familien, alle Lehrer und Lehrerinnen in ihren Schulen, alle frommen Christen in ihrem Wirkungskreise dazu beitragen, um diesen Geist des Gebetes in allen Lebenskreisen täglich anzuregen. O möchte dieser Geist des Gebetes wachsen, je näher die Zeit dieser heiligen Versammlung heranrückt, und mit der größten Inbrunst fortdauern, wenn die Verhandlungen selbst stattfinden. Möchte die ganze Christenheit dann vereint mit ihrem Hohenpriester Jesum anflehen: „Heilige deine Priester, damit sie würdige Werkzeuge deiner Absichten werden; vereinige uns Menschen, die wir jetzt soweit voneinander getrennt sind, in einem Glauben und einer Liebe, damit sie alle eins seien, wie du im Vater und der Vater in dir. Sende uns den Geist der Wahrheit, damit er die Lüge aus unsern Herzen verbanne, und den Geist der Liebe, damit er uns mit der wahren Gottes- und Nächstenliebe erfülle." Möchten endlich alle mit diesen Gebeten persönliche Heiligung verbinden, heilige Kommunionen aufopfern, heilige Messen anhören, Opfer der Nächstenliebe bringen; möchten insbesondere die Kranken auf ihrem Schmerzensbette ihre Leiden mit dem Opfer Jesu für diesen Zweck vereinen. Jesus hat ja gesagt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er es euch geben." Amen!

Am zwölften Sonntage nach Pfingsten.

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deiner ganzen Seele." (Luk. 10, 27.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Eigentlich heißt das Gebot der Liebe zu Gott vollständig: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften und von deinem ganzen

Gemüte." Anfangs wollte ich nun erklären, was es heiße, Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele, aus allen Kräften und von ganzem Gemüte lieben. Allein bald sah ich ein, daß ich zuviel mir vorgenommen, weshalb wir für diesmal nur betrachten wollen, was es heiße: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deiner ganzen Seele."

Die Seele aber besitzt die Erkenntniskraft, die sich mannigfaltig in uns äußert. Bald erkennt unsere Seele etwas durch die fünf Sinne, und dann sprechen wir von sinnlichen Wahrnehmungen; bald macht sich unsere Seele von etwas eine Vorstellung, dieses Vermögen der Seele nennen wir die Einbildungskraft oder auch die Phantasie; bald setzt unsere Seele ihren Verstand in Thätigkeit, und dann sprechen wir von einem Verständnisse; bald gebraucht sie ihre Vernunft, und dann weiß die Seele, was gut und was böse ist. Von ganzer Seele Gott lieben heißt also, alle Kräfte der Seele im Dienste Gottes verwenden. Wollte ich nun heute euch zeigen, wie wir Gott mit unsern sinnlichen Wahrnehmungen, mit unserer Phantasie, mit unserem Verstande und unserer Vernunft lieben sollen, so würde ich noch einmal mir zuviel vornehmen, weshalb wir für diesmal nur betrachten wollen, was es heiße: Du sollst den Herrn, deinen Gott, mit deiner ganzen Einbildungskraft, d. i. mit deiner ganzen Phantasie lieben.

Phantasie ist zwar ein vielgebrauchtes, aber nur wenig verstandenes Wort. Es bezeichnet ein Vermögen unserer Seele. Du hast einen Freund, du kennst seine Gesichtszüge, seine Gesichtsfarbe, seine Größe und seinen Gang, den Ton seiner Sprache und noch vieles andere. Diesen Freund hast du schon seit vielen Jahren nicht mehr gesehen. Da stellst du ihn dir in deiner Seele vor, wie er leibt und lebt, du siehst ihn im Geiste, du hörst ihn sprechen. Das Vermögen der Seele aber, welches uns schon gesehene Dinge so lieblich und so getreu vorstellt, nennt man Einbildungskraft oder Phantasie. Das ist indes nur eine gewöhnliche und leichte Thätigkeit der Phantasie, wenn sie uns Dinge wieder schauen läßt, die wir schon einmal gesehen haben. Schwerer wird es ihr, uns von jenen Personen, die wir noch gar nicht gesehen haben, eine richtige Vorstellung zu geben. Und dazu gehört Gott, den wir ja hienieden überhaupt nicht schauen können. Wenn wir ihn aber mit unserer ganzen Phantasie lieben sollen, so müssen wir uns Gott auch vorstellen, ähnlich wie ich einen Freund mit meiner Phantasie liebe, wenn ich mir ihn täglich, vielleicht stündlich vorstelle. Doch da ist uns der Heiland Jesus Christus in so liebevoller Weise zu Hilfe gekommen.

Der Sohn, den der Vater von Ewigkeit her gezeugt, der Gott selbst ist und allzeit Gott schaut von Angesicht zu Angesicht, dieser Sohn Gottes hat es uns geoffenbart, wie wir uns Gott vorstellen sollen. Demnach sollen wir uns Gott vorstellen als einen unendlich gütigen

und barmherzigen Vater. Der menschgewordene Sohn Gottes erzählt uns, daß Gott wie ein König ist, der alle, auch die Ärmsten, zu einem Gastmahle einladet; also will auch Gott alle Menschen bei sich im Himmel sehen. O herrliche, vom Heilande selbst gestellte Aufgabe unserer Phantasie! Mit vollem Rechte stellen wir uns den Himmel als ein wonnereiches Gastmahl vor, an dem alle Heiligen teilnehmen, dabei nicht der Leib, sondern die Seele sich sättigt, erquickt und erfrischt. Unsere Phantasie stellt sich den ruhigen, beseligenden Blick des himmlischen Gastgebers vor, sie sieht die wonnetrunkenen Augen der heiligen Tischgenossen, sie hört mit Entzücken die lauten Tischgespräche, sie sieht die Speise der Himmelsbewohner, das Brot der Engel, das fleischgewordene Wort Gottes unter Brotsgestalt, den goldenen Becher voll des heiligsten Blutes Jesu unter der Gestalt des perlenden Rebensaftes. Unsere Einbildungskraft hört die Hymnen und Lobgesänge der seligen Geister, sie hört Harmonien klingen, Töne süßer Himmelsruh. O du unsere Phantasie! wie lieblich, wie entzückend sind deine Bilder! Wir ergötzen uns daran, sie haften in unserer Seele, sie umschweben uns stündlich, und wir denken so recht oft an den Himmel und seine Freuden. Seht, das heißt Gott lieben mit unserer ganzen Phantasie, wie es uns Christus der Herr selber gelehrt hat, wenn er sagt, daß „viele von Aufgang und Niedergang kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen werden".

Während solche Bilder die Phantasie dem frommen Christen vorführt, wird sie dem reumütigen Sünder ganz nach Weise des göttlichen Heilandes Gott als den barmherzigen Vater vorstellen. Siehe, mein Christ, du bist vielleicht der verlorene Sohn, der Gott so unendlich schwer beleidigt durch seine Sünden; aber, o Heil! du erkennst dein Sündenelend, du erforschest sorgfältig dein Gewissen, du weckest eine wahre Reue über alle deine Sünden, du bekennst sie aufrichtig dem Priester und du hörst aus seinem Munde die trostvollen Worte: „Ich spreche dich los von deinen Sünden." O sag an, mein reumütiger Sünder, ist da noch nie für dich der erhabene Augenblick gekommen, da deine Phantasie zu entzückender Thätigkeit angeregt wurde? O so lasse dich von nun an dazu begeistern! Stelle dir vor, du bist der verlorene Sohn und Gott selbst ist dein betrübter Vater. „Als der verlorene Sohn vom väterlichen Hause noch weit entfernt war, sah ihn sein Vater schon, und er ward von Mitleid gerührt und lief ihm entgegen, und fiel ihm um den Hals und küßte ihn." Dann spricht der Vater zu seinen Knechten: „Geschwind, bringet ihm das beste Kleid heraus, ziehet es ihm an, thuet einen Ring an seine Hand und Schuhe an seine Füße, bringet auch das gemästete Kalb her und schlachtet es; so wollen wir essen und fröhlich sein. Denn dieser mein Sohn war verloren und ist wieder gefunden worden." Und sie fingen

an, ein Freudenmahl zu halten. O kostbare Phantasie, wenn sie uns beim Verlassen des Beichtstuhles dieses Bild vorhält! O Sünder, stelle dir vor, Gott eilt dir entgegen, umarmt und küßt dich, mit dir versöhnt umkleidet er dich mit dem kostbaren Gewande der heiligmachenden Gnade, er giebt dir den Ring der Treue und die Schuhe der Bereitwilligkeit, nach den Geboten Gottes zu leben. O du unsere Phantasie! also so stellst du uns Gott als unsern barmherzigen Vater vor! O erhabenes, herrliches Bild vom verlorenen Sohne, der in den Armen seines unendlich gütigen Gottes liegt! präge dich tief in unsere Seele ein, schwebe uns täglich, ja stündlich vor, damit wir immerdar ermahnt werden zur Versöhnung mit Gott und uns von Herzen freuen, wenn wir unsere Sünden gebeichtet haben.

Doch du wendest mir vielleicht ein, die Phantasie muß man im Zaume halten, und Phantasiegebilde sind zu verschmähen, weil sie oft nicht wahr und sogar sehr schädlich sind. O, ich höre deinen Einwand. — Doch könnt ihr euch vorstellen einen Verbannten, der in einem fremden Lande, unter fremden Menschen, fern von seinen Eltern, Verwandten und Bekannten wohnen muß? O, sein Körper lebt in der Verbannung, sein Geist dagegen schwebt stündlich auf den Flügeln der Phantasie in seine Heimat. Da hört er die Gespräche seiner Angehörigen, er schaut ihrer Arbeit zu, er ißt und trinkt mit ihnen, er lacht und scherzt und spielt in seiner Heimat. Er beneidet die Sonne, welche das Vaterhaus bescheint, er berechnet die Zeit, in welcher eine vorübereilende Wolke die Heimat begrüßen wird, er trägt Grüße den Vögeln auf, wenn sie heimwärts ziehen. O kindliche Phantasie, die du also den armen Verbannten mit deinen lieblichen Bildern erquickest und erfreuest!

O erquicke und erfreue uns Christen, die wir ja auch in der Verbannung leben, fern von Gott, verstoßen aus dem Paradiese, auf dieser Erde, welche in Wahrheit ein Jammerthal ist. Wenn darum deine Phantasie dich, o Christ, nicht gern in den Himmel versetzt, o so bist du ein Verbannter, dessen Phantasie träge ist. Treibe sie zur Thätigkeit an, an Gelegenheit dazu kann es dir nicht fehlen. Du hast hier wenig aufrichtige und treue Freunde. Wohlan! Schwinge dich hinauf auf den Fittichen deiner Phantasie und stelle dir vor, wie viele und wie aufrichtige Freunde du an den Heiligen im Himmel besitzest. Mit ihnen verkehre im Geiste, freue und belustige dich mit ihnen. Siehe, wie sie alle in Frieden und Eintracht miteinander leben, und du ärmster, in der Verbannung hier auf Erden lebender Christ hast nichts als Unfrieden und Neid zu erfahren. O fliehe mit deiner Phantasie aus diesem Thränenthale und erquicke dich an dem Frieden der Himmelsbewohner. Ja, der Himmel ist auch deine Heimat. Scheidet eine fromme Seele von dieser Erde, o dann freue dich mit derselben, daß sie nun ausgelitten und in

ihre himmlische Heimat einzieht, wonach sie sich so sehr gesehnt; bitte sie um ihre Fürbitte bei Gott, daß auch du bald glücklich im Hafen deiner Ruhe anlangest. Stelle dir vor, wie jene scheidende Seele vor dem Richterstuhle Gottes erscheint und den Spruch des ewigen Richters vernimmt: „Komm, du Gesegnete meines Vaters, nimm Besitz von dem Reich, das dir von Anbeginn bereitet worden ist."

Stelle dir vor, wie diese fromme Seele unter Jubel- und Hymnengesang in die Chöre der seligen Geister eingereiht wird, und wie sie von nun an immerdar in alle Ewigkeit Gott lobt und darin so unendlich glückselig ist. Ach, so sprichst du bei dir selbst, mein Christ, möchte ich doch auch so glücklich sein und meinen Pilgerlauf ebenso beenden! Immer noch versunken in der Betrachtung jenes herrlichen Phantasiebildes, kniest du nieder und betest mit dem hl. Augustinus: „O ewige Schönheit, warum habe ich dich so spät geliebt!" und mit dem Psalmisten: „Wie der Hirsch nach der Wasserquelle schmachtet, so schmachtet meine Seele nach dir, o Gott." Deine Phantasie ist jene Braut in dem Hohenliede, deren Herz, von der Liebe zum Bräutigam verwundet, über Berge und Triften schweift, um ihn zu suchen, und wenn sie ihn gefunden hat, ausruft: „Ich will ihn festhalten, den meine Seele liebt; mein Geliebter ist mein und ich bin sein." Ja, mein Christ! Der Dichter seufzt nach dem Himmel und singt wehmütig: „Hätte ich Schwingen, hätte ich Flügel, nach den Hügeln zög' ich hin." O Christ, du hast Flügel, deine Phantasie vermag mit ihren Schwingen dich hinweg zu heben über Berge und Triften, Thäler und Schlünde, sie versetzt dich in den Himmel vor den Thron des Allheiligen. Du hast ihn gefunden; o sprich mit der glücklichen Braut im Hohenliede: „Ich will ihn festhalten, den meine Seele liebt, Gott ist mein und ich bin sein."

So, meine Geliebten, zeigt uns die Phantasie in gar wunderbar lieblichen Bildern, was wir glauben, hoffen und lieben sollen, damit wir ewig glückselig werden. Solange sie uns nichts vorstellt, was unserem heiligen Glauben zuwider ist, ist sie berechtigt, ja sogar recht eigentlich in ihrem Elemente und vom Heilande selbst angeregt und begeistert. Benutzen wir nur den Stoff, den uns der Heiland selbst geboten, und es wird uns mit Gottes Hilfe nicht schwer werden, ihn mit der ganzen Begeisterung unserer Phantasie zu lieben. Betrachtet Gott mit seinen Engeln und Heiligen im Himmel, schauet Gott den barmherzigen Vater, wie er den verlorenen Sohn umarmt, stellet euch Gott vor als den Richter, wie er die Guten von den Bösen sondert — mit einem Worte: fast sämtliche Parabeln oder Gleichnisse des Heilandes sind eine mächtige Anregung für unsere Einbildungskraft, die sich daran erfreut und Geist und Herz zu Gott führt. Anstatt daß wir also von jetzt ab unserer Phantasie Stoff und Nahrung zu schlechten, ja sündhaften Bildern geben, lasset uns

auch mit dieser Kraft unserer unsterblichen Seele Gott dienen in Reinheit und Keuschheit. Anstatt daß wir schlechte, unsittliche Bücher, sogenannte Romane lesen und unsittliche Gemälde betrachten, wodurch unsere Phantasie so oft zum Bösen, zur Sünde versucht wird, lesen wir lieber die Parabeln des Herrn und gute Bücher. Mögen die Eltern und alle, welche Elternstelle vertreten, ja darauf achten, daß ihre Kinder und Pflegebefohlenen vor schlechten Büchern und Bildern bewahrt bleiben. Gerade in der Jugend ist die Phantasie so leicht erregbar, so neugierig und befleckbar. Hat jemand schon als Kind seine Phantasie mit schlechten Bildern verführt, so wird er schwerlich ganz frei von solchen Vorstellungen werden, auch wenn er später noch so tugendhaft zu leben sich bemüht. Darum, o christliche Mütter, bewahret eure Kleinen vor schlechten Eindrücken und Bildern. O nehmet sie auf euren Schoß und erzählet ihnen, nicht etwa Märchen, nein, sprechet mit ihnen von Gott, zeiget ihnen die Bilder der Bibel und erkläret sie ihnen, zeiget ihnen die Darstellungen aus den Parabeln des Herrn. O diese Bilder regen die Phantasie eurer Kinder an, sie erinnern sich daran ihr ganzes Leben lang und werden euch dankbar sein.

Wenn alle Eltern so dächten und handelten, so hätten wir keine Überspannten und keine geheimen Sünder gegen die Keuschheit. Jene sind uns höchst lästig, weil sie fast immer nur mit einem Fuße diese Erde berühren. Diese belustigen sich bei Tag und bei Nacht, wachend und träumend an den unreinen Bildern ihrer verdorbenen Phantasie und überlassen sich ungesehen allen natürlichen und unnatürlichen Übertretungen des sechsten Gebotes. Vor beiden Fehlern müssen wir unsere Phantasie zu bewahren suchen. Mit Gott und seiner heiligen Kirche, mit allem Guten und Wahren und wirklich Schönen wollen wir sie immerdar beschäftigen. Amen!

Am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten.

„Als einer von ihnen sah, daß er rein sei, kehrte er um und dankte ihm.“ (Luk. 17, 15 f.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Die leiblichen Wohlthaten, zu denen auch die wunderbare Heilung des Samaritans im heutigen Evangelium gehört, sind nur in den allerseltensten Fällen einer wirklichen Undankbarkeit des Empfängers ausgesetzt — kehrte ja der Geheilte um, und dankte er ja in einer rührenden Weise dem Herrn. Weit häufiger sind dagegen jene Fälle, in denen geist-

liche Wohlthaten nicht anerkannt, oder nicht recht gewürdigt, oder gar verkannt, geschmäht und mit schwärzestem Undank vergolten werden. Zwar giebt es kein Alter, keinen Stand und keine auch noch so hohe Bildungsstufe, welche sich der Pflicht der Dankbarkeit zu entschlagen vermöchte — besonders aber ist es die Jugend, die christliche Jugend unserer höheren Schulen, welche sich stets ein dankbares Herz bewahren, den Sinn für Dankbarkeit wecken und vervollkommnen soll.

Nicht auf schöne Worte, auch nicht auf bloße Worte sollt ihr es bei den Beweisen eurer Dankbarkeit absehen. Wenn irgendwo eine längere Überlegung oder Vorbereitung unnötig ist, so gilt dies für das dankbare Herz. Wie wohlthuend hebt sich von den gekünstelten, kalt berechneten und prunkvollen Dankesworten der ebenso schlichte als gemütvolle Erguß des wirklich dankbaren Herzens ab! Seine Wärme teilt sich selbst den Worten des überfließenden Mundes mit, die Augen strahlen, als zögen alle empfangenen Wohlthaten eben an ihm vorüber, die Gesichtszüge verklären sich, und das Mienenspiel ist so natürlich und freudig erregt, daß das ganze Herz mit allen seinen zarten und mannigfaltigen Empfindungen sich darin abspiegelt. Solche Erscheinungen hat aber nur die wahre Dankbarkeit aufzuweisen, jene, welche es bis zur vollendeten christlichen Tugend gebracht hat.

Wer stets bedenkt, wie wenig er ist, und erwägt, daß er das, was er ist, andern schuldig blieb, der hat den sichern Grund zur wahren Dankbarkeit gelegt. Dankbarkeit und Hochmut können demnach nicht nebeneinander bestehen. Der Hochmütige bedenkt gar nicht, wie wenig er ist. Leider liegt auch für die unerfahrene Jugend gerade hierin eine große Gefahr. Wie viele, denen Natur oder Glück ein Füllhorn von Gaben verliehen, halten sich für einzig auserwählte Wesen, für welche kein Meister lebt, und die auch von den Toten nichts gelernt haben wollen! Allein wie kann man als Rang und als Besitz betrachten, was die Natur, was das Glück verlieh! Ist es nur eine Glückssache, ein Zufall, so tritt an uns die Mahnung, das, was wir ererbt von unsern Vätern, zu erwerben, um es zu besitzen. Wir müssen uns der angeborenen Fähigkeiten würdig zeigen, damit wir den vom Glück angewiesenen Platz auszufüllen vermögen. Betrachten wir aber die Güter der Natur von einem höheren Standpunkte aus als Gaben der alles weise ordnenden göttlichen Fürsehung, so tritt an uns die Mahnung des Weltapostels: „Was hast du, das du nicht empfangen hast? Hast du es aber empfangen, warum rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ Schon auf dieser Entwicklungsstufe unserer Ausführungen zeigt es sich, wie wenig selbst der Begabteste ist.

Ebensowenig kann der Einzelne es sich als Verdienst anrechnen, in seinem Familienkreise erzogen und in seiner gesellschaftlichen Umgebung

gebildet zu werden. Wenn zwei von der Natur mit gleichen Fähigkeiten des Geistes ausgerüstete und von gleichem Fleiße beseelte Zöglinge nicht eine gleichwertige Bildung sich aneignen, so trägt daran vielleicht einen nicht geringen Teil der Schuld die nächste Umgebung, welche, an Bildung verschieden, den einen der Zöglinge beständig zur ernstesten und nachhaltigsten Strebsamkeit aufmuntert und anhält, den andern zerstreut, stört oder oft geradezu abhält. Auch hier zeigt es sich, wie wenig selbst der Begabteste ist; es zeigt sich, wie viel er denjenigen Kreisen verdankt, in welchen seine Wiege gestanden, in denen er als Kind, als Knabe aufwuchs.

Allein wie hoch wir auch immer den Einfluß, die Anregung und die Bedeutung des elterlichen Hauses anschlagen, was wäre selbst das größte Talent ohne die Schule, in welcher es nach den bewährtesten Grundsätzen und nach den Regeln einer vieltausendjährigen Erfahrung entwickelt, geleitet und gebildet wird. Die höhere Schule entreißt ihren Zögling der Gefahr, welche für ihn in seiner Vereinsamung, in den Beziehungen zu seiner Familie und seinen verwandtschaftlichen Kreisen liegt. Freilich bildet ein Talent sich in der Stille; auch ist es richtig, daß große Talente sich selbst zu bilden vermögen. Indes da der Mensch, auf sich allein angewiesen, sich gewöhnlich nur mit dem beschäftigt, was ihm persönlich sehr zusagt, so wird eine solche Selbstbildung meistens eine einseitige und für das Gemeinwohl wenig ersprießliche sein. Wie ganz anders in der Schule! Welche Allseitigkeit in den Unterrichtsgegenständen bei der staunenswerten Einheit des so verlockenden Zieles! Hier wird kein Seelenvermögen vernachlässigt, das Gedächtnis und der Verstand, das Herz und das Gemüt werden in gleicher Weise geübt, gestärkt und gebildet. Und welch ein sittlicher Gewinn! Gerade die Forderung, auch minder Zusagendes gewissenhaft betreiben zu müssen, übt in der christlichen Entsagung und stählt die sittlich-freie Kraft. Wer möchte da nicht einsehen, wie wenig selbst der Begabteste, auf sich allein angewiesen, ist?

Auch die Familie, und wäre sie die edelste und gebildetste, vermag die Schule nimmer zu ersetzen. Einer echt christlichen und gebildeten Familie Verdienste um die Erziehung und Bildung ihrer jugendlichen Glieder mögen groß, ja sehr groß sein. Aber die Familie, so edel sie auch sein mag, ist ein kleiner, oft nur zu sehr beschränkter Kreis, der sich nicht selten gegen andere Kreise abschließt und seine ganz besondern, dem Gemeinwohle nicht immer zuträglichen Bestrebungen verfolgt. Überdies, wer kennt nicht die so natürlichen Übertreibungen der väterlichen Liebe und die erklärlichen Schwächen der mütterlichen Zärtlichkeit, welche eine unparteiische Behandlung ihres Zöglings und eine gerechte Beurteilung seiner Leistungen so oft vereiteln. Wie ganz anders aber ist es in der Schule! Hier werden alle unberechtigten Sondergelüste bei weiser Schonung

der berechtigten persönlichen Eigentümlichkeiten schon im Keime erstickt. Hier sitzen Reiche und Arme, Talentvolle und Minderbegabte, Zöglinge aus den höheren und niederen Volksschichten einträchtiglich nebeneinander. Allen wird dieselbe Arbeit, dieselbe Aufgabe, dasselbe Ziel vorgeschrieben; von allen wird die gleiche wissenschaftliche Reife, derselbe sittlich-religiöse Ernst gefordert, und die Leistungen aller sowie ihre Charakterbildung und deren Befestigung werden mit demselben Maßstabe gemessen. Der Lehrer und Erzieher steht dem Zöglinge fern genug, um vor fehlerhafter Nachsicht und Schwäche geschützt zu sein, und doch auch nahe genug, um sein gerechtes und unparteiisches Urteil mit wahrhaft christlicher Liebe zu seinen Zöglingen würzen zu können. — Wenn ihr nun bedenkt, woher eure Fähigkeiten des Geistes stammen, wenn ihr die Bedeutung des elterlichen Hauses recht würdigt und euch vergegenwärtigt die großen Vorteile, welche die Schule selbst den Begabtesten und Bevorzugtesten gewährt, wie bescheiden muß da nicht jeder von sich selbst denken!

Doch bis jetzt haben wir ja die Schule nur mit Rücksicht auf die außerhalb derselben wirksamen und ihr verwandten erziehlichen Kräfte betrachtet. Wie sehr werden wir da nicht erstaunen, wenn wir jetzt noch in aller Kürze ihr innerstes, eigenstes Leben und Schaffen unserem betrachtenden Blicke vorführen. — Überblicket mit mir die zahlreichen Abstufungen, welche euer Verstand in seinem schulgerechten Bildungsgange zurücklegen muß — von der untersten Stufe der ergötzlichen Anschauung durch das weite Gebiet der Vorstellungen, Vergleichungen, Erklärungen und Schilderungen bis zu den lichten Höhen von Urteilen, Schlüssen und den strengsten Beweisen. Durcheilet mit mir den Zauberkreis, den die Schule um eure Einbildungskraft schließt. Von allen Künsten ist es namentlich die Dichtkunst, deren Schöpfungen eure Phantasie veredeln und bilden: von den Märchen und Fabeln der Jugend, den zahllosen Blüten der Lyrik, welche ihren lieblichen Duft um euch aushauchen, bis zu den reizenden Gefilden der Romantik, von den staunenswerten Leistungen der erzählenden Poesie bis zu den unübertrefflichen Parabeln der Heiligen Schrift, von den seelenvollen Klängen der Psalmen bis zu den majestätischen Visionen der Propheten. — Doch wichtiger noch als alles das ist die von der Schule angestrebte Bildung des Herzens und Gemütes. Von den ersten Empfindungen und Gefühlen für das Gute, Schöne und Wahre bis zum klaren Bewußtsein der Pflicht, der unwandelbaren Grundsätze und der in der Überzeugung festwurzelnden Sittlichkeit eröffnet sich vor euch ein weites Feld der sittlich-freien Veredlung, durch das euch die Schule mit fester Hand und weiser Vorsicht führt. Ihr übet die Pflichten des Schülers gegen den Lehrer und die Schule, sowohl

die mehr äußeren Pflichten: Ordnungsliebe, Anstand und Gehorsam, als auch die inneren: Wahrhaftigkeit, Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Ihr erfüllet die Pflichten gegen eure Mitschüler: Höflichkeit, Bescheidenheit, Freundlichkeit, Versöhnlichkeit und Selbstbeherrschung, Nächstenliebe und Opferwilligkeit; ihr vermeidet das Laster der Selbstsucht und Härte, die Sünde der Anmaßung und des Neides. Die Pflichten gegen Gott aber lassen sich in den einen Begriff der echt christlichen Frömmigkeit zusammenfassen. So wird der Jugend das kostbare Gut, der Friede Gottes gewonnen, welcher zugleich die Reinheit der Sitte und des Herzens zur Voraussetzung und zur Folge hat, und hierdurch erklärt sich das Wort des Apostels, welcher mit dem Frieden Gottes Ehrbarkeit und Keuschheit, alles, was anmutig ist und guten Klang hat, jegliche Tugend und jegliches Lob verbindet.

Im Herrn geliebteste Zöglinge! Dies alles habe ich euch vorgeführt, damit ihr die zahllosen Wohlthaten, welche ihr als Zöglinge empfanget, nicht vergesset und euch zur innersten Dankbarkeit stets verpflichtet fühlet. Denn dankbar sein heißt sich der empfangenen Wohlthaten mit Anerkennung und Bescheidenheit erinnern, sie rühmend erwähnen und sich stets über dieselben freuen. Vergesset also nie, was ihr der Schule verdanket; hier sind die Wurzeln eurer geistigen Kraft. Ein zweites Vaterhaus und zwar in einem höheren geistigen Sinne ist sie euch geworden. An dieses schließt euch an. O daß ich es vermöchte, das Feuer meines dankbaren Herzens in das eurige zu übertragen und auf dem Altare desselben die heiligen Flammen der Dankbarkeit anzuzünden! O hütet und pfleget sie! Unterhaltet dieses heilige Feuer der dankbaren Liebe euer Leben lang. Dann werdet ihr empfangen, was das vierte Gebot verheißt: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden.“ Amen!

Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten [1].

„Niemand kann zwei Herren dienen.“ (Matth. 6, 24.)

In Christo geliebte Zuhörer!

Schon im gewöhnlichen Leben ist es unmöglich, zwei Herren zu ihrer vollen Zufriedenheit in derselben Zeit zu dienen. Während man dem einen all seine Aufmerksamkeit zuwendet, muß man notwendig den andern

[1] Diese Predigt wurde am 22. August 1869 gehalten.

vernachlässigen; darüber führt der letztere Beschwerde, entläßt seinen Diener und bestätigt aufs neue die Wahrheit: „Niemand kann zwei Herren dienen."

Um so mehr ist es daher zu verwundern, wenn man selbst in religiöser Beziehung sich abmüht, zwei Herren zu dienen. Und welches sind diese beiden Herren, denen ein Teil der Menschen so gern dienen und zu gleicher Zeit Opfer darbringen möchte? Wir antworten: Gott und die Welt. Gott ist der eigentliche und rechtmäßige Herr, ihm allein sollen wir dienen; unser Herz aber versucht, diesen Dienst zu vernachlässigen und dient am liebsten der Welt, welche wir verachten und überwinden sollen. Das Gebot ist jedoch klar, und niemand kann sich mit Unwissenheit in diesem Punkte entschuldigen; dennoch ist es von Anbeginn an so oft von Menschen übertreten worden. Schon die Stammeltern im Paradiese mußten das Bittere unserer heutigen biblischen Wahrheit empfinden und wurden, da sie dem Teufel und Gott nicht dienen konnten, aus dem Paradiese verstoßen. Sie mußten einsehen, daß niemand zwei Herren dienen kann. Und seitdem hat jeder einzelne Mensch, sobald er zum Vernunftgebrauche gekommen ist, sich zu entscheiden, ob er ein Diener Gottes oder ein Sklave der Welt und ihrer dreifachen Lust sein will. Zwei Reiche werben um den Kriegsdienst eines jeden einzelnen Menschen. Das Reich Gottes auf Erden, die Kirche, tritt schon an deine Wiege heran, empfängt dich mit offenen Armen und nimmt dich als ein Mitglied in ihre Gemeinschaft auf. Wehe dir, wenn du diese Gnade nicht zu bewahren bemüht bist, später deinen Mantel nach dem jedesmaligen Winde dreheſt und zwei Herren, der Kirche und der Welt, Gott und dem Teufel zu dienen sucheſt. Die Zeiten sind vorüber, da die Pharisäer sich auf solchen Dienst verstanden. Sie wurden entlarvt als bloße Augendiener, mußten sich den Vergleich mit übertünchten Gräbern gefallen lassen und wurden Natterngezücht und Heuchler genannt. Jetzt wird etwas Halbes, Laues in der menschlichen Gesellschaft so leicht nicht mehr geduldet. Die Zeit drängt auf eine Entscheidung hin. Heutzutage heißt es: entweder — oder; es giebt nur schroffe Gegensätze, ein Mittelding soll es auf Erden nicht mehr geben. Es soll das Angesicht der Erde gleichen dem der jenseitigen Welt; Gott oder Teufel, das sind die Gegensätze in der Ewigkeit, die Zeit will sie ebenso haben. Also entweder Glaube oder Unglaube, entweder christliche Hoffnung oder unchristliche Vermessenheit, entweder christliche Liebe oder teuflischer Haß, entweder Christ oder Antichrist. Sollte dieses offenbare Bestreben unserer Zeit aber ein reiner Zufall sein? Das zu glauben sei ferne von uns, vielmehr sind wir der unerschütterlichen Überzeugung, daß es im Plane der unergründlichen Vorsehung Gottes liegt. Beten wir ja doch nach der Anweisung des Herrn: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden." Ja, Gott will es so, und an uns ist es, seinen Namen zu preisen und in seinen heiligen Willen

uns zu ergeben. Von diesem gläubigen Standpunkte aus betrachtet, werden die neuesten Tagesereignisse nicht *trostlos*, sondern *trostreich* erscheinen. Gott hat die Wurfschaufel in der Hand und will den Menschen zeigen, *wer für ihn und wer gegen ihn* ist.

Diese *Scheidung der Geister in unsern Tagen* wollen wir heute miteinander betrachten. *Wohin immer wir unsere Blicke lenken mögen — wenn wir mit rein menschlichen Augen die Zeitgeschichte betrachten, so werden wir nicht viel Trostreiches wahrnehmen.* Es ist, als wenn die Kirche, die unbefleckte Braut Christi, eben wieder den Leidensweg vom Ölberge durch Kerker hindurch nach der Schädelstätte wandeln sollte. Und obwohl sie schon lange leidet, so scheint es doch, als wäre erst der Anfang gemacht. Der sichtbare Stellvertreter Christi will nämlich am Ende dieses Jahres die Bischöfe zu gemeinsamer Beratung um sich versammeln, er sehnt sich wie Christus nach diesem letzten Troste. Doch da ist es, als wenn seine Gegner von neuem erwachten, um diese geplante Versammlung in den Augen der Fürsten und ihrer Völker zu verdächtigen. Da wird gewarnt und gemahnt, gespottet und verhöhnt, gelächelt und verwünscht, gegeißelt und besudelt in Schrift und in Rede, in Zeichen und in Bildern. Die totgesagte Kirche will wieder ein Lebenszeichen von sich geben; dafür soll sie jetzt zu Tode geschrieen und geschrieben werden. Man verlangt mit Ungestüm, daß man den Bischöfen den Weg nach Rom versperre, man entfesselt die rohesten Leidenschaften, um sie gegen die Kirche, welche Sanftmut und Geduld predigt, zu hetzen. Schon befindet sich der neueste Judas auf dem Wege, um durch einen brüderlichen Kuß seine Mutter, die katholische Kirche, zu verraten an die Hohenpriester des Unglaubens und die Schriftgelehrten der Millionen Blätter, welche täglich in die Welt hinausgesendet werden. Den gefesselten Barabbas unserer Tage, die Aufwiegler des Volkes, läßt man los, und an Leuten, welche dem Pilatus gleichen, fehlt es nicht; an Händen und Füßen gefesselt trägt die Kirche seit Jahren das Kreuz der Verleumdung, Verachtung und Verspottung, sie soll die privilegierte Verdummungsanstalt sein, welche verdiente, vom Erdboden vertilgt zu werden.

Ein schrecklicher und furchtbarer Gedanke. Die von Gott selber gestiftete Heilsanstalt, welche überdies noch die göttliche Verheißung hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden, soll ausgerottet werden. Dieses auf dem unerschütterlichen Felsen Petri erbaute Haus Gottes soll von frevelhaften Händen niedergerissen und ins unermeßliche Meer der Vergessenheit geworfen werden. Ha, seht nur den Hammer und das Brecheisen, wie blank geputzt im Sonnenlichte sie blitzen! Wie auf Kommando machen sich Meister und Gesellen an die Vernichtung der altehrwürdigen Grundmauern der Kirche Gottes. Den Felsen Petri

beraubt man all seiner weltlichen Stützen. Den Heiligen Stuhl giebt man dem Gelächter Preis, man stellt ihn dar als einen Stuhl, der bald zusammenbrechen wird. Die geheiligte Person unseres Heiligen Vaters greift man maßlos an, sucht seine Verdienste um die Zivilisation des Menschengeschlechts zu verkleinern, läßt ihn von einer Partei beherrscht sein, stellt ihn als einen altersschwachen Greis dar, der nicht fähig sei, zu regieren. Seine Aussprüche verlacht man, um seine Lehren, Ermahnungen und Zurechtweisungen kümmert man sich nicht, seine apostolische Freigebigkeit in Erteilung von Ablässen verspottet man, seine Unfehlbarkeit brandmarkt man als ein Hirngespinst; man hält ihn für einen erklärten Feind des Menschengeschlechts und würde jubeln und frohlocken, wenn durch seinen Tod das allgemeine Konzil vereitelt würde.

Seine unmittelbaren Ratgeber, die Kardinäle, sollen untereinander uneinig sein; viele sollen mit den Anordnungen des Papstes gar sehr unzufrieden sein; die Macht des Papstes soll ihnen gegenüber zu groß sein, und sie wünschten, daß sie um ein Bedeutendes geschmälert würde.

Die Priester hält man für Heuchler, welche anders denken als sie reden, und anders reden als sie thun. Die Klöster stellt man als Brutstätten der verruchtesten Laster hin und schämt sich nicht, Mönche wie Nonnen auf einen bloßen Verdacht hin fromme Sünder zu nennen, dieselben unschuldigerweise zu verfolgen, einzukerkern und allen Schrecknissen und Ängsten einer peinlichen Untersuchung preiszugeben. Man ruft den Pöbel auf und hetzt ihn gegen die Klöster. Hinweg mit ihnen — das ist das Losungswort, welches jetzt in halb Europa die Geister beschäftigt und ihren Haß gegen Gott und seine Kirche aufs neue anfacht.

Sind aber derartige Vorgänge zu beklagen und zu bedauern? Ja — und auch nein, je nachdem man sie betrachtet. Zu bedauern sind die Urheber jener kirchenfeindlichen Ereignisse, weil die Strafe dafür nicht ausbleiben wird; die Vorgänge an sich selber aber sind durchaus nicht zu beklagen, weil sie der Sache Gottes, ohne dessen Willen oder Zulassung ja nichts geschieht, nur nützen können. Der heutige Zeitgeist ist ja jener Geist, von dem der Dichter sagt, daß er stets verneint, „der stets das Böse will und stets das Gute schafft." Es ist der offene Antichrist, der Christum und sein Reich stürzen will, durch seine Anstrengungen aber nichts anderes bewirkt, als daß die Kirche in einem nur um so helleren Farbenglanze dasteht, und aufs neue beweist, daß die Pforten der Hölle sie nicht besiegen. Denn was das Feuer für das Gold ist, das sind solche betrübte Zeiten und traurige Vorgänge für die Kirche. Das Feuer verzehrt nicht das Gold, sondern reinigt und läutert es von den Schlacken, damit es von diesen befreit nur um so herrlicher und reiner glänze und das Auge des Beschauers ergötze. An Umfang hat die Goldmasse durch die abfallenden Schlacken zwar verloren, an

Wert aber unbedingt gewonnen. Ebenso verhält es sich auch mit der Kirche. Unser Zeitgeist ist ein Todfeind der Kirche, er greift sie an, wo immer er kann, er läßt keine Gelegenheit unbenutzt; aber er kann jene nicht vernichten, vielmehr nützt er ihr, allerdings wider seinen Willen; er befreit nämlich die Kirche von allen jenen Mitgliedern, die schon längst nicht mehr wert sind, Glieder des geheimnisvollen Leibes Christi zu heißen.

Jene Angriffe des Zeitgeistes auf die Kirche und ihre lebendigen Glieder gleichen einem Platzregen, welcher auf ein beschmutztes Straßenpflaster fällt; das Pflaster bleibt, den Schmutz wäscht er schnell und gründlich ab, so daß das Pflaster durch den Platzregen nur gewonnen hat.

Der Sturm, welcher jetzt gegen die Kirche und ihre heiligen Einrichtungen heraufbeschworen wird, kommt mir vor wie ein Meeressturm, welcher das Meer bis auf seinen Grund hinab aufwühlt. Allein was geschieht? Nur bei einem so großen Sturme ist es möglich, mit Leichtigkeit den Meeresgrund bloßzulegen. Ebenso auch gestatten nur sehr heftige Stürme gegen die Kirche, daß man vielen Menschen bis auf den tiefsten Herzensgrund sehen kann. Bei solchen Gelegenheiten zeigt so mancher, wie es ihm um das Herz ist; da kann er sich nicht mehr beherrschen, er überstürzt sich, läßt sich von der kirchenfeindlichen Bewegung mit fortreißen und offenbart sich als ein Gegner der Kirche. In ruhigen Zeiten, da konnte er alles stundenlang zuvor überlegen, was er sagen und thun wollte, um in den Augen der Guten noch als ein kirchlich gesinnter Mann zu erscheinen; in bewegteren Zeiten aber, da giebt es keine Zeit zur Überlegung, da spricht man, wie man denkt, da hat man sein Herz auf der Zunge, wider Erwarten wird das Schaffell vom Sturme weggeweht und die unkirchliche Wolfsnatur kommt zum Vorschein.

Sind demnach wirklich die kirchenfeindlichen Bewegungen in unsern Tagen von unserem Standpunkte aus zu beklagen? O gewiß nicht! Man nennt unser Jahrhundert so gern das Jahrhundert der Aufklärung. Ja, es klärt sich jetzt so manches auf; die Geister offenbaren sich und scheiden sich in Christen oder Antichristen. Beide dienen je einem Herrn: die Christen dienen Christo und die Antichristen dem Antichrist; niemand aber kann zwei Herren dienen. Giebt es denn aber auch wirklich zwei eigentliche Herren? Wir haben doch immer gehört und geglaubt, daß Gott allein der Herr aller Dinge ist, weil er sie aus nichts erschaffen hat. O, so ist es auch; allein viele Menschen wollen ihm freiwillig nicht dienen, sondern bewerben sich um den Dienst der Welt und des Teufels; aber am jüngsten Tage werden sie doch erfahren, daß es nur einen Herrn, Gott giebt. Da werden sie jammern und klagen: ihr Berge, bedecket uns, und ihr Hügel, fallet über uns — es wird ihnen jedoch nichts nützen. Sie werden die volle Wucht der Strafgerechtigkeit Gottes empfinden

und, gleichviel ob sie wollen oder nicht, die Oberhoheit Gottes über alle seine Geschöpfe anerkennen müssen. Denn alles ist zu seiner Ehre erschaffen, auch der Gottlose für den bösen Tag.

O göttliche Fürsehung, wie wunderbar und unbegreiflich sind doch alle deine Pläne und Wege! Das Gute hier auf Erden entstammt deiner unermeßlichen Güte, und auch das Böse weißt du zum Guten zu lenken. Du ließest den unmenschlichen König Nabuchodonosor von Babel über das auserwählte Volk herfallen, damit er nach deinem weisen Rate und mit deiner Zulassung das heilige Land verwüstete, den lasterhaften König Jojakim von Juda und seine Mutter, und seine Fürsten und seine Knechte, und seine Höflinge wegführte nach Babylon. Auch alle Schätze des Tempels zu Jerusalem und die Schätze des königlichen Hauses führte er weg, und er schlug das Gold ab von allen goldenen Geräten, welche Salomo, der König von Israel, für den Tempel Gottes bestimmt hatte. Er führte alle starken und streitbaren Männer, Fürsten und Kriegsleute, an die Zehntausend, weitere 7000 starke Männer, und 1000 Werkleute und Schlosser in die babylonische Gefangenschaft. Jerusalem, die heilige Stadt, wurde belagert und in neun Monaten ausgehungert. Die Stadt wurde mit Sturm genommen, der König Zedekias in der Ebene von Jericho auf der Flucht ergriffen. Seine Söhne wurden vor seinen Augen getötet, alsdann wurden die Augen des Königs auf Befehl des babylonischen Königs geblendet. O mein Gott! Zuviel, zuviel der Schmerzen und Leiden! Die Söhne getötet, und die Augen mit glühenden Eisen geblendet einem Könige, einem Gesalbten des Herrn, einem Stellvertreter des Hüters der Burg Zion. Aber immer noch nicht genug des gräßlichsten Herzeleides! Gott der Allgerechte war beleidigt, und deshalb strafte er sein auserwähltes Volk mit einer Zuchtrute, wie sie furchtbarer hienieden kaum gedacht werden kann. In seinem Zorne ließ er sogar zu, daß sein Lieblingsort hier auf Erden, der Tempel Salomons, von Grund aus zerstört wurde. Der König von Babylon verbrannte auch das Haus des Königs und viele Häuser Jerusalems; ja jedes große Haus verbrannte er mit Feuer. Auch die Töpfe und die Schaufeln und die Messer und die Rauchpfannen und alle ehernen Geräte, deren man sich beim Gottesdienste bediente, nahm er mit. Der Oberste der Leibwache des Königs von Babylon nahm den Oberpriester Seraja und den zweiten Priester Zephanja, einen Hofbedienten und den jüdischen Heerführer und tötete sie alle. Und das alles wäre vielleicht noch zu verschmerzen gewesen; das Schrecklichste aber war, daß ein Volk wie die Juden, das mit ganzem Herzen an dem heiligen Lande und seiner heiligen Stadt und seinem Heiligtume hing, daß dieses Volk in die Gefangenschaft abgeführt wurde. Höret sie nur im fremden Lande klagen und jammern: „An den Bächen Babels saßen wir und weinten; singen sollten wir ein Lied im fremden Lande. Wenn ich dein

vergäße, o Jerusalem, so soll meine Rechte verdorren, und die Zunge an meinem Gaumen kleben, wenn du nicht die erste in meinem Gedächtnisse bist." So klagten und jammerten die gefangenen Juden in der babylonischen Gefangenschaft. Gewiß ein recht klägliches Schauspiel! Wir können uns auf Erden ein größeres Elend kaum denken. Und doch, ein wie gutes Ende hat es in den liebevollen Händen des Allbarmherzigen genommen! Gott straft ja nur, um die Menschen zu bessern. Auch die Juden sollten aus diesem Elende gebessert, geläutert und abgewaschen von ihrer Sünden Missethat, wie neugeboren hervorgehen und begeistert werden aufs neue für den wahren Gottesdienst.

Wie damals, so auch heute noch. Der alte Gott lebt noch, und seine Erziehungsmethode ist nicht veraltet, sie bewährt sich auch heute noch. Inmitten dieser unsäglichen Leiden und Schmerzen, welche alle aufrichtigen und wahren Katholiken unter dem Drucke unseres heutigen Zeitgeistes empfinden müssen, sollen wir daher nicht verzagen, noch den Mut verlieren. Lassen wir uns nur nicht irre führen. Der liebe Gott will uns lehren, daß niemand zwei Herren dienen könne. Wer der Welt dient, muß es sich gefallen lassen, daß er von Gott gestraft wird, und wer Gott dient, muß es schon geduldig ertragen, daß er von der Welt verlacht, verspottet und verachtet wird.

Wem wollt ihr nun dienen, meine Geliebten? Verzeiht mir diese Frage. Ich weiß, daß ihr gewiß Gott dienen wollt, das beweist mir eure Bereitwilligkeit, das Wort Gottes zu hören. Ihr geht ja gern in das Haus Gottes, das beweist mir eure Andacht, mit der ihr die heilige Messe hört, das beweist mir euer kirchlicher Sinn. Aber darum bitte und beschwöre ich euch heute: lasset darin nicht nach. Hängt mit aufrichtiger Liebe und mit ganzem Herzen an eurem Herrgott, der euch ja um keinen geringeren Preis als um den seines kostbaren Blutes erkauft hat. Wo, ich bitte euch, findet ihr in aller Welt eine so überschwengliche Liebe, wie die ist, mit welcher euch Gott immer noch liebt? Wer bringt das Opfer seines Lebens für euch, wenn nicht unser Herr und Gott? Seine Liebe war und ist rein. Schenke mir dein Herz! so ruft er uns vom Kreuze aus zu. Wer empfindet nicht das Süße, das Liebliche dieser wenigen Worte? Einen ganzen Himmel von Seligkeit enthalten sie. Vertrauen wir daher auf ihn in allen Bedrängnissen seiner Kirche; **dienen wir ihm allein,** er wird schon helfen. Amen!

Am Feste der heiligen Schutzengel.

(Am ersten Sonntage im September.)

„Jesus sprach: Ihre Engel im Himmel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist." (Matth. 18, 10.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Vielfach sind die Irrtümer, in welche die Menschen von jeher gefallen sind, wenn sie ohne das Licht der göttlichen Offenbarung das ergründen wollten, was wir von den heiligen Engeln zu glauben haben. Die Vielgötterei der Heiden ist aus einer falschen Auffassung der Engel entstanden. Die Uroffenbarung, welche von Gott an das erste Menschenpaar im Paradiese und an alle ihre leiblichen Nachkommen bis zum Turmbau zu Babel und zur Zerstreuung der Menschen in alle Weltteile erging, war von diesem bedeutungsvollen Wendepunkte in der Geschichte der Menschheit an nur noch von den frommen Stammvätern des israelitischen Volkes treu bewahrt worden; bei den übrigen Menschen dagegen, an welche keine neuen Offenbarungen Gottes ergingen, verwischte sich auch gar bald die Uroffenbarung. Die Kinder wußten längst nicht mehr alles, was ihre verstorbenen Väter noch gewußt hatten. Und selbst das wenige, was sie sich allenfalls noch gemerkt haben mochten, war teilweise wahr, teilweise falsch, also entstellt, voll Dunkel und Irrtum. Demnach darf es uns gar nicht befremden, daß die Menschen statt des einen wahren Gottes so viele Götter anbeteten. Aus der göttlichen Uroffenbarung wußten sie, daß es neben Gott im Himmel auch noch unzählige selige Geister giebt, die wir Engel nennen und die von Gott selbst wohl zu unterscheiden sind; diese hielten aber die von Gott getrennten Menschen bald für Götter und erwiesen ihnen göttliche Ehre. So entstand aus einer falschen Auffassung der Engelwelt die Vielgötterei der Heiden.

Während demnach die Heiden von ihrem ursprünglichen Glauben an die Engel zur Vielgötterei gelangten, wollten später die Sadducäer, eine jüdische Sekte, diese gefährliche Klippe meiden, und indem sie gar zu sehr betonten: es giebt nur einen Gott, der ein reiner Geist ist, kamen sie bald dahin, daß sie behaupteten: es gebe keine Engel. So wenig dies nun auch mit der Heiligen Schrift übereinstimmen mag, es finden sich doch immerhin noch Leute genug, welche es bereitwillig glauben. Sie werden darin bestärkt, insofern die Ungläubigen unserer Tage beweisen wollen, daß es überhaupt keine Engel gebe. Was in der Heiligen Schrift von Engeln erzählt werde, sei reine Lüge oder auch Betrügerei, oder Täuschung und Blendwerk der menschlichen Einbildungskraft. Du großer Gott! welch eine teuflische List und Bosheit steckt in diesen wenigen

Worten! Also alle jene heiligen Männer und Frauen, die mit Engelerscheinungen begnadigt wurden, sollen etwas erzählt haben, was sich mit ihnen gar nicht zugetragen; sie sollen sich getäuscht und Engel in ihrer unmittelbaren Nähe gesehen haben, während doch rein gar nichts zugegen gewesen wäre; ja, wenn alles fehlschlägt, dann müssen jene heiligen Personen gar Betrügereien gespielt und dem gewöhnlichen Volke etwas vorgezaubert haben, was wie ein Engel ausgesehen hat. Und das alles mutet man den lieben Heiligen zu, um nur sagen zu können: „Es giebt keine Engel; was in der Heiligen Schrift von den Engeln geschrieben steht, ist reine Dichtung!"

Nun ich denke, daß für uns alle die Heilige Schrift das Wort Gottes ist, welches die lautere Wahrheit enthält und dem wir unbedingten Glauben schenken sollen. Darum habe ich es hier nicht mit Ungläubigen, sondern mit Gläubigen zu thun, und werde daher heute aus der Heiligen Schrift den Glaubenssatz nachweisen, der lautet:

Es giebt Engel.

Möchte diese Betrachtung dazu beitragen, daß wir alle von Liebe zu den Engeln entflammt würden!

Bemerkenswert ist es, daß in der Heiligen Schrift von der Erschaffung der Engel gar keine Rede ist. Von allen andern Geschöpfen Gottes wird erzählt, daß sie an den sechs Schöpfungstagen von Gott aus nichts hervorgebracht wurden; von den Engeln aber ist dort nicht die Rede. Soviel wissen wir aber bestimmt, daß die Engel schon längst vor dem Menschen erschaffen waren; wir wissen, daß sie anfangs alle im Himmel sich aufhielten und von Gott einer Prüfung unterworfen wurden, welche ein großer Teil mit Lucifer an der Spitze nicht bestand. Das alles hatte sich im Himmel schon ereignet, noch ehe Gott den Menschen schuf. Denn kaum hatte Gott den ersten Menschen erschaffen und ihn einer Prüfung unterzogen, als auch schon Lucifer durch eine von ihm besessene Schlange den ersten Menschen im Paradiese verführte. Der Engel also, von dem die Heilige Schrift zuerst uns etwas mitteilt, ist ein böser, der sonst auch die Namen Satan, Beelzebub führt und vom Heilande Mörder von Anbeginn, Vater der Lüge, Fürst dieser Welt genannt wird.

Doch kaum hatte Gott das Verdammungsurteil über die Schlange und die Stammeltern gefällt, als auch schon eine unzählige Schar guter Engel, bewaffnet mit feurigem zuckenden Schwerte, am Eingange jenes Lustgartens sich aufstellte, um den Weg zum Baume des Lebens zu bewahren. Hatte Gott demnach auch die guten Engel zu Wächtern des Paradieses bestellt und so gleichsam fast allen Verkehr der Menschen mit den guten Engeln unmöglich gemacht, so sollten doch nach dem allweisen Rat-

schlusse Gottes die Menschen von den guten Engeln nicht ganz verlassen werden. Er gab einem jeden Menschen einen Schutzengel an die Seite, und überdies noch schickte er von jeher bei wichtigen Veranlassungen die Engel als Boten zu den Menschen, um ihnen seine Ratschlüsse mitzuteilen, Strafgerichte anzudrohen, Strafen zu vollstrecken, um die Menschen zu behüten vor allem Unheil und um sie zu stärken und zu trösten.

So tröstete ein Engel die Magd Abrahams mit Namen Hagar, als sie verletzt durch die Demütigung, welche sie von ihrer Gebieterin Sara erfahren, in die Wüste geflohen war, und sprach zu ihr: „Kehre zurück zu deiner Gebieterin und demütige dich unter ihre Hand.“ Sie kehrte zurück, mußte aber später mit ihrem Sohne Ismael für immer das Haus Abrahams verlassen. Und sie schied von Abraham, der ihr Brot und einen Schlauch Wasser mitgab und irrte umher in der Wüste Versaba. Als aber das Wasser im Schlauche ausgegangen war, setzte sie den Knaben unter einen der Bäume, die dort waren, und ging und setzte sich einen Bogenschuß weit ihm gegenüber; denn sie sprach: „Ich kann den Knaben nicht sterben sehen.“ Und sie saß gegenüber, erhob ihre Stimme und weinte. Da hörte Gott die Stimme des Knaben, und der Engel Gottes rief Hagar vom Himmel aus und sprach: „Was thust du Hagar? Fürchte dich nicht, denn Gott der Herr hat die Stimme des Knaben gehört von dem Orte aus, wo er ist. Stehe auf, nimm den Knaben und fasse seine Hand, denn ich will ihn zum großen Volke machen. Und Gott that ihre Augen auf, und sie sah einen Wasserbrunnen und ging hin und füllte den Schlauch und gab dem Knaben zu trinken.“

Noch mehr als Hagar wurde Christus der Herr am Ölberge durch einen Engel gestärkt und getröstet. Der hl. Lukas erzählt in so ergreifender Weise jene Betrübnis des Heilandes im Garten Gethsemane. Ein Kampf, wie er schmerzenvoller und für alle Menschen entscheidender nicht gedacht werden kann, tobte in der Brust Jesu. Seine heilige Menschheit bebte zurück vor den unsäglichen Leiden, denen sie nach dem ewigen Ratschlusse Gottes zur Erlösung der Menschen sich unterziehen sollte. Todesangst ergriff ihn und inbrünstiger ward sein Gebet, sein Schweiß war wie Blutstropfen, die auf die Erde fielen, und sein heiliger Mund stammelte die Worte: „Vater, möchte es dir gefallen, diesen Kelch von mir zu nehmen, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ O welch ein wunderbares Zusammentreffen von Kampf und Sieg ist das. Mit den Worten: „Vater, möchte es dir gefallen, diesen Kelch von mir zu nehmen!“ war die Hitze dieses heißen Seelenkampfes aufs Höchste gestiegen, und die Menschheit in Christo nahe daran, zu unterliegen; doch da erschien ihm ein Engel vom Himmel, der ihn stärkte, so daß der Heiland getröstet die Worte sprechen konnte: „Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“

Ein Engel sodann war es, welcher dem Abraham befahl, seinen Sohn Isaak nicht zu töten. Schon war der Opferaltar erbaut, auf welchem Isaak gebunden lag; noch ein einziger Augenblick — und ein Messer, auf Geheiß Gottes geführt von der Hand Abrahams, machte dem Leben Isaaks ein Ende. Doch da rief der Engel des Herrn vom Himmel her und sprach: „Abraham, Abraham!“ und dieser antwortete: „Hier bin ich.“ Und der Engel sprach zu ihm: „Strecke deine Hand nicht aus über den Knaben und thue ihm nichts: denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest und auch deinen einzigen Sohn nicht verschont hast um meinetwillen.“

Ein Engel begleitete Eliezer, den Knecht Abrahams, welcher zu den Verwandten seines Herrn reiste, um für Isaak ein Weib zu holen. Ein Engel kämpfte mit Jakob, weshalb dieser auch den Namen Israel, d. i. Gottesstreiter, erhielt. Scharen von Engeln erschienen Jakob im Traume und stiegen auf einer Leiter, die auf der Erde stand und mit der Spitze den Himmel berührte, auf und nieder. Engel kamen zu Lot und führten ihn heraus aus der Stadt, als Sodom und Gomorrha durch Schwefel und Feuer vom Erdboden vertilgt wurden. Ein Engel war es, welcher alle Erstgeburt der Ägypter dahinraffte durch den Tod, an den Häusern der Israeliten aber vorüberging. Ein Engel führte die Israeliten aus Ägypten und zog vor ihnen her, damit er sie bewahrte auf dem Wege und an den Ort führte, den Gott ihnen bereitet hatte. „Habet acht auf ihn,“ so sprach der Herr, „und höret seine Stimme, und gedenket nicht, ihn zu verschmähen, denn wenn ihr sündigt, so wird er euch nicht verzeihen, und mein Name ist in ihm. Wenn ihr aber seine Stimme hört und alles thut, was ich sage, so will ich der Feind eurer Feinde sein und schlagen, die euch schlagen. Und mein Engel soll vor euch hergehen und euch hineinführen zu den Völkern, die ich vertilgen will.“

Durch Engel wurde das Gesetz Moses' auf dem Berge Sinai bekannt gemacht, und ein Engel rettete das Volk Gottes durch die Niederlage, welche die Assyrier erlitten. Denn als Sennacherib, der König der Assyrier, verheerend, mordend und plündernd mit einem gewaltigen Kriegsheere durch das ganze Reich Juda bis nach Jerusalem gezogen war und im Begriffe stand, diese befestigte Stadt zu belagern, da kam auf das inbrünstige Gebet des Königs Ezechias und des Propheten Jesaias der Engel des Herrn und schlug im Lager der Assyrier 185,000 Mann. Da brach Sennacherib am nächsten Morgen auf und zog davon.

Bekannt sind ferner die Dienste, welche der Erzengel Raphael dem alten und jungen Tobias leistete. Er begleitete den jungen Tobias auf der Reise zu einem gewissen Gabel, welcher dem alten Tobias eine Summe Geldes schuldig war. Den Schuldbrief in der Hand geht der Engel Raphael aber allein zu Gabel und holt das Geld; sodann freit er dem jungen Tobias

eine Gattin, vertreibt von ihr den bösen Geist und bereitet ihren Eltern große Freude. Den jungen Tobias errettet er aus der Gefahr, von einem Fische verschlungen zu werden, und den alten Tobias macht er wieder sehend; er überhäuft mit allem Guten diese achtbare Familie.

Der Engel Gabriel verkündigte die Geburt Johannes des Täufers und brachte der seligsten Jungfrau Maria die Botschaft, daß sie zur Mutter des Heilandes bestimmt sei. Engel kündigten den Hirten auf den Fluren Bethlehems die Geburt des Messias an und sangen jenen himmlischen Lobgesang, der mit den Worten anfängt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ Ein Engel begleitete jene drei Jünglinge zu Babylon in den glühenden Feuerofen und errettete sie von dem Tode durch die Flammen. Ein Engel stieg mit Daniel in die Löwengrube und verschloß den Rachen der Löwen, damit sie den unschuldigen Propheten nicht verletzten. Ein Engel behütete die jüdische Heldin Judith, so daß sie in dem Lager des Feldherrn Holofernes von keiner Sünde befleckt wurde. Ein Engel stieg zu gewissen Zeiten in den Teich Bethesda und brachte sein Wasser in Aufwallung, wodurch der Kranke, welcher zuerst nach dieser Aufwallung des Wassers in den Teich hinabstieg, gesund wurde. Ein Engel trat zu Paulus und tröstete ihn, als er samt seinen Reisegefährten nahe daran war, bei einem bevorstehenden Schiffbruche von den Wellen des Meeres verschlungen zu werden. Ein Engel führte den hl. Petrus aus dem Gefängnisse und verkündigte den frommen Frauen die Auferstehung des Herrn. Zwei Engel trösteten die Apostel, als sie trostlos dastanden und ihrem Meister, der gen Himmel fuhr, nachschauten. Die Engel werden am Ende der Welt die Bösen von den Gerechten absondern. Dann wird der Menschensohn seine Engel mit lautem Schall der Posaunen aussenden, damit sie seine Auserwählten aus allen vier Weltgegenden von einem Ende des Himmels bis zum andern versammeln. Umgeben von Engeln wird der Menschensohn auf seinem Throne sitzen und das allgemeine Gericht abhalten.

Kurz, die Beweise aus der Heiligen Schrift sind so zahlreich, daß wir unmöglich zweifeln können, daß es Engel giebt. Deshalb lehrt auch die heilige Kirchenversammlung von Trient in ihrem Katechismus: „Gott hat eine Geisterwelt und unzählbare Engel, die ihm dienen und beistehen sollten, aus nichts erschaffen, welche er dann mit dem wundervollen Geschenke seiner Gnade und Macht ausgestattet und geschmückt hat.“

Freilich können wir die Engel mit unsern leiblichen Augen nicht sehen; aber daraus folgt durchaus noch nicht, daß es keine Engel giebt. Der hl. Augustinus lehrt: „Aus dem Glauben wissen wir, daß es Engel giebt,“ und unser heiliger Glaube belehrt uns sicherer als unsere Augen,

als unser Verstand und als sonst etwas, was von Gott geschaffen worden ist. Wollen wir uns aber durchaus in etwas überzeugen davon, daß es Engel giebt, o so betrachten wir die kleinen Kinder, und wir werden an ihnen Beweise genug dafür haben, daß es Engel giebt. In der That, zu offenbar ist der Schutz, den die lieben Engel den kleinen Kindern angedeihen lassen, als daß wir ihn leugnen könnten. Kinder können steigen, wohin und so hoch sie nur immer wollen, fallen sie auch, sie werden in der Regel keinen erheblichen Schaden nehmen. Es ist, als wenn die Engel sie auf ihren Händen trügen, damit ihre Füße an keinen Stein stoßen. Man sagt gern: „Kinder fallen glücklich," und das ist wahr, denn die Engel beschützen sie. „Ihre Engel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist", sagt heute der liebe Heiland; gleichsam als wollte er damit sagen: Seht, ihr Menschenkinder, eure Engel sind allzeit bei meinem allwissenden Vater, damit sie zu jeder Stunde erfahren können, wem aus euch sie zu Hilfe eilen sollen; sie sind allzeit vor dem Angesichte des allwissenden Gottes, der unsere Anliegen kennt, der die Gefahren sieht, in denen unser Leben, unsere Unschuld schwebt. Sieht er jemand aus uns bedroht, gleich schickt er einen Engel zu unserer Hilfe, der uns behütet und beschützt.

O so danken wir heute zunächst dem himmlischen Vater dafür, daß er die lieben Engel erschaffen hat; glauben wir fest und zuversichtlich, daß es Engel giebt, und haben wir nichts mit jenen ungläubigen Menschen gemein, die sagen, es giebt keine Engel im Himmel. Machen wir uns allzeit ihres Schutzes würdig, lieben wir sie von ganzem Herzen, damit wir dereinst mit ihnen im Himmel jenen herrlichen Lobgesang anstimmen können, der da lautet: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerscharen, Himmel und Erde sind voll seiner Herrlichkeit!" Amen!

Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten.

„Was der Mensch sät, das wird er auch ernten. Wer in seinem Fleische sät, der wird vom Fleische auch Verderben ernten." (Gal. 6, 8.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der hl. Paulus zeichnet den Galatern ein landwirtschaftliches Bild, um ihnen eine sittliche Wahrheit von weittragender Bedeutung zu veranschaulichen. „Was der Mensch sät, das wird er auch ernten," d. i. wie die Aussaat des Menschen, ebenso auch die Ernte. Dabei ist freilich

nicht zu übersehen, daß der Ernteertrag auch von dem Fruchtboden, der Saatzeit und der Witterung während der Entwicklung der Pflanzen bis zur Reife und während der Einsammlung der Früchte abhängt. Allein die Hauptsache bleibt doch die Beschaffenheit des Saatkornes und seine Aussaat, weswegen der Völkerapostel besonders betont: „Was der Mensch sät, das wird er ernten."

Auch ihr, im Herrn geliebteste Zöglinge, sollt dieses Bild und seine ernste Mahnung wohl beherzigen. Die Jugend ist die Zeit der Aussaat, das Alter ist die Zeit der Ernte; was der studierende Knabe und Jüngling sät, das wird der gereifte, in Amt und Würden stehende Mann ernten. „Wer daher in seinem Fleische sät, der wird vom Fleische auch Verderben ernten" — welch ein ernster Blick in die Schuljahre, in diese Zeit der Aussaat. Denn unter „Fleisch" versteht der Apostel die Sinnlichkeit des Menschen, d. i. das natürliche Strebevermögen in seinen Leidenschaften und Lüsten, so daß der aus dem apostolischen Bilde herausgeschälte Gedanke ist: Wer frühzeitig, in der Jugend, seiner Sinnlichkeit zur Herrschaft über die Vernunft und zum Widerstande gegen die Anregungen der göttlichen Gnade verhilft, der sät in seinem Fleische und wird auch von seinen Leidenschaften und Lüsten zu Grunde gerichtet werden.

Leider hat es in der Neuzeit an solchen nicht gefehlt, welche bei der Erziehung die zarteste Rücksicht auf die Sinnlichkeit der Jugend genommen wissen wollen. Man wollte den Zögling loslösen von der geschichtlichen Vergangenheit, von jeder kirchlichen Gemeinschaft, ja von jeder religiösen Überlieferung. Man wollte nichts voraussetzen als die angeblich von Hause aus durchweg gute Natur des Kindes; alle Erziehung desselben müsse belehrend und überzeugend wirken; habe der Zögling gelernt, das Richtige einzusehen, so werde er es auch ohne Zweifel thun; strenge Zucht oder gar Strafen seien daher verwerflich. Ja man schämte sich nicht, in der allerneuesten Zeit als angebliche Weisheit die Lehre in zündenden Schriften zu verbreiten, daß der Mensch als solcher das Recht und die Pflicht habe, sich selbst und das Seinige überall durchzusetzen, da nur seine natürlichen Triebe als das einzig richtige Maß aller Dinge zu gelten hätten. Kleiden wir diesen Gedanken in apostolische Worte, so lauten sie: Wer in seinem Fleische sät, der wird vom Fleische auch wahres Leben ernten.

Welch ein Gegensatz! Welch eine unüberbrückbare Kluft zwischen Unglauben und Glauben auf dem Gebiete der Jugenderziehung! Die Heilige Schrift sagt ja: „Wir waren alle nach der angeborenen Natur Kinder des Zornes." „Der Sinn und die Gedanken des menschlichen Herzens sind böse von Jugend auf." „Siehe, in Misse-

that ward ich geboren, und in Sünde empfing mich meine Mutter.“ „Nicht was ich will, thue ich, sondern das, was ich hasse, das treibe ich. . . . Ich stimme mit Freuden dem Gesetze Gottes zu nach dem inneren Menschen, ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, welches gegen das Gesetz meines Denkens kämpft und mich gefangen setzt in dem Gesetz der Sünde, das in meinen Gliedern ist. Ich unglücklicher Mensch, wer wird mich erlösen? Dank sei Gott durch Jesus Christus, unsern Herrn.“

Mit diesen grundlegenden Wahrheiten steht im schönsten Einklange die biblische Mahnung, durch eine maßvoll strenge Zucht die natürlichen Leidenschaften und Lüste der Zöglinge einzudämmen sowie Ausschreitungen vorzubeugen. Heißt es ja in den Sprüchen Salomos: „Wer die Rute spart, haßt seinen Sohn. . . . Entziehe nicht einem Knaben Zucht; denn so du ihn schlägst mit der Rute, wird er nicht sterben. Du schlägst mit der Rute ihn, und seine Seele bewahrst du vor der Hölle.“ Und im Buche Jesu, des Sohnes Sirachs, lesen wir: „Wer seinen Sohn liebt, wird stets für denselben die Rute haben, damit dieser Freude habe bei seinem Ende und nicht klopfen müsse an die Thüren der Nächsten.“ Mit Recht haben darum alle christlichen Erzieher wahre Zucht ohne strenge Zurückweisung des sich entwickelnden Bösen nicht für möglich gehalten; auch darin stimmen sie miteinander überein, daß wer die ihm anvertrauten Zöglinge ohne Zucht lasse und ihnen das Böse nachsehe, sie wie einer, der sie hasse, dem sichern Verderben entgegengehen lasse.

Doch der andauernde Erziehungserfolg hängt nicht bloß vom Erzieher, sondern auch vom Zöglinge ab. Darum wende ich mich vorzugsweise an euch, im Herrn geliebteste Zöglinge, und lenke eure ganze Aufmerksamkeit auf das apostolische Wort: „Wer in seinem Fleische sät, der wird vom Fleische auch Verderben ernten.“

Welcher Schüler sät nun in seinem Fleische? — Derjenige, welcher in seiner Jugend den Keim legt zu Lastern und schlechten Gewohnheiten, d. i. zu einer sittlichen Beschaffenheit, welche ihn im späteren Berufsleben zum schlechten Arbeiter macht, welche die Unzufriedenheit seiner späteren Vorgesetzten sowie die Klage seiner späteren Untergebenen hervorruft, welche für die späteren Berufsgenossen eine unerträgliche Last ist.

Den Keim zum schlechten Arbeiter aber legt ein Schüler, wenn er unmäßig, träge, betrügerisch, zerstreut und oberflächlich ist. „Wer mäßig lebt,“ sagt Jesus, der Sohn Sirachs, „der wird sein Leben verlängern.“ „Einem wohlgezogenen Menschen genügt wenig Wein.“ Mortem vocas, dum ventri studes, sagt ein geflügeltes Wort. Beide warnen also vor Unmäßigkeit im Essen und Trinken, weil sie die körperliche Gesundheit zerrüttet, unheilvolle Schwächezustände im Gefolge hat, Lust und Liebe, diese Fittiche zu großen Thaten, raubt und

in der Regel den frühzeitigen Tod herbeiführt. Da ist es denn kein Wunder, daß ein Schüler, welcher in Speise und Trank Maß zu halten nicht lernen will, die so gesunden Kräfte seines Leibes und seiner Seele zu ernster und berufsmäßiger Arbeit untauglich macht. Für seinen Beruf hat er keine Zeit, weil er sie ganz anders verwendet; sein Beruf flößt ihm Ekel ein, weil seine Neigungen auf die Tafelgenüsse gerichtet sind; zur Erfüllung seiner Berufspflichten besitzt er keine Fähigkeit und keinen sittlichen Halt, weil seine Geisteskraft lahm gelegt, insbesondere sein Willensvermögen geschwächt worden ist. So entsteht dann Kränklichkeit, Schwäche, Mangel an gleichmäßigem Fleiße und an Ausdauer. Dazu gesellen sich als ganz natürliche Begleiterscheinungen unheilvolle Trägheit, unliebsame Zerstreutheit und folgenschwere Oberflächlichkeit, mit welchen nahe verwandt ist die Neigung, Schulden zu machen, Betrügereien und Unterschleife auszuführen, unselbständig zu arbeiten und in den Leistungen bedeutend zurückzugehen, so daß das Ergebnis des Schuljahres ein trauriges für den Schüler und seine Angehörigen ist.

Doch das sind ja alles nur Erscheinungen zur Zeit der Aussaat. Wie traurig müssen da nicht erst die Erntefrüchte des späteren Lebens sein? „Denn wer in seinem Fleische sät, der wird vom Fleische auch Verderben ernten." Aus einem solchen Schüler, wenn er seine Schulzeit überlebt, entwickelt sich naturgemäß ein an Leib und Seele grundverdorbener Wüstling im Mannesalter, welcher in den Geselligkeitsformen keine Grenzen kennt, seine Berufspflichten nachlässig und mechanisch, ohne Herzenswärme und Geistesverständnis erfüllt, Schulden macht, wirtschaftlich zurückgeht und frühzeitig unbrauchbar wird. Sehet da den schlechten Arbeiter! Die Familie beweint einen kranken und untauglichen Vater; der Staat verabscheut einen gebildeten Bettler; die Kirche sieht in ihm einen unverbesserlichen Gewohnheitssünder. „Denn was der Mensch sät, das wird er auch ernten."

Den Keim sodann zur Unzufriedenheit der späteren Vorgesetzten legt ein Schüler, wenn er ungläubig, ungehorsam, eitel, geckenhaft, pietätslos, unordentlich und boshaft ist. „Der Anfang des Hochmutes eines Menschen", sagt Jesus, der Sohn Sirachs, „ist Abfall von Gott." Der weise Salomo aber schreibt: „Furcht des Herrn ist Lehre der Weisheit, und der Ehre geht voraus die Demut." Ille . . . et oret, ut . . . abeat fortuna superbis — „Er bitte auch, daß das Glück die Stolzen verlasse" — gilt als geheiligtes Gesetz für den dramatischen Chor. Die Heilige Schrift und die echte Kunst warnen also vor Hochmut, weil er den Abfall von Gott, den Unglauben im Gefolge hat, und dieser das ganze sittliche Leben des Menschen zerrüttet. Da ist es denn kein Wunder, daß der Mangel an Gottesfurcht den Schüler seiner Ehrfurcht vor Gottes Stellvertretern, vor den Vorgesetzten, der geistlichen

und weltlichen Obrigkeit völlig beraubt. Er kennt die Pietät nur noch dem Namen nach; im übrigen befleißigt er sich aller erdenklichen Rücksichtslosigkeit; für seine Vorgesetzten hat er nur Verachtung in Bereitschaft; sein maßloser Hochmut wird zu geckenhaftem Stolz und Übermut. In der Berufsarbeit machen sich Unordnung und Verspätung breit, weil es sich kaum der Mühe verlohnt, die Anordnungen der Schule auch nur einen Augenblick lang zum Gegenstande der Aufmerksamkeit zu machen. Und auch damit ist die traurige Entwicklung noch nicht zum Abschluß gekommen; es folgen vielmehr Bosheit, Ungehorsam, Widersetzlichkeit und offene Auflehnung, so daß ernste Strafen unvermeidlich sind.

Sehet die Aussaat! Wie schlecht müssen da nicht die Erntefrüchte sein? „Denn wer in seinem Fleische sät, der wird vom Fleische auch Verderben ernten." Aus einem solchen Schüler entwickelt sich im Mannesalter auf natürliche Weise ein unbotmäßiger Untergebener, welcher in dem nergelnden Urteile über seine Vorgesetzten keine Grenzen kennt, sich ernsten Tadel und folgenschwere Rügen zuzieht und zuletzt brotlos wird. Die Familie beweint die schwere Schuld eines verblendeten Vaters; die Gesellschaft meidet den schuldbeladenen Zerstörer seines Glückes; die Kirche sieht in ihm ein abschreckendes Beispiel für die Wahrheit: „Den Hochmütigen widersteht Gott." „Denn was der Mensch sät, das wird er auch ernten."

Noch anderes! Den Keim zur Klage seiner späteren Untergebenen legt ein Schüler, wenn er umständlich, unzugänglich und roh ist, oder sich daran gewöhnt, leisezutreten, zu heucheln und zu lügen. Der göttliche Heiland sagte einst zu seinen Jüngern: „Wer groß werden will unter euch, der soll euer Diener sein." Und Thomas von Kempis versichert: „Glaube nicht, daß du nennenswerte Fortschritte gemacht hast, wenn du dich nicht davon überzeugst, daß du hinter allen zurückstehst." Beide warnen vor widerwärtiger Selbstüberhebung, welche sich erdreistet, seinesgleichen wie Untergeordnete zu behandeln. Da ist es denn kein Wunder, daß ein an Selbstüberschätzung leidender Schüler beizeiten anfängt, überaus umständlich zu werden gegenüber seinen gleichwertigen Altersgenossen und Schulkameraden. Allen auch noch so löblichen Absichten und Vorschlägen derselben setzt er stets die ernstesten Bedenken entgegen unter dem Scheine größerer Verstandesreife, Umsicht und Besonnenheit. Er ist für fremde Einsicht und Erfahrung unzugänglich, weil er sich einbildet, alles sicherer zu wissen, besser zu verstehen und klüger einzurichten. Ja er wird scheinbar aufdringlichen, in Wirklichkeit aber liebevoll besorgten Freunden gegenüber ungezogen und roh. Demselben Ziele steuern andere auf einem andern Wege zu: sie haben schon einige Erfahrungen gemacht und wissen, daß polterndes Wesen nur abstößt. Darum ziehen sie es vor, leisezutreten; sie wollen ihre Freunde

nicht verletzen, sondern gewinnen. Darum sind sie vorsichtig, übertrieben höflich; sie heucheln die Annahme freundschaftlicher Ratschläge; wenn sie aber Gefahr laufen, als Heuchler entlarvt zu werden, so lügen sie.

Sehet die Aussaat! Wie schlecht müssen da nicht die Erntefrüchte sein? „Denn wer in seinem Fleische sät, der wird vom Fleische auch Verderben ernten.“ Aus einem solchen Schüler entwickelt sich auf natürliche Weise im späteren Mannesalter ein Vorgesetzter, welcher für seine Untergebenen eine schwere Versuchung und die nächste Gelegenheit zur Unehrerbietigkeit, Lieblosigkeit und Unfolgsamkeit ist. Denn der Rohe vergewaltigt, der Umständliche hat stets Einwände und Bedenken, der Lügner verlegt sich aufs Ableugnen und der Leisetreter hat allzeit Rücksichten zu nehmen. Sehet da den schlechten Vorgesetzten! Die Familie beweint einen allgemein verhaßten Vater, der Staat verabscheut einen an Unbotmäßigkeit der Untergebenen leidenden Beamten, und die Kirche sieht in ihm aufs neue bestätigt das Wort: Nemo secure praecipit, nisi qui bene oboedire didicit. „Denn was der Mensch sät, das wird er auch ernten.“

Noch eins bleibt übrig! Den Keim zur unerträglichen Last für die späteren Berufsgenossen legt ein Schüler, wenn er frech, rechthaberisch, schwatzhaft, empfindlich, neidisch, unverträglich und schadenfroh ist. „Vertilg, o Herr, die trügerischen Lippen alle,“ betet David, „die großsprechenden Zungen, die da sagen: wir wollen unsere Zunge meisterlich gebrauchen: die Lippe uns zur Seite — wer bewältigt uns?“ Und der venusinische Satiriker überschüttet einen Schwätzer mit der köstlichen Lauge seines Spottes und stellt sich, als ob er dazu ausersehen sei, von einem Schwätzer getötet zu werden, so daß er es für eine seiner Lebensaufgaben halten müsse: Loquaces — Si sapiat vitet. Beide verabscheuen also den Frechen. Was Wunder dann, wenn ein dreister Schüler sich in seiner ganzen Umgebung mißliebig macht, weil er stets Recht behalten will und eine widerwärtige Zungenfertigkeit besitzt, die ihm über die Lücken in seinen Kenntnissen hinweghelfen soll. Da er aber vielfach auf erfolgreichen Widerstand stößt, so wird er empfindlich und beneidet andere, welche bei seinen Mitschülern in Ansehen stehen; er wird sodann unverträglich und greift zum letzten Mittel: aus Schadenfreude wird er ein gewissenloser Angeber, welcher die Ehre abschneidet, Ohrenbläserei treibt und verleumdet.

Sehet die Aussaat! Wie schlecht müssen da nicht die Erntefrüchte sein? „Denn wer in seinem Fleische sät, der wird vom Fleische auch Verderben ernten.“ Aus einem solchen Schüler entwickelt sich auf natürliche Weise im späteren Mannesalter ein Amtsgenosse, welcher für seine Berufsgenossen eine unerträgliche Last ist. Durch seine Frechheit erregt er Befremden und Zurückhaltung. Den Rechthaberischen widerlegt

man; bleibt er unverbesserlich, so wird er ein Gegenstand des Gespöttes. Den Schwätzer flieht man auf allen Stegen und Wegen; der Unverträgliche wird geflissentlich gemieden, und der böswillige Angeber wird gehaßt und verfolgt. Seht da den schlechten Berufsgenossen! Die Familie beweint einen vereinsamten Vater, der Staat verabscheut eine solche Zuchtrute der Amtsgenossen, und die Kirche sieht in ihm aufs neue bestätigt das Wort: Nemo secure loquitur, nisi qui libenter tacet. „Denn was der Mensch sät, das wird er auch ernten."

In Christo geliebte Zöglinge! Der schlechte Arbeiter, der strafwürdige Untergebene, der unbrauchbare Vorgesetzte, der lästige Amtsgenosse — das sind Früchte einer Saat, welche das Fleisch zum Nährboden hat. Wer aus euch kann daher noch geneigt sein, der Sinnlichkeit die Herrschaft über die Vernunft einzuräumen? Vielmehr seid darauf bedacht, guten Anregungen zu folgen, die in so mannigfachen Formen sich bemerkbar machen, sei es in der Religionsstunde, sei es im Geschichtsunterrichte, sei es in der guten Lektüre, sei es in den Unterweisungen der Lehrer, sei es in den Gesetzen der Schule, des Staates und der Kirche, sei es in der unmittelbaren Einwirkung Gottes auf euren Willen durch innere Erleuchtung von oben, durch leise Ahnungen und lichtvolle Ausblicke in die Zukunft. Namentlich bittet inständigst um die Gnade, stets die Sinnlichkeit zu zügeln. Wir sollen sie keineswegs vernichten — das hieße Unmögliches verlangen! Wir sollen sie jedoch veredeln, das heißt im Geiste säen. „Und wer im Geiste sät, der wird vom Geiste ewiges Leben ernten." „Die Frucht des Geistes aber ist: Liebe, Freude, Friede, Langmut, Milde, Edelmut, Treue, Sanftmut und Enthaltsamkeit." Von diesem Geiste ist durchdrungen und geleitet „der neue Mensch". „Darum erneuert euch im Geiste eures Gemütes und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist, in Gerechtigkeit und wahrhafter Heiligkeit." Amen!

Am sechzehnten Sonntage nach Pfingsten.

„Jesus sprach zu den Gesetzgelehrten und Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbathe zu heilen?" (Luk. 14, 3.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Das Gesetz, um das es sich im heutigen Evangelium handelt, ist das dritte der zehn Gebote, das vollständig also lautet: „Gedenke, daß du den Sabbath heiligest: sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte

thun; aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes; an demselben sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Ankömmling, der immer in deinen Thoren ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles, was darin ist, aber am siebenten Tage ruhte er, darum segnete Gott den Sabbathtag und heiligte ihn."

Nach dem Wortlaute dieses Gesetzes hätte der Heiland also gesündigt, als er den wassersüchtigen Menschen anfaßte und ihn heilte. Da nun die Pharisäer dieses Gebot buchstäblich verstanden, so fragte der Heiland sie: Ist es erlaubt, am Sabbathe zu heilen? wohl wissend, daß nicht der Buchstabe des Gesetzes, sondern der Geist desselben lebendig macht, und nicht alle Werke am Sabbath verboten sind.

Wenn ich sodann noch darauf aufmerksam mache, daß die heiligen Apostel an Stelle des Sabbaths den Sonntag als Ruhetag angeordnet haben, weil am ersten Tage Gott der Vater Himmel und Erde aus nichts erschuf, Gott der Sohn am ersten Tage der Woche von den Toten auferstand und Gott der Heilige Geist an einem Sonntage über die Apostel herabkam, so erhellt, daß sich jenes dritte der zehn Gebote nicht mehr auf den Sabbath, welcher unser Sonnabend ist, sondern auf den Sonntag bezieht, welcher der erste Tag in der Woche ist, so daß der Sinn des Gebotes lautet: Gedenke, daß du den Sonntag heiligest.

Wir Christen sind also verpflichtet, uns des Sonntags aller knechtlichen Arbeiten zu enthalten. Unter knechtlichen Arbeiten versteht man aber jene, welche früher die Sklaven verrichteten; es gehören dahin alle Feld- und Gartenarbeiten sowie jene, welche durch äußeren Lärm die Sonntagsruhe und die gottesdienstliche Feier stören würden. Es ist dies so natürlich, daß Gott gar nicht mehr Gott und der weise Regierer der Welt wäre, hätte er uns nicht jenes Gebot gegeben. Und doch beobachten so sehr viele Menschen dieses natürlichste aller Gebote nicht. Sie sagen: die sonntägliche Ruhe von den knechtlichen und geräuschvollen Arbeiten wirke störend auf den Wohlstand der Völker ein, indem der Arbeiter durch die Sonntage einen großen Verlust an Arbeitslohn habe. Doch dann müßte vor allem die Natur des Menschen eine ganz andere sein und nach längerer Arbeitszeit nicht der körperlichen Ruhe und geistigen Erholung bedürfen. Wo diese versagt werden, ermattet, wird krank und elend der Körper, so daß er zuletzt noch viele Jahre hindurch alle jene Sonntage auf dem Krankenbett nachholen muß, die er in gesunden Tagen durch Arbeit schändete; diese letzten Lebenssonntage kosten ihn aber mehr, als er durch Vernachlässigung der Sonntagsruhe sich verdiente.

Weil das dritte der zehn Gebote ein so natürliches ist, straft sich auch die Übertretung desselben in so furchtbarer und handgreiflicher Weise.

Die Erfahrung hat es bewiesen, daß der Mensch zur Wiedererlangung seiner Kräfte nach der täglichen Arbeit des nächtlichen Schlafes, und nach sechstägiger Arbeit der sonntäglichen Ruhe bedarf. Wenn darum auch die gesetzliche Sonntagsruhe wegfiele, so würde doch der Einzelne an bestimmten Tagen ausruhen, einfach weil die Natur ihn dazu zwingen würde. Dadurch würde aber die Unordnung eine sehr große werden; denn sobald jeder einzelne Mensch ausruhen kann, wann er will, und nicht wann er soll, beobachtet er keine weise Verteilung der Ruhetage, weil er sie nicht kennt oder weil ihm Weisheit überhaupt unbequem ist. Es werden dann aus einem oft recht viele Ruhetage, an denen der Körper infolge des Genusses der vielen hitzigen Getränke nicht ausruht, sondern aufgerieben wird, an denen der Geist nicht erquickt und erfrischt, sondern umnebelt und ruiniert wird. Und wie steht es denn mit dem Wohlstande der Arbeiter? — Wir müssen beim Arbeiter nicht fragen: Wer verdient mehr? sondern: Wer hat mehr: einer, der nie Sonntag hält oder einer, der sechs Tage arbeitet und am Sonntag körperlich und geistig ausruht? — Der Sonntagsschänder verdient allerdings mehr als der Sonntagsheiliger; aber jener braucht mehr, weil er als Sonntagsschänder nicht christlich leben mag, die Zufriedenheit und Mäßigkeit nicht kennt und oft viele Feiertage unmittelbar aufeinander folgen läßt. Der Sonntagsheiliger braucht weniger und hat mehr als der Sonntagsschänder, der zwar mehr verdient, aber noch viel mehr verbraucht.

Man verschone uns darum mit den Vorspiegelungen einer Vermehrung des Wohlstandes unter den Arbeitern, wenn diese des Sonntags arbeiten. Wer des Sonntags knechtliche Arbeiten verrichtet, schändet in der Regel den der Ruhe und dem Dienste Gottes geweihten Tag und bleibt dafür nicht ungestraft. Er verwildert in sittlicher Beziehung, weil er der Gnaden des Gottesdienstes verlustig geht, keine Predigt hört, die Kirche verachten lernt und zu allen Lastern der Unmäßigkeit, welche bekanntlich viel Geld kosten, fähig wird. So wird in den Sonntagsschändern ein Geschlecht großgezogen, welches wie ein Gespenst die besitzenden Klassen ängstigt, nach fremdem Gute lüstern ist und in den Genuß aller irdischen Lebensgüter seine einzige Aufgabe setzt.

Alle, welche berufen sind, sich um den Nationalwohlstand zu kümmern, sollten demnach den Sonntag und seine kirchliche Feier seitens der Arbeiter nicht vergessen. In dem Sonntage liegt das große Geheimnis, welches wie mit einem Zauberschlage die soziale Frage aus der Welt schaffen würde. Da lernen die Arbeiter Zufriedenheit, die mehr als Gold ist, sowie Ordnungsliebe und ein geordnetes Familienleben, diese Grundpfeiler jeglichen Wohlstandes. Amen!

Am siebzehnten Sonntage nach Pfingsten.

„Jesus sprach: Was glaubet ihr von Christo? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids." (Matth. 22, 42.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der Heiland legte den Pharisäern eine Frage vor, deren Beantwortung ihr Verhältnis zu Jesus klarzulegen vollständig geeignet sein mußte. Der Heiland hatte sich nämlich schon zu wiederholten Malen während seiner öffentlichen Lehrwirksamkeit als den dem Judenvolke und der ganzen Welt verheißenen Messias bekannt und für die Gläubigen auch schon sattsam bewiesen. Bislang waren die Pharisäer zu dieser gedankenvollen Erkenntnis aber nicht nur nicht gelangt, sondern waren sogar des ernstesten Willens, ihn als solchen nicht anzuerkennen. Der Heiland nahm daher Veranlassung, ihnen einmal aus der Heiligen Schrift des Alten Testamentes aufs schlagendste zu beweisen, daß die Vorstellung der Pharisäer vom Messias eine durchaus irrige sei, um uns zu zeigen, daß es so ganz natürlich zugegangen sei, wenn die Pharisäer Jesum als Messias verwarfen. Denn der wahre Messias konnte unmöglich einer falschen Vorstellung, welche sich die Menschen mit oder ohne Grund von ihm machten, entsprechen.

Doch hören wir unsern göttlichen Erlöser selbst; er sprach: „Was glaubt ihr von Christo? Wessen Sohn ist er?" Jesus befragte die Pharisäer, was sie von der Abstammung des verheißenen Messias hielten. Sie antworteten: Von David soll er abstammen. Diese Antwort war nicht falsch, aber auch nicht genau und vollständig. Hätten sie geantwortet: Er solle nur von David abstammen, so wäre sie sogar grundfalsch gewesen. Der Heiland wollte ihnen daher Gelegenheit geben, ihre Antwort zu vervollständigen. Er sprach: „Wie nennt ihn dann David im Geiste einen Herrn, da er spricht: ‚Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe'?" Jesus verweist sie hiermit auf eine Stelle aus dem 109. Psalm, in welcher David den Messias nach uralter Überlieferung der jüdischen Bibelerklärer anredet: „Es hat der Herr, d. i. Gott, zu meinem Herrn, d. i. dem Messias, dem Herrn Davids, gesagt: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe." David hat demnach den Messias als seinen Herrn anerkannt, zu dem Gott der Herr gesprochen: Setze dich zu meiner Rechten. Der Messias ist also nach der Anschauung Davids der Herr Davids, Herr im eigentlichen Sinne, in der Bedeutung eines Gebieters, dem David, der König, sich unterwarf. Wenn demnach der Messias

nach der prophetischen Anschauung Davids selbst der Herr Davids ist, wie ist er denn dann sein Sohn, da es doch unerhört ist, daß ein Vater seinen eigenen Sohn auch seinen Herrn, seinen Gebieter nenne?

Dieses große Rätsel vermochte der pharisäische Scharfsinn trotz aller Bibelkenntnis und trotz des großen Selbstvertrauens, womit die Pharisäer biblische Streitfragen anzuregen pflegten, nicht zu lösen; ja sie fühlten sich sogar beschämt und wagten dem Heilande keine Frage mehr vorzutragen.

Wenn nun auch damals diese Frage des Herrn unbeantwortet blieb, so hat sie doch bald darauf eine vollständig genügende Beantwortung gefunden, welche durch beinahe zwei Jahrtausende schon die mutigsten und treuesten Bekenner aufzuweisen hat. Der verheißene Messias ist der Sohn und Herr Davids: vor diesem scheinbaren Widerspruch erlahmte die Weisheit der Pharisäer, doch der einfache und gesunde Menschenverstand galiläischer Fischer und der scharfe, hochgebildete Geist des hl. Paulus aus der Sekte der Pharisäer und die unbefangene Beobachtungsgabe von zwölf Augen- und Ohrenzeugen löste jenes große Rätsel, indem der von Gott gestärkte Glaube das, was der prophetische Geist der vorchristlichen Zeit geahnt, gehofft und geschaut hatte, festhielt mit aller Kraft, und den Messias als Gottmenschen feierlichst bekannte, so daß er als Gott der Herr Davids und als Mensch der Sohn Davids ist.

Dem hl. Petrus war die Gottheit des Messias so selbstverständlich, daß er feierlichst erklärte: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." Und dieses Glaubens war der Apostel sich so sehr bewußt, daß er jeglichen Vorwurf der Leichtgläubigkeit mit den Worten zurückwies: „Wir folgten nicht gelehrten Fabeln, als wir euch mit der Kraft und Gegenwart unseres Herrn Jesu Christi bekannt machten, sondern wir waren Augenzeugen seiner Herrlichkeit." Und der hl. Paulus, dieser große und gewaltige Geist, erzogen und gebildet in der Schule jener Pharisäer, die noch kurz vorher verstummten, als der Heiland sie fragte: „Wie ist er denn sein Sohn?" — er zeigte seinen gewaltigen Fortschritt, den er gemacht über die pharisäische Schulweisheit hinaus, indem er erklärte: „In Christo Jesu wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig." „Darum sollen sich beugen im Namen Jesu alle Knie derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, und jegliche Zunge soll bekennen, daß Jesus Christus Herr ist zur Ehre Gottes des Vaters." Jesus von Nazareth war für das gläubige Gemüt der Apostel und ihrer Schüler der verheißene Messias, und deshalb zögerten sie keinen Augenblick, ihn als Gott feierlichst zu bekennen, anzubeten und ihm sich unbedingt zu unterwerfen. Jesus Christus war ihnen der Herr Davids nach seiner göttlichen Natur und der Sohn Davids nach seiner menschlichen Natur; er war ihnen der Gottmensch.

Die Thatsache der Menschwerdung des Sohnes Gottes ist und bleibt zwar ein unerforschliches Geheimnis; gleichwohl ist sie eine Thatsache, eine Wahrheit, die wir bekennen in dem apostolischen Glaubensbekenntnis, in welchem es heißt: „Und an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist vom Heiligen Geist, geboren aus Maria, der Jungfrau." Diese Glaubenswahrheit hat für uns eine hohe Bedeutung.

Vergleichen wir die Kirche mit einem nach allen Regeln der Kunst und Wissenschaft aufgeführten Gebäude, so ist jene Glaubenswahrheit das Fundament. Stellen wir uns die Kirche in echt biblischer Weise als einen mächtigen Baum vor, dessen Äste die ganze Erde beschatten, so ist jene Glaubenswahrheit die Wurzel. Und vergleichen wir alle einzelnen Glaubenswahrheiten mit den Sonnenstrahlen, so ist jene Glaubenswahrheit die Sonne selbst. Zerstöret das Fundament, und das Gebäude stürzt laut krachend ein; hauet die Wurzel ab, und der Baum verdorrt; nehmet die Sonne hinweg, und alle Sonnenstrahlen sind mit ihr in demselben Momente verschwunden. Das ist die hohe Bedeutung jener Glaubenswahrheit, wie wir sie uns bildlich zu denken im stande sind.

Sehen wir nun mehr auf die Wahrheit, welche im Bilde dargestellt wurde, so müssen wir sagen: die Lehre von der Gottheit Jesu Christi ist so wichtig und bedeutungsvoll, daß mit derselben das Christentum überhaupt steht und fällt. Ist Christus nicht der Gottmensch, so ist unsere Erlösung nicht vollbracht worden, so ist seine Lehre nicht die ewige Wahrheit, und wir haben nicht die Pflicht, sie zu glauben. Ist Christus nicht Gott, so sind auch die heiligen Sakramente keine wirklichen Sakramente, sondern nichts als leere, inhaltslose Zeremonien, welche rein nichts bewirken, und die ganze neunzehnhundertjährige Kirchengeschichte würde herabsinken zu einer Geschichte des Köhlerglaubens und der Fabeln.

Wir ersehen schon aus diesen leisen Andeutungen, welch hohe Bedeutung der Glaube an Christus, den Gottmenschen, hat. Halten wir darum immerdar an dem Glauben der großen kirchlichen Gemeinschaft, an der Lehre von der Gottheit Jesu Christi fest! Dann werden wir frei bleiben von allen Zweifeln über kirchliche Lehren, Handlungen und Gebräuche. Dann werden wir als lebendige Glieder eingefügt in den großen, bewunderungswürdigen kirchlichen Organismus, in welchem jeder Einzelne eine gewisse Freiheit hat, deren Maß bestimmt ist und sein muß durch die Rücksicht auf den großen Organismus, dessen lebendige Glieder wir sein wollen. Christus, Gott von Gott, sei das A und Ω unseres heiligen Glaubens; er sei gepriesen bis in alle Ewigkeit. Amen!

Am Feste der Geburt Mariä.

(8. September.)

„Der Herr hat mich gehabt im Anfange seiner Wege, ehedenn er etwas gemacht hat, vom Anbeginn." (Spr. 8, 22.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Sonderbar und für den Anfang staunenerregend sind die Worte der heutigen festtäglichen Lektion. Wir feiern das Fest Mariä Geburt, und die Kirche liest die Worte Salomos: „Der Herr hat mich gehabt im Anfange seiner Wege, ehedenn er etwas gemacht hat, vom Anbeginn." Wir wissen doch, daß Maria erst 4000 Jahre nach Erschaffung der Welt geboren wurde, und die Kirche legt heute ihr die Worte in den Mund: „Ich bin eingesetzt von Ewigkeit, von alters her, ehedenn die Erde geworden. Die Tiefen waren noch nicht, und ich war schon empfangen, die Wasserquellen brachen noch nicht hervor, die Berge senkten sich noch nicht in ihrer schweren Last, und vor den Hügeln ward ich geboren." Wir wissen, daß vor Erschaffung der Welt nur Gott allein da war, und doch war nach den Worten der heutigen Lektion Maria schon geboren, „noch ehe Gott die Erde und die Flüsse und die Angeln des Erdkreises gemacht hatte. Als er die Himmel bereitete, war Maria dabei; als er nach genauem Gesetze einen Kreis zog um die Tiefen, als er den Luftraum oben befestigte und die Wasserbrunnen abwog, als er rings um das Meer seine Grenze setzte und den Wassern ein Gesetz gab, ihre Grenzen nicht zu überschreiten, da er die Gründe der Erde legte: da war Maria bei ihm und machte alles, und erlustigte sich Tag für Tag, und spielte vor Gott allzeit und spielte auf dem Erdkreis, und ihre Lust ist, bei den Menschenkindern zu sein".

Merkwürdig! Maria ein Geschöpf Gottes und doch von Ewigkeit her geboren. Wer löst diesen Widerspruch und zeigt uns den rechten Weg zum Ziele? O gewiß, Maria selbst, jener Meeresstern, der da erleuchtet alle Finsternis des Irrtums! Maria selbst sagt uns, daß sie schon längst zur Mutter des Erlösers bestimmt war, noch ehe sie geboren war, noch ehe die Menschen gesündigt hatten, noch ehe die Menschen erschaffen waren. Du großer Gott! wie reich an Weisheit und Erbarmungen bist du doch! Wer kennt deine Wege und deine Ratschlüsse? Noch war der Mensch nicht erschaffen, und du wußtest in deiner Allwissenheit, daß er die Prüfung, welcher du ihn nach deiner Weisheit und Güte unterwerfen wolltest, nicht bestehen würde. Noch ehe du die Erde und den Himmel und alles, was darin ist, aus nichts hervorbrachtest, da wußtest du schon, daß durch den Neid des Teufels die Sünde in die

Welt kommen würde, jene Erbsünde, die durch keines Menschen Kräfte, sondern nur durch das Verdienst deines eingeborenen und in der Zeit menschgewordenen Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi, getilgt werden konnte. Schon damals hattest du bestimmt, daß Maria die Mutter des Erlösers werden sollte. Der erste Mensch also war noch nicht geschaffen, noch war die Erde nicht da, und schon stand der ganze ewige Ratschluß bei Gott fest. Gott wußte in seiner Allwissenheit, daß die ersten Menschen sündigen würden; deshalb beschloß er auch schon von Ewigkeit her, sie zu erlösen durch Jesum Christum, welcher von der allerseligsten Jungfrau Maria in der Fülle der Zeiten geboren werden sollte. Darum konnte Maria wirklich die Worte der ewigen Weisheit auf sich anwenden und sagen: „Der Herr hat mich gehabt im Anfange seiner Wege, ehedenn er etwas gemacht hat, vom Anbeginn."

So stellt sich denn das Fest Mariä Geburt als ein recht eigentliches Fest der göttlichen Vorsehung dar, und wir wollen daher heute miteinander betrachten

den ewigen Erlösungsplan,

wie er in Gott war, noch ehe die ersten Menschen gesündigt und nachdem sie gesündigt hatten.

Möchte diese Betrachtung dazu beitragen, daß wir immer gründlicher erkennen, wie liebevoll der himmlische Vater um unser ewiges Heil von Ewigkeit her besorgt gewesen ist!

„O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege!" Also rufe ich vorerst mit dem hl. Paulus aus, ehe ich es wage, in der Gottheit ewigen Ratschluß mit meinem betrachtenden Geiste mich zu versenken. Und in der That! Ist das nicht ein allzu kühnes und verwegenes Unterfangen unseres schwachen Geistes, als daß wir nicht voll Reue und Zerknirschung des Herzens auf unsere Knie niederfallen und anbeten sollten? Denket euch: wir stellen uns heute vor die unergründliche Gottheit hin, welche von einem unbeschreiblichen Himmelsglanze umflossen in einem unzugänglichen Lichte wohnt. Und dies nicht genug! nein, wir wollen sogar eindringen in jenes geheimnisvolle Leben, Denken und Wirken der allerheiligsten Dreieinigkeit und wollen betrachten den ewigen Erlösungsplan, wie er in Gott war, noch ehe die ersten Menschen gesündigt hatten. O verzeihe, du mein gütigster Gott, dieses unser kühnes Unternehmen! Wir wollen ja nicht grübeln, uns nicht erkühnen, deine unendliche Weisheit zu erforschen, unmöglich ist uns ja dies hienieden; vielmehr wollen wir nur mit demütigem Herzen und gläubigem Gemüte betrachten, was du uns über deine Ratschlüsse geoffenbart hast.

Nun, wohlan denn, so möge jener Heilige Geist, welcher alles erforscht, selbst die Tiefen der Gottheit, unsern Verstand erleuchten und leiten, damit wir nicht irre geführt werden. Der ewige Erlösungsplan liegt vor uns. Gott als das höchste und allweise Wesen machte sich von Ewigkeit her einen Plan, nach welchem er alle Geschöpfe aus nichts hervorbringen wollte. Natürlich müssen wir dabei nicht etwa denken, daß der allweise Gott lange Zeit zur Ausarbeitung seines Planes gebraucht habe; der ganze Schöpfungsplan war fertig, sobald es Gott wollte. In diesem Schöpfungsplane ist jedes einzelne Geschöpf in allen seinen Einzelheiten genau beschrieben. Da steht es, wie viele Millionen Himmelskörper es giebt, wie groß die Sonne ist; da sind die Millionen und Millionen Sonnenstrahlen gezählt; da ist die Schnelligkeit aller Himmelskörper bestimmt. In diesem Schöpfungsplane ist die Erde genau vorgeschrieben, ihre Schwere gewogen, ihre Schnelligkeit abgemessen, ihre Gestalt bestimmt; ach, und alle lebenden und leblosen Geschöpfe auf der Erde, auch diese sind in jenem Schöpfungsplane Gottes angegeben. Ganz besonders aber ist dort festgesetzt, wie der Mensch, das vorzüglichste Geschöpf auf Erden, beschaffen sein soll. Da ist bestimmt, daß er eine unsterbliche Seele, begabt mit Vernunft und Willensfreiheit, erhalten soll; überdies soll er geschmückt und ausgestattet werden mit Heiligkeit und Gerechtigkeit; sein Leib soll aus dem Lehm der Erde gebildet und mit der Seele zu einem geheimnisvollen Ganzen verbunden werden. Jedes einzelne Glied, seine Größe und Schwere, jeder Nerv, jede Pore, jedes Haar ist vorher bestimmt nach jenem Schöpfungsplane. Menschlich gesprochen hatte Gott von Ewigkeit her sich eine sehr genaue und bis ins einzelne eingehende Zeichnung entworfen, nach welcher er dann den Himmel, die Erde und alles, was darin ist, aus nichts hervorbrachte. Das ist der sogenannte Schöpfungsplan, und nach diesem schuf Gott Himmel und Erde so, wie es uns in der Heiligen Schrift genauer mitgeteilt wird. Gott wußte aber auch schon von Ewigkeit her, daß die ersten Menschen, sobald sie einer Prüfung würden unterworfen werden, dem Versucher nachgeben, von der verbotenen Frucht essen und damit sündigen würden. Was Gott nun für diesen so traurigen Fall mit den Menschen zu machen gedenken würde, bestimmte er ebenfalls schon von Ewigkeit her. Und die Bestimmungen dieses göttlichen Ratschlusses sind folgende: Sobald die Menschen das im Paradiese gegebene Gebot übertreten haben, wird die Schlange verflucht, werden die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieben und ein Erlöser wird ihnen verheißen. Die allerheiligste Dreifaltigkeit beschloß sodann, daß die zweite Person in Gott in der Fülle der Zeiten Mensch werden, aus Maria der Jungfrau geboren und zuletzt gekreuzigt werden sollte, um durch den unendlich verdienstvollen Tod die Menschen zu erlösen aus der Knechtschaft des Teufels, der Sünde und

des Todes, um sie mit Gott zu versöhnen und zu Kindern Gottes und Erben des Himmels zu machen. Und alle diese Bestimmungen, welche von der allerheiligsten Dreifaltigkeit von Ewigkeit her waren getroffen worden, nennen wir den Erlösungsplan. Dieses alles war im ewigen Rate Gottes beschlossene Sache, noch ehe die ersten Menschen gesündigt hatten, ja noch ehe sie überhaupt erschaffen waren.

Mit Recht rief ich darum schon zu Anfang mit dem hl. Paulus aus: „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege!" Denket euch das kleinste Tierchen, den kleinsten Käfer, den wir mit unsern Augen nicht zu sehen vermögen; diese Millionen von kleinen Tierchen, welche in einem Glase Wasser leben und sich bewegen, waren von Ewigkeit her im Rate der allerheiligsten Dreieinigkeit vorgezeichnet und bis ins einzelne genau vorgeschrieben. Und das nicht allein: die Menschen, von welchen Gott im voraus wußte, daß sie sündigen würden, sollten nach dem ewigen Ratschlusse Gottes nicht auf ewig verloren gehen, sondern durch Gott selbst erlöst werden. Welch eine unendliche Liebe, Güte und Fürsorge ist doch das! Der Mensch war noch nicht geschaffen, und schon war von Ewigkeit her für den Fall, daß er sündigt, beschlossen, daß alles geschehen sollte, um den Menschen zu erlösen. Wunder auf Wunder sollten sich die Hände reichen, da auf natürlichem Wege die Menschen nicht erlöst werden konnten. Gott selber sollte Mensch werden, da ein Mensch unmöglich dem allgerechten Gott die notwendige Genugthuung leisten konnte. Aus Liebe zu den Menschen, die noch gar nicht einmal geschaffen waren, war dies alles beschlossen; o welche Liebe, welche Fürsorge, welche väterliche Güte und Barmherzigkeit offenbart sich da in dem ewigen Erlösungsplane, wie er in Gott war, noch ehe die Menschen gesündigt hatten!

O und welche Liebe und Weisheit offenbart der ewige Erlösungsplan, wie er in Gott ist, nachdem die Menschen gesündigt haben! Kaum hatten Adam und Eva von der verbotenen Frucht gegessen und das göttliche Gebot übertreten, als ihnen Gott auch schon den von Ewigkeit her in Aussicht genommenen Erlöser ankündigte und verhieß. „Siehe," also spricht Gott zur Schlange, „ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Sie wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihrer Ferse nachstellen." — Seht da den verheißenen Erlöser! Schon im Paradiese begann das Erlösungswerk: die Sünde war vollbracht und die Lossprechung von der Sünde wurde gnädigst von Gott verheißen. Der Teufel hatte in Gestalt einer Schlange gesiegt, und ein Weib, Maria, wurde angekündigt, damit sie der Schlange den Kopf zertrete. Von ihr sollte Jesus geboren werden, der genannt wird Christus, und der sein Volk erlöst

hat aus der Gefangenschaft des Teufels und des Todes. Das war jene erste frohe Botschaft, und wenn auch die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieben wurden und scheinbar von Gott ganz verlassen waren, so sorgte Gott doch von Zeit zu Zeit dafür, daß die Menschen immer eingehender auf den zukünftigen Erlöser vorbereitet würden. Er konnte die gesamte Menschheit durch die Sündflut vom Erdboden vertilgen, aber seines ewigen Erlösungsplanes wegen that er es nicht, sondern rettete Noe und seine Familie, damit sie durch Dankbarkeit gegen Gott verpflichtet wären, seinen allmächtigen Namen anzurufen, Dankopfer ihm darzubringen und die wahre Gottesfurcht und Religion in die Herzen der Nachkommen einzupflanzen. Zwar fielen auch damals wieder sehr viele in die alten Thorheiten und Verkehrtheiten jener Menschen, welche durch die Sündflut auf ewig zu Grunde gegangen waren; aber deswegen war Gott nicht ratlos. Auch dieser beklagenswerte Abfall der Menschen war Gott von Ewigkeit her bekannt und hatte die genaueste Berücksichtigung im Erlösungsplane erfahren. Gott berief jetzt den Abraham aus seiner Verwandtschaft heraus nach dem Gelobten Lande, segnete ihn und seine ganze Habe und gab ihm wegen seines unerschütterlichen Glaubens die Verheißung, „daß in seinem Samen gesegnet sein sollten alle Völker der Erde, denn aus seinem Geschlechte würde der Erlöser der Welt hervorgehen". Doch wie sollte Abraham in seinen Nachkommen gesegnet werden, da er von Sara noch keine hatte und wegen vorgerückten Alters auch keine mehr zu erhoffen hatte? O so höret! Hier wirkte Gott um seines Erlösungsplanes willen ein Wunder, und Sara, die unfruchtbare Gemahlin Abrahams, gebar Isaak, den Sohn der Verheißung, von welchem Jakob abstammte, dessen zwölf Söhne noch bei Lebzeiten ihres alten Vaters zu einem Volke heranwuchsen, welches in Ägypten sich so vermehrte, daß es nach einem vierhundertjährigen Aufenthalte daselbst als ein mächtiges, gottbegeistertes, von Gott selbst geführtes und regiertes Volk auszog, das Land Kanaan eroberte und dort feste Wohnsitze aufschlug. So wurde Abraham, der ohne Zuthun Gottes keine Nachkommenschaft von Sara erhalten hätte, um der Erlösung willen der Stammvater des auserwählten Volkes. Sein Same hatte sich gemehrt wie der Sand am Ufer des Meeres, und in seinen Nachkommen sind auch wirklich gesegnet worden alle Völker der Erde. Denn nunmehr hatte Gott sich ein Volk auserwählt, welches er durch Belehrungen, Ermahnungen und Strafen vorbereitete auf den würdigen Empfang des Erlösers. Zahlreiche Propheten, angetrieben und erleuchtet vom Geiste Gottes, belehren ohne Scheu und Furcht das Volk Gottes sowie seine Könige; sie bewahren den Glauben an den allein wahren Gott; sie ermahnen mit gottbegeisterten Worten das Volk und warnen dasselbe vor dem Götzendienste. „Höret, Himmel; horche, Erde," also spricht Gott bei Jesaias, dem Könige der alttestamentlichen Propheten: „Kinder habe ich

großgezogen und habe sie erhoben; sie fielen aber ab von mir. Der Ochs kennt seinen Herrn, der Esel die Krippe seines Herrn; Israel aber kennt ihn nicht, mein Volk hat keine Einsicht. O das sündige Volk! das Volk beladen mit Frevel! der Same von Missethätern! grundverdorbene Kinder! Verlassen haben sie Gott, gelästert den Heiligen Israels und ihm den Rücken zugekehrt." „Weil also stolz sind die Töchter Zions und einhergehen mit hochaufgeworfenen Hälsen und geschminkten Augen, und mit tändelnden Schritten daherkommen und Spangen an ihren Füßen tragen, so wird der Herr den Scheitel der Töchter Zions kahl machen. Dann wird der Herr allen Schmuck beseitigen, den Schimmer der Fußkettchen, die kleinen Sonnen und die kleinen Monde, die Ohrgehänge, Armbänder und die Schleier, den Kopfputz, die Riechfläschchen, die Spiegel und die weiten Gewänder. Und statt Balsamduft wird Modergeruch sein, statt Gürtel Stricke, statt Haargeflecht Kahlheit, statt eines weiten Mantels ein enger Sack und statt der Schönheit Brandnarben."

Mit diesen erschütternden Worten warnte der majestätische Prophet Jesaias das Volk Israel vor dem Abfalle von Gott. „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und man wird ihn Emanuel, d. i. Gott mit uns, nennen" — mit diesen Worten verheißt derselbe Seher die Ankunft des Erlösers, dessen Mutter eine Jungfrau sein und bleiben werde. Durch den Propheten Michäas aber bezeichnet Gott das Städtchen Bethlehem als den Geburtsort des Erlösers. Und als endlich die von Daniel vorhergesagte Fülle der Zeiten herannahte, siehe, da geschah abermals ein Wunder, und zwar unter dem heiligen Herzen der Mutter Anna. Dort bildete der himmlische Vater seine Tochter, deren Geburtsfest wir heute so feierlich begehen und welche von Ewigkeit her zur Mutter des Erlösers bestimmt war. Merkwürdig! Isaak, der Sohn der Verheißung, wurde durch ein Wunder von seiner Mutter Sara empfangen, wodurch er der eigentliche Vater des auserwählten Volkes wurde. Und Maria, die Tochter der Verheißung, wurde ebenfalls durch ein Wunder von ihrer Mutter Anna empfangen, wodurch sie Mutter des Erlösers und aller Christen wurde. Fragen wir uns aber, warum denn gerade Maria durch ein Wunder empfangen wurde, so ist auch dieses leicht zu erklären, wenn wir dabei den ewigen Erlösungsplan nicht außer acht lassen; denn nach diesem sollte Maria die gebenedeite Mutter des Herrn werden; da durfte sie aber von keiner Sünde, auch nicht von der Erbsünde, befleckt sein; wäre sie nun auf natürlichem Wege empfangen worden, so war sie wie alle natürlichen Nachkommen Adams mit der Erbsünde belastet; deshalb wirkte Gott ein Wunder, und Maria wurde ohne Erbsünde empfangen.

So haben wir denn kennen gelernt, daß Gott von Anfang an bis zur Geburt Mariens die Erlösung des Menschengeschlechts nach einem allweisen Plane vorbereitet hat. Maria war der Grund und das Ziel

aller Veranstaltungen, die von Gott getroffen wurden, um die Erlösung der Menschen zu ermöglichen. Hatte der Sohn Gottes nur erst eine Mutter, unter deren jungfräulichem Herzen er Fleisch werden konnte, so war die Erlösung nicht mehr ferne. Nun, dieses jungfräuliche Herz Mariens wurde heute geboren. Welche Freude darob im Himmel! Der ewige Erlösungsplan ausgeführt vom Vater durch den Sohn und im Heiligen Geiste. Maria, die Tochter des himmlischen Vaters, seine Freude und der Gegenstand seiner Liebe und Güte, ist heute geboren worden; Maria, die Mutter des Sohnes, der die Welt erlöst hat, hat heute das Licht der Welt erblickt. Maria, die keusche Braut des Heiligen Geistes, feiert heute ihren Geburtstag, der für uns, die Erlösten, ein neuer Schöpfungstag geworden ist. O Maria, du herrlicher Sproß Abrahams aus dem Stamme Juda und dem Geschlechte Davids, du Lilie, gepflanzt von Ewigkeit her von der allerheiligsten Dreifaltigkeit, gepflegt von der göttlichen Vorsehung, beschützt durch Gottes Weisheit, deine Geburt wollen wir heute mit Fröhlichkeit feiern, damit du für uns bittest bei Gott durch deinen eingeborenen Sohn unsern Herrn Jesum Christum. Amen!

Am Feste des heiligen Namens Mariä.

(Am Sonntage nach dem Feste der Geburt Mariä.)

„Mein Andenken dauert immer und ewig."
(Eccl. 24, 28.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Wir feiern heute das Namensfest unserer himmlischen Mutter; kein Wunder, daß da alle wahren Marienkinder sich namentlich heute von Herzen freuen und innerlich jubeln, heute ganz besonders gern hierher in das Haus ihrer geliebtesten Mutter geeilt sind, um ihr da oben weithin sichtbares Bild zu betrachten, um ihre Glückwünsche darzubringen, um ihre heiligen Versprechungen zu erneuern, um die Tugend ihrer hochbegnadigten Mutter zu betrachten und nachzuahmen. Ja es ist in der That ebenso geheimnisvoll wie staunenswert: die Marienverehrung unter uns katholischen Christen. Der heilige Name Mariens ist so beliebt, daß Millionen ihn mit Stolz und Ehrfurcht tragen. Die Marienfeste ziehen die Herzen so mächtig an, daß an den der allerseligsten Jungfrau geweihten Tagen unsere Kirchen sich bis auf den letzten Platz mit Andächtigen füllen. Und die katholischen Kirchenlieder sind ja fast durchweg schön und erbaulich; aber saget mir, sind es nicht gerade die Marienlieder, z. B.: „O Mutter

mit dem Himmelskinde", oder: „O Mutter der Barmherzigkeit", welche fast bestrickend auf unsere Ohren und Herzen wirken, uns mit Gewalt zur Andacht hinreißen, uns trösten, wenn wir betrübt sind, und den Balsam des inneren Friedens in unsere von Gram und Schicksalsschlägen so oft verwundeten Herzen träufeln. Wir beten täglich und rufen Maria im ganzen Jahre, durch alle Monate um ihre mächtige Fürsprache an. Namentlich aber ist es der Monat Mai mit seinen lachenden Fluren und mit seinen duftenden Blumen in unsern Gärten, dieser Wonnemonat, den wir voll und ganz Maria weihen! Wir können und sollen ja überall beten; wie kommt es denn, daß es uns alle mit so geheimnisvoller Gewalt nach jenem Orte hinzieht, wo Maria verehrt wird? Wie kommt es, daß wir Maria so innig verehren?

Zunächst ist es uns Herzensbedürfnis. — Christus der Herr ist der Gottmensch; da ist es natürlich, daß alle Vollkommenheiten im höchsten Grade in glanzvollster Majestät uns entgegenstrahlen. Maria aber ist ein Geschöpf wie wir, und doch welch ein Spiegel von Tugenden! Das muß billig unsere Bewunderung erregen. Christus ist der ewige Gott und Herr der ganzen Welt, und aus ehrfurchtsvoller Scheu wagen wir es nicht, zu ihm aufzublicken — Maria aber ist Fleisch von unserem Fleische, gehört uns ganz an, sie ist uns gleichsam verwandt, weshalb wir uns um so lieber an sie wenden. Christus ist bei aller Barmherzigkeit doch unser künftiger und strenger Richter — Maria aber ist die allzeit gütige und milde Jungfrau, deren reines Herz nur Liebe und Mitleid für uns Ärmste hat.

Betrachtet sodann ihren Mut. Welch innigen Anteil sie an dem Erlösungswerke ihres göttlichen Sohnes genommen, wisset ihr! Nichts vermochte sie abzuschrecken oder in ihrem Glauben wankend zu machen, weder der Unglaube ihrer Verwandten noch die Feindschaft der Pharisäer, weder die Lästerungen der Priester noch der Haß ihrer Landsleute, weder der Wankelmut der Apostel noch die Unverschämtheit der Gerichtsdiener und Soldaten. Von der Hochzeit zu Kana in Galiläa an bis zum letzten Atemzuge des Herrn auf Golgatha, vom Anfange bis zum Ende der öffentlichen Wirksamkeit Jesu, von dem Augenblicke an, da sie das Wort hörte: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" bis zu der herzdurchbohrenden Empfehlung: „Sohn, siehe deine Mutter!" auf Reisen wie zu Hause, in der Heimat wie in der Fremde, in Dörfern wie in Städten, in Freuden wie in Leiden, im Leben wie im Tode stand sie ihrem allheiligen aber geschmähten, ihrem unschuldigen aber verurteilten, ihrem geliebtesten aber auch verhaßtesten Sohne treu zur Seite und teilte mit ihm alle Freuden und Leiden. Als ihr göttlicher Sohn mit Schmach und Schande bedeckt am Kreuze hing, und alle Apostel bis auf einen, den jugendlichen Johannes, geflohen waren, wen sehen wir unter dem Kreuze stehen? Es

sind drei mutige Frauen, und die mutigste von allen ist die Mutter dessen, der am Kreuze verblutete! O staunenswerter Mut! Wo die kräftigsten Männer die feigste Flucht ergreifen, wo ein Petrus, der noch kurz zuvor das Schwert gezogen und festzustehen geschworen hatte, nicht zu sehen ist, dort schlagen von Liebe und Mitleid bewegt drei aufopferungsvolle und mutige Frauenherzen, welche die Männer beschämen und mitten im furchtbarsten Sturme wie drei majestätische Trauerweiden ihre Zähigkeit erproben, während die gewaltigsten Eichenbäume geborsten und entwurzelt auf dem Boden liegen! Ja der unüberwindliche Mut Marias, dieser Heldenjungfrau, ist es, der uns unwiderstehlich zur Verehrung hinreißt.

Sie war überhaupt eine gute Mutter. So oft uns im Leben eine gute Mutter begegnet, sind wir gewiß voll Bewunderung. Welche Gefühle haben nicht erst heute beim Verlesen des sonntäglichen Evangeliums uns bewegt. Wir sahen im Geiste einen Leichenzug am Thore des Städtchens Naim. Sie begruben einen Jüngling, den einzigen Sohn einer Mutter, die Witwe war. Witwe, Mutter, Jüngling, was sagen nicht diese wenigen Worte? Ach, und wie oft hat seitdem so manche Mutter ihren einzigen Sohn zum Thore hinaus als Leiche tragen sehen, und der Heiland begegnete ihr nicht, um den unsäglichen Mutterschmerz zu beseitigen! Noch viel häufiger aber sind jene Fälle, in denen die Mutter ihren einzigen Sohn, den sie als Kind bewacht wie ihren Augapfel, den sie behütet vor tausend Gefahren, für den sie so oft gebetet, gearbeitet und Thränen vergossen, den sie gut erzogen, aus dem Thore des Vaterhauses hinausziehen sieht, um ihn verdorben an Leib und Seele, abgestorben der Religion und Tugend, entfremdet Gott und seiner heiligen Kirche wieder zu empfangen. Denn nur wenige Mütter sind so glücklich wie die hl. Monika, welche ihren sittlich verkommenen Sohn Augustinus infolge dreißigjährigen Flehens zum geistigen Leben wieder erweckt aus den Händen des Heilandes zurückempfing, gleich der Mutter im heutigen Evangelium. Eine noch weit bessere Mutter aber war Maria. Wie beschützte sie ihr Kind; denket an den Stall zu Bethlehem, an die Flucht nach Ägypten, an das dreitägige Suchen zu Jerusalem und im Tempel; wie treu hielt sie aus; denket an die Begegnung auf dem heiligen Kreuzwege, an das Kreuz auf Golgatha; so sehr liebte sie als Mutter, daß wir sie verehren als die schmerzhafte Mutter. Ist es da noch ein Wunder, daß Maria so innig verehrt wird?

Und die Liebe ist mächtig! Die größte Liebe hat den mächtigsten Einfluß. Die zartesten Verhältnisse, welche durch die Liebe entstehen, befestigt werden und fortbestehen, sind die Beziehungen des Vaters zur Tochter, der Mutter zum Sohne, des Bräutigams zur Braut. Maria aber ist die geliebteste Tochter des himmlischen Vaters: „ich erlustigte mich täglich und spielte vor ihm allzeit", sagt dieses Töchterchen; sie ist

die geliebteste Mutter des himmlischen Sohnes: „Sohn, siehe deine Mutter!“ spricht der sterbende Sohn zu seinem Lieblingsjünger; sie ist die geliebteste Braut des Heiligen Geistes: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten“, verkündet der Erzengel Gabriel. Einer solchen Tochter kann unmöglich der himmlische Vater etwas versagen, einer solchen Mutter kann unmöglich der himmlische Sohn etwas verweigern, einer solchen Braut kann unmöglich der Heilige Geist etwas abschlagen. Ihre Bitten sind die wirksamsten, welche jemals menschliche Lippen berührten, menschliche Zungen sprachen und menschliche Herzen empfanden. Ihre Worte sind Thaten! O mächtige Himmelskönigin, umgeben von zahllosen Scharen lobsingender Engel, geschmückt mit der Märtyrerkrone, mit dem Schwerte nicht an der Seite, sondern in dem blutenden Herzen, wer möchte nicht zu dir seine Zuflucht nehmen und dich innig verehren mit Herz und Mund!

Doch nicht bloß im Verborgenen, im stillen Herzkämmerlein aller wahren Marienkinder bewährt sich der mächtige Einfluß jener himmlischen Tochter, Braut und Mutter. Auch in dem äußeren Leben der christlichen Gesellschaft offenbart sich ihr Geist. Seitdem die Welt eine Frauengestalt wie Maria bewundern gelernt, ist auch die Stellung der christlichen Töchter, Bräute und Frauen eine ganz andere geworden. Im vorchristlichen Altertume nahm das gesamte Frauengeschlecht eine unwürdige Stellung in der Familie ein. Magd und Sklavin des Mannes zu sein war das gewöhnliche Los der Ehegattin. Selbst in der jüdischen Welt war die Frau allerlei Willkürlichkeiten und Launen des Mannes ausgesetzt, der sie wegen eines kleinen Versehens und wegen unbedeutender Fehler verstoßen und für immer unglücklich machen konnte. In der christlichen Welt dagegen ist die Gattin eine ebenbürtige Lebensgefährtin ihres Mannes, der als glücklicher Bräutigam seiner Braut am Traualtar Liebe, Treue und Ehre versprochen und dieses feierliche Versprechen zu halten hat, bis der Tod ihn scheidet; sie ist Herrin und nicht Magd, sie ist eine Freie und keine Sklavin. Ja, der christlichen Frauen Stellung ist eine ganz andere geworden. Und wenn dem so ist, so hat nächst dem göttlichen Heilande den größten Anteil an der Verbesserung des Frauenloses die allerseligste Gottesmutter, in welcher die hohe Würde des Frauengeschlechtes in vollstem Glanze uns entgegenstrahlt, und die wir so gern Unsere liebe Frau und Herrin nennen.

Überschauen wir jetzt noch einmal die Gründe, weshalb wir Maria so innig verehren, und bedenken wir, daß die Verehrung Mariens uns Herzensbedürfnis ist; weil ihr Mut staunenswert, ihr mütterliches Herz von einem Schwerte durchbohrt, ihr Einfluß bei Gott und den Menschen so mächtig ist, so

brauchen wir uns wahrlich nicht zu wundern, wenn an ihrem hohen Namensfeste die Kirche zu ihrer Beglückwünschung versichert, daß ihr Andenken immer und ewig dauern wird. Ja, der Name Mariens wird selig gepriesen und verherrlicht werden, solange es noch menschliche Zungen giebt und christliche Frauenherzen auf dem weiten Erdenrund schlagen. Drum lasset uns verehren Unsere liebe Frau und Himmelskönigin, solange der Odem unsere Brust bewegt. Maria, du Stolz und Zierde der christlichen Frauenwelt, du Ruhm der ganzen christlichen Kirche, dein süßester Name schwebe auf unsern Lippen in der Stunde unseres Todes! Auf deine mächtige Fürsprache möge sich öffnen die Pforte des Himmels zu unserer ewigen Glückseligkeit. Amen!

Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten.

„In derselben Zeit stand bei dem Kreuze Jesu seine Mutter." (Joh. 19, 25.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Das Fest der Schmerzen Mariä, welches wir heute feiern, versetzt uns unter das Kreuz Jesu. O schmerzenreiches Schauspiel auf Golgatha! Es stand die Mutter neben dem Kreuze, und obgleich die Männer flohen, sie stand unerschrocken. Die Mutter neben dem Kreuze ihres Sohnes! Ihren göttlichen Sohn sah sie mit Schmach bedeckt; o Schmerz für die Mutter! Ihren Liebling sah sie entsetzlich leiden; o Jammer für die Mutter! Und sie konnte ihm nicht helfen; o Elend für eine Mutter! Und sie blickte ihn so mitleidsvoll an; o Thränen für eine Mutter! Und sie hörte die Verhöhnungen; o neue Schmerzen! Und inmitten dieser Schmerzen hörte sie die Stimme ihres Gekreuzigten: „Weib, siehe deinen Sohn!" Es ist das letzte Wort der Liebe zu seiner Mutter; er macht die letzte körperliche Anstrengung; seine Sorge, sein Kummer gilt der Mutter. Sein Herz giebt ihm die Worte ein: „Siehe deine Mutter!" Johannes ist der Glückliche, dem der sterbende Sohn das Teuerste, was er hier auf Erden hatte, seine Mutter, anvertraute. O rührende Liebe, o liebevoller Schmerz! Was ist größer, die Liebe oder der Schmerz? Vor Schmerz mußte die Mutter in den Boden sinken; die Liebe aber hielt sie aufrecht, die Liebe machte sie stark und unerschrocken, wenn auch alles sie verließ.

So ist denn die Mutter die getreueste Lebensgefährtin ihres Sohnes aus reiner Liebe. Fürwahr, eine himmlische, ja göttliche Liebe mußte das Herz

dieser jungfräulichen Mutter durchglühen, sonst konnte sie unmöglich diese Millionen von Leiden ihres zum Kreuzestode verurteilten Sohnes schauen.

Denket an die Neugierde, mit der man die weinende Mutter auf dem Wege nach Golgatha betrachtete. „Das ist die Mutter dieses Verbrechers, sie hat ihn erzogen; wer mag wohl Schuld sein an diesem Ende?" Das waren die Gedanken, das die höhnischen Bemerkungen der Neugierigen. O armes, von allen Seiten geängstigtes Herz Mariä! Wo ist derjenige, welcher dich damals verteidigt hätte; wer zählt die unsäglichen Schmerzen, die Unwissenheit und Bosheit dir bereiteten?

Die Mutter will immer noch lindern und bittet die Henker um menschliches Erbarmen, aber diese glauben, erst recht roh und unbarmherzig sich betragen zu müssen. Die Mutter bittet um Gnade, und die Henker antworten mit Hohngelächter. Die Mutter wendet sich in ihrer Herzensangst an alle Zuschauer und fleht um Hilfe. Aber, o wehe, sie bleiben regungslos! Da sieht die Mutter ein Paar Augen thränenfeucht; sie glaubt ein mitleidiges Herz gefunden zu haben; sie eilt händeringend dahin; sie bittet und fleht; o wie gern möchte jene mitleidsvolle Seele helfen; aber gegen die Gewalt ist alles vergebens. O vergebliches Mühen und Hoffen der Mutter, die ihren Sohn nach Golgatha begleitete! So muß es denn geschehen, was sie so gern abgewendet hätte; das Schrecklichste soll ihr Herz befallen; der Tod, ach, und der schmachvollste, ist gewiß! O bitterer, schmerzenreicher Gang! Wer zählt die Schmerzen und Thränen, wovon du ein stummer Zeuge gewesen bist?

Doch da hält der Zug plötzlich an; alles drängt sich auf einen Punkt. Was ist geschehen, so fragen sich die Guten. O neuer Schmerz für die beklagenswerte Mutter! Der göttliche Heiland ist zusammengesunken unter der schweren Kreuzeslast; seine Kräfte sind zu Ende. Die Mutter eilt hinzu: o jammervoller Anblick! Ein Blick des göttlichen Sohnes, o Quelle des Schmerzes! Die Mutter will unterstützen und helfen, aber unbarmherzig wird sie von grausamen Händen hinweggestoßen. Hohn und Spott dringen an ihre Ohren; Fluchworte begleiten diese Schandthat. Da wanket der göttliche Sohn den Berg hinan. Wie er sich mühet, um nicht wieder zusammenzusinken! Wie er sich beherrscht, um nicht vor Schmerzen zu weinen, um der Mutter Thränen nicht noch zu vermehren! Jetzt ist er am traurigen Ziele, das Kreuz liegt am Boden. Noch einmal wendet er sein göttliches Antlitz zur Mutter; ein liebevoller Blick ist der Dank für die Liebe. Sein Angesicht ist von Angstschweiß und Blut ganz entstellt. Da wird ihm der Leibrock vom Leibe gerissen. O schmerzenreicher Rock, von der Hand Marias gefertigt, du reißt ja die kaum vernarbten Wunden wieder auf! Doch, o wehe! noch hat Maria nicht ausgelitten, neue Peinen, neue Schmerzen erwarten ihr reinstes Mutterherz. Sie hört durch den Knäuel von Menschen, welche sich um

das unschuldige Opfer drängen, die dumpfen Hammerschläge; jeder Schlag ist ein Stich in ihr armes Herz. Da erhebt sich das Kreuz, und wieder erblickt sie ihren geliebten Sohn. O was muß das für ein Schmerz für die Mutter gewesen sein! Sie hörte ihn beten: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ So brennend waren seine Schmerzen, daß er sprach: „Mich dürstet!“ Die Mutter bereitete ihrem Kinde den süßesten Trank, und nun muß sie es mitansehen, wie demselben geliebten Sohne Galle und Essig gereicht wurde. Mit Recht konnte Maria von sich sagen: O ihr Menschenkinder, kommt alle und schaut, ob ein Schmerz so ist wie der meinige! O gewiß! Kein Mensch hat so große und so viele Schmerzen empfunden wie Maria. Deshalb klagt auch der Prophet Jeremias: „Mit wem soll ich dich vergleichen? Groß wie das Meer ist dein Schmerz!“

Ach, du Mutter, du Quelle der Liebe, laß mich empfinden die Kraft des Schmerzes, damit auch ich mit dir traure! Laß mein Herz erglühen in der Liebe zu Christus, damit ich ihm gefalle! Heilige Mutter, das thue, präge die Wunden des Gekreuzigten meinem Herzen kräftig ein! Laß mich mit dir wahrhaft weinen und den Gekreuzigten bemitleiden, solange ich lebe; ich verlange neben dem Kreuze mit dir zu stehen und mit dir zu klagen! O wie traurig und bedrängt warst du Gebenedeite, Mutter des Eingeborenen! Wo ist ein Mensch, der nicht weinte, wenn er Christi Mutter in so großer Pein erblicket!

Fürwahr! Es gehört ein hartes Herz dazu, um die Schmerzen Mariä unbeachtet zu lassen. Bedenket, daß Maria ein Geschöpf ist und damals noch nicht so vollkommen wie jetzt in die Pläne der göttlichen Vorsehung eingeweiht war; sie war Mutter und empfand die Leiden ihres göttlichen Sohnes doppelt schmerzlich. — Darum, o Königin der Märtyrer, bitte für uns! Du hast ja neben dem Kreuze Jesu gestanden. Durch die Kraft so vieler Schmerzen — verleihe, daß wir uns freuen im Himmelreiche. Amen!

Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

„Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt.“ (Matth. 22, 2.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Es war in der Woche, da der Herr Jesus gekreuzigt wurde, als er im Tempel lehrte. Drei volle Jahre und darüber schon hatte er öffentlich gewirkt. Mit Recht hielt er darum am Schlusse dieser Wirksamkeit

eine Umschau und betrachtete die Erfolge seiner Thätigkeit. Sein Hauptbestreben war gewesen, die Juden von der Wahrheit seiner Lehre zu überzeugen und für den Eintritt in seine Kirche zu gewinnen. Allein, um es nur bald zu gestehen, der Heiland konnte es sich nicht verhehlen, daß nur verhältnismäßig sehr wenige unter den Juden Palästinas an ihn glaubten. Das ist der kurze Inhalt des heutigen Evangeliums.

Der Heiland sprach zu den Hohenpriestern und Pharisäern: „Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt." Das Himmelreich ist die Kirche; alle, welche Mitglieder der Kirche werden, gehen mit Christo, dem Sohne Gottes, eine so innige Gemeinschaft ein, daß der Herr diese Lebensgemeinschaft mit großer Vorliebe eine Hochzeit nennt. „Der König sandte nun seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen, und sie wollten nicht kommen." Die Geladenen sind die Juden, welche von Gott zu verschiedenen Malen aufgefordert wurden, an ihn und den zukünftigen Erlöser zu glauben. Unter den Knechten, welche Gott aussandte, um die Juden zum wahren Glauben zu berufen, sind vornehmlich die Propheten zu verstehen; allein die Juden achteten nicht auf die Propheten, sie wollten nicht kommen. „Abermal sandte der König andere Knechte aus, und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Mastvieh sind geschlachtet und alles ist bereit: kommet zur Hochzeit." Gott wird nicht müde, die Juden noch einmal zum Eintritt in die Kirche aufzufordern; er sendet andere Knechte, die Apostel, aus, welche den Geladenen sagen sollen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, die Kirche ist gegründet, kommet zur Hochzeit, tretet in die Kirche ein und lasset euch bekehren.

„Sie aber achteten es nicht und gingen ihre Wege: einer auf seinen Meierhof, der andere zu seinem Gewerbe. Die übrigen aber ergriffen seine Knechte, thaten ihnen Schmach an und ermordeten sie." Hiermit schildert der Heiland das Los der Apostel. Die Juden achteten gar nicht erst auf die Predigt der Apostel und gingen ihren täglichen Beschäftigungen nach. Ja einige von ihnen, wie z. B. die Hohenpriester und Pharisäer, ergriffen sogar die Apostel, kerkerten sie ein, geißelten und beschimpften sie; ja einzelne Apostel und Schüler derselben wurden sogar ermordet.

„Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken." Gott strafte das jüdische Volk für seinen Unglauben und für sein Verhalten den Aposteln gegenüber. Er ließ es zu, daß das jüdische Volk in einen großen Krieg verwickelt wurde, infolgedessen die Mörder der Apostel

umkamen, die Stadt Jerusalem in Brand gesteckt und von Grund aus zerstört wurde.

„Dann sprach der König zu seinen Knechten: Das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren dessen nicht wert." Die Kirche war zwar gegründet; aber das jüdische Volk Palästinas, das schon zu wiederholten Malen aufgefordert worden war, in die Kirche Jesu Christi einzutreten, war dessen nicht wert; Gott gab daher den Aposteln den Auftrag: „Gehet also auf die offenen Straßen und ladet zur Hochzeit, wen immer ihr findet." Sie sollten das Gelobte Land verlassen und in aller Herren Länder gehen und alle Völker, Heiden und Juden, zum Eintritt in die Kirche auffordern. „Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten alle zusammen, die sie fanden, Gute und Böse, und die Hochzeit ward mit Gästen ganz besetzt." Die Apostel wurden außerhalb des Gelobten Landes, unter den Heiden, sehr reich belohnt für ihre apostolische Wirksamkeit. Sehr viele Heiden glaubten an die christliche Heilslehre, weshalb zahlreiche Christengemeinden gestiftet wurden, so daß die Kirche nun sehr viele Mitglieder, gute und böse, zählte.

„Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen, und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid anhatte." Dabei können wir nicht begreifen, wie der König sich noch wundern kann, daß einer seiner Gäste kein hochzeitliches Kleid trägt; waren doch fast alle Gäste von der Straße in den Hochzeitssaal geführt worden; waren sie doch alle zumeist sehr arm und bedürftig. Wir sind daher weit eher geneigt, uns darüber zu verwundern, daß bloß ein einziger Gast kein hochzeitliches Kleid anhatte. Indessen nach morgenländischer Sitte schenkte der König jedem, den er zu einem Gastmahle einlud, ein kostbares Feierkleid, welches der Geladene beim Gastmahle tragen mußte, wollte er nicht den Zorn seines Königs erregen. Alle, welche von des Königs Knechten auf den Straßen zusammengebracht und in den Hochzeitssaal geführt worden waren, hatten daher auch Feierkleider geschenkt erhalten, so daß es gewiß die alleinige Schuld jenes Menschen war, wenn er ohne hochzeitliches Kleid erschienen war und den gerechten Zorn seines königlichen Gastgebers herausforderte. In gleicher Weise schenkt auch Gott jedem bei seinem Eintritte in die Kirche ein Feierkleid. Der Eintritt in die Kirche geschieht aber durch den Empfang der heiligen Taufe, und in der Taufe empfängt jeder das weiße Kleid der Unschuld. Ach, wie viele Mitglieder der Kirche haben dieses hochzeitliche Kleid nicht mehr an! Gott duldet sie indes in der streitenden Kirche hier auf Erden, weil er hofft, daß sie das Kleid der Unschuld mit seiner Gnade wieder erlangen werden. Wenn sie aber

ohne dasselbe vor seinem Richterstuhle erscheinen sollten, dann wiederholt sich dasselbe, was jenem Unglücklichen im heutigen Evangelium begegnete.

„Und der König sprach zu ihm: Freund! wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhast? Er aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße, und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis; da wird Heulen und Zähneknirschen sein." Der König fragte ihn, wie er ohne hochzeitliches Kleid hereingekommen sei; der Gastgeber vermutete, daß es ein Versehen der Diener gewesen, welche aus Nachlässigkeit oder im Drange der Geschäfte es verabsäumt haben mochten, ihm ein Feierkleid zu schenken. Als jener aber verstummte und der Mangel des hochzeitlichen Kleides als eigene Schuld nachgewiesen war, ließ ihn der König in die äußerste Finsternis werfen. Auch hier haben wir des besseren Verständnisses wegen einiges uns zu merken. Die morgenländischen Könige gaben ihre großen Gastmähler des Abends; da war denn der ganze Palast hell erleuchtet, so daß es schien, als ob das Haus ein großes Feuermeer wäre. Wenn nun jemand aus dem so hell erleuchteten Saale hinaus in den Hof trat, so konnte er, geblendet von dem hellen Lichte der Zimmer, die Hand vor den Augen nicht sehen; die natürliche Finsternis der Nacht wurde dadurch für das geblendete Auge zur äußersten Finsternis, weshalb er in seiner Ratlosigkeit, wohin er sich wenden sollte, zu jammern und zu heulen anfing, wozu sich dann gewöhnlich noch Frost und Zähneknirschen gesellte, weil die nächtliche Kälte doch gar zu sehr abstach von der Wärme in den Zimmern des Palastes und von der Hitze der Getränke, welche dort genossen wurden. So haben wir denn beim Hinauswerfen jenes Unglücklichen in die äußerste Finsternis nicht an einen finstern Kerker zu denken, sondern daran, daß er aus dem hellerleuchteten Hochzeitssaale in die stockfinstere Nacht hinausgeworfen wurde.

Ähnlich ergeht es auch allen Christen, welche das hochzeitliche Gewand der Taufunschuld verloren haben und ohne dasselbe vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen. Sie werden ausgeschlossen von dem himmlischen Mahle aller Seligen und in die äußerste Finsternis der Hölle gestoßen, wo sie beim Gedanken an die Freuden ihrer Brüder im Himmel heulen und vor Peinen mit den Zähnen knirschen werden. Ach, möchten wir nicht bloß zu den Berufenen, sondern auch zu den Auserwählten gehören! Amen!

Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

„Der König schickte seine Diener aus, die zur Hochzeit geladenen Gäste zu berufen; sie wollten aber nicht kommen." (Matth. 22, 3.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Je näher der Herr dem Ende seines Lebens kam, desto rasender wurde der Haß seiner Todfeinde, und desto vorsichtiger benahm sich der göttliche Meister, um nicht zu reizen und um den kostbaren Opfertod zu der vom Vater von Ewigkeit her festgesetzten Stunde in heiligstem Gehorsam zu erleiden. Zu diesen Vorsichtsmaßregeln gehörten nach altisraelitischem Herkommen auch die Gleichnisreden, welche schon oft die erprobte Kraft bewiesen hatten. Als der Prophet Nathan vor dem König David stand, um ihm die Sünde des Ehebruches und des Gattenmordes vorzuhalten, erzählte er ihm die wunderbar hübsche Parabel vom reichen Manne, der sehr viele Schafe hatte und gleichwohl dem armen Manne sein einziges Lämmlein, das mit diesem aus einer Schüssel aß, raubte, schlachtete und seinem Gaste vorsetzte. Als David diese Erzählung, welche Nathan erdichtet hatte, um den Zorn des Königs zu bändigen und ihn selbst in seinem schwer belasteten Gewissen zu treffen, gehört hatte, rief er, ohne an sich zu denken, voll Entrüstung aus: Dieser Mann ist des Todes schuldig. Da antwortete Nathan siegesfroh: Dieser Mann bist du! — Tief ergriffen von dieser Wendung, dichtete der König den 50. Psalm, in welchem er sein von Reue zerknirschtes Herz ausschüttete, und welcher mit den Worten beginnt: „Erbarme dich meiner, Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit, und nach der Menge deiner Erbarmungen tilge meine Missethat!" Hätte Nathan sofort mit der Vorhaltung begonnen und etwa gesagt: Warum hast du, o König, Bathschaba, die Ehefrau deines treuen Dieners Uria, zum Ehebruch verleitet, ihren Mann ermordet und sie selbst dann zum Weibe genommen, fürwahr es hätte solche Sprache der unverblümtesten Offenheit den willkürlich schaltenden König in Wut versetzt und dem Propheten das Leben gekostet. So aber verfuhr er vorsichtig, erzählte eine erdichtete Begebenheit, ließ den König sich selbst verurteilen und rettete das sittliche Leben seines Königs und sein eigenes leibliches Leben. Ähnlich hatten die Propheten schon vor ihm gehandelt; ähnliche Vorsicht wendete nach ihm der große Prophet Jesaias an. Vor allem aber war es der König der Propheten, der göttliche Meister, welcher neben der schärfsten Offenheit auch die in Gleichnissen verhüllte Milde und Vorsicht walten ließ, damit sich an ihm erfüllte, was Jesaias geweisagt hat: „Er wird nicht zanken, noch schreien; das geknickte Rohr wird er nicht zer-

brechen, noch wird er auslöschen den glimmenden Docht, bis er das Recht zum Siege führt."

Das geknickte Rohr, der glimmende Docht — es sind Bilder für das dem Untergange nahe gebrachte jüdische Volk. Der Herr wollte es retten durch die Stiftung seiner Kirche, dieses Himmelreiches, das einem Könige gleicht, der seinem Sohne Hochzeit hielt und seine Diener ausschickte, die zur Hochzeit geladenen Gäste zu berufen, aber sie wollten nicht kommen; sie achteten es nicht, sondern gingen hin, einer in seinen Meierhof, der andere zu seinem Gewerbe, und die übrigen ergriffen seine Diener, beschimpften und töteten sie. Das heißt, herausgeschält aus der Hülle des Gleichnisses: Ein Teil der jüdischen Zeitgenossen Jesu mochte um irdischer Vorteile willen nicht in die christliche Kirche eintreten. Andere Juden aber ließen es bei der bloßen Gleichgültigkeit nicht bewenden. Sie beschimpften und töteten die Diener der Kirche. Deswegen erging der Befehl: „Gehet auf die Straßen hinaus und ladet zur Hochzeit, wen immer ihr findet!" d. i. wendet euch an die Heidenwelt und nehmet sie durch die heilige Taufe in die Kirche auf. Da wurde der Hochzeitssaal mit Gästen angefüllt.

Wir wollen nun im engsten Anschlusse an das herrliche Gleichnis des heutigen Evangeliums miteinander zweierlei betrachten:

1. den göttlichen Gnadenruf an die Nationen im Laufe der Geschichte und
2. den göttlichen Gnadenruf an die einzelnen Menschen im Laufe ihres Lebens.

Der göttliche Heiland war in diese Welt gekommen, um inmitten des auserwählten Volkes der Juden zu wirken; denn, so belehrt er die Samariterin am Jakobsbrunnen, von den Juden solle das Heil ausgehen. Danach werde die Zeit kommen, da die wahren Anbeter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten werden. So kam es, daß der Herr nur selten die Grenzen des eigentlichen Palästina überschritt, seine Wirksamkeit auf das Heilige Land beschränkte und auch innerhalb desselben fast nur an die Juden mit seiner erlösenden Thätigkeit sich wandte. Denn die Ausnahmen, welche er mit den Samaritanern machte, in deren Stadt er auf vieles Bitten zwei Tage blieb, und die Begebenheit mit dem kananäischen Weibe, deren kranke Tochter er nach wiederholtem Bitten heilte, solche Ausnahmen bestätigen doch nur die Regel. Hatte der Herr ja anfangs das kananäische Weib sehr ernst abgewiesen mit den Worten: „Man nimmt nicht den Kindern das Brot und giebt es den Hunden", und erst dann die Bitte der Heidin erhört, als diese sich nicht verletzt zeigte durch die Vergleichung der Heiden mit Hunden, sondern flehentlich bat: Herr, die Hündlein bekommen doch die Brosamen, welche vom Tische

herabfallen, weswegen der Heiland ausrief: „Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!“ Aber solche vereinzelte Fälle waren Ausnahmen und nicht die Regel. Der Regel entsprach es daher vollkommen, als der Herr seinen erwählten Aposteln die Weisung gab: „Wendet euch nicht auf die Wege der Heiden, und gehet nicht ein in die Städte der Samaritaner, sondern gehet vielmehr zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.“

Die große Masse des jüdischen Volkes aber, wie der Herr es selbst erfahren und im heutigen Gleichnis auch für die Zukunft weissagt, „wollte nicht kommen“. Als der Herr gen Himmel fuhr, hinterließ er als Frucht seiner etwa dreijährigen Wirksamkeit im ganzen hundertzwanzig solcher, die an seinen Namen glaubten. In Wahrheit ein winziges Senfkörnlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säte.

Und als der Herr nach seiner glorreichen Himmelfahrt sich durch seine zwölf Apostel zum zweitenmal durch volle 15 Jahre an die große Masse des jüdischen Volkes mit den Worten des heutigen Gleichnisses wandte: „Saget den Geladenen: Sehet, ich habe mein Mahl bereitet, kommet zur Hochzeit, so achteten sie es nicht, sondern gingen hin, einer in seinen Meierhof, der andere zu seinem Gewerbe; die übrigen aber ergriffen seine Diener, beschimpften und töteten sie.“ Zwei Gruppen sind leicht zu erkennen. Die Gleichgültigen kennzeichnet irdischer Sinn, Selbstsucht und Habsucht. Ihr Blick war beschränkt auf Geld und Geldeswert; für höhere und höchste Dinge, namentlich für himmlische, hatten sie keinen Sinn; sie entbehrten jeglicher Empfänglichkeit für die Aufnahme der göttlichen Einladung zum Eintritt in die Kirche. Sie waren die leiblichen und auch geistesverwandten Nachkommen jener Söhne Jakobs, welche ihren Bruder Joseph für 20 Silberlinge, d. i. für 52 Mark, nach Ägypten verkauft hatten. Sie waren die Geistesverwandten jener, welche im Tempel zu Jerusalem Ochsen, Schafe und Tauben feil boten und Geld wechselten und ein Bethaus zu einem Kaufhause und einer Räuberhöhle machten. Es waren jene, welche schon damals alle Fäden des Welthandels in ihren Händen hielten und sich zu diesem Zwecke an den Ufern des Mittelmeeres, d. i. an der großen Wasserstraße des Weltverkehres im römischen Weltreiche, niedergelassen hatten. Es waren jene, welchen der Herr zurief: „Niemand kann zwei Herren dienen; ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Es waren jene, von denen der Herr zu seinen Jüngern sagte: „Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich in das Himmelreich eingehen.“ Da ist es denn kein Wunder, daß der Herr von ihnen im Gleichnisse erzählt: „Sie achteten es nicht, sondern gingen hin, einer in seinen Meierhof, der andere zu seinem Gewerbe.“

„Die übrigen aber ergriffen seine Diener.“ Das waren nicht Gleichgültige, sondern Übereifrige, blind Wütende, welche ähnlich wie Saulus

sich hervorthaten im Judentume und heftig eiferten für ihre väterlichen Satzungen. Es waren die jüdischen Politiker und Gewalthaber, welche eifersüchtig und neidisch waren auf den Herrn und seinen Einfluß und sich verrieten mit der Äußerung: „Dieser Mensch thut viele Zeichen! Wenn wir ihn so gewähren lassen, so werden alle an ihn glauben; und es werden die Römer kommen und unser Land und Volk wegnehmen." Es war der Hohe Rat, über welchen der hl. Lukas in der Apostelgeschichte berichtet: „Es erhob sich der Hohepriester, und alle, die es mit ihm hielten, wurden voll Eifers, legten Hand an die Apostel und warfen sie ins Stadtgefängnis", ja sie beschimpften sie, „indem sie die Apostel mit Ruten geißeln ließen" und „sie töteten". So wurde der erste Bischof von Jerusalem, der hl. Jakobus der Ältere, von dem vorletzten Könige aus der Familie des Herodes, von Herodes Agrippa I., um das Jahr 42 mit dem Schwerte enthauptet. Der zweite Bischof von Jerusalem aber, der heilige Apostel Jakobus der Jüngere, welcher selbst für das jüdische Gesetz eiferte und wegen seines vielen Kniens beim Gebete auf den Knien eine Haut hatte so dick wie die eines Kameles, wurde auf Betreiben des Hohenpriesters im Jahre 62 von der Zinne des Tempels herabgestürzt und dann mit einer eisernen Keule erschlagen. Da ist es denn kein Wunder, wenn der Herr im Gleichnisse weissagend weiter erzählt: „Als der König dies hörte, ward er sehr zornig, sandte sein Kriegsheer aus, brachte die Mörder um und zündete ihre Stadt an." Denn schon acht Jahre nach dem Märtyrertode des hl. Jakobus, im Jahre 70, wurde Jerusalem samt dem wundervollen Tempel durch den römischen Feldherrn Titus von Grund aus zerstört, und über eine Million Juden starben bei diesem Anlaß entweder vor Hunger oder an der Pest oder am Kreuze. Nie hat die Welt ein grauenvolleres Blutbad gesehen. Und als die Juden unter dem römischen Kaiser Hadrian, welcher von 117—138 regierte, sich noch einmal empörten, erhielt Jerusalem den römischen Namen Älia Capitolina, deren Weichbild zu betreten unter Androhung der Todesstrafe den Juden untersagt wurde. Aus der heiligen Stadt vertrieben, zerstreuten sich die Juden in aller Herren Länder. „Das Hochzeitsmahl war zwar bereitet, aber die Geladenen waren dessen nicht wert." „Deswegen gehet auf die Straßen hinaus und ladet zur Hochzeit, wen immer ihr findet."

Einmütigen Sinnes zogen daher die Apostel aus und *verkündigten den Heiden die christliche Heilswahrheit*. Sie erinnerten sich an das Wort des Bußpredigers am Jordan: „Saget ja nicht bei euch: Wir haben Abraham zum Vater! Denn ich sage euch, Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken." Es zeigte sich, daß nicht die leibliche Abstammung von Abraham die Mitgliedschaft der kirchlichen Gemeinschaft bedingen sollte, sondern daß nach der Versicherung des Herrn nur diejenigen seine Brüder und Schwestern sein sollten, welche

den Willen seines himmlischen Vaters thun würden, gleichviel ob sie von jüdischer oder heidnischer Herkunft sein würden. Und in diesem Sinne konnte der hl. Paulus, der Völkerapostel, an die Römer schreiben: „Beim Falle der Juden ward das Heil dem Heidentum."

Dem Rufe: „Gehet auf die Straßen hinaus!" folgte der Diakon Philippus, als er sich zu dem Wagen des von Jerusalem heimkehrenden Kämmerers der Königin von Äthiopien hielt, in den Wagen stieg, dem Kämmerer eine Weissagung Jesaias' erklärte und ihn im nächsten Wasser taufte. — Dem Rufe: „Gehet . . ." folgte der hl. Bonifatius, der Apostel der Deutschen, als er im 8. Jahrhundert bei Geismar die uralte, der heidnischen Gottheit geweihte Donnereiche mit eigener Hand in Gegenwart zahlreich erschienener deutscher Götzendiener fällte, ohne dafür gestraft zu werden von der beleidigten Majestät der deutschen Götzen, wie es die heidnischen Zeugen erwartet hatten. — Dem Rufe: „Gehet . . ." folgte die böhmische Prinzessin Dubrawka, wie sie als Braut durch Schlesien zog, um sich mit dem heidnischen Polenherzog Mieško zu vermählen und ihn binnen Jahresfrist für das Christentum zu gewinnen. Dem Rufe: „Gehet . . ." folgte der heilige Reichsfürst Otto, Bischof von Bamberg in Baiern, als er im 12. Jahrhundert durch Schlesien nach Posen und Pommern zog, um predigend und taufend die Pommern und ihre große Stadt Stettin mit der christlichen Kirche bekannt zu machen. — Dem Rufe: „Gehet . . ." folgte der aus den besten Söhnen deutscher Gaue sich zusammensetzende deutsche Ritterorden, als sein Heer im Jahre 1230 bei Thorn preußischen Boden betrat und binnen 50 Jahren die heidnischen Preußen zum Christentum bekehrte. So wurde im Laufe der Geschichte, wenn wir nur an unser engeres Vaterland denken, der Hochzeitssaal unseres Gleichnisses mit Gästen angefüllt. Zwar gab es darin neben den Guten auch Böse, auch solche, die kein hochzeitliches Kleid angezogen hatten. So überliefert uns die Geschichte, daß die polnische Gesetzgebung nur durch drakonische Gesetze den Hochzeitssaal unseres Gleichnisses zu reinigen vermochte — wurden ja denen, welche die kirchlichen Fastengebote nicht beobachteten, die Zähne ausgebrochen, wurden ja Ehebrecher öffentlich gestäupt und diejenigen, welche ins Heidentum zurückfielen, ihres Vermögens beraubt und zum Tode verurteilt. Allein die Bösen im Hochzeitssaale dürfen uns nicht befremden, da die Kirche eben jener Acker ist, auf welchen der Feind, als die Leute schliefen, mitten unter den Weizen Unkraut säte. Befremdlicher dagegen will es uns erscheinen, daß der König sich darüber wunderte, daß von allen von der Straße Herbeigeholten nur einer kein hochzeitliches Kleid angezogen hatte, und daß dieser an Händen und Füßen gebunden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen wurde. Denn die Diener hatten ja alle herbeigebracht, die sie fanden, und würden wir es daher ganz natürlich finden, wenn kein einziger ein hoch-

zeitliches Kleid getragen hätte. Allein so scheint es nur. Die morgenländischen Könige pflegten jedem Geladenen ein Feierkleid zu schenken. Alle von den Straßen Herbeigeholten hatten demgemäß Feierkleider erhalten. Wenn nun der König einen sah, der kein hochzeitliches Kleid angezogen hatte, so geschah diesem recht, daß er entfernt wurde, da er sich durch Ungehorsam versündigt hatte.

Auch wir gehören zu denjenigen, welche von den Straßen herbeigebracht werden. Wir wurden durch die heilige Taufe Mitglieder unserer heiligen Kirche und auf diesem sakramentalen Wege in den Hochzeitssaal geführt. Bald nachdem wir getauft worden waren, übergab uns der taufende Priester das hochzeitliche Kleid mit der denkwürdigen Mahnung: „Empfange das weiße Kleid und bringe es unbefleckt vor den Richterstuhl unseres Herrn Jesu Christi, damit du das ewige Leben habest.“ Haben wir es auch immer unbefleckt getragen? Wie oft drang die mahnende und warnende Stimme unserer Eltern an unser Ohr zu keinem andern Zwecke als zur Bewahrung des Gewandes der Unschuld! Wie oft hörten wir die Stimme der Lehrer in der Schule und in der Kirche! Wie oft schärften unsere Vorgesetzten ihre Gebote und Verbote uns ein! Wie oft wurden wir vom Beichtvater zur Buße und Umkehr aufgefordert! Wie oft suchten Freunde uns aus Gefahren des Leibes und der Seele zu retten! Wie oft erschütterten uns Strafgerichte, welche über andere hereinbrachen, und in welchen wir den Finger Gottes sahen! Wie oft endlich hörten wir die gewaltige Stimme unseres Gewissens, sei es, daß es uns ermahnte oder bestrafte! O daß doch bei keinem aus uns diese zahllosen und gnadenvollen Anstrengungen vergeblich wären und wir alle das hochzeitliche Kleid vor den Richterstuhl unseres Herrn Jesu Christi unbefleckt bringen möchten! Denn furchtbar ist der Befehl des Königs: „Bindet ihm Hände und Füße, und werfet ihn in die äußerste Finsternis, da wird Heulen und Zähneklappern sein.“

Darum, im Herrn Geliebteste, „erneuert euch im Geiste eures Gemütes und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und wahrhafter Heiligkeit. Leget ab die Lüge, redet Wahrheit ein jeder mit seinem Nächsten. Die Sonne gehe nicht über eurem Zorne unter! Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, sondern arbeite vielmehr und wirke mit seinen Händen Gutes, damit er habe, um dem, der Mangel leidet, mitzuteilen“. Dann werden auch wir zu „jener großen Schar gehören, die niemand zählen konnte, aus allen Völkern und Nationen und Zungen; die standen vor dem Throne, mit weißen Gewändern angethan und mit Palmen in ihren Händen. Und sie riefen mit lauter Stimme: Heil unserem Gott, der da sitzet auf dem Throne, und dem Lamme!“ Amen!

Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

„Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt.“ (Matth. 22, 2.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Ich erinnere mich, sagt der heilige Papst Gregor d. Gr., oft schon erwähnt zu haben, daß im heiligen Evangelium die Kirche zuweilen das Himmelreich genannt wird; die Kirche als Versammlung der Gerechten. Denn durch den Propheten sagt der Herr: „Der Himmel ist mein“; und Salomo spricht: „Die Seele des Gerechten ist der Sitz der Weisheit.“ Ferner nennt der hl. Paulus Jesum Christum die Kraft und Weisheit Gottes; so können wir also mit Recht schließen, daß, wenn Gott die Weisheit, ferner die Seele des Gerechten der Sitz der Weisheit ist und der Himmel der Sitz Gottes genannt wird, die Seele des Gerechten also ein Himmel ist. Darum spricht der Psalmist von den heiligen Predigern: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes.“ Das Himmelreich ist demnach die kirchliche Versammlung der Gerechten, deren Herzen hier auf Erden sich um nichts bewerben, sondern nach dem Höheren verlangen, so daß der Herr in ihnen gleichsam wie im Himmel herrscht. Darum sagt der göttliche Heiland: „Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt.“

Der König, welcher seinem Sohne Hochzeit hielt, ist offenbar Gott der Vater; und der eingeborene Sohn Gottes, Jesus Christus, ist es, welcher seine Vermählung feiert mit den menschlichen Seelen. Die Vermählung ist ja wesentlich ein rein geistiger Akt des beiderseitigen Willens derer, welche sich vermählen. Sie kann nur beruhen auf freiem, ungezwungenem Willen, auf Überzeugung und Treue. Die Vermählung ist daher die tiefe, andauernde, treue Übereinstimmung und Gleichförmigkeit zweier menschlicher Seelen. Seelen können aber, solange sie mit ihren Körpern verbunden sind, nicht unmittelbar miteinander verkehren und sich jene Übereinstimmung gegenseitig bekannt geben und versichern. Sie bedürfen zu diesem Zwecke der körperlichen Organe, um das, was das Innerste der Seele bewegt, sich kundzuthun, zu bestätigen und zu verbürgen. Daher bei Vermählungen auch äußere Kundgebungen in Worten, Zeremonien und Gebräuchen.

Wie nun mit der Vermählung zweier menschlicher Herzen, ebenso soll es sich auch mit der Vermählung der menschlichen Seele mit Gott, mit Jesus Christus verhalten. Die menschliche Seele soll mit Gott gleichsam vermählt werden. Ihre Gedanken sollen auf Gott hingelenkt werden, ihr Wille soll mit dem göttlichen vollkommen übereinstimmen. Was Gott

will, soll die menschliche Seele wollen; es soll hier die größte Gleichförmigkeit herrschen. Und das nicht bloß ein oder das andere Mal, nein für immer, für alle Ewigkeit. Da muß die Zukunft mit in Betracht gezogen werden; es wird ein ernstes, wohlüberlegtes Versprechen abgegeben, ein Bündnis geschlossen, welches mit unerschütterlicher Treue aufs gewissenhafteste bewahrt und gehalten wird; ein Bündnis zwischen Gott und der menschlichen Seele, welches auf freiem Willen beruht, mit freiem Willen gehalten und mit freiem Willen in jedem Momente des menschlichen Lebens gleichsam immer wieder erneuert wird. Es ist dieses Bündnis der Seele mit Gott nicht das Ergebnis einer plötzlichen, aber schnell vorübergehenden Gemütsaufwallung, vielmehr beruht es auf der reiflichsten Überlegung und festesten Überzeugung, welche der christliche Glaube verleiht. Es ist ein selbstbewußtes und darum eben freiwilliges Hinneigen des menschlichen Willens zum göttlichen, ein beharrlicher Zug der Seele zu ihrem letzten Ziele, der Bewahrung der unerschütterlichsten Treue gegen den göttlichen Willen, gegen das göttliche Gesetz. Mit einem Worte: die wahre und tiefste Religiosität ist die innere, geistige Vermählung der menschlichen Seele mit Gott, welche in unerschütterlicher Treue unter allen, auch den schwierigsten Verhältnissen bewahrt wird. Welch hohe Bedeutung erhalten so die Worte des Heilandes, wenn er das Himmelreich mit einer Hochzeit vergleicht!

Für die Seelen der Gerechten, der wahrhaft religiös Gesinnten giebt es daher nur einen Willen, es ist der Wille Gottes, das göttliche Gebot. Diesem Willen unterwerfen sich die Gerechten, nicht weil sie müssen, sondern auf Grund ihrer gläubigen Überzeugung, weil sie es wollen. Gott herrscht in diesem Himmelreiche der gerechten Seelen nicht gegen ihren Willen. Daher ihrerseits die gewissenhafteste Folgsamkeit, daher ein sorgfältiges Eingehen der religiösen Menschen in alle Pläne Gottes; so sehr vertraut sind sie mit dem göttlichen Willen, daß sie es gar nicht fühlen, daß ihnen ein Gesetz auferlegt ist. Sie haben in allen Stücken den göttlichen Willen zu ihrem eigenen sich gemacht; sie sind sich so selbst Gesetz und besitzen bei aller Abhängigkeit von Gott doch auch wieder ein so großes Maß von Selbständigkeit, daß wir ihre bewunderungswürdige Charakterstärke und Überzeugungstreue anstaunen.

Da die vollkommene Vermählung und Vereinigung mit Gott das letzte Ziel für die menschliche Seele ist, so werden selbstverständlich alle Neigungen und Bestrebungen in einer religiös angelegten Seele nur als Mittel dienen, um zu jenem Ziele zu gelangen. Alle Neigungen und Gefühle haben daher im Vergleich mit der Religiosität nur eine untergeordnete Bedeutung. Die religiösen Bestrebungen und Überzeugungen sind die tiefsten, die innerlichsten, die heiligsten und unwandelbarsten des menschlichen Herzens.

In der Seele, in dem freien Willen vor allem muß demnach die Religion wurzeln. Dann wird sie auch bald sprossen wie eine üppige Pflanze auf fruchtbarem Boden mit ihren tausend Fäserchen und Verzweigungen, in denen volles, frisches Leben treibt und bewegt. Denn gleichwie der Pflanzenkeim die Oberfläche der Erde durchbricht, um das Leben spendende Sonnenlicht zu trinken und sich zur herrlichen Pflanze zu entwickeln, ebenso will auch das tiefste Gefühl, der erhabenste Gedanke, das heiligste Wollen der Seele, ihr religiöser Keim, nicht für immer im Herzen verborgen bleiben, sondern sich als lebendigen, lebensfähigen Keim erweisen. Die religiösen Gefühle wollen ihren äußeren Ausdruck, die erhabensten Gedanken wollen zu äußeren Thaten werden, das Herz und der Geist wollen auch andern ihr Ziel mitteilen und sie einladen, dasselbe Ziel mit ihnen zu verfolgen. Wenn unsere guten Werke in einem solchen Zusammenhange mit der inneren, religiösen Gesinnung stehen, dann haben wir nicht zu besorgen, daß sie zu mechanischen, geistlosen Übungen, zu eiteln Prahlereien herabsinken, sondern können uns versichert halten, daß sie religiöse Werke im Geiste und in der Wahrheit sind.

Der hl. Paulus schreibt: „Der Geist macht lebendig; der Buchstabe aber tötet." — Schwindet nämlich die innere religiöse Gesinnung, hat jemand aufgehört, geistig mit Gott aufs innigste vermählt zu sein, ist er untreu geworden, was sind da noch die äußeren, selbst prunkvollsten Worte und Thaten? Sie sind nichts als schöne Federn, die ihrem Träger nicht eigen sind. Es entsteht Disharmonie zwischen Innerem und Äußerem; es entspringt Heuchelei, die sogenannte Werkheiligkeit, das Formenwesen, der Pharisäismus, die Charakterlosigkeit.

Diese innere Lüge war von jeher die größte Feindin aller Religion. Daher haben alle religiösen Veranstaltungen und alle echt religiösen Vorkämpfer sie von jeher mit aller Entschiedenheit bekämpft. Christus der Herr dringt vor allem auf die Gesinnung. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Die Vereinigung soll eine geistige sein, eine bloß äußere ist vor Gott eine Lüge, welche er verabscheut.

Die wahre, religiöse Gesinnung veredelt sonach unsere äußeren Werke und umgiebt sie mit dem hochzeitlichen Gewande. Wenn wir mit diesem kostbaren Gewande bekleidet als bräutliche Seelen dem himmlischen Bräutigam zugeführt werden, so werden wir im himmlischen Hochzeitssaale Gott loben und preisen bis in alle Ewigkeit. Amen!

Am Feste Allerheiligen.

(1. November.)

„Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse mit Unwahrheit wider euch reden um meinetwillen." (Matth. 5, 11.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Nichts hat den katholischen Christen wohl so viel Schmähungen bereitet als der Glaubenssatz, den unsere heilige Kirche uns heute, am Feste Allerheiligen, zur Betrachtung und Beherzigung nahelegt. Ich meine die Heiligenverehrung, welche seit drei Jahrhunderten eine recht erwünschte Veranlassung bietet, den katholischen Glauben zu schmähen und zu verleumden. Fern sei es dabei von mir, auch nur ein Wort über die Unwissenheit jener zu verlieren, die noch immer meinen, wir beten die Heiligen an. Auch das will ich übergehen, daß man unsere Heiligen Tote, Gespenster, Schatten und Spülicht in gotteslästerlicher Weise genannt hat. Um so mehr möchte ich heute aber eure Aufmerksamkeit auf zwei recht gefährliche Angriffe gegen die Heiligenverehrung lenken.

Zunächst ging man davon aus, daß die Katholiken die Heiligen anrufen, damit sie ihnen zu Hilfe kommen und beistehen. Das ist nun vollkommen wahr, aber was jetzt folgt, ist grundfalsch. Denn, sagte man, wenn die Heiligen Gottes allen zu Hilfe kommen sollen, welche sie zu Hilfe rufen, so müssen die Heiligen die Gedanken aller Menschen kennen; das kann aber nur Gott; folglich müssen alle, welche die Heiligen aufrichtig verehren, glauben, daß diese allwissend und damit Götter seien, woraus dann ohne Mühe auf scheinbar ganz richtigem Wege gefolgert wurde, daß die Heiligenverehrung im Grunde genommen nichts weiter sei als **Götzendienst** oder **Abgötterei.**

Allein wir glauben nicht, daß die Heiligen allwissend sind; sie bleiben auch im Himmel Menschen, die durch sich selbst durchaus nicht im stande sind, die Bitten aller ihrer Verehrer auf Erden zu vernehmen. Wohl aber kennt der allwissende Gott die Anliegen, Wünsche und Gebete aller Betenden, und durch Gott, den die Heiligen ja von Angesicht zu Angesicht schauen, erhalten sie Kenntnis von den Bitten ihrer Verehrer auf Erden. Also nicht unmittelbar, sondern nur durch die Vermittlung Gottes können wir den Heiligen unser Anliegen vortragen. Damit haben wir aber auch den Vorwurf zurückgewiesen, als wären die Heiligen allwissend und wir Götzendiener.

Ebenso können uns die Heiligen nicht unmittelbar, sondern nur durch Gott helfen. Gott ist es, von dem wir alles erhalten, die Gnade und alle Mittel, um zur ewigen Seligkeit zu gelangen. Wir dürfen darum die Heiligen nicht um göttliche Wohlthaten bitten, sondern nur darum, daß dieselben bei Gott sie uns erbitten und jede gute Gabe vom Vater der Lichter erflehen. Dabei kommt es freilich nicht immer auf die Worte selbst an, sondern auf den Sinn, den wir damit verbinden. So sind wir gewöhnt zu sagen: „Gott Vater vom Himmel, erbarme dich unser," weil wir nur von Gott göttliche Barmherzigkeit erhalten können; wir sind gewöhnt zu sagen: „Herr, rette mich," weil ja alle Erlösung von Christus dem Herrn ausgeht. Und von den Heiligen sind wir gewöhnt zu sagen: „Bittet für uns," wohl wissend, daß wir von ihnen selbst keine göttlichen Wohlthaten empfangen können, und daß sie um dieselben bei Gott nur bitten können. Aber, wie gesagt, auf die Worte selbst kommt es nicht so sehr an als auf den Sinn, den wir damit verbinden. Und da können wir auch sagen: „Hl. Petrus, erbarme dich meiner, rette mich, öffne mir die Pforte des Himmels," oder: „Hl. Petrus, verleihe mir die Gesundheit des Leibes, gieb mir Geduld und Stärke;" wenn wir nur das alles so verstehen, daß der hl. Petrus oder ein anderer Heiliger sich unser erbarmen und uns retten möge dadurch, daß er bei Gott für uns bittet. „Hl. Petrus, erbarme dich meiner," würde dann heißen: „Hl. Petrus, lasse dich doch bewegen, erbarme dich doch meiner und bitte Gott, daß dieser sich meiner erbarme!" Darum ist es durchaus nicht falsch und noch lange kein Götzendienst, wenn selbst die Kirche Maria die Mutter der Gnade und Barmherzigkeit nennt. Sie heißt eben nicht deshalb Mutter der Gnade, weil diese von ihr stammt, denn das kann nur von Gott gesagt werden; wohl aber kann sie uns die göttliche Gnade bei Gott erbitten, und weil sie so in einem gewissen Sinne die Ursache wird, daß Gott die Gnade und Barmherzigkeit uns spendet, kann sie sehr wohl Mutter der Gnade und Barmherzigkeit genannt werden. Sagt ja der hl. Paulus selbst von sich: „Ich wünsche alle selig zu machen", womit er gewiß nicht sagen wollte, daß er allen die ewige Seligkeit zu schenken wünsche, denn das kann nur Gott; wohl aber meinte Paulus, er wünsche allen zur Erlangung der ewigen Seligkeit dadurch behilflich zu sein, daß er ihnen das Evangelium predige, für sie leide und bete. Daß die katholische Heiligenverehrung Götzendienst sei, davon haben wir uns also bisher nicht überzeugen können. Die Heiligen brauchen gar nicht allwissend, wie Gott selbst, zu sein, um unsere Bitten zu vernehmen; sie erfahren dieselben von Gott; wir verlangen von den Heiligen auch gar keine göttlichen Wohlthaten, sondern wir wollen nur, daß sie bei Gott um göttliche Wohlthaten bitten. Und wenn es auch bisweilen scheint,

als ob wir von den Heiligen verlangen, was uns nur Gott gewähren kann, indem wir vielleicht sagen: „Hl. Petrus, erbarme dich unser," statt „bitte für uns," so ist das eben nur ein Schein. Denn in Wahrheit meinen wir, der hl. Petrus solle sich unser erbarmen, wie ein Mensch sich des andern erbarmt, und er solle bei Gott um göttliches Erbarmen bitten.

Der andere Vorwurf, den man der katholischen Heiligenverehrung macht, besteht in der Ansicht, daß Christus der Herr durch die Heiligen ganz und gar verdrängt werde. Und doch sei nur Christus in das Allerheiligste des Himmels eingegangen, um beständig dort für uns zu bitten. Allein die Heiligen sind auch gar nicht unsere unmittelbaren Fürsprecher bei Gott, sondern alles, was sie von Gott für uns erlangen, erhalten sie nur durch Christum. Wenn wir Gott um etwas bitten, so haben wir gleichsam drei Personen zu unterscheiden; wir bitten einen Heiligen, dieser wendet sich an Christum, und um seiner Verdienste willen erhört Gott unsere Bitten. Wo ist da die Zurücksetzung Christi, unseres Herrn? Es ist auch katholischer Glaube, daß Christus die Welt mit Gott versöhnt, und Herrlichkeit, Gnade und alle Gnadenmittel verdient hat. Alles, was wir von Gott erlangen, können wir daher auch nur durch Christum und um Christi willen erlangen, weshalb er ja auch der Mittler zwischen Gott und den Menschen, unser Anwalt beim Vater heißt. Darum auch ermahnt er uns ja: „Bittet in meinem Namen", „denn niemand kommt zum Vater, außer durch mich." Das Mittleramt Christi wird also auch von uns fest geglaubt und hochgeschätzt. Wir können daher, wenn ich so sagen darf, Christum unmöglich umgehen, so oft wir Gott unsere Bitten vortragen wollen. Es steht uns aber ein doppelter Weg offen: entweder wenden wir uns bald an Christum mit unsern Bitten, damit er sie Gott vortrage, oder wir wenden uns an die Heiligen, welche unsere Bitten Christo empfehlen, damit sie auf die Fürsprache der Heiligen und Christi gleichsam gewisse Erhörung erlangen. Darum sagt der hl. Ambrosius: „Christus ist unser Mund, durch welchen wir mit dem Vater sprechen; er ist unser Auge, durch das wir den Vater sehen; er ist unsere rechte Hand, durch welche wir uns dem Vater aufopfern."

Drum, im Herrn Geliebteste, werdet nicht wankelmütig, wenn die Heiligenverehrung eine nie versiegende Quelle von Schmähungen für uns ist. Ihr habt heute wieder gesehen, wie unbegründet diese Vorwürfe sind. Lasset euch nicht verbittern, wenn ihr der lieben Heiligen wegen so vieles zu dulden und zu leiden habt. Im heutigen Festevangelium preist selig der Heiland auch euch, „wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse mit Unwahrheit wider euch reden um seinetwillen". Vielmehr nehmet den innigsten Anteil an der Verehrung aller Heiligen, und

bitten wir dieselben allzeit recht inbrünstig, daß sie uns von Gott durch Jesum Christum erflehen mögen: Festigkeit im Glauben für uns, Bekehrung für alle Sünder, Ruhe und Frieden für unsere heilige Kirche, Freude und Wonne des Herzens jetzt und in Ewigkeit. Amen!

Am Feste Allerheiligen.

(1. November.)

„Es wird ein Schafstall und ein Hirt werden."
(Joh. 10, 16.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Gar mannigfach sind die Bilder, durch welche der Heiland, seine Apostel und die heiligen Väter uns zeigen, daß seine wahre Kirche einig ist.

Nach dem Evangelium des hl. Johannes vergleicht der Heiland seine Kirche mit einem Schafstalle, in dem sehr viele Schafe und Lämmer sind, deren einziger und wahrer Hirt er selbst ist. Hier ist allen alles gemeinsam; alle Schafe haben einen und denselben Stall, einen und denselben Hirten; einem einzigen Hirten gehören die Schafe und der Stall; Hirt und Schafe sind in einem und demselben Schafstalle; die Schafe kennen keinen andern Hirten als den, dem sie auf die Weide folgen; sie kennen keinen andern Weg zur Weide als den, auf welchem sie ihr Hirt führt; sie kennen keine andere Weide als die, welche ihnen ihr Hirt anweist. Hier kein Zank, keine Widersetzlichkeit, sondern schönste Eintracht und wahrer Friede zwischen Hirt und Herde einerseits und zwischen den Schafen untereinander anderseits; äußerlich werden die Schafe in einem Schafstalle von einem Hirten zusammengehalten, und auch innerlich sind sie in musterhafter Weise einig durch denselben Gehorsam gegen ihren gemeinsamen Hirten. Ganz so soll es auch in meiner Kirche sein, will der Heiland mit den Worten sagen: „Es wird ein Schafstall und ein Hirt werden."

Unter einem andern Bilde zeigt uns der hl. Paulus dieselbe Wahrheit, indem er die Kirche den geheimnisvollen Leib Christi nennt. Man könnte kurz sagen: Die Kirche ist der in alle Ewigkeit fortlebende Christus. Auch bei Betrachtung dieses Bildes fällt alsbald in die Augen, daß es die Einheit der Kirche ist, welche uns der hl. Paulus dadurch klar machen will. Haut und Muskeln verbinden die einzelnen Glieder eines menschlichen Leibes untereinander, sie sind gleichsam die Wohnung; die

Seele aber ist ihr Hirt, indem sie die Glieder des menschlichen Leibes leitet und regiert vermittelst der Nerven. Ebenso ist es auch in der Kirche. Die Seele der ganzen Kirche ist Christus; die Glieder seines geheimnisvollen Leibes sind die Gläubigen, welche äußerlich durch das Bekenntnis desselben Glaubens verbunden sind und innerlich regiert und geleitet werden von Christus, der sie durch die geheimnisvolle Kraft der heiligen Sakramente belebt und bewegt, indem er sie vom Bösen abhält und zum Guten anhält.

Aus alledem ersieht ihr, daß es eine äußere und innere Einheit in der Kirche Christi giebt. Daraus aber, daß es durchaus von gar keinem Nutzen ist, wenn man mit Christo als Glied seiner Kirche bloß äußerlich verbunden ist, möget ihr erkennen, wie notwendig es ist, daß man auch innerlich mit ihm aufs innigste vereinigt sei. Und diese innere Vereinigung der Gläubigen mit Christo heißt in der Sprache der Kirche „die Gemeinschaft der Heiligen". Gewiß, täglich beten wir das Apostolische Glaubensbekenntnis; aber nur selten haben wir bei den Worten „Gemeinschaft der Heiligen" einige Augenblicke innegehalten und darüber nachgedacht, was denn eigentlich diese Worte zu bedeuten haben. Deswegen und weil es für uns alle von großem Nutzen ist, nach der Gemeinschaft der Heiligen aus all unsern Kräften der Seele und des Leibes zu streben, will ich euch heute den Glaubensartikel: „Ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen", etwas näher erklären, indem wir miteinander betrachten

die Vorteile derjenigen, welche in der Gemeinschaft der Heiligen leben.

O Jesu gieb, daß wir alle würdig seien, mit dir aufs innigste vereinigt zu werden, auf daß wir nur in dir leben, kämpfen, siegen und dereinst gekrönt werden!

Die Gemeinschaft der Heiligen ist die geistige Vereinigung aller Christgläubigen, gleichviel ob dieselben noch auf Erden wandeln oder schon dieses Zeitliche gesegnet haben und sich entweder im Fegfeuer oder im Himmel befinden; sie alle leben in der innigsten Gemeinschaft mit Christo. In dieser Gemeinschaft, welche man auch kurzweg Kirche nennt, giebt es also drei Hauptgruppen: die Gemeinschaft der Heiligen im Himmel, die Gemeinschaft der armen Seelen im Fegfeuer und die Gemeinschaft der frommen Katholiken auf Erden. Diesen Abstufungen gemäß spricht man auch von einer triumphierenden Kirche, von einer leidenden und streitenden Kirche. Das sind aber nur drei Abteilungen, welche ein Ganzes, die Kirche oder die Gemeinschaft der Heiligen bilden. Weil nun die Heiligen im Himmel mit Christo aufs innigste vereinigt und die Mitglieder der leidenden und streitenden Kirche zu derselben

Heiligkeit berufen sind, heißt die Vereinigung aller Glieder der Kirche mit Christo die Gemeinschaft der Heiligen. Auf diese Glaubenswahrheit legten schon die heiligen Apostel ein so großes Gewicht, daß es mit Recht im Apostolischen Glaubensbekenntnisse heißt: „Ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen." Insbesondere wollte der heilige Apostel Johannes, wie er selbst sagt, bei allen Unterweisungen, Ermahnungen und Belehrungen die Gläubigen in der Gemeinschaft mit den Aposteln befestigen, „damit ihre Gemeinschaft eine Gemeinschaft mit dem Vater und mit seinem Sohne Jesu Christo sei".

Wenn nun die Gemeinschaft der Heiligen der Zweck aller apostolischen Predigt gewesen, so erhellt, daß die Vorteile wirklich groß sein müssen für jene, welche in dieser Gemeinschaft leben. Es fragt sich zunächst aber: Welcher Katholik lebt denn in der Gemeinschaft der Heiligen? Daß die armen Seelen im Fegfeuer und die Heiligen im Himmel in dieser Gemeinschaft leben, darüber ist gar kein Zweifel. Nicht so gewiß aber läßt sich nachweisen, welcher noch lebende Katholik zur Gemeinschaft der Heiligen gehört. Diese Frage kann nur Gott allein vollständig beantworten. Wir armseligen Menschen wissen wohl, wie der Katholik beschaffen sein muß, wenn er zur Gemeinschaft der Heiligen zugelassen werden soll; ob aber ein bestimmter Katholik diese Erfordernisse besitzt, darüber zu urteilen steht uns schwachen Menschen nicht zu. Es ist dies ein Geheimnis Gottes und jener Menschen, denen es Gott geoffenbart hat. Sogar die hochbegnadigten Mitglieder selbst wissen es nicht, daß sie in der Gemeinschaft der Heiligen leben. Es ist leicht gesagt, daß derjenige mit Christo vereinigt ist, welcher die heilige Kommunion würdig empfängt; aber wer sagt uns denn mit Gewißheit, daß jener die heilige Kommunion würdig empfangen hat? So viel also wissen wir, daß die würdige Kommunion uns zur Gemeinschaft der Heiligen verhilft; denn durch sie werden wir alle mit Christo aufs innigste vereinigt, so daß wir in ihm leben, uns bewegen und Anteil haben an allem, was sein ist. O welch ein Vorteil ist das, meine Geliebten! Mit Christo vereinigt sein, das heißt mit ihm herrschen über Tod und Hölle, mit ihm leiden, mit ihm beten. Alle, die mit Christo vereinigt sind, bilden gleichsam einen lebendigen Leib, dessen Haupt Christus und dessen Glieder sie selber sind. Die Adern dieses geheimnisvollen Leibes sind die heiligen Sakramente, durch welche allen Gliedern das allerheiligste Blut Christi mitgeteilt wird. Nicht wahr, nun könnt ihr euch die Gemeinschaft der Heiligen vorstellen! Uns alle belebt und vereinigt miteinander das kostbare Blut Christi. Dasselbe göttliche Blut rinnt in unsern Adern. Daher haben wir alle eine gemeinsame Abstammung; wir sind die nächsten Verwandten; wir sind Brüder und Schwestern in Christo. Uns ist alles gemeinsam, nicht bloß das kostbare Blut Christi, nicht bloß sein aller-

heiligstes Fleisch, sondern auch alle Gnaden und Gaben, welche ein Bruder oder eine Schwester durch den würdigen Empfang eines heiligen Sakramentes von Gott empfängt. O wie reich, wie überaus gesegnet sind doch jene Christgläubigen, welche in der Gemeinschaft der Heiligen leben! Wie oft wird an einem einzigen Tage von den Gläubigen auf der ganzen Erde das heilige Bußsakrament empfangen! Und aller dieser Gnaden des heiligen Bußsakramentes werden jene teilhaftig, welche in der Gemeinschaft der Heiligen leben. Es giebt keine Gnade, womit sie nicht überschüttet werden. Der liebe Gott im Himmel gleicht einem nie versiegenden Gnadenquell. Die Gläubigen, welche in der Gemeinschaft der Heiligen leben, sind ebensoviele Bächlein, welche mit jenem göttlichen Quell in Verbindung stehen. Wird durch irgend einen würdigen Empfang der heiligen Sakramente jener göttliche Gnadenquell geöffnet, so fließen jene Gnaden in alle Bächlein und teilen sich allen Gläubigen mit. Wird jemand in der Kirche Gottes getauft, so empfangen alle übrigen Gläubigen einen gewissen Gnadenanteil: sie werden alle im Glauben an den dreieinigen Gott gestärkt; sie empfangen alle aufs neue die Gnade der Reue über ihre begangenen Sünden; der Heilige Geist befestigt in ihnen die göttlichen Tugenden; die kostbare Gnade der Kindschaft Gottes wird vermehrt. — Wird jemand gefirmt, so empfangen auch alle übrigen Gefirmten einen gewissen Gnadenanteil: sie alle werden aufs neue befestigt in ihrem Glauben und tüchtig gemacht, standhaft und mutig denselben zu bekennen. Wird die heilige Priesterweihe ausgespendet, so kommt auch diese allen Gläubigen zu gute; alle Gnaden und Gaben, welche der Priester da empfängt, erhält er ja wegen der Gläubigen; ja der Priester ist ein recht eigentliches Gemeingut aller Gläubigen; der Priester mit all seinen Gnadenschätzen, er gehört niemand anders an als allen Gläubigen. Der Priester ist ein von Gott gegrabener Heilsborn, aus welchem die Gläubigen die ewige Wahrheit schöpfen; er ist der Ausspender der heiligen Sakramente, und die Gläubigen sind angewiesen, aus seinen Händen alle Gnaden zu empfangen. Wozu wird er zum Priester geweiht, wenn nicht wegen der Gläubigen? Du bist der Unsrige, du gehörst niemand als uns, so können darum mit Recht die Gläubigen zum Priester sprechen. Alles Gute, was der Priester thut, gehört auch zugleich allen Gläubigen, die in der Gemeinschaft der Heiligen sich befinden; jedes Gebet, welches er verrichtet, gehört den Gläubigen; jede heilige Messe, die er liest, kommt ihnen zu gute. Nichts Gutes kann der Priester thun, was nicht auch den Gläubigen zu gute käme. Wer den Priester verleumdet, der verleumdet auch die Gläubigen; wer den Priester beschimpft, verspottet oder verachtet, der thut dasselbe auch den Gläubigen an. Alles ist allen Mitgliedern der Gemeinschaft der Heiligen gemeinsam; die Wissenschaft und Gottesfurcht des Priesters gehört auch den Gläubigen; sie haben ja den Nutzen davon.

Die Anstrengungen des Priesters bei Verwaltung des Predigtamtes gehören den Gläubigen; jede Thräne des Priesters ist eine Thräne aus den Augen der Gläubigen; jedes Wort des Priesters, es ist ein Wort der Gläubigen; jeder Gang des Priesters, er gilt den Gläubigen; jede Nachtwache des Priesters wird um der Gläubigen willen übernommen; mit einem Worte: der wahre katholische Priester ist ein Gemeingut aller, welche in der Gemeinschaft der Heiligen leben. Sein Mund, sein Auge, seine Hände, seine Füße, sein Verstand, sein Herz, seine Gesundheit, seine Krankheit, seine Frömmigkeit, seine Demut, sein Gebetseifer, seine Geduld, seine Leiden, seine Freudigkeit und Traurigkeit, sein Kampf und sein Sieg: alles gehört den Gläubigen. Welche Fülle von Gnaden wird daher nicht in die Herzen aller Gläubigen ausgegossen, so oft die Priesterweihe ausgespendet wird! Es läßt sich nicht beschreiben und noch viel weniger begreifen, was wir bekennen, wenn wir im Glaubensbekenntnisse beten: „Ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen."

Die Christgläubigen auf der ganzen Erde, die armen Seelen im Fegfeuer und die Heiligen im Himmel sind ein Ganzes, eine Gemeinschaft! Wo auf der ganzen Erde giebt es noch einen zweiten ebenso umfassenden Bund? Zwar giebt es viele Vereine, gute und schlechte; zwar giebt es Staaten in großer Anzahl auf der ganzen Erde; aber was hält die Staaten zusammen? Leben da alle in Frieden und Eintracht; ist es nicht Gewalt, was sie zusammenhält? In der Gemeinschaft der Heiligen aber — giebt es da auch Unzufriedene? O meine Geliebten, auch nicht einen Unzufriedenen! Alle leben in der schönsten Eintracht; ewiger Friede herrscht in der Gemeinschaft der Heiligen; da heißt es nicht „ich", sondern „wir". Da betet man nicht „mein Vater", sondern „Vater unser"; da beten wir nicht „zu mir", sondern „zu uns komme dein Reich"; da beten wir nicht „mein tägliches Brot gieb mir heute", sondern „unser tägliches Brot gieb uns heute". Da beten wir nicht „und führe mich nicht in Versuchung", sondern „und führe uns nicht in Versuchung". So hat der Heiland selbst alle jene beten gelehrt, welche in der Gemeinschaft der Heiligen leben. Und wir befinden uns nicht in jener Gemeinschaft, wenn wir nicht ebenso beten. Wir müssen uns also immer mit allen wahren Gläubigen vereinen und nicht auf unsere Meinung, sondern auf die Meinung aller Christgläubigen beten, leiden und handeln. Das erfordert die Gemeinschaft der Heiligen, in der wir doch alle gewiß leben wollen. Haben wir einer heiligen Messe andächtig beigewohnt, so müssen wir auch gleich die Früchte derselben allen Gläubigen schenken. Wollen wir vom lieben Gott irgend eine Gnade erbitten, so müssen wir nicht sagen, „ich bitte dich", sondern „wir bitten dich"; nicht „ich leide", sondern „wir

leiden"; nicht „ich kämpfe", sondern „wir kämpfen"; nicht „ich freue mich", sondern „wir freuen uns"; nicht „ich habe gesiegt", sondern „wir haben gesiegt". Denn das Gute, was ich thue, das thun auch alle, welche in der Gemeinschaft der Heiligen leben. Schmerz und Freude ist allen gemeinsam. Jener gute Hirt im Evangelium, welcher das verlorene Schäflein wiedergefunden, ruft alle seine Freunde und Nachbarn zusammen und spricht zu ihnen: „Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war." Das ist im Gleichnisse gesprochen von der Gemeinschaft der Heiligen. Auch hier ist entweder allgemeine Freude oder allgemeine Traurigkeit. Darum schmerzt es uns alle, wenn wir die Gläubigen in andern Ländern leiden sehen; es schmerzt uns, wenn wir hören, daß sie verfolgt, verleumdet und grausam behandelt werden; der Schmerz und die Bedrängnis des Heiligen Vaters ist auch unser Schmerz. Die Leiden eines Missionärs bei den Wilden sind auch unsere Leiden. Die Freuden der ausländischen Katholiken sind auch unsere Freuden; ihr Glaubenseifer entflammt und begeistert auch uns. Der Mut und die Ausdauer fremdländischer Bischöfe stärkt und kräftigt uns nicht minder als die Glaubensstärke der einheimischen. Der Heldenmut auswärtiger Katholiken flößt auch uns Mut ein; ihre Liebe zum Heiligen Vater läßt auch uns mit ihnen wetteifern in frommen Gaben für den Heiligen Vater. Der im Auslande tobende Kampf für die Rechte unserer heiligen Kirche wird auch uns kampffähig machen. Wenn die Gelehrten die Kirche Gottes in Wort und Schrift verteidigen, so freuen auch wir uns. Wenn täglich viel tausend Federn für die Verbreitung der Kirche thätig sind, so sind auch wir ganz glücklich. Mit einem Worte: es giebt keine Freude, es giebt keine Traurigkeit, welche nicht Gemeingut aller wäre, die in der Gemeinschaft der Heiligen leben. — *Wie ein Mann stehen alle wahren Gläubigen auf dem ganzen Erdkreise da. Christus ist das Haupt und die Gläubigen sind seine Glieder; sagen wir es kurz, die Gemeinschaft der Heiligen ist der bis in alle Ewigkeit fortlebende Christus.*

O kostbare Gemeinschaft der Heiligen! Wer aus uns möchte da nicht zu dieser Gemeinschaft gehören? Nun denn! so empfangen wir die heilige Kommunion würdig, und wir sind lebendige Glieder des Leibes Christi. Kommunion heißt ja auf deutsch Vereinigung, und sie allein ist die sicherste Bürgschaft dafür, daß wir in der Gemeinschaft der Heiligen leben. Man sagt: „Einigkeit macht stark." Das ist wahr. Und eben deshalb hat man heutzutage so viele geheime und öffentliche Verbindungen, welche nichts anderes wollen als die Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen, zerstören. O die Thoren! *Die Gemeinschaft der Heiligen, diese ist ein unauflösbarer Bund.* Und wenn die ganze Welt sich vereinigte gegen diese Gemeinschaft, es würde ihr nichts nützen. Beim letzten

Abendmahle zu Jerusalem bestand diese Gemeinschaft aus zwölf Personen. Und diese kleine Gemeinschaft hat die ganze Welt besiegt; was will darum die heutige Welt gegen die Gemeinschaft der Heiligen ausrichten, da sie doch aus Millionen Mitgliedern besteht. Schier unbesiegbar ist sie; und wer aus uns nicht besiegt werden will, der besiege sich selbst, sein Fleisch und Blut und seinen eigenen Willen, und dann komme er und vereinige sich durch den würdigen Empfang des allerheiligsten Altarssakramentes, und er wird in der Einheit und Gemeinschaft der Heiligen stark und mächtig werden. Lassen wir darum die Welt da draußen toben, schreien, schreiben gegen die Kirche soviel sie will; wir haben nichts weiter zu thun, als die heilige Kommunion würdig zu empfangen, und das ist die mächtigste und beste Verteidigung der katholischen Kirche. Nicht immer die Gelehrten, nicht immer die Mächtigen verteidigen die Kirche; stets aber bewirken dies die Gebete der Gläubigen, welche in der Gemeinschaft der Heiligen leben. Diese stehen mit Christus in inniger und unmittelbarer Verbindung; sie sind die Gottesstreiter auf Erden; sie kämpfen nicht auf offenem Schlachtfelde; sie werden oft nicht einmal gesehen; oft kennt man sie nicht; ja oft verachtet man sie gar; aber trotzdem sind sie weiser als viele Gelehrte, mächtiger als viele Könige und Kaiser; denn Christus, der König des Himmels und der Erde, ist mit ihnen und sie sind mit ihm; darum regieren sie die Welt und haben in ihren Händen die Geschicke der Welt; sie sind gewissermaßen allmächtig. O allmächtige Gemeinschaft der Heiligen! zu dir wollen auch wir gehören, indem wir würdig kommunizieren und als lebendige Mitglieder in dieser Vereinigung immerdar verharren, um dereinst einzustimmen in den Ruf: „Heil unserem Gott, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme.“ Amen!

Am einundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

„Seid stark im Herrn und in der Macht seiner Kraft.“ (Eph. 6, 10.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Alles Starke und Mächtige steht fest und wankt nicht, weshalb seine Grundlage, auf die ja alles ankommt, vor allem gut sein muß. „Seid stark im Herrn und in der Macht seiner Kraft“ heißt demnach: stehet fest und wanket nicht! wozu für den Christen eben eine Grundlage notwendig ist, welche aus der ganzen und ungeteilten Glaubenswahrheit besteht. Nur wer diese Wahrheit bereitwillig aufnimmt, treu

bewahrt und daran seine Freude hat, steht fest und wankt nicht. Der Christ soll die Heilswahrheit aber mit dem Verstande und Herzen aufnehmen, deshalb verlange ich als Glaubensgrundlage Klarheit für den Verstand und Zartgefühl für das Herz. Wo diese beiden fehlen, ist ein Feststehen und Nichtwanken undenkbar. Wir dürfen uns deshalb gar nicht wundern, wenn wir viele unserer Glaubensbrüder nicht feststehen, sondern wanken sehen. Fast klingt es wie Hohn, wenn selbst gelehrte Männer unserer Zeit wegen Mangels an Klarheit ihres Verstandes wanken.

Unsere heilige Glaubensgrundlage lautet nun: Alles, was eine allgemeine Kirchenversammlung zu glauben vorstellt, hat ein katholischer Christ für wahr zu halten. Das ist Klarheit, die jedem, auch dem Ungebildeten, einleuchtet. Unmöglich kann es da noch jemand schwer fallen, auf dieser Grundlage im Glauben festzustehen und nicht zu wanken. Jene Katholiken dagegen, welche die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes verwerfen und sie erst dann glauben wollen, wenn sie durch Studium gefunden haben werden, daß sie wahr ist, untersuchen zunächst, ob es auch wahr ist, was eine allgemeine Kirchenversammlung zu glauben vorstellt, und bringen damit in die schönste Klarheit die allerverwerflichste Unklarheit. Denn gesetzt den Fall, durch ein langjähriges Studium gelingt es ihnen nicht, zu finden, daß die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes wahr ist, so glauben sie auch nicht, was ein allgemeines Konzil zu glauben allen Katholiken vorgestellt hat. Wer in aller Welt sagt ihnen aber, daß sie sich darin nicht getäuscht haben, zumal ja auch für die gelehrtesten Menschen das Wort gilt: Irren ist menschlich? Und gesetzt den andern Fall, durch ein langjähriges Studium gelingt es ihnen, zu finden, daß die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes wahr ist. Wer in aller Welt sagt ihnen da, daß sie sich auch darin nicht getäuscht haben, zumal auch diesmal jeder zu sagen berechtigt ist: Irren ist menschlich. — Sie mögen also finden oder nicht finden, daß etwas wahr ist, was eine allgemeine Kirchenversammlung zu glauben vorstellt, sie können doch sich selbst nicht einmal trauen, geschweige denn gar von andern verlangen, daß sie ihnen glauben sollen. Auf dieser Grundlage vermag niemand mehr festzustehen im Glauben; es würde ein fortwährendes Wanken entstehen, bis zuletzt niemand mehr wüßte, woran er sich zu halten und was er zu glauben hätte.

Wahrlich, die Wahl kann uns nicht schwer fallen! Wer aus uns wünschte auch nicht Klarheit? Wir wollen doch lieber dem Heiligen Geiste glauben, der durch eine allgemeine Kirchenversammlung zu uns spricht, als Menschen und wären sie auch ein wahrer Ausbund von Gelehrsamkeit und Wissenschaft, da sie niemals vor Irrtum sicher sind.

Was die Klarheit für den Verstand, das ist ein gewisses Zartgefühl für das Herz, wenn der Christ im Glauben feststehen soll. Der bloße Verstandesglaube ist nur der Anfang, er muß auch mit dem Herzen aufgenommen werden, wenn er allen Versuchungen gegenüber gesichert sein soll. Das Herz ist der Sitz unserer zartesten Gefühle, und noch unverdorben sagt es uns auf der Stelle, was gut und was böse ist. Das unverdorbene Herz eines Kindes sagt ihm, von welch zarten Gefühlen es gegen seine Mutter beseelt sein soll. Dem Zartgefühle des Herzens widerstrebt es, die Mutter zu hassen, ihr Böses auch nur zu wünschen; einem zartfühlenden Herzen ist es geradezu unmöglich, der Mutter für ihre Leiden und Sorgen, für ihre Entbehrungen und Thränen, für alle Wohlthaten undankbar zu sein. Und Schamröte bedeckt unser Gesicht, wenn unser noch unverdorbenes Herz in seinen zartesten Gefühlen verletzt wird. Wenn nun unser Herz schon so zartfühlend gegen die leibliche Mutter ist, um wie vieles mehr wird es dann gegen die geistige Mutter, unsere heilige Kirche, zartfühlend sein, wenn der Glaube auch im Herzen tiefe Wurzeln geschlagen hat. Der Glaube zeigt uns die Kirche als unsere so besorgte und liebevolle Mutter. Sie steht an unserer Wiege und verläßt uns selbst am Grabe nicht; sie freut sich mit uns und tröstet uns, wenn wir traurig sind; sie stärkt uns, wenn wir schwach werden; sie heilt uns, wenn wir krank sind; sie ermutigt uns, wenn das Leben mit seinen Leiden und Kämpfen uns entmutigt. Sie ist eine reiche Mutter, die alle ihre Gnaden und Schätze nur für uns hat; die Kirche ist eine aufopferungsvolle Mutter, welche unsertwegen Schmach und Verfolgung, Leiden und Kämpfe aller Art erduldet. Sag an, mein christliches Herz, ist es dir da noch möglich, diese deine geistige Mutter zu hassen, ihr Böses auch nur zu wünschen! Widerstrebt es deinem Zartgefühl nicht, dieser Mutter, der Kirche für alle so reichlich empfangenen Wohlthaten undankbar zu sein? — Müßte nicht Schamröte unser Gesicht bedecken, wenn einmal arge Gedanken gegen unsere heilige Kirche unser zartfühlendes Herz beschleichen! Du mein Gott! Ich sollte meinen, daß ein solches Zartgefühl jedem Christenherzen doch ganz natürlich sein sollte! Wie traurig ist es daher um das zartfühlende Herz jener Katholiken bestellt, die in unsern Tagen so rücksichtslos gegen ihre geistige Mutter, die Kirche, sind. Ich muß gestehen, daß dieses mich immer wehmütig stimmte. Daß die 1871 zu München versammelten Professoren und noch viele andere wegen ihrer Gelehrsamkeit hochmütig waren, daß sie deswegen vieles an den Beschlüssen des letzten allgemeinen Konzils zu bemängeln und auszusetzen hatten, kann ich noch begreiflich finden. Schier unbegreiflich ist mir aber ihre Rücksichtslosigkeit und Lieblosigkeit, mit der sie ihre eigene Kirche angriffen, verhöhnten und verspotteten. Schämen sollten sie sich, daß

sie jeglichen Zartgefühls bar ihre eigene Kirche verrieten, der sie ihre Erziehung, ihre Wissenschaft und ihren großen Ruf verdankten.

O möchten wir alle aus diesen abschreckenden Beispielen lernen, uns ein recht zartfühlendes Herz für die Kämpfe und Wirren unserer Tage zu bewahren! Es wird dies ein sicherer Leitstern durch unser Leben und ein teures Unterpfand unseres Friedens sein. Amen!

Am einundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

„Der Knecht sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.“ (Matth. 18, 26.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der Knecht im heutigen Evangelium zeigte sich außerordentlich demütig; er that vor seinem Herrn einen Fußfall, bat ihn und sprach: „Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.“ — Und der König hielt diesen Schein für wahre Demut, erbarmte sich über diesen Knecht, ließ ihn los und schenkte ihm die Schuld. Indessen bald sollte der König zu seinem nicht geringen Ärger erfahren, daß er sich in der Gesinnung jenes Knechtes gar sehr getäuscht hatte. Es zeigte sich leider, daß jener Knecht nicht deshalb vor dem König niedergefallen war, weil er wahre Reue hatte, sondern ihn nur deshalb so fußfällig gebeten hatte, weil er klug war und nicht wollte, daß sein Weib und seine Kinder und alles, was er hatte, verkauft würde. Darum ward sein Herr zornig und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde.

Wie jener Knecht, ebenso machen auch wir es nicht selten. Wir erscheinen Gott weiß wie tugendhaft und fromm, und es gelingt uns wohl auch nicht selten, unsere Mitmenschen zu täuschen; Gott aber, der ja alles, sogar unsere geheimsten Gedanken kennt, ihn werden wir nimmer täuschen. Vor Gott dem Allwissenden und Allheiligen hat unsere Tugend nur dann einen wahren und vollen Wert, wenn sie aus dem rechten Grunde und in der rechten Absicht geübt wird. Früher ermahnte ich euch, in der Kirche andächtig zu sein. Was nützt es euch aber, ruhig, anständig und andächtig in der Kirche zu sein, wenn ihr das bloß deshalb thut, weil ich es wünsche oder weil ihr gesehen werdet, oder weil ihr nicht getadelt und gestraft werden wollt. Wenn ihr nur aus diesen Gründen andächtig seid, so seid ihr wohl klug, aber tugendhaft seid ihr noch nicht. Wollt ihr dagegen wahrhaft andächtig sein, so müßt ihr es

nicht bloß um der Menschen willen, sondern vornehmlich um Gottes willen sein. Um Gottes willen seid ihr aber andächtig, wenn ihr dabei Gott fürchtet, der in eure Herzen schaut, und wenn ihr auf Gott hofft, der euch für eure Andacht während des Gottesdienstes reichlichst belohnen wird.

Ob ihr bisher aus diesen Gründen andächtig gewesen seid, wenn ihr es waret, ich weiß es nicht. So viel weiß ich aber, daß vor Gott nur jene Andacht einen Wert hat, welche in der Furcht vor Gott dem Allwissenden wurzelt.

Gott weiß alles, auch unsere geheimsten Gedanken. Habt ihr immer an diese Glaubenswahrheit gedacht, wenn ihr in diesem Gotteshause ankamet? — Vor Menschen vermöget ihr euch zu verbergen, vor Gott aber nicht; vor Menschen könnet ihr euch andächtig stellen, vor Gott aber nicht. Menschen möget ihr wohl glauben machen, daß ihr schon andächtig seid, wenn ihr das Gebetbuch aufschlaget und andächtige Blicke auf dasselbe werfet; Gott aber glaubt es euch nicht. Menschen mögen sich freuen, wenn ihr auf eure Kniee niedersinket und die Hände faltet und das heilige Kreuzzeichen machet, Gott aber hat vielleicht keine Ursache, sich zu freuen. Menschen mögen vielleicht denken, daß ihr mit dem Herzen betet, Gott aber weiß nichts davon. Menschen mögen denken, daß euer Gemüt sich im Gebete mit Gott beschäftiget, Gott aber weiß, daß ihr mit allem andern, nur nicht mit ihm euch beschäftiget.

Was nützen euch also solche Lippen- und Scheingebete? — Gott den Allwissenden müsset ihr fürchten lernen, und bald werdet ihr wahrhaft andächtig sein. O machet euch doch teilhaftig der süßen Früchte des wahren Gebetes! Wenn ihr betet, o so fürchtet Gott freiwillig; denn fürchten müsset ihr ihn doch, ob ihr wollet oder nicht. Oder meinet ihr, der Furcht vor Gott euch entledigen zu können? — Ach wie thöricht ist doch diese Meinung! — Ihr hattet das Unglück, bloß mit den Lippen zu beten und nur zum Scheine andächtig zu sein. Wie sehr beunruhigte euch aber der Gedanke, daß ihr dafür von Gott bestraft werden würdet. Gewiß dachtet ihr: Wiederum haben wir dem Gottesdienste beigewohnt und Gott nicht gedient. Wir hatten Gelegenheit, zu Gott zu beten; alles eiferte uns dazu an. Die Gebete der Kirche wiesen uns an, wie wir beten sollten, und wir folgten dieser Anweisung nicht. Wir sahen die heilige Handlung, wir glaubten an die Wirkungen des heiligen Meßopfers; alles lud uns zur Andacht, zum Gebete ein. Und o wehe! Wir beteten nur zum Scheine, aus Rücksicht auf Menschen. Wehe uns! Dieser schreckliche Gedanke foltert uns unaussprechlich. Was für Mühe machte uns nicht das bloße Scheingebet! Wie mußten wir uns anstrengen, um andächtig zu scheinen! Welche Selbstüberwindung war erforderlich, um uns und unsere Andachtslosigkeit nicht zu verraten!

Ach! und jene Mühe, jene Anstrengung und jene Selbstüberwindung, sie sind vergeblich gewesen; nicht nur nützen sie uns nichts, sondern sie schaden uns sogar; sie werden vor Gott unsere Ankläger. Verhängnisvolles Geschick! Wir wollen Gott nicht fürchten, und wir müssen ihn fürchten, weil wir durch unsere Scheingebete seine strafende Gerechtigkeit frech herausfordern. Da kann uns doch eine vernünftige Wahl nicht schwer fallen. Fürchten wir ihn freiwillig und werden wir weise; denn die Furcht Gottes ist und bleibt einmal der Anfang aller wahren Weisheit.

Ist die Furcht vor Gott das beste Mittel, unsere Andacht beim Gebete zu fördern, so ist die Hoffnung auf Gott eine hauptsächliche Veranlassung, daß wir mit Vertrauen beten. Wie oft beteten wir ohne inneren Antrieb, ohne innere Veranlassung; wie selten hatten wir ein wahres Bedürfnis zu beten; wir beteten, weil die Stunde einmal für das Gebet angesetzt und bestimmt war; wir beteten, weil es so gewünscht oder gar anbefohlen war. Aber ein eigenes Bedürfnis hatten wir selten. O wir armseligen Geschöpfe! Wie beklagenswert, wie bemitleidenswert, wie unwissend und unbarmherzig gegen uns selbst waren wir doch!

Freilich sind die Bedürfnisse unserer Seele nicht so leicht fühlbar wie die unseres Leibes. Hunger thut weh, und das ist es, was selbst den ungebildetsten Armen mit Vertrauen auf den Reichen bitten lehrt. Der Strohhalm ist kein Balken, der den Ertrinkenden retten kann, und das ist es, was ihn in zuversichtlicher Weise um Hilfe schreien läßt. Das Feuer brennt, und deshalb sieht mit thränenfeuchten Augen der Unglückliche seinen Retter nahen. Der Hungernde, der Ertrinkende, der in Feuersgefahr Befindliche, wie gesammelt, wie inbrünstig, wie herzlich können sie doch bitten; welches unbegrenzte Vertrauen setzen sie doch auf diejenigen, welche ihnen helfen können und wollen. Ach! und wir, wenn wir Gott bitten, wir beten mit so kaltem Herzen, unsere Augen kennen keine Thränen des Schmerzes und der Angst, weil wir die Bedürfnisse unserer armen, unsterblichen Seele nicht kennen. Und doch, was ist der Hunger des Leibes gegen den Hunger unserer Seele, die nach Frieden und Glückseligkeit tausendmal mehr verlangt als der Ärmste nach Brot. Was ist die Angst des Ertrinkenden gegen die Angst unserer Seele, die sich stündlich umgeben sieht von den Gewässern der Gefahren und Versuchungen zum Bösen. Und was ist erst das Feuer gegen den brennenden Schmerz der Gewissensbisse, die unsere arme Seele fort und fort foltern und peinigen wegen unserer Sünden.

Seien wir nur aufmerksam! Beobachten wir unser inneres Leben, bald werden wir das heiße Verlangen unserer Seele nach Frieden und Glückseligkeit wahrnehmen, bald werden wir die vielen Gefahren für unser ganzes Leben sehen, bald wird der Schmerz unserer Seele über unser sünd-

haftes Leben sich fühlbar machen. O gnadenvolle Erkenntnis, wenn wir unsere geistigen Bedürfnisse kennen! Menschen, und wären sie auch noch so weise, noch so mächtig, und noch so mitleidsvoll, sie können uns doch nicht helfen. Den leiblichen Hunger können wohl Menschen stillen; den Hunger der Seele nach Frieden kann aber nur Gott stillen. Den Ertrinkenden können wohl Menschen herausziehen; aus den Gefahren der Seele kann aber nur Gott erretten. Das Feuer können wohl Menschen löschen; aber den Schmerz, den uns Gewissensbisse verursachen, kann nur Gott lindern und ganz beseitigen. Gott ist ja so unendlich gut und gütig. Seine allmächtige Hand ist immer ausgestreckt, wir brauchen nur nach ihr zu langen. Und da wollten wir nicht beten, nicht bitten und ihn bestürmen! Und da wollten wir noch zerstreut sein beim Gebete und mit kaltem Herzen beten! Du mein Gott! Habe doch Erbarmen mit uns, deinen hilfsbedürftigen Geschöpfen, und lasse uns unsere geistige Armseligkeit, unsere Not und unser Elend recht klar erkennen. Mache uns bekannt mit den schreienden Bedürfnissen unserer armen Seele.

Drum, im Herrn geliebteste Zöglinge, wollen wir beten, so fragen wir vorerst unser Herz, was wir wollen, was wir brauchen, woran wir Mangel haben. Dann bedenken wir, daß wir Gott, den Allwissenden und Allgütigen, bitten wollen. Gewiß werden wir dann stets wissen, um was wir bitten sollen. Dann wird Andacht und Vertrauen, Innigkeit und Inbrunst in unser betendes Herz einziehen. Unser Herz wird sich gehoben fühlen. Unsere Gebete werden zu einer Himmelsleiter, auf welcher die göttlichen Gnaden in unsere Herzen herniedersteigen. Amen!

Am einundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

„Sein Herr sprach zu ihm: Du böser Knecht! Die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast; solltest denn nicht auch du deines Mitknechtes dich erbarmen, wie auch ich mich deiner erbarmte?“ (Matth. 18, 32.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Unter andern schweren Sünden, welche Gott der Herr unter Androhung der furchtbarsten Strafe den Israeliten verbot, finden wir den Betrug in Gewicht, Elle und Maß. Bediente sich nämlich jemand verschiedenen Gewichtes, etwa eines schwereren, wenn er kaufte, und eines leichteren, wenn er verkaufte, so zog er sich den Zorn Gottes und die ewige Verdammnis zu. Denn „doppeltes Gewicht“, so lesen wir in den

Sprichwörtern, „und doppeltes Maß ist bei Gott ein Gegenstand des Abscheus". Der hl. Gregor d. Gr. macht davon eine bemerkenswerte Anwendung, indem er sagt: „Jeder Mensch, welcher die Angelegenheiten des Nächsten nach einem andern Maßstabe beurteilt als seine eigenen, hat doppeltes Gewicht." Wenn ihr dafür ein Beispiel verlangt, so betrachtet den Knecht im heutigen Evangelium, welcher infolge seiner schlechten Amtsverwaltung seinem Herrn 10000 Talente schuldig war. Gleichwohl hielt er sich für würdig der Verzeihung, welche er auf den Knieen liegend von dem Könige erlangte. Seinen Mitknecht dagegen, der ihm selbst nicht mehr als 100 Denare schuldig war, hielt er für unwürdig der Verzeihung, würgte ihn und ließ ihn ins Gefängnis werfen. Kein Wunder daher, wenn sein Herr ihn zu sich rief und sprach: „Du böser Knecht! Die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast; solltest denn nicht auch du deines Mitknechtes dich erbarmen, wie auch ich mich deiner erbarmte?"

Ich fürchte, daß auch wir nicht selten in denselben verabscheuungswürdigen Fehler verfallen, indem wir die Gott zugefügten Beleidigungen für klein und unbedeutend halten, dagegen die uns zugefügten Beleidigungen für große und schwere ansehen; indem wir unsere Sünden, wenn sie auch noch so schwer sind, entschuldigen, die Fehler des Nächsten aber vergrößern und unnachsichtlich ahnden. Das ist ja ein anerkannter Grundsatz: Je erhabener und ehrwürdiger eine Person ist, welcher eine Beleidigung zugefügt wird, desto größer und schwerer ist die Beleidigung selbst. Die Sünde, als eine Übertretung der göttlichen Gebote, ist nun eine Gott selbst zugefügte Beleidigung. „Der Größe Gottes aber ist kein Ende", wie der Psalmist sagt, Gott ist ein Herr von unbegrenzter Majestät, unendlich ist seine Weisheit, unendlich seine Fürsehung, unendlich seine Barmherzigkeit, unendlich seine Gerechtigkeit und seine Macht. Folglich ist jede Gott zugefügte Beleidigung unendlich schwerer als selbst die schwerste Beleidigung, die man einem seiner Geschöpfe zufügen könnte, weshalb der hl. Thomas von Aquino ausdrücklich lehrt: „Die Sünde hat eine gewisse Unbegrenztheit infolge der Unbegrenztheit der göttlichen Majestät."

Was ist dagegen der Mensch? Vernehmet die Antwort darauf vom Propheten Jesaias, der sagt: „Siehe, Völker sind dem Tropfen gleich, der vom Eimer rinnet." Was ist dagegen der Mensch? Vernehmet die Antwort darauf aus dem Munde der heidnischen Weltweisen, welche sagen: „Der Mensch ist ein Spiel des Schicksals, das Bild der Unbeständigkeit, ein Spiegel der Verdorbenheit, der lebendige Tod und ein vorübergehender Wanderer." Was ist der Mensch? Vernehmet die Antwort darauf aus dem Munde der heiligen Väter, welche sagen: „Der Mensch ist eine Speise der Würmer, ist ein reines Nichts, ist Staub

und Asche." Wenn Gott ein unermeßliches Meer von Vollkommenheit ist, so ist der Mensch kaum ein einziger Tropfen; und nun haltet fest, wer Gott ist und was der Mensch ist, und erkennet daraus den großen Unterschied zwischen einer Beleidigung, die Gott zugefügt wird, und derjenigen, welche einem Menschen zugefügt wird; dabei erinnert euch an die beiden Knechte im heutigen Evangelium. Der eine schuldete seinem Herrn 10000 Talente, etwa 78 Millionen Mark. Der andere schuldete seinem Mitknechte 100 Denare, etwa 75 Mark. Und ihr werdet verstehen die Worte des hl. Antonius von Padua, der sagt: „Ebenso groß wie der Unterschied zwischen 10000 Talenten und 100 Denaren ist, ja noch größer ist der Unterschied zwischen der Sünde, wodurch wir Gott beleidigen, und der Beleidigung, die uns unser Nächster zufügt."

Und dennoch! o wehe uns, daß es mit Recht „und dennoch" heißen muß! — Wenn wir Gott auch noch so gröblich beleidigen, so verlangen wir dennoch, daß er sich sofort mit uns wieder versöhne; werden wir aber von unsern Mitmenschen nur im geringsten verletzt, so sind wir unversöhnlich. Wie viele Entschuldigungen halten wir bereit für den Fall, daß etwa unser Beichtvater uns auf die Größe und Schwere unserer Sünden aufmerksam machen will; da ist unsere Natur schuld, wenn wir oft zornig werden und nach Rache verlangen; da sind die Anreizungen der Gegner zu boshaft gewesen; da war die Gelegenheit zu günstig und die Versuchung zu mächtig. Da fällt eine Verachtung Gottes und seiner heiligen Gebote, da fällt eine Nachlässigkeit und Trägheit im Gottesdienste, da fällt eine Lüge und Verleumdung, eine Gotteslästerung und ein Diebstahl nicht schwer ins Gewicht. Wie ganz anders aber wird unsere Gemütsstimmung, wenn wir einmal, und wäre es auch nur von einem gewöhnlichen Menschen, verachtet werden; wie aufgebracht sind wir, wenn unsere Befehle nicht beachtet werden. Wie verletzt fühlen wir uns, wenn wir vernachlässigt, belogen, verleumdet, beschimpft und bestohlen werden. Kommen unsere geheimen Sünden an das Tageslicht, so möchten wir am liebsten, daß alle schwiegen und Mitleid mit uns hätten; wird uns aber vom Nächsten eine bis dahin unbekannt gebliebene Sünde bekannt, so können wir sie nicht schnell und laut genug an die Öffentlichkeit bringen. Was heißt das anders, als die Gott zugefügten Beleidigungen für eine Schuld von 100 Denaren und die uns zugefügten Beleidigungen für eine Schuld von 10000 Talenten halten.

Der König Saul hatte in Gilgal einen Altar errichtet, um durch Opfer zu danken für den Sieg, den sein Sohn Jonathan über die Philister davongetragen hatte. Saul wußte recht gut, daß es nach dem göttlichen Gesetze verboten war, in Abwesenheit des Priesters Brandopfer darzubringen. Da aber Samuel wider Erwarten des Königs mit seiner An-

kunft zögerte, ward Saul ungeduldig und opferte. Bald darauf kam Samuel im Lager an und machte dem König Saul Vorwürfe wegen seiner Übertretung des göttlichen Gesetzes. Saul dagegen suchte sich damit zu entschuldigen, daß er unter den obwaltenden Umständen hätte opfern müssen.

Später gab Saul den strengen Befehl, daß keiner aus seinem Kriegsvolke etwas essen solle, bevor er, der König, seinen Feinden eine vollständige Niederlage beigebracht habe. Sein tapferer Sohn Jonathan aber übertrat dieses königliche Gebot, indem er etwas wilden Honig kostete, weshalb Saul, aufgebracht über diesen Ungehorsam, seinen eigenen Sohn zum Tode verurteilte, welches Urteil auch gewiß vollstreckt worden wäre, hätte sich nicht das ganze Volk einstimmig dagegen erklärt. Du großer Gott! Wie ungerecht sind doch die Menschen! Als Saul das Gebot Gottes übertreten hatte, wußte er sich zu entschuldigen; für den Fehler seines Sohnes aber wollte er keine Entschuldigung gelten lassen. Wer gedenkt da nicht der Worte des Königs im heutigen Evangelium: „Du böser Knecht! Die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen; solltest denn nicht auch du deines Mitknechtes dich erbarmen?“

Was werden wir also thun, im Herrn Geliebteste? Ich antworte: Lasset uns Geduld mit unserem Nächsten haben, wie auch wir wünschen, daß andere mit uns Geduld üben mögen. Im Nächsten müssen wir nicht eine fremde, sondern unsere eigene, schwache und so armselige Natur erblicken, wenn wir von christlicher Liebe zum Nächsten beseelt sein wollen.

Als die Juden beschlossen hatten, unsern göttlichen Heiland durch Backenstreiche aufs äußerste zu beschimpfen, verhüllten sie zuvor sein Angesicht, gleichsam als hätten sie sich nicht getraut, so unmenschlich und gefühllos zu handeln, wenn sie dabei das Angesicht Jesu gesehen hätten. Das sei für uns ein bedeutungsvoller Fingerzeig. Ein vorurteilsfreier Blick auf den Nächsten, der vielleicht nicht schwächer, nicht lasterhafter und nicht elender ist als wir selbst; und ein entschlossener furchtloser Blick auf uns selbst, die wir vielleicht dieselben Schwächen, dieselben Laster und dasselbe Elend wie unser Nächster zu beklagen haben: Gewiß, wir werden zur christlichen Geduld in unserem Betragen, zur christlichen Milde in unserem Urteile und zur christlichen Nachsicht in unserer Gesinnung hinneigen.

„Deswegen ziehet als Auserwählte, Heilige und Geliebte Gottes die herzliche Erbarmung, Güte, Demut, Sanftmut und Geduld an. Einer ertrage den andern und vergebet einander, wenn jemand über den andern zu klagen hat: gleichwie der Herr euch vergeben hat, also thut auch ihr.“ Amen!

Am zweiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

„Jesus sprach zu ihnen: Wessen ist dieses Bild?"
(Matth. 22, 20.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Wir wollen heute nicht so genau auf den buchstäblichen Sinn der Frage: „Wessen ist dieses Bild?" eingehen, sondern im Hinblicke auf jene Bilder, welche Zukünftiges darstellen, unsere Frage: „Wessen ist dieses Bild?" mit besonderer Rücksicht auf euren gegenwärtigen Beruf und seine Pflichten deuten. Euch allen soll und den meisten aus euch mag wohl auch wirklich ein bestimmtes Bild vorschweben; und fraget ihr mich: „Wessen ist dieses Bild?" so antworte ich: Das ist das Bild eines christlichen Schülers und Zöglings.

Dieses Bild ist kein materielles, sondern ein geistiges, weshalb es denn auch nicht eure leiblichen Augen, sondern einzig und allein eure geistigen zu betrachten vermögen. Es ist nicht von Menschen, sondern von Gott selbst gefertigt; es altert nicht und bedarf keiner Auffrischung; seitdem es Menschen, seitdem es Christen giebt, erglänzt es in unverwüstlicher Frische. Der Schrein, in dem es ein jeder aufbewahrt, ist das Herz; und das Gewissen ist es, welches dieses Bild beständig euch vorhält. Ihr schaut es also täglich, ja stündlich und oft noch in kleineren Zeitabschnitten. Aber habt ihr es auch immer so genau betrachtet, wie es geschehen soll? Den Saumseligen zur Anregung, den Thätigen zur Ermunterung und den Eifrigen zur Vermehrung ihres inneren Glückes, allen endlich zur Erbauung wollen wir heute von dieser heiligen Stätte aus das Bild eines christlichen Schülers und Zöglings betrachten.

Der Zögling einer höheren Unterrichtsanstalt verfolgt ein entferntes Ziel und sehr viele näher gelegene Ziele. Das entfernteste für ihn ist eine höhere Lebensstellung, sei es in der Kirche oder im Staate. Die vielen näher gelegenen Ziele aber sind ihm gesteckt, um ihn durch Erreichung derselben planmäßig und gründlich vorzubereiten auf jene künftige Lebensstellung. Da gilt es denn, an erster Stelle die Kräfte der Seele und des Leibes zu sammeln. Das Hauptziel und die vielen untergeordneten Ziele sind beständig im Auge zu behalten. Jede Unaufmerksamkeit in dieser Beziehung würde sich gar bald schwer rächen, da sie entweder Trägheit oder Teilung und Zersplitterung der Kräfte im Gefolge haben müßte. Hat der Zögling aber seine Ziele beständig im Auge, so giebt er auch allen seinen Kräften eine beständige Richtung auf dieselben.

Die Kräfte, welche der Persönlichkeit des Schülers eigen sind, zerfallen in die geistigen und körperlichen. Letztere dienen den ersteren. Bei Entwicklung und Pflege der körperlichen Kräfte ist aber die Gesundheit des Leibes das Ziel. Wie wichtig nun das körperliche Wohlbefinden und eine kräftige Gesundheit für den Schüler ist, erhellt schon daraus, daß Krankheit des Leibes die geistige Beschäftigung hindert und Schwäche des Körpers eine andauernde geistige Arbeit beeinträchtigt, abgesehen von der viel größeren und längeren Mühe, welche jede, auch die leichteste geistige Arbeit einem kranken oder kränklichen Zöglinge verursacht. Dazu kommt noch, daß körperliche Schwäche oder Krankheit Unlust erzeugt, sowie eine schnell eintretende Erschlaffung und Schwächung der geistigen Kräfte gewöhnlich bewirkt. Wie bedeutsam ist doch darum die körperliche Gesundheitspflege für einen Schüler. Da ihm selber aber in den meisten Fällen die dazu erforderliche Einsicht fehlt, verbinden sich zu diesem löblichen Zwecke mit Recht alle, welche ein lebhaftes Interesse an dem Gedeihen des Zöglings haben, d. i. die Eltern und deren Stellvertreter, die Schule und die Kirche.

Die Eltern und ihre Stellvertreter sorgen für den notwendigen Unterhalt, überwachen die häuslichen Arbeiten und sehen darauf, daß sie in angemessener Weise mit einer entsprechenden körperlichen und geistigen Erholung Hand in Hand gehen. Dieser elterlichen Sorge und Überwachung soll der Zögling keine Hindernisse oder Schwierigkeiten bereiten, sondern weit eher sie erleichtern und möglichst überflüssig machen; denn mit den Jahren soll auch die Fähigkeit zunehmen, sich selbst zu überwachen, sowie sich selber Regel und Gesetz zu sein.

Denselben Zweck, d. i. den Körper zu schützen gegen schädliche Einflüsse, welche seine Gesundheit zu untergraben und gänzlich zu zerrütten nur zu sehr geeignet sind, verfolgen auch die bekannten Schulgebote. Zwar verschließen sich erfahrungsmäßig leider immer noch einzelne Zöglinge dem liebevollen, fürsorgenden Geiste, welcher jene Schulgebote durchdringt und belebt. Diese haben dafür aber auch alle Verantwortung selbst zu tragen, wenn sie infolge beharrlicher Übertretungen der Schulgebote nicht bloß der verdienten Schulstrafe anheimfallen, sondern auch ihren Körper oft für alle Zukunft ruinieren, so daß sie nicht nur für ihren höheren geistigen Beruf, sondern auch für jeden andern untauglich werden.

Wie die Schule durch ihre Gesetze und sonstigen Einrichtungen das körperliche Wohlbefinden ihrer Schüler fortwährend im Auge behält, so auch die christliche Kirche, welche dem Zöglinge immer wieder aufs neue die Tugend der Mäßigkeit in Speise und Trank, sowie vor allem die Keuschheit des Leibes und der Seele einschärft und ihn zu deren gewissenhafter Übung anhält.

Wie sehr demnach die christliche Sorge für den Körper und seine gewissenhafte Pflege berechtigt sind, ersieht ihr daraus, daß Eltern, Schule und Kirche diesem Gegenstande ihre ungeteilteste Aufmerksamkeit schenken. Ist ja doch der Körper gleichsam das Haus des Geistes und sein Werkzeug. Wird das Werkzeug aber vernachlässigt, geschädigt oder gar mutwillig vernichtet, was vermag da wohl noch selbst der begabteste, talentvollste Geist? Fehlt ihm doch der gesunde Körper, welcher die Mühen und Beschwerden geistiger Anstrengungen mutig erträgt, zu neuen Arbeiten anregt und nach kurzer Abspannung dem Geiste die neuverjüngte Spannkraft zuführt und erhält.

Gleichen Schritt mit dieser körperlichen Pflege soll aber die Entwicklung und Übung der geistigen Kräfte des Schülers halten. Die gewöhnlichste Bezeichnung für dieselben ist die Denkkraft und der freie menschliche Wille. Der christliche Schüler übt beide Kräfte in gleicher Weise, ohne dabei die eine von beiden zu vernachlässigen oder zu bevorzugen. Freilich liegt die Versuchung für so manchen nur zu nahe, den Verstand allein möglichst auszubilden. Wie so mancher betrachtet die Schule nur als eine Unterrichtsanstalt, deren einziges und höchstes Ziel sei, Kenntnisse und Fertigkeiten aller Art zu vermitteln. Zu diesem meist selbstverschuldeten Irrtume kommt dann häufig noch hinzu die selbstgefällige Befriedigung, mit einigen das gewöhnliche Maß übersteigenden Kenntnissen vor andern glänzen zu können, welche sich nur mittelmäßiger Talente rühmen dürfen oder es am erforderlichen Fleiß haben fehlen lassen. Allein so nützlich, ja notwendig die Bildung des Verstandes, der Denkkraft überhaupt ist, wie verlockend es auch für einen Jüngling sein mag, damit glänzen zu können: hätte er sonst keine Bildung aufzuweisen, so wäre er doch nur einer beklagenswerten Einseitigkeit verfallen, welche uns im günstigsten Falle nur zu liebevoller Nachsicht bewegen könnte.

Vielmehr ist auch die andere geistige Kraft, der freie Wille, durch fortwährende Übung zu fördern und zu bilden. Vergleichen wir einen Augenblick diese beiden Kräfte. Den Verstand auszubilden ist nicht schwer, wenn er einmal vorhanden ist. Mit Leichtigkeit und ohne besondere Mühe vermag dies der talentvolle Schüler; der wenig oder gar nicht begabte vermag es dagegen selbst beim eifernsten Fleiße nicht. Das Talent ist aber eine Gabe Gottes, deren Besitz dem Schüler nicht als Verdienst angerechnet werden kann. Mit dem leicht auszubildenden Verstande kann nun der Schüler sehr bequem glänzen und sich brüsten, als wäre die Intelligenz sein ganz besonderes Verdienst. Wie ganz anders dagegen verhält es sich mit dem freien Willen. Diese Kraft besitzen alle Zöglinge in gleicher Weise; hier sind alle mit demselben Pfunde bedacht. Den freien Willen sollen sie bilden, fördern und stärken. Auf diesem Wege giebt es aber scheinbar nur Dornen und wenig Rosen. Da heißt

es, den freien Willen immer mehr und mehr dem Einflusse der Leidenschaften entfremden, aus dem Zauberkreise der falschen Freiheit, der Zügellosigkeit herausreißen. Da gilt es, nicht auf Stolz, Glanz und wertlosen Flitter zu sehen, welche dem einseitig gebildeten Verstande zusagen, sondern Demut, Bescheidenheit, Selbstverleugnung und Gehorsam aus Furcht oder Liebe zu üben; es gilt mit einem Worte, den freien Willen zu einem sittlich-guten, christlichen Handeln anzuhalten, ihn zu beugen unter jeglichen berechtigten höheren Willen. Bin ich nun auch weit entfernt, die Bildung des Verstandes zu unterschätzen, so bin ich doch auch ebensoweit davon entfernt, die einseitige Verstandesbildung als die wahre Bildung anzusehen. Das Herz, das Gemüt, der Wille muß ebenfalls gebildet sein, wenn der Zögling auf wahre Bildung Anspruch machen will. Denn alle jene, welche das ersehnte Ziel erreichen, werden im späteren Leben in ganz bestimmte, durch Tausende von gesetzlichen Bestimmungen geordnete Verhältnisse eintreten, in denen sie sich frei, freudig und frisch bewegen sollen. Das wird ihnen jedoch nur möglich sein durch den gewissenhaftesten, freudigsten Gehorsam gegen den höheren Willen der Vorgesetzten. In diesem Gehorsam sollt ihr euch von Jugend auf nicht bloß im elterlichen Hause, sondern auch in der Schule freudigst üben.

Das ist in wenigen, aber kräftigen Grundzügen das Bild eines christlichen Schülers und Zöglings. Präget es euch tief in die Seele ein und machet es in eurem Leben und Verhalten zur vollen Wahrheit, auf daß Idee und Wirklichkeit sich schließlich decken. Ich schließe mit einigen kräftigen Worten aus dem goldenen Büchlein von der Nachfolge Christi: „Was nützt es dir, gelehrte Vorträge zu halten über die allerheiligste Dreifaltigkeit, wenn es dir an Demut gebricht, weswegen du ja der allerheiligsten Dreifaltigkeit mißfällst. Wahrlich, nicht hohe Worte machen schon heilig und gerecht, sondern ein tugendreiches Leben macht Gott wohlgefällig. Ich trage ein weit größeres Verlangen in mir, die wahre Reue in mir zu empfinden, als eine gelehrte Begriffserklärung darüber zu wissen. Wenn du auch die ganze Bibel und die Lehrsätze aller Philosophen auswendig wüßtest, was würde dir das alles nützen ohne Liebe und Gnade Gottes? Alles ist eitel mit Ausnahme der Liebe zu Gott und des Gottesdienstes.“ Die demütige Selbsterkenntnis ist der sicherste Weg zu Gott, zur ewigen Glückseligkeit. Amen!

Am zweiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

„Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht?“ (Matth. 22, 17.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Schon drei volle Jahre hatten sich die Todfeinde Jesu vergeblich bemüht, ihm eine strafbare Handlung nachzuweisen, damit sie ihn den Gerichten überliefern und so unschädlich machen könnten. Sie beobachteten ihn genau, aber sie konnten niemals eine strafbare That bemerken. Da hofften sie, ihn in der Rede zu fangen; allein auch in seinen alltäglichen Reden und Vorträgen vermochten sie nichts zu entdecken, weshalb er vom Richter hätte verurteilt werden können. Ihre Bosheit sann daher auf ein äußerstes Mittel; sie suchten ihn zu strafbaren Reden und Urteilen zu reizen. Dergleichen Begebenheiten nun haben uns die heiligen Evangelisten drei mitgeteilt.

Das jüdische Volk befand sich zur Zeit Christi in einer sehr traurigen politischen Lage. Es war gedemütigt, und sein Land, ehedem ein selbständiges Königreich, war zu einer römischen Provinz herabgesunken, welche von einem kaiserlichen Statthalter verwaltet wurde. So sehr indessen auch das jüdische Volk im Herzen damit unzufrieden war, die Juden konnten es doch nicht ändern und fügten sich der Gewalt. Diese Volksstimmung war nun den politischen Machthabern und ihren Hofleuten durchaus nicht unbekannt. Anderseits wußten sie aber auch recht gut, daß Jesus beim Volke in sehr großer Gunst stand. Mit wahrhaft bewunderungswürdiger Schlauheit suchten daher die Todfeinde Jesu ihn zwischen Thor und Angel zu stellen, indem sie ihm die Frage vorlegten: „Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht?“ Ja oder Nein? Würde er Ja antworten, so hatte er damit die Gunst des jüdischen Volkes verscherzt, welches nur gezwungen dem römischen Kaiser Steuern zahlte und im übrigen auf eine günstige Gelegenheit wartete, das römische Joch abzuschütteln. Würde er dagegen Nein antworten, so war er ein Steuerverweigerer und demnach ein politischer Verbrecher. Die Pharisäer und die Herodianer, das sind Hofleute des Herodes Antipas, hatten nun sicher darauf gerechnet, daß sie Jesum damit fangen würden, und mochten wünschen, daß er die Gunst des Volkes vorziehen und dem Kaiser die Steuern verweigern würde. Allein Jesus beantwortete die vorgelegte Frage so einfach nicht: Er sprach zwar dem Kaiser die Steuern von Rechts wegen zu — „gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist“ —, sicherte sich aber auch die Gunst des Volkes, indem er an die Pflicht, Gott zu gehorchen, damit erinnerte, daß er sagte: „und (gebet) Gott, was Gottes ist“.

Nach den durch diese Antwort beschämten Pharisäern und Herodianern traten sofort die Sadducäer zu Jesus, um ihm gleichfalls eine sehr verfängliche Frage vorzulegen. Waren die Pharisäer heuchlerische und scheinheilige Menschen, so hatten die Sadducäer sehr große Ähnlichkeit mit den sogenannten Aufgeklärten unseres Jahrhunderts. Sie waren ungläubige Juden, welche den jüdischen Glauben verhöhnten, ins Lächerliche zogen und aus ihrem Unglauben auch gar kein Hehl machten. Besonders war es die Auferstehung der Toten, welche sie lächerlich machen wollten. Sie traten deshalb zu Jesus und sagten: „Lehrer, Moses hat in der Schrift gesagt: Wenn jemand kinderlos stirbt, so soll sein Bruder dessen Weib ehelichen und seinem Bruder Nachkommenschaft verschaffen. Es waren nun bei uns sieben Brüder. Der erste nahm ein Weib und starb ohne Kinder. Da nahm der zweite dieses Weib, starb aber gleichfalls kinderlos. Ebenso ging es mit dem dritten bis zum siebenten; keiner hinterließ Nachkommenschaft. Endlich und zuletzt starb auch das Weib. Wem wird nun das Weib bei der Auferstehung gehören, da alle sieben es zur Ehe genommen hatten?"

Da erwiderte ihnen Jesus: „Ihr seid im Irrtum, da ihr weder die Schrift noch die Macht Gottes kennt. Die Kinder dieser Welt nehmen zur Ehe und werden zur Ehe genommen; die aber, welche gewürdigt sind, jene Welt und die Auferstehung von den Toten zu erhalten, nehmen nicht zur Ehe und werden auch nicht zur Ehe genommen." Auf diese Weise wird das Weib jener sieben verstorbenen Brüder nach der Auferstehung keinem derselben angehören, da die von den Toten Auferstandenen ehelos leben wie die Engel im Himmel. Damit waren aber auch die Sadducäer gründlich zurückgewiesen mit ihrem Bestreben, in diesem Falle die Auferstehung von den Toten ins Lächerliche zu ziehen.

Hatte die erste Frage: „Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht?" den Zweck, Jesum zu einem politischen Verbrecher zu machen, so sollte nun die zweite Frage: „Wem wird nun das Weib bei der Auferstehung gehören, da alle sieben es zur Ehe genommen hatten?" seine religiöse Überzeugung in betreff der Auferstehung von den Toten in eine nicht geringe Gefahr bringen. Indessen beidemal beschämte Jesus seine Todfeinde, wobei man sich allerdings nur wundern kann, wie sie überhaupt es noch wagen konnten, nachdem Jesus die Pharisäer und Schriftgelehrten schon sechs Monate vor diesen Begebenheiten in ähnlicher, freilich weit mehr beschämender Weise abgefertigt hatte.

Es war im Oktober vor seinem Leiden, am sogen. Hüttenfeste, als die Pharisäer Jesu ein des Ehebruches angeklagtes Weib vorführten und sprachen: „Lehrer, dieses Weib ist auf frischer That im Ehebruch ergriffen worden. Im Gesetze Moses' ist uns befohlen, solche zu steinigen. Was sagst du nun dazu?"

Die Schwierigkeit dieses Falles und die Bosheit der Juden war gleich groß. Das mosaische Gesetz bestimmte für das ehebrecherische Weib den Tod der Steinigung. Der römische Kaiser hatte den Juden aber das Recht, Todesstrafen auszuführen, entzogen; sie durften daher jenes ehebrecherische Weib nicht steinigen, und das römische Recht urteilte viel milder über das Verbrechen des Ehebruchs. Hätte Jesus nun gesagt: Das Gesetz Moses' solle befolgt und jenes Weib gesteinigt werden, so wäre er ein Empörer gegen den römischen Kaiser gewesen, der den Juden verboten, eine vom mosaischen Gesetze vorgeschriebene Todesstrafe zu vollziehen. Erklärte er sich aber im andern Falle dafür, daß das Weib nicht gesteinigt werden solle, so hatten sie einen Grund zur Anklage gegen ihn als Verächter des heiligen mosaischen Gesetzes.

Jesus aber, der ihre Anschläge kannte, verfuhr anders als seine Feinde erwarteten. Zuerst schwieg er, bückte sich nieder und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Als sie aber stärker in ihn drangen, da erhob er sich und sprach: „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe zuerst einen Stein auf sie." Hierauf bückte er sich wieder und fuhr fort auf die Erde zu schreiben. Die Ankläger aber, durch die Antwort Jesu verblüfft und beschämt, schlichen sich einer nach dem andern, die Ältesten zuerst, davon, so daß endlich das angeschuldigte Weib allein vor ihm stand. Da erhob sich Jesus und sprach zu dem Weibe: „Wo sind deine Ankläger? Hat dich keiner verurteilt?" Sie erwiderte: „Keiner, Herr!" Da sprach Jesus zu ihr: „So verurteile auch ich dich nicht. Gehe hin und sündige nicht mehr."

Das sind die drei Fragen, welche Jesus mit wahrhaft himmlischer Weisheit beantwortete. Als er selbst aber den Pharisäern nur eine einzige Frage vorlegte, vermochte ihm keiner zu antworten; von nun an wagte es aber auch keiner mehr, Jesum zu fragen.

Auch uns legt man heutzutage nicht selten recht verfängliche Fragen vor, um uns Verlegenheiten zu bereiten oder um uns von der Lächerlichkeit und Unhaltbarkeit unseres heiligen Glaubens zu überzeugen. Indessen seien wir nicht furchtsam und ängstlich, indem wir uns fragen: Was werden wir sagen und antworten. Bleiben wir vor allem immer ruhig und besonnen. Haben wir dann auch nicht die Weisheit unseres göttlichen Heilandes, so müssen wir doch auch nicht vergessen, daß unsere Gegner noch lange nicht so schlau und boshaft sind wie die Feinde Jesu. Jeder aus uns erweitere von Tag zu Tag seine Kenntnisse in unserem heiligen Glauben, und da vergesset den Katechismus nicht, da dieses Buch selbst für Erwachsene immer noch sehr vieles enthält, was sie nicht wissen. Denn ehe wir im stande sind, unsern heiligen Glauben zu verteidigen, müssen wir ihn doch erst genau kennen. Haben wir so alles gethan, was in unsern schwachen Kräften liegt, so bitten wir dann Gott demuts-

voll um Erleuchtung, und es wird uns im gegebenen Falle weder an Begeisterung noch an Geschick fehlen, um unsern heiligen Glauben mit Erfolg zu verteidigen. „Das ist ja der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube!" Amen!

Am dreiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

„In jener Zeit, da Jesus zu den Juden redete, siehe, da trat ein Vorsteher herzu, betete ihn an und sprach: Herr, meine Tochter ist soeben gestorben; aber komm und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben." (Matth. 9, 18.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Der kurze Inhalt dessen, was wir soeben gehört, ist folgender: Ein Mägdlein, das vielleicht schon längere Zeit krank war, ist gestorben, und der Vater desselben, welcher Vorsteher eines jüdischen Bethauses war, eilt zu Jesus, der sich gerade in der Nähe befand, betete ihn an und bat ihn, in sein Haus zu kommen, um das tote Mägdlein wieder zum Leben zu erwecken. Sobald ich diese Worte des heutigen Evangeliums aufmerksam gelesen, hatte ich diesen merkwürdigen Gedanken: Nachdem bereits das Töchterlein verstorben ist, kommt sein Vater zu Jesus. Unwillkürlich fragte ich mich: Konnte er denn nicht kommen, als das Töchterlein noch am Leben war? Und ich antwortete: Ja freilich hätte er kommen können, wenn er überhaupt nur gewollt hätte. Allein er mochte vielleicht so lange wie möglich auf die Geschicklichkeit und Kunst der menschlichen Ärzte vertrauen und wollte von dem himmlischen Arzte erst dann Gebrauch machen, wenn alle menschliche Weisheit sich als unzureichend und eitel erwiesen hätte. Zudem war er ja der Vorsteher eines jüdischen Bethauses; es ist dies ein Umstand, der durchaus nicht außer acht zu lassen ist; denn mit einem solchen jüdischen Vorsteher verbanden sich nur zu oft die abgeschmacktesten Vorurteile gegen den armen Zimmermannssohn von Nazareth. Neid nicht minder als Haß schlichen sich wie von selbst in die verblendeten Herzen, besonders der jüdischen Vorsteher. Das Volk lief Jesu nach, der nicht selten auf freiem Felde lehrte. Daher standen die Synagogen leer, und wenn das noch einige Zeit so fort ging, so war die Zeit nicht mehr fern, da die Vorsteher der Synagogen keine Zuhörer und Gläubigen mehr hatten; solche Aussichten waren doch nur zu sehr geeignet, die Synagogenvorsteher neidisch zu machen. Kein Wunder darum, daß alle Verleumdungen und Verdächtigungen des Heilandes gerade von diesen leitenden Persönlich-

keiten ausgingen. Um das Brot, um das tägliche Auskommen ihrer oft zahlreichen und ohnehin nicht immer glänzend gestellten Familien handelte es sich. Wovon sollten sie leben, wenn die jüdischen Bethäuser geschlossen werden müßten; wenn dieser Jesus von Nazareth alle Juden zu seiner Religion bekehrt haben würde? So fragten sich ängstlich und um ihr tägliches Brot besorgt jene Vorsteher, und sie mußten darum alles Mögliche ins Werk setzen, um Jesum durch Verleumden und Ehrabschneiden beim Volke der Zauberei und beim Hohen Rate der Volksaufwiegelei verdächtig zu machen. Nun begreifen wir aber auch, warum der Vorsteher im heutigen Evangelium erst, nachdem sein Töchterlein gestorben war, zu Jesus eilte und seine Hilfe beanspruchte. Welch ein furchtbarer Kampf mag zuvor in seiner Brust getobt haben! Wie lange mag er nicht unschlüssig gewesen sein und nicht gewußt haben, was er wohl eigentlich thun sollte: In seinem Herzen Haß und Widerwillen gegen Jesum; in seinem Gewissen das peinliche Bewußtsein, daß er niemals von Jesus etwas gehalten hatte; das Bewußtsein, daß er ihn so oft einen Gaukler, Betrüger und Zauberer genannt hatte. Wahrhaftig, sein Amt und seine Würde ließen einen Besuch bei Jesus nicht zu; er konnte nicht gehen. Da starb sein Töchterlein; das Vaterherz siegte über sein Vorurteil; das Vaterherz empfing den Glauben, er ging hin und bat Jesum, sein totes Töchterlein wieder ins Leben zu rufen.

Leider giebt es auch Katholiken, welche diesem Vorsteher sehr ähnlich sind. Wenn sie selber oder ihre Hausgenossen an einer Krankheit daniederliegen, so denken sie in der Regel nicht daran, daß sie beizeiten Jesum kommen ließen. Da giebt es der Ausflüchte, Befürchtungen und Rücksichten sehr viele. Und bei alledem stirbt der Kranke plötzlich oder er verliert plötzlich das Bewußtsein und kann nicht versehen werden. Um daher alle jene Vorurteile gründlich zu beseitigen, wollen wir heute miteinander eine Betrachtung anstellen über

das Wesen und die Wirkungen des heiligen Sakramentes der letzten Ölung.

Wollte der an Erbarmungen so reiche Gott, daß ihr alle daraus erkennen möchtet, wie nützlich und heilsam einesteils die letzte Ölung ist, und wie unverzeihlich anderenteils der Leichtsinn jener sein muß, welche erst dann ein Verlangen nach diesem heiligen Sakramente kund geben, wenn es bereits zum Augenzudrücken ist.

Eine ganz gewöhnliche Entschuldigung vieler ist die, daß sie befürchten, sie möchten dem Geistlichen lästig fallen, wenn sie ihn zum Kranken holten, obgleich dieser noch lange nicht zum Sterben krank ist. Indessen ist diese Befürchtung ganz falsch angebracht und kommt auch nicht aus einem ebenso teilnahmsvollen Herzen. Denn kein Zögling kann und darf und soll auch

niemals, weder am Tage noch zur Nacht, weder im Sommer noch im Winter, Gefahr laufen, seinem Religionslehrer und Seelsorger lästig zu werden. Die Entschuldigung also: Ich will nicht belästigen, ist keine begründete. Wie der Vogel zum Fliegen, so ist der Seelsorger zum unversäumten Krankenbesuche da, und er thut es auch gern, denn traurig wäre es, wenn ihm das lästig fallen sollte; wozu wäre er dann erst Priester geworden; wozu würde er dann den Namen Seelsorger führen, wenn er sich eben nicht um die seiner Fürsorge und Obhut anvertrauten Seelen kümmern wollte. So erscheint denn wirklich die Entschuldigung: „Ich will den Priester nicht mit einem Krankenbesuche belästigen", als eine schwere Beleidigung.

Andere erblicken darin, daß es am Ende gar dem Kranken schaden könnte, einen hinreichenden Grund, weshalb sie sich vorderhand nicht entschließen können, den Priester zu rufen. Sie meinen, der Kranke würde beim Anblick des Priesters so sehr erschrecken, daß dies sein Tod sein könnte. Doch dies ist durchaus nicht zu befürchten; im Gegenteil fühlt sich der Kranke getröstet und gestärkt, wenn der Priester ihn versehen hat. Demnach erweisen diejenigen, welche den Priester erst zum Kranken rufen, wenn dieser bereits in den letzten Zügen liegt, weder dem Priester noch dem Kranken einen Gefallen. Denn der Priester wird dadurch in seiner seelsorglichen Thätigkeit auf strafbare Weise beeinträchtigt und dem Kranken, der oft dann schon bewußtlos daliegt, ein Hauptheilmittel, die letzte Ölung, entzogen. O wüßten es nur alle Kranken, welch ein Trost und welche Stärkung für Leib und Seele sie aus dem würdigen Empfange der letzten Ölung gewinnen können, sie würden gewiß stündlich ihre Angehörigen inständigst bitten, den Priester zu rufen. Für die Kranken und für sonst niemand hat sie ja der Heiland eingesetzt. „Ist jemand krank unter euch, so lasse er die Priester zu sich kommen, damit sie über ihn beten und ihn salben mit Öl im Namen des Herrn, und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten, und wenn er in Sünden ist, so werden sie ihm vergeben werden." Also ermahnt der heilige Apostel Jakobus und fordert alle kranken Christen auf, das heilige Sakrament der letzten Ölung würdig zu empfangen.

Schon die Ehrfurcht vor einem Sakramente gebietet eine kleine, aber sorgfältige Vorbereitung nicht bloß auf seiten des Kranken, was sich von selbst versteht, sondern auch auf seiten seiner Angehörigen. Worüber sich nicht bloß der Geistliche, sondern auch der Arzt nicht selten beklagen muß, ist der Übelstand, daß im Krankenzimmer eine ganz ungesunde und bei ansteckenden Krankheiten oft ganz verpestete Luft sich befindet. Daß dadurch dem Kranken selber am allermeisten geschadet wird, wollen viele auch heute noch nicht glauben. Allein eine frische und gesunde Luft kann dem Kranken nur nützen, und es ist daher täglich auf eine kurze Zeit ein Fenster zu

öffnen und gesunde Luft hereinzulassen. Außerdem werde womöglich der Tisch mit einem reinen, weißen Tuche gedeckt, worauf ein Kruzifix mit wenigstens einer brennenden Kerze zu stellen ist. Die Kerze muß aber schon brennen, wenn der Priester zur Thüre des Krankenzimmers hereintritt und darf jedenfalls nicht erst dann angezündet werden, wenn der Priester bereits den Kranken Beichte gehört hat und eben im Begriffe ist, dem Kranken die heilige Wegzehrung zu reichen; denn dann wäre es zu spät und verursachte überdies noch ganz unnötige Störung. Ferner muß auf dem Tische ein Gefäß mit Weihwasser und eins mit gewöhnlichem, aber reinem Wasser stehen; damit letzteres sofort vom Priester erkannt werde, wird es am besten auf einen Teller zu stehen kommen, auf welchem sich fünf Kügelchen, entweder aus Baumwolle oder aus Werg, befinden; auch etwa ein Eßlöffel Salz nebst einem kleinen Stück Brot werde auf jenen Teller gelegt und daneben ein Handtuch. Das ist die kleine, unter allen Umständen aber notwendige Vorbereitung, welche die Angehörigen des Kranken sofort zu treffen haben, sobald sie den Priester rufen lassen. Denn wenn der Priester ins Krankenzimmer tritt, besprengt er den Kranken mit Weihwasser. Hat er den Kranken gesalbt, so bedient er sich der Baumwollenkügelchen zum Abtrocknen des heiligen Öls an den Stellen, wo der Kranke eben gesalbt worden ist. Sodann bedarf er selber des Brotes zum Abreiben und des gewöhnlichen Salzes zum Reinigen und des gewöhnlichen Wassers zum Abwaschen und des Handtuches zum Abtrocknen derjenigen Finger, mit denen er die heilige Salbung vorgenommen hat. Hat sich darauf der Priester entfernt, so muß, um das heilige Öl, welches sich im Wasser, Salz, Brot und in den Wergkügelchen befindet, vor Verunehrung zu schützen, der ganze Inhalt des Tellers ins Feuer geschüttet werden.

Nach dieser rein äußeren Vorbereitung kann dann ohne irgend welche Störung der Priester die letzte Ölung erteilen. Sie besteht darin, daß der Kranke in Kreuzesform an den Augen, Ohren, an der Nase und dem Munde, an den Handtellern und auf beiden Füßen mit dem sogen. Krankenöle gesalbt wird. Während der Salbung spricht der Priester die folgenden Worte: „Durch diese heilige Salbung und seine mildreichste Barmherzigkeit vergebe dir Gott alles, was du durch Sehen . . . gesündigt hast.“ Die Salbung mit Öl also und die Aussprache jener Worte durch den Priester sind das äußere Zeichen des heiligen Sakramentes der letzten Ölung. Das Öl ist Olivenöl und kommt meistens aus dem Morgenlande; am Gründonnerstage eines jeden Jahres wird frisches vom Bischof geweiht und führt im Unterschiede von dem heiligen Öl, welches bei der Taufe angewendet wird, den Namen Krankenöl. Schon daraus ist es erklärlich, daß nur Kranke die letzte Ölung empfangen; alle andern Katholiken, wenn sie auch noch so gewiß den nahe bevorstehenden Tod

zu befürchten haben, z. B. die Verbrecher, welche aufs Blutgerüst steigen, die Soldaten, wenn sie in eine Schlacht ziehen, oder die Seeleute, wenn sie Schiffbruch erleiden und dem gewissen Untergange nahe sind, können die letzte Ölung nicht empfangen aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht krank sind.

Ebenso bemerkenswert ist dieses, daß die letzte Ölung, wenn sie auch zu jenen Sakramenten gehört, die man im Leben mehreremal empfangen kann, während einer und derselben Todesgefahr doch nur einmal gespendet werden darf. Deswegen möge aber niemand glauben, daß er in einer längere Zeit andauernden Krankheit den Priester bloß einmal rufen lassen dürfe; vielmehr lasse er den Priester kommen, so oft es sein Herz wünscht, da er ja die heiligen Sakramente der Buße und des Altars so oft empfangen kann, als er will.

Weil man keiner Todsünde sich bewußt sein darf, deshalb muß derjenige Kranke, welcher die letzte Ölung würdig empfangen will, zuvor seine Sünden aufrichtig und reumütig dem Priester bekennen und durch das Sakrament der Buße von denselben befreit worden sein. Denn die letzte Ölung ist ein Sakrament der Lebendigen und kann darum in der Regel nur im Stande der heiligmachenden Gnade würdig empfangen werden. Außerdem wird auch noch vom Kranken erfordert, daß er, soviel in seinen Kräften steht, die drei göttlichen Tugenden, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe inbrünstig erwecke, sowie mit Reue und Zerknirschung während der heiligen Salbung sich jener Sünden recht lebhaft erinnere, welche er in seinem Leben durch die fünf Sinne begangen hat. Ach! Und wie viel wird da nicht der Kranke nachzudenken haben! Die Augen werden gesalbt; o mein Kranker, denke an jene ersten vorwitzigen Blicke, welche dir deine kostbare Unschuld geraubt haben; denke daran, wie oft dir dein Beichtvater geraten, deine Augen im Zaume zu halten; denke an die vielen Sünden der Hoffart, wie gern du schöne und oft für deinen Stand nicht passende Kleider trugest; denke mit Zerknirschung deines Herzens an das, worin du durch deine Augen gesündigt hast, und Gott wird dir alles vergeben durch die heilige Salbung und seine mildreichste Barmherzigkeit. Die Ohren werden gesalbt; o mein Kranker, denke an jene ausgelassenen Gesellschaften, in die du so gern gingest, und in denen du nichts weiter zu hören bekamst als jene vielen unreinen und gemeinen Gespräche, welche dein Herz besudelten. Denke daran, wie oft dich dein Beichtvater gebeten und beschworen hat, jene gefährlichen Gesellschaften wie Gift zu fliehen; denke mit Zerknirschung deines Herzens daran, und Gott wird dir durch die Salbung und seine mildreichste Barmherzigkeit alles vergeben, was du durch dein Gehör gesündigt hast. Die Nase wird gesalbt; o mein Kranker, denke daran, daß alle unsere Werke, Worte und Gedanken für Gott sowohl als auch

für uns selbst und die Mitmenschen ein Wohlgeruch der Tugend sein sollen; denke an die vielen Laster, welche du im geheimen und offen vor aller Augen verübt hast, und die übler riechen als die Pest; denke an all das, wodurch du bei Gott und den Menschen in üblen Geruch gekommen bist, mit wahrer Zerknirschung deines Herzens, und Gott wird dir durch die Salbung und seine mildreichste Barmherzigkeit alles vergeben, was du durch deinen Geruch gesündigt hast. Der Mund wird gesalbt; o mein Kranker, denke an alle Lügen, an alle Verleumdungen, an deine Lippengebete, an deine Flüche und Gotteslästerungen, an deine lieblosen Urteile über den Nächsten, an deine Schmeicheleien, an das unnütze Aussprechen des Namens Gottes, an deine falschen Schwüre und heillosen Beteuerungen; denke an all das mit wahrer Zerknirschung deines Herzens, und Gott wird dir durch die Salbung und seine mildreichste Barmherzigkeit alles vergeben, was du durch deine Sprache gesündigt hast. Die Hände werden gesalbt; o mein Kranker, denke an alle jene Diebstähle, die du mit deinen Händen verübt hast; denke an alle Beschädigungen des Nächsten an seinem Körper; denke an alle unzüchtigen Berührungen; denke an all das mit wahrer Zerknirschung deines Herzens, und Gott wird dir durch die Salbung und seine mildreichste Barmherzigkeit alles vergeben, was du durch dein Gefühl gesündigt hast. Endlich werden die Füße gesalbt; o mein Kranker, denke an deine Aus- und Eingänge während deines ganzen Lebens; denke an deine nächtlichen Ausflüge, an die Orte der Sünde und des Lasters, wohin dich deine Füße führten; denke daran, wie oft du wohl an Vergnügungsorte gehen konntest, aber in die Kirche nicht kommen mochtest. Denke an die vielen Wege und Gänge, die du machtest, damit du zum Sündigen Gelegenheit hattest; denke an all das mit wahrer Zerknirschung deines Herzens, und Gott wird dir durch die Salbung und seine mildreichste Barmherzigkeit auch alles dasjenige vergeben, was du durch deine Schritte gesündigt hast.

Daraus, daß so mancherlei: die Erweckung der drei göttlichen Tugenden und eine übernatürliche Reue über die begangenen Sünden, gefordert wird vom Sünder, erkennt ihr ohne Mühe, wie unverzeihlich der Leichtsinn jener ist, welche den Priester erst dann zum Kranken rufen, wenn dieser bereits bewußtlos daliegt, und darum nicht mehr im stande ist, zu beichten und mit genügender Vorbereitung die letzte Ölung zu empfangen. Ach wie vieler Gnaden und Segnungen der Kirche gehen solche Sterbende verlustig! Wie grausam sind die Angehörigen; sie gleichen einem Richter, der selbst der Mutter nicht mehr gestattet, ihren Sohn, der bald hingerichtet werden soll, zu trösten und zu stärken. Zum Arzte laufen sie wohl beizeiten, den himmlischen Seelenarzt, Jesum Christum, aber wollen sie nicht aufsuchen. Medizin wird dem Kranken pünktlich verabreicht; die

himmlische Medizin aber, die letzte Ölung, kennen sie nicht. Diese ist ihnen eine bloße Zeremonie; und doch lehrt uns der Glaube, daß die Salbung mit Öl den Kranken erleichtert, ihn stärkt und tröstet inmitten der vielen Versuchungen in der Todesstunde, daß die letzte Ölung jene schweren Sünden nachläßt, deren man sich nicht bewußt gewesen, so oft man im Leben zur heiligen Beichte ging. Ja o Wunder! Die letzte Ölung ist sogar ein übernatürliches Heilmittel und verschafft dem Kranken gewiß die Genesung und vollkommene Gesundheit, wenn es so Gott beschlossen hat in seinem ewigen Ratschlusse. Allein wie kann die letzte Ölung den Kranken gesund machen, wenn bereits alles in ihm sich zersetzt und auflöst; Wunder wirkt sie nicht.

Demnach Geliebteste, sehet zu, wie ihr euch in Zukunft aller Verantwortung entziehet; rufet den Priester zur rechten Zeit, da der Kranke noch reumütig beichten, kommunizieren und die letzte Ölung empfangen kann. Nicht den Tod bringt der Priester ins Haus; dies ist Aberglaube, sondern das Leben, das ewige Leben gewiß, und auch das zeitliche Leben, die Genesung, wenn es Gott will. Amen!

Am dreiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

„Als Jesus die Flötenspieler und das lärmende Volk sah, sprach er: Weichet, denn das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft." (Matth. 9, 23.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Bei allen Völkern der Erde finden wir Begräbnisfeierlichkeiten, woraus hervorgeht, daß die ehrenvolle und angemessene Bestattung der menschlichen Leichname von jeher ein allgemein menschliches Bedürfnis war. Einen Teil der jüdischen Leichenfeierlichkeiten schildert uns das heutige Evangelium. Es war Brauch bei den Juden, daß von den Angehörigen des Verstorbenen Klageweiber und Flötenspieler gedungen wurden, welche im Trauerhause oft nicht wenig lärmende Klagelieder anstimmten. Daher finden wir sie auch im Hause des Synagogenvorstehers Jairus, dessen zwölfjähriges Töchterlein gestorben war. Als Jesus aber die Flötenspieler und das lärmende Volk sah, sprach er: „Weichet, denn das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft."

Der Heiland wollte damit nicht die Leichenfeierlichkeiten überhaupt verbieten, sondern sie nur in diesem Falle für unnötig erklären, da er ja bald die Verstorbene wieder zum Leben erwecken würde. Erst einer späteren Zeit sollte es vorbehalten sein, unter anderem

auch die Begräbniszeremonien unserer heiligen Kirche zu tadeln. Besonders mißfiel, daß wir die Leichen an geweihten Orten begraben, da dies den Toten doch nichts nütze; es mißfiel, daß wir bei Begräbnissen Kerzen brauchten und Jahresgedächtnisse bis ans Ende der Welt fundierten und feierten, weil es ein Zeichen des Mißtrauens sei, wenn wir dieselben Gebete so oft wiederholten. Endlich will man sogar gefunden haben, daß Gott nirgends geboten habe, die Toten zu begraben, daß der Heiland selbst bei Aufzählung der leiblichen Werke der Barmherzigkeit das Begräbnis nicht erwähnt, und daß wir daher im Irrtum seien, wenn wir glaubten, das Begräbnis sei ein verdienstvolles und Gott wohlgefälliges Werk.

Indessen wie wenig jene Tadler ausgerichtet haben, können wir leicht daraus entnehmen, daß heute noch dieselben Begräbniszeremonien von unserer heiligen Kirche gefeiert und von den Gläubigen geliebt und hochgeschätzt werden. Wie sollte es auch anders sein, zumal die Leichenfeierlichkeiten ebenso alt als nützlich und heilsam sind, ganz abgesehen davon, daß die Heilige Schrift voll des Lobes für jene ist, die Tote begraben. So heißt es im zweiten Buche der Könige: „Gebenedeit seid ihr von dem Herrn, da ihr Barmherzigkeit mit Saul, eurem Herrn, geübt und ihn begraben habet; denn der Herr wird euch dafür belohnen.“ Und der Engel Raphael hebt aus den Werken des frommen Tobias gerade das namentlich heraus, daß er die Toten begraben habe. Ja der Heiland selbst tritt sogar für recht kostbare Leichenfeierlichkeiten ein, indem er gegen die murrenden Jünger Maria verteidigte, welche ihn mit so teurer Salbe gesalbt, und sprach: „Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Daß sie dieses Salböl ausgoß auf meinen Leib, das hat sie gethan, mich zum Grabe zu bestatten.“

So erklärt sich denn auch das Alter der kirchlichen Begräbniszeremonien. Daß die Leiber der Verstorbenen gewaschen werden, ehe man sie in den Sarg legt, geschah auch früher schon, denn wir lesen in der Apostelgeschichte, daß der Leib der verstorbenen Christin Tabitha gewaschen wurde. Daß die Leichen unter Ehrenbezeigungen zum Grabe getragen und von der Volksmenge begleitet wurden, darüber belehrt uns das Evangelium vom Jüngling zu Naim. Auch das ist etwas sehr Altes, daß die Leichname der Gläubigen in Tempeln und an geweihten Orten begraben werden. Denn schon die Patriarchen Jakob und Joseph, welche im Lande Ägypten gestorben waren, wollten im Gelobten Lande begraben werden, weil hier Christus geboren werden sollte, und der Tempel des Herrn erbaut wurde. Daher wurden auch die Leiber der Christen von Anfang an nicht selten in christlichen Gotteshäusern begraben; ja was noch mehr ist, die Grabmäler der heiligen Märtyrer

wurden bald zu christlichen Tempeln umgewandelt. Daß bei feierlichen Leichenbegräbnissen Hymnen und Psalmen gesungen und brennende Lampen und Kerzen gebraucht wurden, davon sprechen schon der hl. Hieronymus und Gregor von Nyssa, welche um das Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. lebten. Ebenso wurde nach dem Zeugnisse des hl. Cyprian, der um die Mitte des 3. christlichen Jahrhunderts starb, das hochheilige Meßopfer für die Verstorbenen dargebracht, was nach seinem Zeitgenossen Tertullian nicht bloß am Begräbnistage geschah. Endlich wurden auch, wie heute noch, den Armen Almosen verabreicht, damit sie für die Seele des Verstorbenen beten.

Dies alles tadelte man aus Eifer für die Heilige Schrift, welche es lobt; man tadelte es aus Rücksicht aufs Altertum, von dem wir es gelernt haben; das alles tadelte man vor drei Jahrhunderten, weil es den Verstorbenen nichts nütze und der Pomp des Leichenzuges mehr den Lebenden zum Troste, als den Verstorbenen zum Heile gereiche. Allein das vom christlichen und kirchlichen Geiste durchwehte und getragene Begräbnis nützt den Lebenden und Verstorbenen gar wohl. Freilich müssen wir dabei Wahrheit und Aberglauben unterscheiden; denn wenn man meint, das Begraben der Leiber sei notwendig, damit die Seelen zur Ruhe kommen könnten, so ist das Aberglaube; wohl aber ist es insofern den Verstorbenen nützlich, als ihr Begräbnis für sehr viele die feierlichste Veranlassung wird, für ihre Seelenruhe am Grabe andächtig zu beten. Fürwahr! Wenn wir im Geiste ein katholisches Begräbnis mit seinen kirchlichen Gebeten und Segnungen, mit seinen Gebeten der Angehörigen und sonstigen Gläubigen, mit seinen heiligen Messen und Fürbitten betrachten, so brauchen wir uns wohl nicht erst zu fragen, ob die Begräbnisfeierlichkeit den Verstorbenen etwas nützt. Denn der Nutzen ist gar nicht zu übersehen für jene armen Seelen, denen überhaupt noch geholfen werden kann. Die Gebete und heiligen Messen sind aber auch der einzige Nutzen, den Begräbnisse für die Verstorbenen selbst haben. Mit Rücksicht auf die Verstorbenen kann daher das Begräbnis nur aus Gebeten bestehen, was keinem, auch dem Ärmsten nicht, versagt wird von der Kirche.

Daß ein Begräbnis aber außer den Kirchengebeten und dem heiligen Meßopfer noch von vielen sinnreichen Zeremonien und Gebräuchen umgeben ist, geschieht der Lebenden wegen, damit auch diese einen Nutzen davon haben. Denn das wissen auch wir, daß es dem Toten gleich sein kann, ob sein Leib gewaschen wird oder nicht, ob er in Sammet und Seide oder in Lumpen gekleidet, ob er auf weiche Flaumen und Rosen oder auf Steine und Dornen gebettet wird; aber den Hinterbliebenen kann es doch unmöglich gleich sein, wenn sie von Liebe gegen den Toten beseelt sind und den Geist ihrer heiligen Kirche atmen, welche selbst vor den toten Leibern Achtung hat, da sie ja nach ihrem Glauben als ein

Saatkorn in die Erde gelegt werden, um in verklärter Gestalt wieder zu erstehen und die Unverweslichkeit anzuziehen. Wie nützlich ist doch darum den Lebenden die liebevolle und sorgfältige Behandlung der Toten; der Glaube, daß dieser Leib wieder auferstehen wird, empfängt dadurch in den trauernden Hinterbliebenen neue Anregung und Stärkung.

Ebenso braucht man uns auch das nicht erst zu sagen, daß der Tote weder das Weihwasser schmeckt, noch den Weihrauch riecht, weder die brennenden Kerzen sieht, noch die Leichenpredigt und die Trauermusik hört. Das alles geschieht aber auch nicht des Toten wegen, sondern der Lebenden wegen. Die Kirche umgiebt das einfache, aus Gebeten für den Verstorbenen bestehende Begräbnis mit so vielen Zeremonien und Gebräuchen, um auch den Lebenden zu nützen. So erinnert uns das Weihwasser an das kostbarste Blut Christi, die Quelle aller Erlösung; die Weihrauchwolken ermahnen die Lebenden, am Grabe die inbrünstigsten Gebete zu Gott emporzusenden, die Gott so wohlgefällig sind. Die brennenden Kerzen sind ein Bild des christlichen Glaubens, der uns erleuchtet das Dunkel des Grabes und jenseits desselben eine andere Welt zeigt. Die Leichenpredigt und die Trauermusik endlich sollen trösten, die Trauer auf ein christliches Maß beschränken, an den Tod erinnern, die Kürze und Hinfälligkeit des menschlichen Lebens betrachten und die Leidtragenden auf einen guten christlichen Tod vorbereiten.

Wenn solche Gedanken und Erwägungen uns beschäftigen bei einem christlichen Begräbnisse, Heil uns dann: Wir feiern es im Geiste unserer heiligen Kirche. Trotz der Trauer gestaltet es sich zu einer Feier, zu einer Quelle von Hilfe und Gnaden für den Verstorbenen und die Lebenden. Ihr ersehet daraus aber auch zugleich, daß nur Unverstand oder böser Wille die kirchlichen Begräbnisfeierlichkeiten als unnütze und schädliche, den Aberglauben befördernde Zuthaten begeifern kann. Für die Ungläubigen und Gleichgültigen mag ein kirchliches Begräbnis immerhin ein Rätsel, ja ein Greuel sein. Die Kirche aber predigt nicht Unglauben; ihr Leben stammt aus dem Glauben, den sie überall und bei jeder Veranlassung predigt; von der Wiege bis zum Grabe, bald in Worten, bald in Handlungen, bald in Bildern, wie Weihwasser, Kerzen und Weihrauch sind. Gerade der Glaube der Kirche ist es ja, der dem Sterbestündlein sein Grauenvolles benimmt, es versüßt und schon so viele freudig gestimmt hat. „Laßt uns ein Te Deum singen", rief der hl. Aloysius, als ihm der Arzt angekündigt hatte, wie gefährlich seine Krankheit sei. Und: „Gott sei gepriesen", rief der berühmte Graf Leopold Stolberg aus und drückte dem Arzte die Hände, als er vernommen, daß er nicht mehr bis Mitternacht lebe, „Gott sei Dank! Gelobt sei Jesus Christus!" Ja beim Herannahen des Todes und am Grabe da feiert der Glaube seine herrlichsten Triumphe. Und ver-

körperter Glaube ist ganz und gar ein kirchliches Begräbnis, das nur Gläubigen verständlich, für sie aber auch von unsäglichem Nutzen sein kann. Amen!

Am dreiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

„Seid meine Nachfolger!" (Phil. 3, 17.)

In Christo geliebte Zöglinge!

„Seid meine Nachfolger!" So ermahnt uns der große Weltapostel. Wir sollen so leben, wie er; wir sollen dasselbe denken, dasselbe empfinden, fühlen, dasselbe hoffen und verlangen, nach demselben trachten, dasselbe reden und thun. Welch ein großartiges und mannigfaltiges, welch ein erhabenes und bewunderungswürdiges Lebensbild müßte ich da vor euren betrachtenden Seelen aufrollen, wollte ich euch das ganze Leben des hl. Paulus beschreiben. Nur auf einen einzigen, aber recht charakteristischen Zug dieses reichbegabten Lebens will ich euch heute aufmerksam machen und denselben zur Nachahmung sowie Beherzigung euch vorlegen.

Ich meine seine feine und umfassende Geistesbildung. Er war, wie von allen, welche seine Thätigkeit und seine Schriften kennen, eingeräumt wird, ein großes und ausgezeichnetes Talent, gebildet in griechischen und jüdischen Gelehrtenschulen. Er besaß einen scharfen Verstand, eine feurige Einbildungskraft und eine wunderbar fesselnde Beredsamkeit; er erfreute sich jüdischer und griechischer Gelehrsamkeit und hatte mehrere Sprachen in seiner Gewalt. Im rein geistigen, religiösen Kampfe mit seinen Gegnern, gleichviel ob mit Juden oder Griechen oder Römern, war er unüberwindlich. Seine Vorträge und Schriften zeichnen sich aus durch eine fast erdrückende Gedankenfülle, durch haarfeine Unterscheidungen der Begriffe, durch eine glanzvolle Sprache und wahrhaft staunenswerte, den Leser und Zuhörer zur Bewunderung hinreißende Blitzesschnelle in den Redewendungen, Folgerungen und Schlüssen. Mit einem Worte: Er stand, was Tiefe und Umfang seiner gelehrten Bildung anlangt, auf der Höhe seiner gebildeten Zeit. Und dieses ausgezeichnete Talent, dieser große Geist mit seinen herrlichen Schätzen wandte sich dem Christentume zu, derjenigen Religion, die er kurz zuvor noch so eifrig und nicht ohne Erfolg bekämpft hatte.

Welch eine Umwandlung nun in seinem Inneren! Ich bleibe bei der Betrachtung seines Talentes und seiner wissenschaftlichen Bildung. Welche Stellung nahmen diese in dem zum Apostel gewordenen jüdischen Gelehrten ein? Keineswegs verleugnete er diese; vielmehr machte

er sie dienstbar seinem Apostelamte; er gebrauchte sie zu seinem erhabenen Ziele, ließ sie aber nicht herrschen über die christlichen Grundsätze, sondern veredelte sie. Weit entfernt, die christlichen Ideen, Lehren und Anschauungen durch seine wissenschaftlichen Überzeugungen und Ansichten zu beeinflussen, zu verunstalten und zu entstellen, zog er vielmehr auch in dieser Beziehung seinen alten Menschen aus und den neuen an, der sich in wahrhaftiger Heiligkeit und Gerechtigkeit offenbart. Anstatt seine gelehrte Bildung als Ausgangspunkt für seine Wirksamkeit zu betrachten, wollte er um Christi und seiner heiligen Wahrheit willen nichts wissen, als die Lehre Jesu und zwar des Gekreuzigten, der den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Thorheit war. Wir sehen ihn in Athen und Korinth, diesen weltberühmten Sitzen klassischer Bildung und Weltweisheit. Weltweise der damals blühenden Schulen suchen ihn auf und beginnen Unterredungen mit ihm. Weit entfernt nun, die christliche Wahrheit durch gelehrte Beweise, etwa wie die Weltweisen Griechenlands und ihre Schüler, durch scharfe Begriffserklärungen und kühne, in schöne Worte gekleidete Behauptungen und durch daraus mit großem Wortgepränge gezogene Schlußfolgerungen zu begründen, verleugnet er den Gelehrten, den gewandten Dialektiker fast vollständig, erzählt in der schlichtesten Form die unerbittlichen, geschichtlichen Thatsachen, daß es nicht viele Götter, sondern nur einen einzigen Gott gebe, der die Welt und alles, was darin ist, hervorgebracht hat, der, um der Unwissenheit der Menschen ein Ende zu machen, Jesum gesendet und durch viele Wunder, namentlich durch seine Auferstehung von den Toten, ihn als Gottesgesandten beglaubigt habe, damit durch seine Lehre die Menschen zu der wahren Gotteserkenntnis und Gottesverehrung zurückgeführt würden.

Das sind die Grundgedanken der Predigt, welche der Weltapostel zu Athen gehalten. Welche Einfachheit in der Darstellung! Der hl. Paulus wußte eben, daß die Wahrheit keines kostbaren Gewandes, keines rednerischen Schmuckes und keiner geflügelten Worte bedürfe. Wer ihn und seine Geistesbildung nicht kannte, konnte ihn leicht für einen schlichten Mann halten, so sehr entäußerte er sich. Nicht von dem Ansehen seiner Person, nicht von seinem Gelehrtenrufe erwartete er den Erfolg, sondern ganz allein von der Wahrheit des Evangeliums, welches ihm eine Kraft Gottes war zum Heile für alle, welche dasselbe durch den Glauben zu ihrem geistigen Eigentum machen würden.

Als von diesem die ganze paulinische Lehrthätigkeit durchdringenden Grundsatze einer seiner Schüler und Mitarbeiter, mit Namen Apollos, in der korinthischen Gemeinde eine Ausnahme machen zu sollen geglaubt und dadurch in jener apostolischen Gemeinde eine Spaltung herbeigeführt hatte, entwickelte der große Weltapostel mit staunenswerter Bescheidenheit und Charakterfestigkeit seine Grundsätze. Er schreibt im ersten Briefe an

die Korinther: „Er sei zu ihnen gekommen, um das Evangelium zu predigen, nicht mit Rednerprunk, damit das Kreuz Christi seiner Kraft nicht beraubt werde; er sei nicht zu ihnen gekommen in Erhabenheit der Rede oder Weisheit, um ihnen das Zeugnis von Christo zu verkündigen; er habe sich bei seinen Reden und Predigten nicht der künstlich überredenden Worte menschlicher Weisheit bedient, damit ihr Glaube nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gotteskraft beruhe, und man solle ihn nur für einen Diener Christi und für einen Verwalter der göttlichen Geheimnisse halten."

Mit wahrer Begeisterung spricht er seine tiefste Überzeugung in betreff des menschlichen Wissens überhaupt dahin aus, daß unser Wissen unvollkommen sei, daß es wohl einer großen Entwicklung fähig, aber selbst auf der denkbar höchsten Stufe doch noch unvollkommen sei: „Als ich noch ein Kind war," so schreibt er, „redete ich wie ein Kind, dachte wie ein Kind, urteilte wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, legte ich, was kindlich war, ab. Gleichwohl sehen wir immer noch dunkel, wie durch einen Spiegel rätselhaft; gleichwohl ist mein Wissen immer noch unvollkommen." Er ist da angelangt, wo selbst der größte Gelehrte einsieht, daß wir Menschen eigentlich nichts wissen können. Das will ihm aber noch nicht das Herz verbrennen. Denn wenn er auch alle Sprachen der Menschen zu reden vermöchte, wenn er auch alle Geheimnisse verstände und alle Kenntnisse besäße, wenn er aber die Liebe, die wahre Liebe zu Gott nicht hätte, so wäre er doch nur ein tönendes Erz, eine klingende Schelle, ja ein Nichts. Denn die Wissenschaft ohne die Liebe bläht auf, die Liebe aber erbaut.

Im Herrn Geliebteste! Mit welchen Gefühlen seid ihr diesem Gedankengange gefolgt? Es ist, als wären der heutigen Epistel Anfangsworte: „Seid meine Nachfolger!" fast ausschließlich für uns berechnet, die wir uns mit der Wissenschaft beschäftigen; für euch, die ihr mit ernstem Bemühen die Anfangsgründe erlernet, um euren Geist durch die mannigfaltigsten Übungen zu schulen und tauglich zu machen, um auf dem von weisen Bauverständigen gelegten Grunde durch angestrengte Selbstthätigkeit fortzubauen. Ihr seid durch die heilige Taufe und die Unterweisung in den christlichen Heilswahrheiten, durch die heißesten Gebete eurer Eltern und unserer heiligen Kirche Gottes Gebäude. Der Grund, auf dem ihr als Tempel Gottes errichtet seid, ist kein anderer als Jesus Christus, seine Gnade und Wahrheit. Jeder sehe nun zu, wie er fortbaut, ob er Gold, oder Silber oder kostbare Steine, ob er Holz oder Stroh darauf baut, der Tag des Herrn wird es lehren, in der Feuerprobe wird es ans Licht kommen. Die Feuerprobe wird entscheiden, wie eines jeden Werk beschaffen ist. So jemand aber den Tempel Gottes verdirbt, den wird Gott verderben, denn Gottes Tempel ist heilig, und ein solcher seid ihr. „Keiner täusche sich also selbst!" so ermahnt der

hl. Paulus. „Wenn jemand unter euch sich einbildet, vor dieser Welt ein Weiser zu sein, der werde zum Thoren, damit er ein Weiser sei."

Die Wissenschaft allein bläht auf, die Liebe aber erbaut. Es ist zwar nicht möglich, aber zugegeben einmal, was nützte es dem Menschen, alles zu wissen, alle Sprachen, alle Gesetze, alle Begebenheiten der Menschen- und Völkergeschichte zu kennen, wenn sein Herz, sein Gemüt dabei leer ausgeht; was nützte es ihm, wenn sein Verstand alle Begriffe haarklein zu zerlegen, zu unterscheiden und zu vergleichen vermöchte, sein Wille aber das Gute, das er sieht und wonach er sich sehnt, nicht üben gelernt hat. Was nützte es dem Menschen, alle einzelnen Wahrheiten zu kennen, wenn ihm die Wahrheit verborgen bleibt. Bei allem Lichte, das seinen gebildeten Geist umstrahlt, steht er doch wie vor einem verschleierten Bilde, dessen Hülle er nicht zu lüften vermag. Er sieht wohl einzelne Strahlen, aber nicht die Sonne, nicht Gott, den ewigen Quell aller Wahrheit. Wer von allen, welche wissenschaftlich gebildet sind, möchte da nicht als ein wahrer Nachfolger des großen Weltapostels mit ihm ausrufen: „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und Erkenntnis Gottes", sich mit ihm trotz aller Wissenschaft vor der ewigen Wahrheit verdemütigen und allen Hochmut des Geistes ablegen, der für Jünglinge so gefährlich werden, sie dem Glauben abwendig machen und auf die Bahn des sittlichen Verderbens führen muß. O erkennet beizeiten diesen Abgrund und lasset euch warnen! Wissen und Glaube verhalten sich nicht zu einander wie Wasser und Feuer; vielmehr ist der Glaube nur eine andere Art des Wissens, und zuletzt beruht alles Wissen in seinen tiefsten Grundlagen auf dem Glauben. Je mehr der menschliche Geist sich wissenschaftlich ausbildet, desto ähnlicher wird er Gott, dem Allwissenden. O selig, wer seiner Wissenschaft den Glauben als Krone aufsetzt; er wird dereinst die ewige Wahrheit schauen. Amen!

Am vierundzwanzigsten und letzten Sonntage nach Pfingsten.

„Wenn ihr den Greuel der Verwüstung am heiligen Orte stehen sehet, dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge." (Matth. 24, 15.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Das heutige Evangelium gehört zu den Perikopen, welche für den Prediger nicht geringe Kenntnisse und für die Zuhörer eine nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit verlangen, wenn der Zweck unserer heiligen Kirche erreicht werden soll. Der Heiland weissagt einige Tage vor seinem Tode die

Zerstörung Jerusalems und den Untergang der Welt; er weissagt eine nahe bevorstehende Begebenheit, die Zerstörung des prachtvollen Tempels, und macht seine Jünger darauf aufmerksam, daß ebenso, wie Jerusalem zerstört werden wird, auch die ganze herrliche Welt untergehen werde. Das ist der kurze Inhalt unseres heutigen Evangeliums.

Der heilige Evangelist Matthäus teilt uns im heutigen Evangelium nicht alles mit, was Jesus über die Zerstörung Jerusalems geweissagt. Nach dem hl. Lukas hat er auch die Vorboten vorausgesagt, indem er sprach: „Es werden geschehen große Erdbeben hie und da, kommen werden Teuerung und Pest, Schrecken vom Himmel und große Zeichen." Wie uns heidnische, zuverlässige Geschichtschreiber mitgeteilt haben, traten diese Zeichen ein. Die Zerstörung Jerusalems ereignete sich im Jahre 70 n. Chr., also etwa 36 Jahre nach dem Tode Jesu. Kurz vor der Zerstörung erschütterten Erdbeben ganz Kleinasien, Unteritalien, Macedonien und Achaja, wie uns Tacitus und Seneca berichten. Hungersnot kam über Rom, Judäa und Griechenland, wie uns der jüdische Schriftsteller Flavius Josephus mitteilt; Pest suchte Babylonien und Italien heim, wie wir von demselben Gewährsmann erfahren.

Der Heiland sagt: „Kommen werden Schrecken vom Himmel und große Zeichen." Wie buchstäblich das in Erfüllung gegangen, darüber hört den Geschichtschreiber Flavius Josephus, der kein Christ, sondern ein jüdischer Priester und Feldherr war, der offenbar die Weissagung Christi nicht kannte und selbst alles mit erlebt hatte, was er berichtet, also gewiß ein unparteiischer Berichterstatter war. Er schreibt: „Zuvörderst stand über der Stadt Jerusalem ein Gestirn, ähnlich einem Schwerte und ein Komet erschien ein ganzes Jahr. Als das Volk zum Osterfeste in Jerusalem versammelt war, da erleuchtete um die neunte Stunde der Nacht am 8. April ein solches Licht den Altar und Tempel, daß es während einer halben Stunde heller Tag zu sein schien. Eine feste, eherne Thüre, die gegen Aufgang den inneren Tempel schloß und so schwer war, daß 20 Männer sie abends kaum zu schließen vermochten, öffnete sich gegen Mitternacht auf einmal von selbst. Am 21. des folgenden Monats wurden vor Sonnenuntergang über der ganzen Gegend hoch in der Luft Wagen und Heerscharen gesehen, welche die Stadt zu umringen schienen. Am Pfingstfeste hörten die Priester, als sie bei Nacht den Dienst des Festes zu versehen in den inneren Tempel gingen, zuerst Bewegung und Geräusch, dann eine Stimme wie von einer großen Menge: Lasset uns hineinziehen!"

Im Februar 70 rückte denn auch der römische Feldherr Titus heran. Nach einem vergeblichen Versuche, den Juden friedliche Gesinnungen einzuflößen, befahl er Erdwälle aufzuwerfen. Er eroberte nach ernsthaftem Widerstande die erste und die zweite Stadtmauer. Die Stadt und den

Tempel wollte er retten, und ließ deshalb wiederholt Friedensanträge bei den belagerten Juden stellen.

Aber falsche Propheten, wie es Christus im heutigen Evangelium vorhergesagt, verführten und verwirrten das Volk; die Parteiführer erwiderten die Friedensvorschläge des Titus mit Hohn. Unterdessen nahm die Hungersnot in der Stadt auf eine schreckliche Weise zu. Alles menschliche Gefühl ward dadurch bei den meisten gänzlich erstickt. Männer entrissen Weibern den Bissen, Weiber entrissen den Männern, Kinder den Eltern, Mütter ihren zarten Kindern die Nahrung. Die dabei vorgekommenen Greuel lassen sich nicht beschreiben. „Es ist unmöglich", bemerkt Josephus, „ihre Bosheiten einzeln aufzuzählen; aber um es mit einem Worte zu sagen: nie hat eine Stadt so viel gelitten, und nie, von Anbeginn der Welt, war ein Geschlecht so fruchtbar an Freveln." So erfüllte sich, was Christus vorhergesagt: „Es werden in denselben Tagen solche Drangsale sein, dergleichen nicht gewesen von Anbeginn der Schöpfung an bis jetzt, noch fürderhin sein werden."

Titus aber hielt ein langes Verzögern für unrühmlich und befahl, rings um die Stadt eine Mauer aufzuführen, gerade wie es Christus weinend vorausgesagt hatte: „Es werden Tage über dich kommen, da deine Feinde einen Wall wider dich aufwerfen, dich ringsum einschließen und von allen Seiten ängstigen werden."

Nun ward die Hungersnot von Tag zu Tag schrecklicher; sie raffte ganze Familien dahin. Die flachen Dächer waren bedeckt mit verschmachteten Weibern und Kindern, die Gassen mit erblichenen Greisen. Jünglinge und Männer wankten auf den öffentlichen Plätzen wie Schatten dahin. Die Zahl der Leichen häufte sich über die Maßen. Die Belagerungswälle waren indes vollendet. Die wichtige Burg Antonia ward genommen und dann, nachdem die Parteiführer neue friedliche Anträge höhnend zurückgewiesen, die Erstürmung des Tempels beschlossen. Freilich kam dem römischen Feldherrn die Uneinigkeit der Juden sehr zu statten. In Jerusalem hatten sich zwei Parteien gebildet, welche sich entsetzlich bekriegten. Die eine besetzte den Tempel und schuf ihn schnell zu einer festen Burg um, so daß ein furchtbares Blutbad daselbst unvermeidlich war. Darauf deuten die Worte Jesu hin, wenn er weissagt: „Wenn ihr den Greuel der Verwüstung am heiligen Orte stehen sehet, dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge."

Titus wollte den Tempel selbst zwar um jeden Preis retten. An demselben Tage aber, an dem der erste Tempel vom Könige der Babylonier niedergebrannt worden, am 10. Ab, d. i. August, ergriff ein römischer Soldat, wie von einer höheren Macht getrieben, ohne Befehl, ohne Scheu, einen lodernden Brand, ließ von einem seiner Genossen sich emporheben und warf ihn durch ein Fenster der nördlichen Seite in einen Gang, der mit

Gemächern verbunden war, die das Heilige umgaben. Die Flamme schlug auf. Titus war auf die Nachricht davon herbeigeeilt, um dem Feuer Einhalt zu thun. Er gab die strengsten Befehle, die Glut zu löschen. Aber sein Ruf ward im schrecklichen Getöse überhört, sein Befehl von den raubsüchtigen Soldaten nicht beachtet. Unaufhaltsam fraß das Feuer um sich, ergriff das Heilige und Heiligste, und alle Hoffnung des Titus auf Erhaltung dieses wundervollen Baues war vernichtet. Auf der rauchenden heiligen Stätte pflanzten die Römer ihre Feldzeichen auf und brachten ihren Göttern Opfer dar; hierauf ergossen sie sich mit dem Schwerte in die Stadt, sengten und mordeten, daß die ganze Stadt nur ein Blutbad, nur ein Leichenacker zu sein schien. Titus ließ die Trümmer der Stadt und des Tempels schleifen. Keine Spur der ehemals bewohnten Stadt war mehr zu sehen, womit buchstäblich das weissagende Wort Jesu erfüllt war: „Deine Feinde werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen."

Das ist die Zerstörung Jerusalems, welche Jesus bis ins Einzelnste weissagte, und weswegen der Gottmensch weinend sprach: „Jerusalem, Jerusalem! o daß du es doch erkennen möchtest!" Gewiß ein Grund mehr für uns, weshalb wir fest glauben, daß Jesus der Sohn Gottes ist. Denn nur Gott allein kann solche zukünftige Dinge vorauswissen und vorhersagen. Das Volk der Juden, welches seitdem in aller Herren Ländern zerstreut lebt und die Gottheit Jesu so hartnäckig leugnet und bekämpft, ist uns gerade in seiner Zerstreutheit eine stete Erinnerung an die Weissagung des Herrn vom Untergange Jerusalems und damit ein klarer Beweis für seine unleugbare Gottheit. Freilich liegt uns die Zerstörung Jerusalems fern, aber auch ebenso nahe! Fern liegt uns der Greuel der Verwüstung zu Jerusalem; aber nahe liegt uns der Greuel der Verwüstung in unserer sündhaften Seele. Fern liegt uns der Übermut und Unverstand der belagerten Juden; aber nahe liegt uns die Verblendung unseres thörichten Herzens. Fern liegt uns wohl der Belagerungswall, welchen die Römer rings um Jerusalem aufführten; aber nahe, ja sehr nahe liegt uns der Wall, womit der Versucher uns umringt. Wir fühlen die Ketten, in welche unser sündhaftes Herz uns schmiedet; immer mehr schneiden sie ein; sie beängstigen uns, und wir wollen sie nicht zerreißen; wir wollen sie nicht von uns werfen. Wir können uns nicht aufraffen zu einer rettenden That.

O Sünder! du gleichest dem zerstörten Jerusalem! Wo ist der Tempel des Heiligen Geistes, der in deinem Herzen so mühsam durch die Übung so vieler Tugenden auferbaut war? Verschwunden ist er wegen der Sünde; seine Pracht ist dahin. — Wo sind die Gebete, wo ist der Altar, auf welchem du dich täglich Gott aufopferteſt, wo du Gott Treue und Liebe verspracheſt; wo sind die guten Gedanken und Entschlüsse? —

O wehe! Verschwunden ist der Tempel des Heiligen Geistes. O Sünder! Dein Herz gleicht dem Trümmerhaufen, welchen Titus zurückließ. — Darum haben wir doch Erbarmen mit uns! Vor der Sünde, diesem einzigen Übel in dieser Welt, lasset uns allzeit zurückschrecken. Die Sünde reißt ja nur nieder, die Tugend aber erbaut; die Sünde verblendet, die Tugend aber belohnt uns mit Frieden der Seele und Freude des Herzens bis in alle Ewigkeit. Amen!

Am vierundzwanzigsten und letzten Sonntage nach Pfingsten.

„Wenn ihr den Greuel der Verwüstung am heiligen Orte stehen sehet, dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge." (Matth. 24, 15.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Vor einem Jahre schilderte ich aus Anlaß des heutigen Evangeliums die Zerstörung Jerusalems überhaupt und des prachtvollen Tempels insbesondere und schloß mit den ernsten Worten: „O Sünder! Du gleichest dem zerstörten Jerusalem. O wehe! Verschwunden ist der Tempel des Heiligen Geistes. O Sünder! Dein Herz gleicht dem Trümmerhaufen, welchen Titus zurückließ." Dieser vorjährige Schluß sei der diesjährigen Betrachtung Anfang, und es wird eurer andächtigen Aufmerksamkeit als Betrachtungsstoff sich wie von selbst darbieten die Todsünde als der Greuel der Verwüstung in der menschlichen Seele. — Denn durch die Todsünde werden wir zunächst aller Verdienste beraubt, die wir bisher durch gute Werke und den würdigen Empfang der heiligen Sakramente uns gesammelt haben. Einst sah der heilige Apostel Johannes ein Weib mit der Sonne Prachtgewand, unter ihren Füßen den Mond und auf ihrem Haupte eine Krone von zwölf Sternen; sie gebar einen Sohn, der sofort zu Gott und seinem Throne entrückt ward. Durch dieses Weib wird bildlich dargestellt die menschliche Seele, wie sie geschmückt ist mit der göttlichen Gnade; sobald sie nun ein gutes Werk vollbringt, wird es Gott dargebracht, weil die Werke der Gerechten Gott angenehm, wohlgefällig und für den Himmel verdienstlich sind. Sehet daher! Jene Bußthränen, womit wir unsere Sünden beweinten, jene Stückchen Brot, die wir den Armen gaben, jene Verdemütigungen, die wir geduldig ertrugen, jene Mühen und großen Beschämungen, welche uns das aufrichtige und vollständige Sündenbekenntnis verursachte, mit einem Worte: diese und alle andern guten Werke wurden von unsern Schutzengeln vor das Angesicht Gottes ge-

bracht und in das Buch des Lebens eingetragen. Das sind unsere Schlüssel, womit wir die Himmelspforte öffnen; das ist das Gold, woraus unsere Krone der Gerechtigkeit gefertigt werden soll; das ist jenes magnetische Zünglein, welches uns leitet in den Hafen der ewigen Glückseligkeit; das ist das kostbare Kleid, das uns für die himmlische Hochzeit würdig schmückt. O saget! Was würdet ihr von demjenigen halten, der einen solchen Schlüssel, solches Gold und solch kostbares Kleid freiwillig von sich werfen würde? Offenbar würde er uns für einen großen Thoren gelten! O Sünder! Du ahnst es nicht, daß du damit dich selbst verurteilst! Sobald wir nämlich einem sündhaften Gedanken freiwillig beistimmen, den Nächsten verleumden oder falsch schwören, kurz, sobald wir eine Todsünde begangen haben, da sind auch schon alle unsere bisherigen Verdienste vernichtet; unsere Seele gleicht einer ausgeplünderten und verbrannten Stadt. O unglückseliger Zustand! Wo ist da die Gnade Gottes, welche uns in der heiligen Taufe mitgeteilt worden ist? Wo unsere früheren Übungen in der Demut? Wo die heiligen Meßopfer, denen wir mit so kindlicher Andacht und Rührung des Herzens beiwohnten? Wo die Fasten, die wir aus Furcht vor der Sünde zur Bezähmung der Gelüste und zur Abtötung unseres Fleisches so gern und freudig beobachteten? Wo sind da die Almosen, welche wir spendeten; wo unsere Gebete, womit wir Gott dankten für die Vermeidung der Sünde, womit wir Gott baten um fernere Bewahrung vor der Sünde; wo sind jene glücklichen Stunden, da wir, frei von Sünden, uns so namenlos glücklich fühlten, da uns alles anlächelte, da wir selbst in der größten Einsamkeit und Zurückgezogenheit so glücklich waren, weil wir Gottes Nähe fühlten, mit ihm uns unterredeten und auf seinen Wink gehorchten? O wehe! Alles ist verschwunden. Ein solcher Mensch lebt nur noch in den Augen der Menschen, in den Augen Gottes lebt er nicht mehr. „Ich kenne deine Werke," so heißt es in der Heiligen Schrift, „du hast den Namen, daß du lebst, und bist tot."

Ein Mensch lebe sechzig, ja achtzig Jahre in der strengsten Buße, er versetze Berge durch seinen Glauben, und er wirke Wunder: eine einzige Todsünde vernichtet in einem Augenblicke alles, und richtet es zu Grunde, als wenn es nie gewesen wäre; sie beraubt die Seele in einem Augenblicke der Gnade Gottes, und in diesem Augenblicke ist sie arm und bloß, sie ist ein Gegenstand des göttlichen Mißfallens.

Dabei macht uns die Todsünde untauglich, neue Verdienste für den Himmel zu sammeln. Wirke der Sünder, was immer er wolle; wo kein Leben, da ist auch keine lebendige Handlung; es sind in ihm gleichsam nur Zuckungen der Lebensgeister; alle an sich noch so löblichen Werke, die er im Stande der Todsünde ausübt, sind für die ewige, übernatürliche Glückseligkeit tote Werke: denn da die Rebe

nicht mit dem Weinstocke vereinigt ist, so bringt sie keine Frucht des ewigen Lebens; der ausgelöschte Docht glimmt zwar noch, aber sein Glimmen ist nichts anderes als eine Fähigkeit, daß er doch noch vielleicht wieder zur Flamme kann entzündet werden. Eine Seele also, die sich im Stande der Todsünde befindet, ist ganz gewiß elend und hat kein anderes Verdienst mehr als das ihres Elendes, ihrer Demut und Beschämung, die sie noch antreiben können, dort allein Hilfe zu suchen, woher allein sie zu erwarten ist. Denn also spricht der Herr durch seinen Propheten Jesaias: „Euer Rauchwerk ist mir ein Greuel. Und wenn ihr auch eure Hände ausstreckt, so will ich meine Augen von euch abwenden, und wenn ihr auch viel betet, so will ich euch doch nicht erhören, denn eure Hände sind voll Blut."

Die Todsünde raubt uns aber nicht bloß alle unsere bisherigen Verdienste für den Himmel; sie macht uns auch nicht bloß unfähig, uns neue Verdienste zu sammeln; nein, sie giebt sogar der Leidenschaft in uns ein verderbliches Übergewicht über unsere Vernunft, sie richtet unsern Willen auf das Böse hin und entfremdet allmählich unser ganzes Leben Gott und der Sittlichkeit. „Denn wer Böses thut, der ist ein Knecht der Sünde; denn von wem einer überwältigt wird, dessen Knecht ist er."

O daß keiner aus uns dies jemals an sich selber erfahren haben möchte! Knecht, Sklave der Sünde zu sein, welch eine entsetzliche, trostlose Lage! Freilich bleibt auch selbst der größte Sünder immer noch frei. Auch die Ketten der Sünde können ihm seine Freiheit nicht rauben. Aber wie schwach, wie leicht bestimmbar, wie schwankend ist er. Wie schnell durchkreuzen sich seine Gedanken; was für Tausende nicht im geringsten eine Versuchung, das ist für ihn schon die stärkste Versuchung, der er nicht zu widerstehen vermag; er betet, und selbst im Gebete umschwirren seinen Geist die sündhaften Handlungen; er schließt die Augen, gemäß der Aufforderung des Psalmisten: „Lenke ab meine Blicke, damit sie nicht Eitles sehen"; um so klarer aber schwebt vor seinen geistigen Augen das sündhafte Bild. Er zieht sich zurück in die Einsamkeit, aber auch da foltern und quälen ihn sündhafte Vorstellungen. Er mag arbeiten oder sich erholen, er mag allein sein oder in Gesellschaft, zu Hause oder im Gotteshause, überallhin nimmt er mit sich die geistigen und fleischlichen Fesseln der Sünde. Er will sich losreißen, aber weil er es nicht um jeden Preis will, kann er sich nicht befreien aus dieser jammervollen Sklaverei. So wird infolge einzelner Sünden unser Wille immer mehr geschickt, das Böse mit Leichtigkeit zu vollbringen. In demselben Grade aber, wie die Fertigkeit im Bösen zunimmt, nimmt die Fertigkeit im Guten ab. Um sich vor sich selber nicht schämen zu müssen, um nicht fortwährend von Gewissensbissen der schrecklichsten Art gequält zu werden,

um sich einigermaßen vor sich selber zu rechtfertigen, erdenkt oder erfindet er einige Grundsätze, welche ihm seine Sündensklaverei als echte Freiheit erscheinen lassen, und so wird er allmählich blind selbst gegen die schrecklichsten Verstöße wider Religion und Sittlichkeit. Langsam, aber sicher entfremden ihn die für sein Handeln selbstgemachten Regeln Gott und der Sittlichkeit. Er merkt es nicht, daß er ein armseliger Knecht der Sünde ist.

O im Herrn geliebteste Zöglinge! Wenn ihr diesen Greuel der Verwüstung in eurer Seele, an diesem heiligen Orte, diesem Tempel des Heiligen Geistes stehen sehet, o dann nehmet eure Zuflucht alsbald zum würdigen Empfange des heiligen Bußsakramentes. Fürchtet nicht die Mühe, welche euch eine sorgfältige Gewissenserforschung verursacht; schrecket nicht zurück vor der Beschämung, welche ein aufrichtiges und vollständiges Sündenbekenntnis euch bereitet: „Der Herr ist ja gnädig und barmherzig, langmütig und von großer Güte; er zürnt nicht auf immer und droht nicht auf ewig. Wie ein Vater sich erbarmt über seine Kinder, so erbarmt sich der Herr über alle, die ihn fürchten." Er wird uns verzeihen, wenn wir voll kindlichen Vertrauens zu ihm unsere Zuflucht nehmen. Amen!

Am vierundzwanzigsten und letzten Sonntage nach Pfingsten.

„Wenn ihr den Greuel der Verwüstung am heiligen Orte stehen sehet, dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge." (Matth. 24, 15.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Vor zwei Jahren erzählte ich euch die Zerstörung Jerusalems, im vorigen Jahre schilderte ich euch das Elend der schweren Sünde als den Greuel der Verwüstung in der Seele des Menschen; und heute beabsichtige ich, euch auf ein Mittel aufmerksam zu machen, durch dessen Anwendung es euch möglich werden kann, vor der Todsünde euch zu bewahren. Ich meine die Wachsamkeit, welche für die Guten eine heilige Pflicht ist.

Ein und das andere Mal gut sein, ist nicht schwer, aber noch lange nicht hinreichend zur ewigen Belohnung. Ausharren im Guten bis ans Ende, beharrlich gut sein, ist zwar schwer, aber auch das sicherste Unterpfand für die ewige Seligkeit. So häufig nun das erstere, ebenso selten das letztere, wobei wir zugleich wahrnehmen, daß so mancher recht gut beginnt, aber schlecht endet. Diese Klasse der Guten vergißt, wie leicht

das Gute verloren geht, und wie schwer es erworben wird; wie schwer das Böse vergessen, und wie leicht es zur unheilvollen Gewohnheit wird. Gut sein heißt: mit sich selbst und mit der Welt und mit dem Teufel im Kampfe stehen, in einem Kampfe, der so lange dauert, als wir gut sind, der um so heftiger wird, je besser wir werden, und der um so gefährlicher wird, je länger er dauert. *Im Kampfe aber ist das erste und wichtigste die Wachsamkeit*, damit wir vom Feinde nicht überrascht werden. Denn wo keine Wachsamkeit ist, nützt selbst die größte Tapferkeit, die bewunderungswürdigste Schlagfertigkeit und die heldenmütigste Todesverachtung gewöhnlich nichts. In der Regel hat ein feindlicher Überfall da, wo Wachsamkeit fehlt, Bestürzung, Verwirrung und Niederlage, wenn nicht gänzliche Vernichtung im Gefolge. Wenn dies schon von den Kämpfen mit dem Schwerte gilt, um wieviel mehr wird es dann Geltung haben in den rein geistigen Kämpfen der Seele mit allem, was dieselbe zur Übertretung der göttlichen Gebote anlockt, reizt und auffordert.

Die Guten müssen daher stets wachsam sein, d. h. *sie dürfen zunächst nicht schlafen*. Wer sich *absichtlich* dem Schlafe überläßt, hält sich für sicher. Die Guten müssen demnach sich vor der falschen Sicherheit hüten; denn ihre Feinde ruhen stets nur scheinbar; sind sie auch geschlagen, ja hundertmal geschlagen, so sind sie doch nicht vernichtet; sie rüsten sich vielmehr unter der Maske äußerer Ruhe, um die sich sicher wähnenden Guten zu täuschen. Wer aber *gegen seinen Willen* vom Schlafe befallen wird, dem fehlt es entweder an den erforderlichen Kräften, den Kampf mit den Bösen fortzusetzen, oder er war leichtsinnig und that unbekümmert um die Zukunft alles das, was den Schlaf naturnotwendig herbeiführen mußte. Die ersteren haben in den vergangenen Kämpfen ihre Kräfte zu sehr angestrengt, sie aufgerieben und es unterlassen, sie ohne Schlaf zu stärken und zu kräftigen. Es sind dies jene, welche mit ihren rein natürlichen Kräften gut sein wollen. Sie müssen leider an sich selber erfahren, daß im Kampfe mit so geübten, in Wahrheit unermüdlichen und erfinderischen Feinden auch die größte Menschenkraft erschlaffen, sich allmählich aufreiben und endlich auch durch einen geistigen Schlaf sich erfrischen und stärken muß. Inzwischen kommen aber die nimmer schlafenden Feinde und besiegen sie. Da giebt es denn nur ein Mittel, es ist die göttliche Gnade, welche wie Himmelstau sich auf unsere müden Geisteskräfte herniederläßt, dieselben ohne geistigen Schlaf erquickt, erfrischt und stärkt, so daß der, welcher auf Gottes Gnade vertraut, aus Ermüdung nimmer in unfreiwilligen Schlaf versinken wird.

Von den Kampfesmüden unterscheiden sich gar sehr die Leichtsinnigen, welche zwar zunächst den geistigen Schlaf nicht beabsichtigen, so daß er

bei seinem Eintreten immerhin in einem gewissen Sinne unfreiwillig genannt werden kann, die aber doch, sei es aus Unerfahrenheit, sei es aus Übermut, durch allerlei Zerstreuungen, unnütze und zwecklose Anstrengungen, durch übertriebene Freude über die gewonnenen Vorteile ihre Kräfte vollends so sehr ermüden, daß sie sich dem geistigen Schlafe überlassen müssen. Es sind dies jene Guten, welche sich freiwillig in die Gefahr begeben und aus herzlicher Freude über den Frieden der Seele sich weltlichen Freuden im Übermaße hingeben; jene, welche mit vollen Segeln aus dem Hafen steuern und zur Not mit einem kümmerlichen Wrack dahin zurückkehren.

Die Guten müssen stets wachsam sein, d. h. nun aber nicht bloß, sie dürfen zunächst nicht schlafen. Nicht bloß, was die Guten nicht thun dürfen, soll uns heute beschäftigen; auch das, was sie thun sollen, was wachen heißt, wollen wir betrachten. Und da finde ich denn, daß „wachen" heißt: Aufmerken, die Feinde im Auge behalten, die eigenen Kräfte sammeln, sie erhalten und vermehren, sie rüsten und mustern, damit sie in jedem Augenblicke kampfbereit, mit Überlegung und Ruhe, mit Todesmut und einiger Sicherheit kämpfen und siegen können.

Wachen heißt zunächst aufmerken, heißt beständig bemüht sein, sofort die Gefahren und Gelegenheiten zur Sünde kennen zu lernen. Alles, was in uns und außer uns ist, was uns wirklich begegnet oder sich ereignen könnte, sofort in seinem Verhältnisse zur Tugend oder zur Sünde auffassen, um wenn möglich schon ein gewisses Vorauswissen von dem zu besitzen, was eintreten könnte oder wirklich eintreten wird. Mit dem Wachen verträgt sich darum durchaus nicht das planlose Aufeinanderfolgen von Gedanken, Neigungen und Begierden, das wäre vielmehr ein Träumen. Wachen dagegen verlangt in uns eine bestimmte Ordnung in unserer Seelenthätigkeit, wobei als Richtschnur die Tugend dient, nach welcher sich alle unsere Gedanken, Neigungen, Begierden, Worte und Werke zu richten haben.

Wachen heißt sodann die Feinde im Auge behalten. Die inneren und äußeren Feinde der Guten ruhen nur scheinbar, machen Scheinbewegungen, um zu täuschen, und warten eine günstige Gelegenheit ab, um dann mit Erfolg schaden zu können. Dieser Wahrheiten müssen die Guten sich stets bewußt bleiben und darum nie den Feinden ihrer Tugend trauen. Diese Feinde schließen keinen Frieden, und ihre Unthätigkeit, welche wie Erschlaffung und Aufgeben ihrer Pläne aussieht, ist nichts weiter als kluge Berechnung, um auf ungeahnte Weise den Kampf sofort wieder aufzunehmen, sobald Ort, Zeit und andere Umstände einen Sieg wahrscheinlich erscheinen lassen. Daher gilt es, sich nicht täuschen zu lassen. Denn gerade auf Täuschung ist es dabei abgesehen, und nichts ist den Guten gefährlicher, als das Bewußtsein,

daß nun nichts mehr von den Feinden zu fürchten sei. Wie so mancher Fromme glaubt sein Fleisch, seine Neigungen und Begierden so sehr in seiner Gewalt zu haben, daß er ihnen manches nachsieht, und so schleicht sich allmählich das Gift ein, das seinen sittlichen Tod so schnell und oft für immer herbeiführt. Der Geiz erscheint anfänglich im Gewande der Sparsamkeit, die Verschwendung in dem der Freigebigkeit; der Hochmut im Gewande des berechtigten Stolzes, die Selbstsucht und Eigenliebe in dem schönen Gewande der christlichen Selbstliebe. Die Übergänge sind da so zart und fein, daß nur ein sehr geübtes Auge und die größte Wachsamkeit sie zu erkennen vermag; sie sind um so täuschender, als sie stetig und langsam von statten gehen, und während die Guten diese Feinde ihrer Tugend noch fern wähnen, haben sie sich ungemerkt bereits in ihrem Herzen festgesetzt und suchen sich zu behaupten. Vor einer solchen Täuschung bewahrt nur die gewissenhafteste Wachsamkeit.

Wachen heißt ferner die eigenen Kräfte sammeln, sie erhalten und vermehren. Die Tugend ist nur eine; die einzelnen Tugenden aber sind ebensoviele Erscheinungen einer und derselben Tugend. Das kann von den Guten nicht oft genug beherzigt werden. Ganz thöricht wäre es demnach, wollten die Guten ihre Kräfte zersplittern und dieselben nur einer einzelnen Tugend widmen, in der ganz falschen Meinung, daß sie nach Aneignung einer Tugend leicht dann auch die übrigen sich aneignen würden. Keine einzelne Tugend, sie mag heißen wie sie will, kann ohne alle übrigen vorhanden sein. Die Sanftmut ohne die Herzensreinigkeit ist nur ein Schein von Sanftmut, gleichwie auch die Ehrfurcht vor Eltern und Vorgesetzten nur eine scheinbare ist, wenn ihr die Liebe zu Gott fehlt. Die Liebe zu Gott ist die wahre Tugend. Wo diese Tugend ist, da sind alle Tugenden, und wo jene fehlt, da fehlen auch alle übrigen. Die eigenen Kräfte sammeln heißt daher, alle Kräfte der Seele und des Leibes auf das eine Ziel, die Liebe zu Gott, hinlenken; sie ist der einzig wahre und heilsame Sammelpunkt für jene; nur so werden die Kräfte trotz aller Anstrengung und Übung erhalten; ja sie werden sogar, je mehr angestrengt, desto mehr gestählt und vermehrt. Die gewöhnliche Folge der Zersplitterung aber ist Mutlosigkeit, Verzagtheit und Verzweiflung, wenn alle Bemühungen, gut zu leben, erfolglos bleiben. Einigkeit thut hier mehr als sonst not, weshalb wir denn auch bei allen Heiligen Gottes kein anderes Bestreben wahrnehmen, als in allen Dingen den Willen Gottes zu thun, d. i. nur ihn allein zu lieben mit allen Kräften der Seele und des Leibes.

Wachen heißt endlich, die eigenen Kräfte ausrüsten und mustern; heißt mit dem Verstande und dem Gedächtnisse die erhabenen Religionswahrheiten gläubig erfassen und treu behalten, den Willen an ihnen üben, das Herz

daran gewöhnen und die böse Begierlichkeit bezähmen und unterwerfen. Und sie mustern heißt insbesondere, sich fortwährend von dieser Seelenverfassung überzeugen, um sie dann mit dem Leben unseres göttlichen Heilandes und seiner Heiligen zu vergleichen und diesen Vorbildern nach Möglichkeit gleichförmig zu machen.

So werden wir die schönen Worte des großen Weltapostels auch an uns zur Wahrheit machen und die Rüstung Gottes anziehen. Die Lenden umgürtet mit Wahrheit, angethan mit dem Panzer der Gerechtigkeit und beschuht an den Füßen mit der Bereitschaft für das Evangelium des Friedens werden wir den Schild des Glaubens, den Helm des Heiles und das Schwert des Geistes ergreifen, um zu kämpfen wider Fleisch und Blut, wider die Geister der Bosheit.

O so wachet denn, im Herrn Geliebteste! Nur so werdet ihr dem Greuel der Verwüstung, welchen die Todsünde immer in ihrem Gefolge hat, entgehen! Amen!

Zur Erstkommunionfeier.

„Aus dem Munde der Kleinen hast du, o Gott, dir Lob bereitet." (Ps. 8, 3.)

In Christo geliebte Zöglinge!

So wäret ihr denn das erste Mal zur heiligen Kommunion gegangen; der Herr hat Einzug gefeiert in euer von Sünden gereinigtes Herz; mit ihm sind bei euch eingekehrt Freude und Friede, Glück und Wonne, irdische und himmlische Seligkeit. Euer Glaube ist gestärkt: der Glaube an die Gegenwart Jesu im allerheiligsten Altarssakramente. Eure Hoffnung ist zuversichtlicher geworden: die Hoffnung auf eine würdige Kommunion. Die Liebe ist glühender geworden: die Liebe zu Gott und dem Nächsten, die Liebe zur Kirche und zu ihren Gnadenmitteln. Die Reue ist vollkommener: die Reue über eure Sünden; ihr hattet den Herrn Jesum betrübt durch eure Sünden; gleichwohl kehrte er bei euch ein, nachdem ihr ihn um Verzeihung gebeten; er giebt sich euch ganz, nachdem ihr ihm euer Herz geschenkt habt. Eure Andacht ist inniger: Heute dauert euch der Gottesdienst nicht zu lange; heute fällt euch das Knien nicht zu beschwerlich; heute betet ihr gern und viel; heute falten sich die Hände noch einmal so schnell; heute machet ihr die wertvollsten Versprechungen. O herrlicher Gnadentag, an welchem Kinderherzen aufjubeln vor innerer heiliger Freude und das Wort des Psalmisten

zu neuer geschichtlicher Wahrheit machen: „Aus dem Munde der Kleinen hast du, o Gott, dir Lob bereitet.“

Ach könnte ich diesen Tag mit seinen Gnaden und Freuden festbannen in euren Herzen, ich thäte es und könnte mich darob glückselig preisen. So aber lehrt leider die Erfahrung, daß dieser Tag oft einzig in dem Leben sehr vieler Menschen dasteht. Nun so bewahret wenigstens das Andenken an den heutigen Tag durch euer ganzes Leben, und diese Erinnerung wird für euch ein süßer Trost im Leiden, ein Freudenquell in der Betrübnis und ein sicherer Wegweiser für das Leben sein.

Mit dem heutigen Tage hat euer Kindesalter in einem gewissen Sinne sein Ende erreicht. Wenn wir Erwachsenen es betrachten, wie ganz anders erscheint es uns als euch. Ihr seht das Kindesalter voller Leiden und Qualen; die kleinen Pflichten, die eure Eltern euch auferlegten, waren euch nicht selten lästig. Die kleinen Freuden, die euch aus Rücksicht auf eure Gesundheit versagt werden mußten, machten euch verdrießlich und rissen euch nicht selten zu Verwünschungen gegen eure besten Freunde hin. Die Aufgaben und Arbeiten der Schule waren euch oft eine unerträgliche Last, so daß ihr bisweilen in dem Glauben lebtet, daß ihr wer weiß wie glücklich sein würdet, wenn die Schule euch nicht mehr beschäftigen würde. Das und einige Zwistigkeiten mit euren Geschwistern und Spielgenossen waren eure Leiden, weswegen ihr euch manchmal namenlos unglücklich fühltet. Indes wir — eure erwachsenen Mitbrüder und Mitschwestern in Christo Jesu unserem Herrn —, wir haben für eure Leiden nur ein wehmütiges Lächeln, wenn wir sie recht betrachten. Bald werdet auch ihr es einsehen; denn bald werden ganz andere Leiden euer Herz heimsuchen. Das Leben ist eben in Wirklichkeit ganz anders, als man es sich in der Jugend träumt. Versuchungen aller Art werden an euch herantreten, da heißt es kämpfen und leiden. Hoffnungen werden zu Wasser werden und eure Augen werden heiße Thränen vergießen; Freunde werdet ihr suchen und sie nicht finden. Ihr werdet Trost verlangen, und niemand wird ihn euch spenden. Ihr werdet euer Leid klagen und taube Ohren finden. Ihr werdet um Hilfe bitten und ein vielsagendes Achselzucken bemerken. Ihr werdet eure Eltern suchen, ihr wollt sie um Rat fragen, ach und die Eltern, sie können euch nicht mehr helfen und raten, sie ruhen längst im Grabe. Ihr werdet euch andern Menschen anschließen und schimpflich verraten werden. Und wäret ihr auch klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben: Leiden und Schmerzen werden für euch nicht ausbleiben.

O wenn also euer armes Herz im Leben von allen Seiten bedrängt und eingeschlossen sein wird, dann erinnert euch an den heutigen Gnadentag; erinnert euch, daß ich

es euch gesagt habe. Denket an das heutige Herzensglück und kommet zu Jesus im allerheiligsten Sakramente. Hier findet ihr süßen Trost in euren Leiden; Jesus hört gern und geduldig eure Klagen an; er wird Mitleid mit euch haben, und geteilter Schmerz ist ja halber Schmerz.

Und gesetzt auch den Fall, euer Lebensweg wäre ringsum mit Blumen bestreut, und ihr hättet von niemand etwas zu leiden, wird es da in eurem Innern ebenso ruhig und friedlich sein? — O glaubet es nimmermehr! Eine ungetrübte Freude giebt es auf dieser Welt nicht. Haben wir auch vielleicht einmal keine begangenen Sünden zu bereuen, so ist es die Furcht, daß wir in Zukunft sündigen könnten, die uns betrübt, auch wenn wir frohen Sinnes und Herzens zu sein scheinen. Wenn wir auch noch so große Fortschritte im Guten machen, es bleibt uns immer noch viel zu thun übrig; wenn wir noch so sorgfältig unsere Gedanken bewachen, es giebt täglich solche, die uns beunruhigen; auch wenn wir noch so vorsichtig im Reden sind, es entschlüpft immer noch so manches Wort, welches nicht hätte gesprochen werden sollen; auch wenn unsere Werke noch so vorzüglich sind, wir selber sehen immer noch Mängel und Fehler genug an denselben. Mit einem Worte des Heilandes: Wenn wir auch alles gethan haben, so sollen und müssen wir doch sagen: Wir sind unnütze Knechte. Das muß uns aber betrüben, und diese Betrübnis wird auch euch nicht erspart bleiben.

O wenn also euer armes Herz im Leben von Betrübnis heimgesucht sein wird, dann erinnert euch an den heutigen Gnadentag. Werdet nicht mutlos, wie so viele, die sagen: Was nützt mir meine Frömmigkeit; ich bin doch nicht glücklich, weil ich selbst dann, wenn ich alles Gute gethan habe, immer noch sagen soll: Ein unnützer Knecht bin ich. Erinnert euch dann, daß ich es euch gesagt habe. Es ist ein großer Unterschied zwischen Selbsttadel und Selbsttadel. An den Früchten des Selbsttadels werdet ihr erkennen, ob er von Gott oder vom Teufel zu kommen scheint. Wenn ihr bei allem Selbsttadel demütig bleibt und immer noch Lust zum Guten habt, so kommt der Selbsttadel von Gott, und ihr müßt ihn mit Dank annehmen. Wenn aber der Selbsttadel euch verwirrt, kleinmütig, mißtrauisch, träge und nachlässig im Guten macht, so seid versichert, daß jene Betrübnis von dem Teufel kommt. Überlasset euch solcher Betrübnis nicht! Denket an das Herzensglück des heutigen Tages und kommet zu Jesus im allerheiligsten Sakramente. Hier findet ihr in eurer Betrübnis den Freudenquell. Jesus wird euch laben mit Lust und Mut, rüstig auf der Bahn der Tugend fortzuschreiten, und ein gewarntes Herz ist ja halb gerettet.

Im Herrn geliebteste Zöglinge, so betretet denn ruhig und besonnen den gefahrvollen Weg dieses Lebens. Ich habe geglaubt, euch auf das aufmerksam machen zu sollen, was euch in der Welt erwartet. Warum

sollte ich es auch nicht sagen. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Leiden erwarten euch, und falsche Freunde werden sich zu euch gesellen und sich stellen, als ob sie mit euch Mitleid hätten; o folget ihnen nicht! Schließet euch durch euer ganzes Leben Jesu und seiner Kirche an. Euer bester Freund bleibe immerdar der Priester, euer Seelsorger. Kommet regelmäßig in die Kirche, um seine Ermahnungen und Belehrungen zu hören und zu beherzigen. Gehet öfters im Jahre zu den heiligen Sakramenten. Hütet euch vor Sonntagsarbeit, auf welcher ganz gewiß kein Segen ruht. Werdet achtbare, rechtliche und ehrliche Menschen.

Der Grund, der dazu in der Schule gelegt wurde, ist durchaus gut. Meine besten Wünsche nehmet mit auf den Weg. Der Herr erleuchte euren Verstand, damit ihr fortschreitet in der Erkenntnis der christlichen Glaubenswahrheiten; der Herr bewege euren Willen, daß ihr allzeit bereit seid, das Gute zu thun und das Böse zu unterlassen; der Herr rühre eure Herzen zu aufrichtigen Reuethränen, wenn ihr das Unglück haben solltet, in eine schwere Sünde zu fallen; der Herr sei euer Wegweiser für das Leben.

O Jesu, du süßer Trost im Leiden, du Freudenquell in der Betrübnis, du Wegweiser für das Leben, siehe gnädig diese Kleinen an; ich empfehle sie deinem väterlichen Herzen, dir gehören sie, o lasse sie nicht verloren gehen, damit sie dich im himmlischen Vaterlande loben und preisen bis in alle Ewigkeit. Amen!

Zur Einweihung einer Kirchenorgel.

„Preiset, ihr Frommen, alle den Herrn!" (Dan. 3, 90.)

In Christo geliebte Zöglinge!

Halleluja! So klang es durch die festlich geschmückten Räume unseres Gotteshauses, und fröhlich fiel unsere neue Orgel mit mächtig ergreifenden Tönen ein; auf den Flügeln der Luft schwang sich der Ton des Halleluja zum Throne des Allerhöchsten hinauf; unsere Herzen sind gerührt; unsere Gemüter fühlen sich erhoben, so daß wir wohl geneigt sind, einiges über die Orgel, dieses majestätische Musikinstrument zu vernehmen.

Nach der frommen Sage soll die hl. Cäcilia die Erfinderin der Orgel sein. Sie war eine fromme Römerin und lebte in der Zeit der grausamen Christenverfolgungen, in einer Zeit, die jener sehr ähnlich war, da der große Prophet Daniel am Hofe des babylonischen Königs Nabuchodonosor war, welcher sich als Gott anbeten ließ. Die Juden aber, welche

selbst in der babylonischen Gefangenschaft noch nicht verlernt hatten, den wahren Gott anzubeten, weigerten sich entschieden, dem König göttliche Ehre zu erweisen. Die grausamste Verfolgung derselben war darum ganz natürlich. Drei sehr vornehme Gefangene mit Namen Sidrach, Misach und Abdenago wurden in einen Feuerofen geworfen, von Gott aber auf wunderbare Weise gerettet.

Ein ähnliches Schicksal hatten später die Christen unter den römischen Kaisern. Sie schwebten alle Augenblicke in der Gefahr, gleichwie jene drei vornehmen Juden, gemartert zu werden. Während der grausamen Verfolgungen erinnerten sich daher die Christen mit großer Vorliebe jener drei Männer im Feuerofen, deren Bild man heute noch in den unterirdischen Kirchen zu Rom sehen kann. Das Bild zeigt drei junge Männer im Feuerofen, sie stehen aufrecht, haben die phrygische Mütze auf dem Kopf, ein weites Gewand wogt um ihren Leib und ihre Hände sind zum Gebete ausgestreckt. Beim Anblicke dieser glaubensstarken Heldenjünglinge wurden die Christen zur Standhaftigkeit im Glauben und zum freudigen Gottvertrauen ermuntert.

Als nun die drei Männer im Feuerofen sahen, daß sie trotz der großen Glut unversehrt blieben, also von Gott aus den Händen ihrer Feinde errettet wurden, stimmten sie einen herrlichen Lobgesang an. Sie fordern in einem kunstvollen Liede alle Werke des Herrn auf, ihn zu preisen. „Es sollen benedeien Priester und Diener des Herrn, die Geister und Seelen der Gerechten, die Gottseligen und Herzdemütigen. Es sollen benedeien Berge und Hügel, Quellen, Flüsse und Meere; es sollen benedeien Ungetüme der Gewässer, Vögel des Himmels, Wild und Hausvieh, alle Menschenkinder. Es sollen benedeien die Engel, die Himmel, alle Gewässer jenseits des Himmels und alle Kräfte des Herrn; es sollen benedeien Sonne und Mond, Sterne, Regenschauer und Nachttau; Stürme Gottes. Benedeien sollen den Herrn Feuer und Hitze, Kälte und Wärme, Tau und Reif. Es sollen benedeien den Herrn Eis und Schnee, Nächte und Tage, Licht und Dunkelheit, Blitz und Wolken."

Diesen großartigen Lobgesang stimmten die Christen so gern während des Gottesdienstes aus Dankbarkeit für die Errettung aus grausamen Verfolgungen an. Ein mächtiger Tönestrom ist es, der in diesem Liede daherbraust. Denket euch Menschenstimmen vermischt mit Engelharmonien, begleitet von dem tausendfältigen Gesange der Vögel, getragen von dem Rauschen des Meeres und dem Donner mächtiger Wasserfälle. O welch ein Lied, welch ein Lobgesang! Dazwischen das entzückende Piano der lispelnden Quelle und des schäkernden Baches, wundersam sich fügend den Tönen der Hirtenflöte von Berg und Thal. Das allmähliche Anschwellen der Töne vom Säuseln des Südwindes und eigentümlichen Geräusch des Regenschauers bis zum Toben der Stürme Gottes, getragen

von den rollenden Tönen des Donners, dieses mächtigen Grundbasses im Liede der Schöpfung.

O Einbildungskraft, himmlische Gabe! Das alles stellest du der hl. Cäcilia vor; sie wird durchdrungen von der Sehnsucht, jenes Lied der Schöpfung, welches die drei Männer im Feuerofen sangen, nachzuahmen. Die Männer sangen: „Es sollen benedeien die Menschen, Engel, Tiere, Gewässer, Winde und Meere". Cäcilia wollte alle diese Stimmen hören, um sich einen Begriff zu machen von dem Liede der Schöpfung. Sie wollte Menschen- und Engelstimmen harmonisch vereinigt hören und erfand die Orgel, diesen Wunderbau voll Stimmen alles Lebenden. „Diesen Tempel, der, von Gotteshauch beseelt, der tiefsten Wehmut herzerschütternde Gewalt mit leisem Klageflötenton, und Jubel-, Zimbeln- und Schalmeienklang mit Kriegsdrommetenhall und mit dem Rufe der siegenden Posaune kühn verband. Vom leichten Hirtenrohr stieg der Schall zum Paukendonner und der weckenden Gerichtsdrommete. Es stürzen Gräber! Horch, die Toten regen sich! — Wie schwebt jetzt der Ton auf aller Schöpfung Fittichen erwartend. Und die Lüfte rauschen. Hört, Jahveh kommt! Er kommt! Sein Donner ruft! — In sanft anwehendem, beseeltem Ton der Menschenstimme spricht der Gütige anjetzt; das bange Herz antwortet ihm — bis alle Stimmen nun und Seelen sich zum Himmel heben, auf der Wolke ruhen — ein Halleluja! — betet, betet an!"

Ein solcher Bau der Harmonien hat sich auch in unserem Gotteshause erhoben. Dankbaren Herzens blicken wir heute zu ihm hinauf und freuen uns aus ganzer Seele. Dabei vergessen wir aber zweierlei nicht: daß die Orgel ihre Entstehung der grausamen Christenverfolgung verdankt und uns durch ihr harmonisches Wesen fortwährend zur wahren Vereinigung mit Gott und dem Nächsten ermahnt. In Zeiten grausamer Verfolgungen, da sind die Gotteshäuser voll von Bedrängten und Geängstigten. Wie spricht doch da die Orgel zum Herzen so mild und doch so verständlich. Die Flöte mit dem vollen und doch so weichen Tone träufelt erquickenden Balsam in unser klagendes Herz. Der mehr rauschende Ton des geschmackvollen Salizet bläst gleichsam auf die brennenden Wunden unseres Herzens und benimmt ihnen das Schmerzliche. Und der Prinzipal, ob klein ob groß, beherrscht das ganze und ist das Tönemeer voll Kraft und Ausdruck. Balsam, Kühlung, Kraft, das ist, was unsere Orgel verkörpert, das jeder sich zu eigen machen kann, wenn er in Herzensbedrängnissen unsere Orgel wohl versteht. O komm, im Herrn geliebte Schar, und erbaue dich an ihren Tönen, wenn Leiden dich niederdrücken; hörst du den lieblichen Ton der Flöte, o so denke an den Balsam der göttlichen Gnaden, deren du ja zu allem bedarfst. Hörst du

den säuselnden Ton des Salizet, o so denke an das Wehen des Heiligen Geistes und bitte ihn, daß er auf dich herabkommen möge. Hörst du den lauten, durchdringenden Prinzipal, o so denke an die christlichen Grundsätze, welche in allen deinen Gedanken und Werken vorherrschen und durchleuchten sollen. Die Orgel ist ein Kind der Christenverfolgung und darum vor allem geeignet, uns zu trösten und zu stärken.

Diese gnadenvolle Wirkung bringt sie aber nur dadurch hervor, daß die Hunderte von Tönen genau abgemessen und richtig geordnet sind. Alle Töne richten sich nach einem; keiner ist zu laut, keiner zu schwach; mit einem Worte: da herrscht Harmonie. Seht da unser Vorbild! Auch wir sollen harmonieren, in Frieden miteinander leben, und kein Mißton soll störend in unser christliches Gemeinschaftsleben fallen. Stimmen wir unsere Herzen nach dem maßgebenden Tone, den unsere heilige Kirche angiebt, und wir bilden trotz aller Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit unserer Herzens- und Naturanlagen die schönste und vollendetste Seelenharmonie. Ach wie schön müßte es sein, wenn der kostbare Bau der Harmonie dort oben das richtige Bild unserer Seelenharmonie wäre. Dann könnten wir frohen Herzens immerdar singen: „Preiset, ihr Frommen, alle den Herrn; lobet ihn, weil in alle Ewigkeit währet sein Erbarmen!“ Amen!

FATHERS' LIBRARY
TECHNY, ILL.

CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
3 0311 00103 9358

WITHDRAWN

53664

BX 1756 .Z8 M84 1901
Müller, Karl Joseph, 1840-
Theophilus

BX 1756 .Z8 M84 1901
Müller, Karl Joseph, 1840-
Theophilus

PLEASE *see that this book is returned* ON TIME: *others may be waiting for it.*

KINDLY *refrain from defacing this book in any way, and also from leaving* MARKERS *of any kind between the pages.*

3 0311 00103 9368